Princeton University Library
32101 064095084

Digitized by Google

0902
.407
v.45,pt.3

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

45. Jahrgang.

Drittes Quartal.

Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1886.

Inhalts-Verzeichnis.

Jahrgang 1886. Drittes Vierteljahr.

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege, Verwaltung.

Die Zukunft des Zentrums. S. 49.
Noch einmal die Anträge Hammerstein. S. 466.

Die Arbeiterschutzgesetzgebung in Belgien. S. 1.
Die Neuhebridenfrage. S. 28.
Aus Oesterreich. S. 193.
Allgemeineres über Irland. S. 197.
Chauvinisten und Regierung in Rußland. 1. S. 289. — 2. S. 337.
Ein zukünftiger Kriegsschauplatz. 1. S. 385. — 2. S. 433.
Bulgarien und sein Fürst. Blicke auf ihre letzten acht Jahre. 1. S. 481. — 2. S. 529. — 3. S. 577.

Die Zuckersteuer und ihre Reform. S. 97.
Einfamilienhäuser und großstädtische Villen. S. 195.
Die deutsche Landliga und ihre Bestrebungen. S. 441. 488. 536.

Rußlands Finanzen und die Entwertung seiner Valuta. Von Ludwig von Hirschfeld. (Schluß.) S. 57.
Etwas über Sklaverei. S. 295.

Die Meineidpest. S. 344. 392.
Schwur- und Schöffengerichte. Von Karl Meisel. S. 584.

Die Verwaltung der Ortspolizei in den Städten. S. 241.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Die Kaiserwahl vom Jahre 1519 und Karls V. Anfänge. Von Gottlob Egelhaaf. S. 308. 359. 407.
Margarethe von Navarra. S. 160.
Wallensteins erstes Generalat. S. 457.
Scharnhorsts Leben bis zu seinem Eintritt in den preußischen Dienst. Von Wilhelm Altmann. S. 6.

Die Begründer der Fabrikation europäischen Zuckers. S. 223.

Literaturwissenschaft.

Antike Märchen in deutschem Gewande. Von Adolf Thimme. S. 22. 82.
Die Poetik der Renaissance. S. 548.
Auch eine Goetheerinnerung. S. 415.
Schiller der Demokrat. S. 145.
Hermann Lotzes kleine Schriften. Von Fritz Kögel. S. 204.
Der oberösterreichische Bauernphilosoph. S. 15.
Marie von Ebner-Eschenbach. Von Moritz Necker. S. 72.
Alexander von Roberts. Von Moritz Necker. S. 603.

Björnstjerne Björnson. Von Moritz Necker. S. 315.
Zur Charakteristik Turgenjews. S. 553.

Kunst- und Altertumswissenschaft. Kunstpflege.

Die neuen Publikationen des deutschen archäologischen Instituts. S. 117.

Die Historienmalerei auf der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung. Von Ad. Rosenberg. 1. S. 214. — 2. S. 258.
Porträt, Genre und Landschaft auf der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung. Von Ad. Rosenberg. 1. S. 507. — 2. S. 557.

Verschiedenes.

Die Reformbestrebungen in der deutschen Studentenschaft. S. 125.
Nervöse Maler. S. 171.
Sein System. (Dr. Gustav Jäger.) S. 174.
Allerlei Laufbahnen. Erinnerungen eines alten Journalisten. 1. Dr. Schmauch. S. 178. — 2. Für Moritz ist mir gar nicht bange. S. 181. — 3. Auch wenn du Ischariot hießest! S. 266. — 4. Blumberg und Bergblum. S. 269. — 5. Die neue Trompete. S. 368. — 6. Ein diplomatischer Korrespondent. S. 371.

RECAP
835691
1886

Skizzen aus der Levante und Griechenland. Von H. Scherer. 3. S. 250.
Germanische Altertümer aus den Bauerdörfern Nordungarns. Von Karl Rhamm. 1. Durch slowakisches Land nach Deutsch-Praben. S. 497. 592.
Sachverständiges über den Spiritismus. S. 514.

Roman.

Camoëns. Von Adolf Stern. (Fortsetzung und Schluß.) S. 35. 88. 136. 185. 230. 271.
Aus der Chronik derer von Risselshausen. Von Margarethe von Bülow. S. 325. 372. 420. 473. 521. 565. 609.

Notizen.

Eine verborgene Quelle sozialistischer Ideen. S. 42.
Herr Friedeberg aus Tilsit. S. 45.
Altweibersommer. S. 142.
Zur Bedeutung des Eides bei den Sozialdemokraten. S. 191.
Das Schauspielertalent der Deutschen. S. 238.
Goldwährung. S. 283.
Verein gegen Wucher im Saargebiet. S. 285.
Weimar und Umgebungen. S. 285.
Die reformburschenschaftliche Bewegung. Von Conrad Küster. S. 332.
Ungarisches. S. 334.
Nochmals der Altweibersommer. S. 335.
Val d'Annviers. S. 574.
Der Philosoph von Sanssouci. S. 617.

Literatur.

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden.)

*M. Lehmann, Scharnhorst. Erster Teil. S. 6.
*K. Doubler, Leben und Briefwechsel. S. 15.
B. Bucher, Mit Gunst! S. 46.
G. H. Schneideck, Der Auszug nach Kahla. S. 47.
K. Busken-Huet, Rembrandts Heimat. S. 95.
Deutscher Geschichtskalender für 1885. Zweiter Teil. S. 143.
*F. Lotheißen, Königin Margarethe von Navarra. S. 160.
*G. Jäger, Mein System. S. 174.
*H. Lotze, Kleine Schriften. Erster Band. S. 204.
E. Heyck, Heidelberger Studentenleben. S. 239.
K. M. W. Uschner, Die Fee von Heidelberg. S. 240.
A. Huschke, Illustrirter Städteführer durch Thüringen. Erster Band. S. 285.
A. v. Reumont, Charakterbilder aus der neueren Geschichte Italiens. S. 285.
F. H. Ranke, Jugenderinnerungen. S. 286.
H. Brockhaus, De sculptura von Pomponius Gauricus. S. 287.
H. Lutsch, Die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau. S. 288.
A. Bolze, Die Praxis des Reichsgerichts in Zivilsachen. Zweiter Band. S. 336.
R. Falkenberg, Geschichte der neueren Philosophie. S. 381.
H. Romundt, Ein neuer Paulus. S. 381.
L. Felix, Der Einfluß der Sitten und Gebräuche auf die Entwicklung des Eigentums. S. 382.
L. Ganghofer, Die Sünden der Väter. S. 382.
F. v. Holzhausen, Sorathi. S. 384.
R. v. Stackelberg, Schloß Hohenburg im Isarthal. S. 429.
K. A. Fetzer, Gedichte. S. 430.
J. v. Wildenradt, Schön-Düwcke. S. 432.
*A. Gindely, Waldstein während seines ersten Generalats. S. 457.
*K. Borinski, Die Poetik der Renaissance. S. 548.
R. Eucken, Beiträge zur Geschichte der neueren Philosophie. S. 578.
B. Schwarz, Die Erschließung der Gebirge. S. 578.
E. Zeller, Friedrich der Große als Philosoph. S. 617.
Gegen den Strom. Zweite Serie. S. 620.

Die Arbeiterschutzgesetzgebung in Belgien.

Die Unruhen, welche im Frühjahr dieses Jahres unter den belgischen Arbeitern einen so außerordentlichen Umfang angenommen und mit Vernichtung zahlreicher Menschenleben, Zerstörung wertvollen Eigentums und Zunahme der Arbeitslosigkeit und Erbitterung geendet haben, lenkten die maßgebenden Kreise, welchen die Geschicke ihres Vaterlandes zu Herzen gehen, auf die Ursachen dieser Erscheinungen. Es wurde bereits im April dieses Jahres eine Untersuchungskommission eingesetzt, welche sich mit der Ergründung dieser Verhältnisse beschäftigen und Mittel zur Verhütung ähnlicher Vorkommnisse vorschlagen soll.

Die Kommission wird ihre Arbeiten nicht ohne große Mühe und Zeitaufwand vollenden können, denn kaum in einem andern Teile des Kontinents liegen die sozialen Verhältnisse noch in so geheimnisvollem Dunkel wie in Belgien. Belgien ist bekanntlich das Musterland des Parlamentarismus, die politische Herrschaft wechselt mit dem Augenblicke, in welchem die eine Schale der Wage auch nur um ein Geringes unter die andre Schale sinkt. Die Gegensätze der beiden Parteien, welche bisher in dieser Herrschaft abwechselten, sind so groß, daß andre Interessen als politische garnicht in Frage kommen. Das ganze Land, von einer Grenze zur andern, ist nur eine einzige Fabrik oder Grube, kennt aber auch sozial nur zwei Klassen, nämlich Reiche und Arme, auf der einen Seite einen sehr reichen Stand von Fabrikanten oder Bergwerksbesitzern, auf der andern eine zahlreiche Masse eines ungebildeten und rohen, in sehr gedrückten Verhältnissen lebenden Arbeiterproletariats. In dem Kampfe der politischen Parteigegensätze huldigten die Liberalen wie die Klerikalen auf dem wirtschaftlichen Gebiete dem unbeschränktesten Laisser faire. Die Fabrikanten und Industriellen suchten — um viel zu verdienen — recht billig herzustellen, also die Löhne möglichst herab-

zudrücken, sodaß periodische Streiks und Unruhen in einzelnen Kohlendistrikten schon seit Jahren an der Tagesordnung sind. Es soll nicht geleugnet werden, daß in den höhern belgischen Klassen die Privatwohlthätigkeit geübt wird, aber sie zersplittert sich wie in den übrigen Ländern in verschiedne Zweige und vermag ohne allgemeinen Plan und die erforderlichen Mittel niemals einen allgemeinen Zustand der Befriedigung hervorzurufen. Die Privatwohlthätigkeit ist auch außer stande, das soziale Übel bei der Wurzel anzupacken; denn sie gewinnt den Arbeiter nicht, weil sie seinen Stolz verletzt.

Von Staatswegen ist bisher nichts geschehen, um die Lage der belgischen Arbeiter zu verbessern. Die Gesetzgebung zum Schutze der Gesundheit und des Lebens der Arbeiter ist eine völlig unzureichende. Es mag daran erinnert werden, daß erst durch das Reglement vom 28. April 1884 verboten wurde, daß Knaben unter zwölf und Mädchen unter vierzehn Jahren in den Gruben „unter Tag" arbeiten. Nicht nur ist diese Altersgrenze eine unzureichende, nicht nur ist die Frauenarbeit unter der Erde ohne weitere Einschränkung gestattet, in den andern Fabrikationszweigen werden sogar zarte Kinder im Alter zwischen neun und zehn Jahren zu den erschöpfendsten Arbeitsleistungen verwendet, und auch die Nachtarbeit wird in vollkommen freier Ausdehnung geduldet.

Bezüglich der Haftpflicht beruht die belgische Gesetzgebung auf den für längst überholte wirtschaftliche Zustände kaum genügenden Vorschriften des Code civil. Ohne zwischen einzelnen Unternehmungen zu unterscheiden, gilt für alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens der gleiche Grundsatz, daß jeder für den von ihm oder von seinen Untergebnen verursachten Schaden haftet (Art. 1383, 1384). Wer Schadenersatz verlangt, muß selbstverständlich den ganzen Kausalzusammenhang beweisen, und so liegt auch dem von einem Unfall betroffenen Arbeiter oder dessen Hinterbliebenen der Nachweis ob, daß der Unfall dem Verschulden des Arbeitgebers zuzumessen sei. Es braucht in diesen Blättern, welche die deutsche Gesetzgebung über die Unfallversicherung der Arbeiter in allen ihren Phasen verfolgt haben, nicht noch besonders ausgeführt zu werden, daß diese Vorschriften in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle zu einem höchst unbefriedigenden Ergebnis führen, indem sie den Arbeiter schutzlos machen.

Nach zwei Richtungen hat die belgische Gesellschaft aus sich selbst heraus diesen so klar zu Tage tretenden Übelständen Abhilfe zu schaffen gesucht. Einerseits bemühte sich eine sehr anerkennenswerte Richtung in der Jurisprudenz, den vorerwähnten Vorschriften eine den heutigen sozialen Verhältnissen mehr entsprechende Auslegung zu geben. Ein im Jahre 1884 veröffentlichtes Werk des ehemaligen Justizministers Sainctelette (La responsabilité et la garantie) suchte die Beweislast bei Arbeiterunfällen umzudrehen, indem es schon aus dem kontraktlichen Verhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeiter folgerte, daß der erstere verpflichtet sei, den letztern vor Unfällen zu behüten, und daß daher bei Eintritt von solchen der Arbeitgeber, um von der Verantwortung frei zu bleiben,

seine Unschuld nachweisen müsse. Dieser Grundsatz würde bei strenger Durchführung zu einem Ruin der Industrie führen und infolge dessen dem ganzen Arbeiterstande schaden, wenn er auch dem Einzelnen im konkreten Falle zu Gute kommen mag; keineswegs werden alle Fälle gedeckt. Bei den belgischen Untergerichten und sogar bei den nur aus Handeltreibenden zusammengesetzten tribunaux de commerce hatte jedoch die Theorie von Sainctelette Anerkennung gefunden, bis sie vom obersten Gerichtshofe durch Urteil vom 8. Januar 1886, welches die herkömmlich gewesene Beweistheorie wieder zur Geltung bringt, beseitigt wurde. In dieser Beziehung teilt die belgische Jurisprudenz das Schicksal ihrer Genossen in andern Ländern, weil man diese ihrem Kerne nach wesentlich soziale Frage nicht nach den Gesichtspunkten des Privatrechts entscheiden kann. Wir erinnern an die vergeblichen Versuche, welche in den letzten Jahren im italienischen Parlamente gemacht worden sind, um die streng juristischen Grundsätze der Haftpflicht mit der Billigkeit, der industriellen Wohlfahrt und dem sozialen Frieden in Einklang zu bringen. Von den zahlreichen Anträgen bezüglich der accidenti degli operaj hat kein einziger allgemeinen Beifall gefunden. Auch die italienische Literatur ist, durch diese Frage angeregt, zu den verschiedensten Vorschlägen gelangt, ohne der Lösung des Rätsels näher zu kommen. Auf dem Boden des Privatrechts ist hier kein erlösender Gedanke mehr zu finden, man muß den erstern gänzlich aufgeben und wird die Rettung aus dem Wirrsal nur aus dem öffentlichen Rechte schöpfen können. Dieses Prinzip liegt bekanntlich den deutschen Gesetzen über die Kranken- und Unfallversicherung zu Grunde, indem es aufs neue die Pflichten, welche sich aus der Gemeinsamkeit des Berufs ergeben, zur Erfüllung bringt. Nicht darum handelt es sich, festzustellen, wie man die Last des Unfalls auf den Betroffenen und seinen Arbeitgeber, sondern wie man sie auf eine so organisirte Mehrheit von Berufsgenossen verteilt, daß den Einzelnen der auf ihn fallende Anteil nicht fühlbar drückt.

Auch dieses Gegenseitigkeitsprinzip ist den in Belgien angestellten Versuchen nicht fremd geblieben. Im Jahre 1851 erging unterm 3. April ein Gesetz bezüglich der Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung (sociétés de secours mutuels), deren Zweck zum Teil mit dem unsrer Kranken- und Sterbekassenvereine, zum Teil mit dem unsrer Konsumvereine und ähnlicher Genossenschaften zusammenfällt und die offenbar nach dem Muster der französischen Gesellschaften gleichen Namens und der englischen friendly society gebildet sind. Diejenigen Gesellschaften, welche ihre Statuten der Gemeindebehörde ihres Sitzes einreichen und durch deren Vermittlung die Genehmigung der Regierung erlangen, genießen die Rechte einer juristischen Person, die Fähigkeit, freigebige Zuwendungen zu erwerben und gewisse Befreiungen von Stempel- und Steuergebühren. Dieses Privilegium war jedoch nicht geeignet, einen besondern Anreiz auf die Gesellschaften zur Erlangung der staatlichen Genehmigung zu bilden.

Obwohl über die anerkannten Gesellschaften eine Statistik vorliegt, so fehlt doch eine solche für die nicht anerkannten, und man kann daher nur willkürlich annehmen, daß sich beide Arten ungefähr das Gleichgewicht halten. Die anerkannten sind bis 1881 auf 195 gestiegen, gegenwärtig sollen deren 212 sein. Im Jahre 1882 zählte man Mitglieder dieser Art 29687 und Mitglieder der andern 23006, auf eine Bevölkerung von fast fünf Millionen also im ganzen kaum mehr als 50000 Mitglieder, wobei zu beachten ist, daß letztere keineswegs ausschließlich dem Arbeiterstande angehören, sondern daß überwiegend kleine Handwerker, frühere Soldaten (sociétés des ex-sous-officiers in Lüttich, Charleroi), Künstler geringern Grades (Antwerpens muzikale kring, artistes musiciens zu Gent), Landleute (sociétés pour les cas de mort ou d'accident parmi le bétail), Lehrer, Dekorirte (société philanthropique des décorés de l'ordre de Léopold zu Brüssel) und ähnliche Klassen des kleinern Mittelstandes zu solchen Vereinen zusammentreten. Die Regierung hat später auf den Unterschied zwischen anerkannten und nicht anerkannten Gesellschaften kein so großes Gewicht gelegt und bei den Auszeichnungen, die den bestgeleiteten sociétés innerhalb eines dreijährigen Konkurses verliehen werden, beide Arten gleich bedacht.

Man sieht aus den Elementen, aus welchen sich diese Gesellschaften bilden, daß sie für den Arbeiterstand als solchen wenig Bedeutung haben. Anders steht es mit den caisses de prévoyance en faveur des ouvriers mineurs. Der gefährliche Beruf der Bergwerksarbeiter hat bekanntlich schon in frühern Jahrhunderten in allen Ländern zu Unterstützungsvereinen im Falle von Verletzungen und Tod geführt, und die deutschen Knappschaftskassen, die sich namentlich in Preußen in der erfreulichsten Weise entwickelt haben, geben ein lebendiges Zeugnis davon. In Belgien ist diese Entwicklung jedoch sehr zurückgeblieben, obwohl auch hier das Gesetz vom 28. März 1868 den Kassen ähnliche Vorteile wie den eben genannten Unterstützungsgesellschaften sichert. Diese Kassen sind lediglich aus humanitären Beweggründen gebildete Vereinigungen, bei denen sich Arbeitgeber und Arbeiter freiwillig zusammenthun, ohne daß irgendwie ein festeres soziales Band zwischen beiden geknüpft würde. Die Beiträge werden teils von dem Lohne der Arbeiter abgezogen, teils durch Zuwendungen der Bergwerksbesitzer, teils durch außerordentliche Unterstützungen der Kommunalverbände oder des Staates zusammengebracht, und auch die Unterstützung ist von der mannichfachsten Art; bald werden nur Pensionen im Falle der Verunglückung und des Todes gezahlt, bald auch solche im Falle der durch hohes Alter eingetretenen Invalidität. Es fehlt allen diesen Kassen und den Gesellschaften ein wesentliches Moment, nämlich das des Zwanges. Daß nur vermöge eines solchen ein ersprießliches Resultat erreicht werden kann, ist ebenfalls wieder durch die neue deutsche sozialpolitische Gesetzgebung bewiesen worden.

Überblicken wir diese kurz skizzirten Ergebnisse der belgischen Arbeiterschutzgesetzgebung, so müssen wir zugestehen, daß dieselbe eine völlig unzureichende ist.

Tritt zu diesen Schäden dann noch bei einer Krisis eine Herabsetzung der Löhne ein, die teilweise bei gewissen Kategorien sogar auf ein bis zwei Franks für den Tag erfolgt ist, dann wird man zugeben müssen, daß der Boden für eine allgemeine Unzufriedenheit gut vorbereitet ist. Derselbe wird noch besonders gedüngt durch Agitatoren aus allen Herren Ländern, welche bei der geographischen Lage Belgiens leicht dort zusammenströmen können und in der sehr ausgedehnten Preß-, Vereins- und Versammlungsfreiheit die bequemsten Mittel für ihre aufreizende Thätigkeit finden. Es wird genügen, daran zu erinnern, daß die Internationale in Belgien ungehindert ihre Kongresse hat abhalten dürfen und daß das heimische Arbeiterelement schon jetzt genügend vorbereitet ist, um fremde Hilfe entbehren zu können. Es muß namentlich noch einmal auch hier hervorgehoben werden, was bereits anderweit festgestellt worden ist, daß bei den Frühjahrsunruhen sich keine fremden Führer bemerkbar gemacht haben. Namentlich sind weder Deutsche noch Franzosen hervorgetreten und unter den Hunderten in Lüttich verhafteten befanden sich nur vier Deutsche, ein Franzose und sechs Holländer, eine Zahl, welche bei der Menge der in den dortigen Gruben und Hütten beschäftigten fremden Arbeiter nicht in Betracht kommen kann. Der vielfach als Agitator genannte Wagener ist kein Deutscher, sondern ein Luxemburger.

Sozialisten hat es zu allen Zeiten gegeben; die σεισάχθεια der Griechen, die leges agrariae der Römer sind sehr deutliche Merksteine sozialistischer Kämpfe, von den großen Handwerkerbewegungen in den deutschen Städten des Mittelalters ganz zu schweigen. Seit der ersten französischen Revolution finden aber die sozialistischen Grundsätze weitere Verbreitung, weil die Massen, auf welche sie berechnet sind, sich zufolge der veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse so vermehrt haben, daß mit ihnen von den Lenkern des Staates und von den herrschenden Klassen gerechnet werden muß.

Die Probleme, welche sich für den Gesetzgeber aus den sozialistischen Erscheinungen ergeben, haben eine endgiltige Lösung noch nicht gefunden. Die wahnwitzigen Projekte der Kommunisten, Anarchisten, Sozialdemokraten und ihrer verschiednen Spielarten haben auf eine Verwirklichung nicht zu rechnen; sie tragen in sich selbst die Unmöglichkeit ihrer Ausführung. Aber dieser Umstand darf die leitenden Kreise nicht dazu veranlassen, daß sie mit verschränkten Armen der Verführung der Massen zusehen, ohne Hand anzulegen, um wirklich vorhandne Mißstände zu beseitigen und das Loos der ärmern Klassen zu verbessern.

Nur im deutschen Reiche ist man der Gefahr mit Ernst entgegengetreten. Inmitten wechselvoller Zeiten, nach einem blutigen Kriege, dessen Früchte gegen alle Seiten zu sichern waren, ohne die freudige Unterstützung der Parlamente und im Kampfe mit widerwilligen oder feindseligen Parteien hat am Abend seines thatenreichen Lebens Kaiser Wilhelm und sein großer Kanzler weder die Mühe noch die Verantwortung gescheut, um mit dem überlieferten Manchestertum zu brechen und der gegenwärtigen und zukünftigen Generation die Wege

einer neuen ſozialpolitiſchen Geſetzgebung zu bahnen. Die Kräftigung der einheimiſchen Induſtrie durch Abwehr übermächtiger Konkurrenz und die Eröffnung neuer Abſatzgebiete ſchützen den Arbeiter vor dem Herabdrücken der Löhne, die Krankheits- und Unfallverſicherung auf dem öffentlich rechtlichen Boden, welcher den ſtaatlichen Zwang mit der korporativen Berufsgenoſſenſchaft vereinigt, ſichern ihn und ſeine Familie gegen das unverſchuldete Unglück von Krankheit und Unfall. Die in Ausſicht geſtellte Verſicherung gegen Invalidität ſoll auch dem unter Mühen alt gewordnen Arbeiter einen ſorgenloſen Lebensabend gewinnen helfen. So werden die Begründer der deutſchen Einheit auch die Vermehrer des ſozialen Friedens heißen.

Wir zweifeln nicht, daß die deutſche ſozialpolitiſche Geſetzgebung die Runde um die Welt machen wird. Die Römer haben in ihrem Privatrechte ihr Reich überdauert, die Engländer durch ihr konſtitutionelles Recht dem politiſchen Leben der Nationen die Wege gewieſen, die Franzoſen mit ihrem gerichtlichem Verfahren weit die Grenzen ihres Staates überſchritten. Das deutſche Volk aber wird durch ſeine ſozialpolitiſche Geſetzgebung das Vorbild für alle Völker der Erde werden.

Scharnhorſts Leben

bis zu ſeinem Eintritt in den preußiſchen Dienſt.

Von Wilhelm Altmann.

Selten hat ſich ein Buch einer ſolchen Beliebtheit erfreut und erfreut ſich derſelben noch heute mit vollem Rechte, wie J. G. Droyſens Lebensbeſchreibung des preußiſchen Feldmarſchalls Grafen York von Wartenburg. Von patriotiſchem Geiſte erfüllt, in wohlklingender, kerniger Sprache, mit vollſtändiger Beherrſchung des Stoffes, mit warmer Hingebung und Empfindung geſchrieben und dabei doch ſtreng objektiv gehalten, iſt dieſes Buch ein unſchätzbares geiſtiges Gut nicht nur aller gebildeten Preußen, ſondern auch faſt aller Deutſchen geworden. Von ſeinem Erſcheinen kann man recht wohl eine neue Epoche in der preußiſchen Geſchichtſchreibung datiren: mit ihm beginnt die Reihe der Biographien jener Kriegsmänner und Feldherren, welche Preußens Größe zu einem guten Teile mit herbeigeführt haben. Den Verfaſſern aller dieſer Lebensbeſchreibungen, von denen als Volksbücher im beſten Sinne des Wortes aus neueſter Zeit Hans Delbrücks Gneiſenau und Georg Winters Zieten zu nennen ſind, hat jenes Droyſenſche Werk unwillkürlich als Vorbild vorgeſchwebt. Dies gilt auch von der neueſten derartigen Biographie, dem Werke des preußiſchen Geheimen Archiv-

rates Max Lehmann über Scharnhorst.*) Dasselbe bietet nicht die erste Lebensbeschreibung des „Waffenschmiedes der modernen deutschen Freiheit," wohl aber die einzige allen Ansprüchen genügende. Als besonders erfreulich muß es angesehen werden, daß der Verfasser es verschmäht hat, gegen seine Vorgänger zu polemisiren, obwohl sich ihm dazu fast auf jeder Seite die beste Gelegenheit geboten hätte. Manchem gelehrten zünftigen Historiker würde es allerdings wohl erwünschter gewesen sein, wenn Max Lehmann bei besonders strittigen Punkten genau angegeben hätte, wie weit er seine Vorgänger überflügelt habe; dem größern Leserkreise aber, an welchen sich das vorliegende Werk bei aller Wissenschaftlichkeit wendet, würde eine fortlaufende Polemik den Genuß und die Freude an dem Buche zum guten Teile verkümmert haben; viele würden es aus diesem Grunde beiseite gelegt haben. Das hat aber das Buch, da der Verfasser jene Klippe vermieden hat, durchaus nicht zu gewärtigen: es ist so vortrefflich gearbeitet, daß seine Lektüre jedem Gebildeten aufs dringendste ans Herz gelegt werden muß. Die größte Freude wird natürlich jeder militärisch Geschulte daran haben: nicht bloß jüngere, sondern auch ältere Offiziere werden es mit dem größten Nutzen lesen und vielfache Anregung daraus schöpfen, ein ganz besondres Interesse müßten die Artillerieoffiziere daran nehmen: ist doch Scharnhorst, wenn auch nicht gerade der Schöpfer der modernen Artillerie, so doch der Artilleriewissenschaft gewesen.

Leicht war übrigens die Aufgabe für den Verfasser nicht; namentlich ließ der Zustand des Quellenmaterials vieles zu wünschen übrig. „Die hochsinnige Sorglosigkeit um den eignen Nachruhm, die Scharnhorst auszeichnete, der wiederholte Wechsel seines Aufenthaltes, die gefährdete Lage des Staates, die ihn nötigte, den schriftlichen Verkehr möglichst einzuschränken: dies alles hat bewirkt, daß die vorhandenen Bestandteile seines Nachlasses von Vollständigkeit weit entfernt sind und gerade über die wichtigste Zeit seines Lebens schweigen. Und in welchem Zustande sind sie auf uns gekommen: vieles kaum leserlich, das Meiste undatirt, Zusammengehöriges getrennt, nicht Zusammengehöriges verbunden."

Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, dem Leser zu zeigen, wie Lehmann seine Aufgabe gelöst hat, indem auf Grund seines Werkes das Leben Scharnhorsts bis zu seinem Eintritte in den preußischen Dienst zur Darstellung gebracht werden soll.

Die Ahnenreihe unsers Helden läßt sich nicht weiter als bis auf seinen Großvater verfolgen, der, Gerdt Jürgen mit Namen, ein Kleinbauer in dem damals kalenbergischen Dorfe Bordenau an der Leine war. Dessen im Jahre 1723 geborner Sohn Ernst Wihlelm, der Vater unsers Scharnhorst, fand Gefallen am Kriegshandwerk: er machte den österreichischen Erbfolgekrieg mit und

*) Scharnhorst. Von Max Lehmann. Erster Teil. Bis zum Tilsiter Frieden. Mit einem Bildnisse und drei Karten. Leipzig, S. Hirzel, 1886. XVI, 543 S.

zeichnete sich darin so aus, daß er es bis zum Wachtmeister, ja sogar bis zum Quartiermeister brachte. Als er nach Beendigung des Krieges nach seinem heimatlichen Dorfe zurückkehrte, ein schöner und gewandter Mann, gewann er bald die Liebe der jüngsten Tochter des reichen und stolzen Rittergutsbesitzers Johann David Tegtmeier, mit der er, obgleich ihre Familie die größten Schwierigkeiten machte, doch am 31. August 1752 den Bund fürs Leben schloß. Unser Held, der in der Taufe die Namen Gerhard Johann David empfing, kam am 12. November 1755 zur Welt. Seine erste Jugendzeit war keine rosige: sein Vater, der anfänglich in Hämelsee, dann in Bordenau als Pächter ein Gütchen bebaute, hatte schwer zu ringen, um seiner in stetem Wachstum begriffenen Familie den Unterhalt zu schaffen; sein Wunsch, das Gut seines 1759 gestorbenen Schwiegervaters an sich zu bringen, trug ihm einen wegen seiner Langwierigkeit kostspieligen Prozeß ein; auch spielte ihm eine Feuersbrunst arg mit. Daß er unter diesen Umständen nicht allzuviel auf die Erziehung seiner Kinder verwenden konnte, ist klar. Aus diesem Grunde konnte er auch zunächst seinen ältesten Sohn nicht die höhere militärische Laufbahn einschlagen lassen, woran dieser von frühester Jugend auf gedacht hatte; er ließ ihn Landwirt werden, doch konnte und wollte er auch nicht verhindern, daß er von einem alten Hauptmanne Unterricht in militärischen Dingen und vor allem in der Mathematik empfing, sowie überhaupt jede Gelegenheit ergriff, um die Lücken seiner mangelhaften Bildung auszufüllen. Als aber der alte Scharnhorst im Jahre 1772 den Prozeß gewann und damit Besitzer des Tegtmeierschen Gutes und als solcher Mitglied der kalenbergischen Landschaft wurde, setzte er, zumal da er sich ebenso gut wie die adlichen Herren dünkte, seinen Ehrgeiz darein, seinen Sohn die militärische Laufbahn einschlagen zu lassen. Es schien ihm am besten, ihn in die Dienste des Grafen Wilhelm zu Schaumburg zu bringen.

Dieser Fürst, welcher den aufklärerischen Ideen seiner Zeit leidenschaftlich anhing — hatte er doch seine Regententhätigkeit in Bückeburg mit der Wehrhaftmachung seiner Unterthanen begonnen —, war ein großes militärisch-organisatorisches Genie. Nicht genug, daß er sich ein für sein Ländchen viel zu großes stehendes Heer geschaffen, entschloß er sich auch, eine kleine, zunächst auf zwölf Kadetten berechnete Schule zur Heranbildung von Artillerieoffizieren ins Leben zu rufen; denn er war nämlich einer der wenigen, welche die hohe Bedeutung, die die Artillerie gewinnen könnte, erkannt hatten. Bis in die Zeit des siebenjährigen Krieges war nämlich die Artillerie allgemein „als ein die Munition verfertigendes, die Vorräte besorgendes, das Geschütz bedienendes Handwerk angesehen worden, zu welchem mechanische Köpfe und gute, unverdrossene Arbeiter und Aufseher gehörten.“ Erst in jenem Kriege war „die Artillerie in Disziplin und Verfassung mit den übrigen Waffen auf gleichen Fuß gebracht“ worden. Wie sehr sich Graf Wilhelm für die Ausbildung der Artillerieoffiziere interessirte, geht daraus hervor, daß er selbst die „Reglements“

für den Unterricht der Zöglinge auf seiner Anstalt verfaßte; auf ihn gehen somit gewissermaßen die Anfänge der Generalstabswissenschaft zurück. Die Grundlage des Unterrichts bildete die Mathematik; außer ihr wurde Feuerwerkerei, Chemie, Festungsbau, Geographie, etwas Geschichte, Zeichnen, Vermessen und Nivelliren gelehrt; auch stand eine reiche Bibliothek den Zöglingen zu Gebote.

In diese Schule, welche sich auf der im Steinhuder Meere romantisch gelegnen Festung Wilhelmstein befand, wurde der junge Scharnhorst gebracht. Er verbrachte dort vier Jahre, „den Teil des Lebens, in welchem sich der Charakter des Menschen für immer zu bestimmen pflegt." Durch seinen Fleiß, durch seine herrlichen, immer mehr sich entwickelnden Anlagen erregte er bald die Aufmerksamkeit des Grafen, dem er bis an sein Lebensende die größte Dankbarkeit zollte. Und er hatte auch Grund, demselben dankbar zu sein: erlangte er doch auf dem Wilhelmstein statt der frühern Halbbildung eine feste Geistesdisziplin, lernte er doch dort „die Schwierigkeiten, mit denen das Aufsteigen aus den niedern Schichten der Gesellschaft in die höhern allezeit verbunden gewesen ist," überwinden und „konnte mit vollen Zügen einschlürfen, was den Menschen des achtzehnten Jahrhunderts das Leben erst lebenswert erscheinen ließ." Doch nur zu bald, noch ehe Scharnhorst Offizier geworden war, wurde seinem Aufenthalte auf dem Wilhelmstein, während dessen er eine Freundschaft fürs Leben mit Heinrich Wilhelm von Zeschau schloß, ein Ziel gesetzt: Graf Wilhelm starb plötzlich am 10. September 1777; die Seitenlinie, der sein Ländchen zufiel, hatte kein Verständnis für seine Schöpfungen, sie löste daher auch die Kriegsschule auf.

Aus der Verlegenheit, wohin sich Scharnhorst wenden sollte, riß ihn bald ein Freund des verstorbnen Grafen Wilhelm, der hannöverische General Estorpf, indem er ihn bewog, als Fähndrich in sein zu Northeim stationirtes Dragonerregiment einzutreten. Estorpf hatte darin große Ähnlichkeit mit Graf Wilhelm, daß er unermüdlich bemüht war, die geistige Ausbildung seiner Offiziere zu fördern; auch er hatte zu diesem Zwecke sogar eine förmliche Regimentsschule eingerichtet, in welcher Geometrie, Zeichnen, die Anfangsgründe der Artilleriewissenschaft und die französische Sprache gelehrt wurden. Scharnhorst, der auf dem Wilhelmstein eine vortreffliche Schulung genossen hatte, mußte auf Wunsch Estorpfs den Unterricht in allen jenen Gegenständen mit Ausnahme der französischen Sprache, später sogar noch den Unterricht in der Geschichte und Geographie übernehmen.

In dieser Stellung blieb er vier Jahre. Hervorzuheben ist aus diesem Northeimer Aufenthalt auch sein erstes literarisches Auftreten, sowie die glückliche Verbesserung, welche er am Mikrometerfernrohr anbrachte. „Auf die Dauer aber vermochte den Artilleristen der Dienst bei der Kavallerie, den rastlos Fortarbeitenden der Aufenthalt in einer kleinen, der literarischen Hilfsmittel ent-

behrenden Stadt nicht zu befriedigen. Mit Freuden ergriff er daher die Gelegenheit, an die neuerrichtete Artillerieschule in Hannover zu kommen."

Bevor er aber seine neue Stellung antrat, besuchte er noch die meisten deutschen Artillerieschulen von Ruf, um deren Einrichtungen kennen zu lernen. So interessant auch seine Bemerkungen über die derartigen Institute zu München, Wien, Prag und Freiberg, wie überhaupt über die baierische, österreichische und sächsische Artillerie sind, so können wir doch hier darauf nicht näher eingehen und wollen uns nur seine Äußerungen über die preußische Artillerie vergegenwärtigen. Daß hier fast jeder Chef Veränderungen in der Einrichtung des Geschützes vorgenommen hatte, erregte mit Recht seine Verwunderung. Er fand aber für diesen sonderbaren Zustand eine Erklärung darin, daß der große König sich um die Einrichtungen dieser Waffengattung nicht speziell habe bekümmern können; deshalb sei es „jedem, der nur einigermaßen die Vorteile seiner Abänderung ins Licht zu setzen gewußt habe, leicht gewesen, dieselbe bei dem Könige durchzubringen." Sehr mißlich erschien es ihm auch, daß während der Friedenszeit ein großer Teil der Bespannung den Bauern zur Bestellung ihrer Felder anvertraut wurde; die Art der Bewaffnung und die Übungen der preußischen Artillerie fanden aber seinen Beifall. Natürlich konzentrirte sich sein Interesse auf die Lehreinrichtungen; auch hier fand sein scharfer Blick manches auszusetzen: er sprach sich dahin aus, daß die sogenannten Feuerwerkleutnants, welche keinen Dienst thaten, sondern nur die Bombardiere und Unteroffiziere unterwiesen, meistenteils sehr geschickte und fähige Leute seien, daß sich auch gegen die Tüchtigkeit der beiden bei jedem Regimente befindlichen Professoren, welche über reine Mathematik und Mechanik Vorträge zu halten hatten, nichts einwenden lasse, da sie ja eine Prüfung vor der Akademie der Wissenschaften abgelegt hätten; trotzdem würden „bei der Artillerie wenig geschickte Leute gezogen, teils weil kein Wetteifer erregt werde, teils weil — und dies sei das übelste — bei den Bombardiers und Unteroffizieren das Avancement nach Konnexion ginge und nicht nach Kenntnissen, Einsicht, Fleiß und Wissenschaften."

Nachdem Scharnhorst noch die preußischen Gewehrfabriken in Potsdam und Spandau eingehend besichtigt hatte, reiste er über Magdeburg nach Hannover, um hier sein neues Lehramt anzutreten.

An der hannöverschen Artillerieschule, wo außer Scharnhorst nur noch zwei andre Lehrkräfte wirkten, sollten gleichzeitig die Unteroffiziere und die Offiziere ihre Ausbildung erhalten. Für erstere bestand ein einjähriger Kursus, der sich auf die praktischen Teile der Arithmetik, Geometrie, Artillerie und Mechanik, sowie auf Zeichnen mit Zirkel und Lineal erstreckte. Dagegen war die Ausbildungszeit der Offiziersaspiranten und derjenigen Offiziere, „welche die ihnen nötigen gründlichen Kenntnisse noch nicht besitzen sollten," auf drei Jahre berechnet: im ersten wurden sie hauptsächlich in der reinen Mathematik, in den beiden letzten Jahren in Mechanik, Artillerie, Taktik, Fortifikation und in den

„großen Feldoperationen" unterwiesen. Da die Anstalt keine Akademie, sondern eine Schule sein sollte, so mußten auch die Zöglinge stets von dem Gelernten Rechenschaft abgeben. Wenn auch das Hauptgewicht, und zwar mit vollem Rechte, auf den theoretischen Unterricht gelegt wurde, so wurde doch auch die praktische Ausbildung der Artilleristen nicht im mindesten vernachlässigt: drei Monate in jedem Jahr waren rein praktischen Übungen gewidmet, und die Zöglinge wurden zu diesem Zwecke in ein Artillerieregiment gesteckt.

„Vielleicht, daß Scharnhorst bereits an der Einrichtung der Schule einen Anteil hatte, welchen die trümmerhafte Überlieferung nicht mehr erkennen läßt; jedenfalls billigte er das Grundprinzip der Schule aus vollster Überzeugung." In ihrem Interesse war er auch literarisch thätig. Der Unterricht war dadurch sehr erschwert, daß die Zöglinge kein Nachschlagebuch hatten; es mußte viele Zeit, die besser hätte verwandt werden können, mit Diktiren vergeudet werden. Diesem Mißstande half Scharnhorst durch Abfassung eines „Handbuches für Offiziere in den anwendbaren Teilen der Kriegswissenschaften" (Hannover 1787) ab. Es war auf sechs Teile angelegt, aber nur die drei ersten erschienen, in welchen die Artillerie, die Verschanzungskunst und die Taktik behandelt waren. An Stelle der übrigen drei Teile, welche der Einrichtung und Verteidigung der Festungen, den Lagern, den Anordnungen der Märsche, den Schlachtordnungen und Winterquartieren gewidmet sein sollten, trat einige Jahre später (1794), freilich nicht ganz damit sich deckend, das sehr instruktive Buch: „Der Unterricht des Königs von Preußen an die Generale seiner Armee." Darin befand sich eine neue Ausgabe der von den Österreichern auf Grund einer in ihre Hände gefallenen Abschrift bereits im Jahre 1760 publizirten „General-Principia vom Kriege" des großen Königs. Scharnhorst war der Ansicht, daß dieselben weit besser als sonst ein Werk zu einem Leitfaden für den Unterricht in der Kriegskunst geeignet wären. Rein praktischen Zwecken diente dagegen das nicht gerade zum Unterricht bestimmte „Militärische Taschenbuch zum Gebrauch im Felde," welches Scharnhorst zuerst im Jahre 1792 veröffentlichte; man findet darin Belehrung über den Patrouillen- und Feldwachendienst, über das Verhalten während des Marsches und bei Überfällen, über den Bau, den Angriff und die Verteidigung von festen Plätzen und andres mehr. Das kleine Buch wurde so beifällig aufgenommen, daß es bereits nach einem Jahre eine zweite Auflage erlebte, der später noch einige teils von dem Verfasser, teils von einem Freunde desselben neubearbeitete folgten.

Zu dieser didaktischen Zwecken dienenden literarischen Thätigkeit kam bald auch eine reiche journalistische. Scharnhosts Aufsätze finden sich größtenteils in der von ihm selbst herausgegebenen Zeitschrift: „Die Militär-Bibliothek," deren Titel später in „Bibliothek für Offiziere" geändert wurde. In dieser Zeitschrift trat er mit aller Entschiedenheit schon für die großen Reformen ein, welche ein Jahrzehnt später eine völlige Umwälzung in dem ganz veralteten

Heerwesen herbeiführen sollten; insbesondre suchte er darin diejenigen, welche nur den Kampf mit der blanken Waffe gelten lassen wollten, von den Vorzügen und Vorteilen der Artillerie, seiner Lieblingstruppe, zu überzeugen.

Daß er aber nur auf Beseitigung der veralteten Einrichtungen, nicht überhaupt des bestehenden Heerwesens hinarbeitete, beweist der Umstand, daß er mit aller ihm zu Gebote stehenden Energie und Geistesschärfe den Kampf für die Erhaltung der stehenden Heere aufnahm. Die Notwendigkeit derselben wurde damals aufs lebhafteste von den Vertretern der Aufklärungsphilosophie, namentlich in England und Frankreich, bestritten. Scharnhorst tritt für ihre Erhaltung namentlich mit folgenden Gründen ein: „Der ewige Friede, sagt er, ist eine Chimäre. So lange die Menschen Leidenschaften haben, werden sie dieselben zeigen und aus Ehrgeiz, Rachgier u. s. w. miteinander in Krieg verwickelt werden. Das einzige, was den Krieg vermindern wird, mag die Aussicht eines schlechten Erfolges sein. Wenn ein Staat sich erhalten und den Krieg von sich abwenden will, so muß er beständig bereit sein, sich allen Angriffen widersetzen zu können." Das könne aber, meint er, ein Staat nur, wenn er stehende Armeen halte oder die Einwohner bewaffne. Letztere Maßregel aber empfehle sich weniger. „Erstens gehörten nun einmal zur Führung des Krieges Kenntnisse und große Übungen, welche erlernt werden müßten. Zweitens: die Hilfsmittel zur Führung des Krieges würden versagen, wenn — wie dies der Krieg doch erfordert — der kämpfende Bürger mehrere Jahre von seiner Familie, seinem Haushalte und Gewerbe entfernt bliebe. Drittens: die Eigenschaften eines guten Bürgers seien nicht die eines guten Soldaten: dieser müsse den Krieg wünschen, jener ihn hassen; ohne Vertrauen und guten Willen aber sei kein Sieg. Endlich: wenn der Bürger Krieg führte, so würde derselbe grausamer und erbitterter geführt werden. Jetzt sähe man die Einwohner eines friedlichen Landes so an, als wenn sie keinen Anteil am Kriege nähmen; das würde alsdann nicht geschehen können. Doch alles dieses genügt dem Autor noch nicht. Er, der seinen Geist zeitig gewöhnt hatte, zu den letzten Gründen der Dinge vorzudringen, setzt auch diese Frage in Beziehung zu den höchsten Problemen der Politik und Philosophie. Er stellt die Behauptung auf, daß auch ohne stehende Armeen die Menschen in unsern großen Staaten nicht freier und glücklicher sein würden, als sie jetzt sind. Sein durchdringender Blick erkennt, daß die Opposition gegen die stehenden Heere, wenigstens so weit sie von Frankreich ausgeht, nur die Äußerung einer tiefer und allgemeiner wirkenden Feindschaft ist, der Feindschaft gegen den Staat überhaupt."

Verteidigte somit Scharnhorst mit allen Mitteln die Einrichtung der stehenden Heere, so war er doch nicht geneigt, alle ihre Sitten und Gebräuche ohne weiteres als lobenswert anzuerkennen; im Gegenteil, er deckte die Gebrechen und Fehler der stehenden Heere schonungslos auf und drang auf Reformen. Seiner Meinung nach soll der Friedensdienst nur eine Vorbereitung

für den Kampf auf dem Schlachtfelde sein; daraus ergiebt sich ihm dann die Folgerung: alles, was im Kriege nicht brauchbar, nur auf den Schein berechnet ist, muß abgeschafft werden. So ergießt sich sein Spott über die Regimenter, bei denen die Parade die Hauptsache sei, die nur solche Übungen machten, welche sie auf dem Paradefelde verwenden könnten. Bemerkenswert sind auch Äußerungen wie folgende: „Ich kenne Offiziere, welche Wunder glauben wie weit sie es gebracht haben, wenn sie die Bärtigen, Starken, Großen und Kleinen, hoch und niedrig, schlecht und gut Berittenen so nebeneinander stellen, daß im Ganzen eine Symmetrie herauskommt — aber eine Truppe zum Gefechte zu rangiren, daran haben sie nie gedacht. Was thut nicht das Vorurteil, und wo bringt das den Menschen nicht hin, wenn er ohne zu denken handelt?“ und: „Schöne Leute und schöne Pferde machen nicht das Wesen einer Kavallerie aus.“

Dem klaren Auge Scharnhorsts entgingen auch nicht die Mißstände, welche durch die damals in Hannover eingerissene Adelsherrschaft hervorgerufen wurden. Scharf, aber wahr ist sein Ausspruch: „Ohne das Avancement nach Geschicklichkeit wird der Dummkopf Offizier und also auch bei guter Gesundheit Stabsoffizier oder gar Chef, und dann leistet eine kostbare Waffe dem Staate nicht den großen und wichtigen Nutzen, welchen sie leisten kann, dann werden unsägliche Kosten ohne Nutzen verwendet, vielleicht brave Männer oft zwecklos geopfert.“

Scharnhorst selbst litt unter diesen Verhältnissen. Er hätte seine soziale Stellung wesentlich verbessern können, wenn er sich entschlossen hätte, ein adliches Fräulein heimzuführen. Aber seine Wahl fiel auf Klara Schmalz, mit deren Bruder, dem Verfasser einer Biographie des Grafen Wilhelm von Bückeburg, er innig befreundet war. Mit ihr vermählte sich der neunundzwanzigjährige Leutnant, dessen Gehalt sich damals auf monatlich 34 Reichsthaler und 11 Pfennige belief. Die mit Kindern reich gesegnete Ehe war äußerst glücklich, beide Gatten verstanden sich aufs beste und paßten trefflich zusammen. Zu ihrer großen Freude besserten sich ihre pekuniären Verhältnisse nach beinahe achtjähriger Ehe, indem Scharnhorst endlich im Jahre 1792 zum Kapitän befördert wurde.

Kurze Zeit darauf mußte er in den Krieg ziehen. So schwer ihm auch die Trennung von seiner Familie fiel, so begrüßte er doch den Feldzug mit Freuden. Denn er hoffte während desselben seine Talente noch besser als im Frieden verwerten zu können und die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich zu ziehen. Diese Erwartungen erfüllten sich freilich zunächst nicht, auch verlief der Feldzug in den Niederlanden, den er mitmachte, im großen und ganzen ungünstig. Da war ihm denn die literarische Thätigkeit, die er während der Mußestunden im Felde eifrigst betrieb, ein rechter Trost. Mit der Art und Weise der Kriegführung, die nur darin bestanden hatte, daß die Grenzfestungen der Reihe nach blockirt worden waren, war er durchaus nicht einverstanden: da-

durch ziehe man den Krieg nur in die Länge und handle damit nur zum Vorteile des Feindes, der dies lebhaft wünsche. Scharnhorst war vielmehr der Ansicht, daß die Alliirten sich vereinigen und den Feind auf einem Punkte beschäftigen müßten, damit er nicht in die des Festungsschutzes völlig entbehrenden Niederlande einfallen könne; ja er that sogar die Äußerung: „Man muß dem Feinde, wo er sich sehen läßt, auf den Hals fallen und dann bis Paris vordringen."

Mit dem Feldzuge des Jahres 1794 begann ihm dann das Glück zu lächeln; vor allem sein Verhalten während der Belagerung von Menin, sein kühner Durchbruch durch die Reihen der Feinde brachte ihm außer der Reihe die Beförderung zum Major. Die Hauptsache war, daß die Generale Hammerstein und Walmoden auf seine Fähigkeiten aufmerksam geworden waren; der letztere berief ihn bald zum großen Leidwesen Hammersteins, in dessen Begleitung sich bisher Scharnhorst befunden hatte, ins Hauptquartier als seinen „Aide-Generalquartiermeister," da der eigentliche Generalquartiermeister ein unfähiger Soldat war.

Allein was konnte ein Mann von der Fähigkeit Scharnhorsts ausrichten und helfen, wenn die obersten Leiter des Krieges Fehler über Fehler begingen! Auch der Feldzug des Jahres 1794 verlief fast durchweg unglücklich. Scharnhorst war über den Gang der Ereignisse tief betrübt, er sah darin eine dem deutschen Volke angethane Schande: „Politische und militärische Ungereimtheiten, sagte er, haben sich vereinigt, um die militärische Ehre der Deutschen zu kränken und um die Fürsten zu demütigen!" Nicht die Übermacht oder die geistige Überlegenheit der Feinde galt ihm als Grund der Niederlage der Verbündeten, sondern einzig und allein die Haltung, die Kriegsführung der letztern: „nirgends Strenge, nirgends Aufmunterung, kein gerader Gang zu großen Zwecken." Er befürchtet die unheilvollsten Folgen für die Verfassung vieler Staaten: „ich kann nicht davon reden, ohne heftig zu werden und mich zu vergessen."

Als dann zwischen Frankreich und Preußen der Baseler Friede geschlossen war, war auch für die hannöversche Regierung die Zeit zum Abbruch des Krieges gekommen. Im November 1795 befand sich Scharnhorst wieder in Hannover. „Ein Feldzug lag hinter ihm, reich an Mühen und Entbehrungen, reicher noch an Auszeichnungen und Ehren. Er hatte sich das unbegrenzte Vertrauen nicht nur des Höchstkommandirenden, der im Grunde von keinem andern Rat angenommen hatte, erworben. Wohin er auch im Laufe der letzten Feldzugsperiode geschickt worden war, überall waren ihm die Generale gefolgt, als kommandire er das Korps; niemand hatte es so gut wie er verstanden, schnell eine Disposition zu entwerfen, niemand so gut, während der Aktion alles in Ordnung zu halten."

Kaum zurückgekehrt, wurde er wieder in den literarischen Kampf gezogen, der von neuem, und zwar weit energischer als vorher, von den Gegnern der

stehenden Heere für die Abschaffung derselben eröffnet worden war. Seine Hauptkraft aber verwertete er während der nächsten Jahre darauf, eingehende, durchgreifende Reformen in dem hannöverschen Heerwesen durchzusetzen. Examina der Subalternoffiziere, Unterweisung der höhern Offiziere, Abschaffung des Avancements nach Protektion und Konnexion, Errichtung von Armeedivisionen und eines ständigen Generalstabes waren seine hauptsächlichsten Forderungen.

Aber bei einem Staate, der so zäh an den althergebrachten Zuständen festhielt, wie der hannöversche, war auf Ausführung dieser Reformen, so heilsam sie auch gewesen wären, nicht zu hoffen. Infolgedessen bemächtigte sich Scharnhorsts eine gewisse Verstimmung gegen seinen Heimatsstaat: er trug sich mit dem Gedanken, seine Kräfte in den Dienst eines größeren und mächtigern Gemeinwesens zu stellen. Nicht unerwünscht war es ihm daher, zumal da sein Gehalt verhältnismäßig sehr niedrig war, als er im Januar 1797 den Antrag erhielt, als Artilleriemajor mit einem Gehalte von 3000 Thalern in die preußische Armee einzutreten. Trotzdem entschied er sich nicht sofort, das lockende Anerbieten anzunehmen; er wollte erst noch den Versuch machen, in Hannover, das er doch liebgewonnen hatte, eine seinen Wünschen und Fähigkeiten entsprechende Stellung zu erhalten; auch hätte sein Austritt aus der hannöverschen Armee damals, wo sie sich noch im Kriegszustande befand, manche Schwierigkeiten gehabt. Da man in Preußen sehr viel auf ihn hielt, so bekam er gern die Erlaubnis, von dem ihm gemachten Anerbieten erst einige Jahre später Gebrauch zu machen.

Als aber nach der Schlacht bei Marengo (1800) der Friede in Aussicht stand und sich Scharnhorsts Verhältnisse immer noch nicht gebessert hatten, trug er kein Bedenken mehr, dem preußischen Staate seine Dienste zu widmen. Wie wichtig und folgenreich dieser Übertritt nicht bloß für die Geschicke Preußens, sondern auch Deutschlands geworden ist, ist bekannt; mit ihm beginnt eine neue Periode in Scharnhorsts Leben, die hier nicht weiter verfolgt werden soll.

Der oberösterreichische Bauernphilosoph.

Seit Jahren begegnete man in Tages- und Wochenblättern begeisterten Berichten über einen im österreichischen Salzkammergute hausenden Landmann, welcher nach den sauern Wochen der Bodenbearbeitung und des Gastwirtschaftsbetriebes sich frohe Feste durch das Studium philosophischer Bücher und persönlichen Verkehr mit deren Verfassern bereite, für seine Überzeugungen schwere Verfolgung erlitten habe, aber Entschädigung für alle Leiden und Entbehrungen in der

Freundschaft Ludwig Feuerbachs finde. Vor zwei Jahren ist dieser merkwürdige Mann, Konrad Deubler in Goisern, gestorben und jetzt liegen uns in zwei ziemlich starken Bänden sein Leben und sein Briefwechsel vor (Leipzig, B. Elischer, 1886).

Als wir den ersten Band aufschlugen und ein Bildnis des Helden in — Stahlstich erblickten, beschlich uns eine bange Ahnung. Der Mann, welchem stets nachgerühmt worden ist, daß er bei all seiner Gedankenarbeit und dem Umgange mit den „erleuchtetsten Geistern der Nation" ein echter und rechter Bauer geblieben sei (was sein Leben und seine Briefe auch in mehr als einem Sinne bestätigen), und die unkünstlerischste Art graphischer Reproduktion, die in ihrer Charakterlosigkeit und Verwaschenheit so recht bezeichnend für die Zeit vor fünfzig Jahren ist, und von der wir glaubten, daß sie bereits der Vergessenheit verfallen sei! Und dies Vorgefühl hat nicht getrogen. Der Anteil des Herausgebers, Professor Dodel-Port in Zürich, an der Publikation steht auf dem Niveau des Stahlstichporträts und könnte dem Leser fast den Genuß des Guten, welches die Bände enthalten, verleiden. Dieser Herr ist, wie man gelegentlich erfährt, Professor der Botanik und mag in seinem Fache sehr tüchtig sein; er nennt sich mit Stolz einen Freidenker, und hat hierauf insofern ein Recht, als bei diesem Worte bekanntlich der Ton auf die erste, nicht auf die zweite Silbe gelegt wird; aber zum Geschichtschreiber hat ihn — ja, wie weiter? Sagten wir: Gott habe ihn im Zorne zum Geschichtschreiber gemacht, so würden wir uns die Verachtung des Freidenkers zuziehen, und die Natur können wir uns doch nicht von solcher Schwäche beeinflußt denken; also: zum Geschichtschreiber hat er sich nur aus Versehen gemacht. Er besitzt dazu auch nicht eine einzige Eigenschaft. Wie oft man sich jeden einzelnen Umstand, von Deublers Grübeleien bis zum guten Kaffee der Frau Nandl, erzählen lassen muß, ist garnicht nachzurechnen. Das Beste in den beiden Bänden ist die unvollendet gebliebene Selbstbiographie Deublers; diese leitet der Herausgeber mit einem Auszuge aus derselben ein, begleitet sie mit den überflüssigsten, auch wohl unrichtigen, meistenteils sehr abgeschmackten Anmerkungen, und wiederholt die Einzelheiten derselben immer wieder; alles halbwegs Wichtige aus den Briefen von und an Deubler wird in der weitern Lebensbeschreibung, oft nicht nur einmal, wörtlich zitirt, und dessenungeachtet ist der ganze zweite Band, 23 Bogen, mit diesen, meist des Druckes gänzlich unwerten Dokumenten gefüllt. Der Inhalt der beiden Bände auf höchstens ein Dritteil ihres Umfanges zusammengedrängt, würde ein lesbares und lesenswertes Buch geliefert haben. Dafür lernen wir allerdings, daß es auch schon ein materialistisches Pfaffentum giebt. Was den Pfaffen charakterisirt, findet sich bei Herrn Dodel-Port. Er besitzt den alleinseligmachenden Glauben (daß er ihn „Wissen" tauft, macht natürlich keinen Unterschied), jede andre Überzeugung, auch bei übrigens noch so weit fortgeschrittenen Philosophen und Naturforschern, ist ihm ein Greuel, und im Drehen und Deuteln hat er

es schon zu einer ganz anerkennenswerten Fertigkeit gebracht. Daß den Menschen metaphysischer Drang angeboren sei, leugnet er auf der einen Seite, und muß doch ausführlich darthun, wie sein Held nach und nach alle „metaphysischen Anwandlungen" abgestreift habe; waren sie demselben vielleicht anerzogen worden? Und wie wäre er ohne sie überhaupt zur Philosophie gekommen? In den Briefen Deublers aus dem Zuchthause kommen häufig Äußerungen des Vertrauens auf Gott und des Glaubens an Unsterblichkeit vor. Was soll der arme Herausgeber damit beginnen? Einen Rückfall annehmen, das geht doch unmöglich. Also hat Deubler geheuchelt? Beileibe nicht. „Er haßte die gemeine Lüge und den Heuchelschein." Er war nur „schlau," solange er unter polizeilicher Aufsicht korrespondirte. Aber in sein Taschenbuch hat er zwischen Notizen über seine Ausgaben, während er nicht mehr Sträfling, sondern nur „internirt" war, spazieren gehen, das Theater besuchen konnte u. s. w., eingetragen: „Ich vertraue auf Gott und meinen guten Kaiser. Herr, dein Wille geschehe." Das schrieb er nicht unter Kontrole, wozu denn noch die „Schlauheit"? Merkwürdigerweise macht der Herausgeber zu dieser Stelle keine Anmerkung, es müßte sich denn die Äußerung hierauf beziehen, Deubler sei in manchen Momenten „kaum mehr zurechnungsfähig" gewesen!

Doch genug von Herrn Dobel-Port.

Die Geschichte Konrad Deublers liefert in der That eine merkwürdige Illustration zur neuern Geschichte Österreichs. In einer jener armen Protestantengemeinden, welche namentlich im Salzkammergut alle Verfolgungen überdauert haben, wurde er 1814 als Sohn eines Bergarbeiters geboren, genoß nur wenig Schulunterricht, verriet aber schon frühzeitig drei Eigenschaften, die ihm sein Leben lang treu geblieben sind, in ungewöhnlichem Grade: Lesegier, Forschertrieb und Wanderlust. Er wurde Müller in der Nähe von Ischl, dann in Hallstatt, heiratete, um der Militärpflicht zu entgehen, schon mit achtzehn Jahren, las, was ihm in die Hände fiel, Jung-Stilling und Zschokke, Klopstock und Claudius, Byron und Thomas Paine, botanisirte und machte Reisen nach Wien, Oberitalien, Dresden. Über die Zeit bis 1847 giebt er selbst in einer unbeendigten Selbstbiographie und in Tagebuchnotizen Rechenschaft, und diese Schriftstücke sind in mancher Hinsicht höchst anziehend, unsers Erachtens viel anziehender als seine spätern Briefe. Denn hier ist er wirklich noch naiv, was sich von der Zeit seines Verkehrs mit mehr oder weniger berühmten Leuten nur mit großer Einschränkung behaupten läßt. Er reflektirt über alles, beobachtet scharf, schildert sehr anschaulich die damalige Art zu reisen, die in der Fremde empfangenen Eindrücke. Als Bergführer wurde er mit Naturforschern bekannt, und diese scheinen es sich bald zum Geschäft gemacht zu haben, ihn vom Glauben zu befreien. Er wird Rationalist, Pantheist, wendet sich brieflich an Zschokke etwas später an David Strauß (mit der dringenden Bitte um eine populäre Bearbeitung des Lebens Jesu), an Leopold Schefer, er gerät über die Schriften

Feuerbachs und Roßmäßlers, wird durch das Jahr 1848 in eine mehr politische Richtung gezogen, hilft nach dem Scheitern der Revolution politischen Flüchtlingen durch, hält und verbreitet radikale Zeitschriften und verbotene Bücher. Vom Jahre 1850 an soll er polizeilich überwacht worden sein, und zwar in Folge eines Artikels des berüchtigten sogenannten Humoristen Saphir. Der Herausgeber ist geneigt, in diesem Artikel eine absichtliche Denunziation zu erblicken, irrt aber ganz bestimmt. Saphir ist der eigentliche Ahnherr jener Sorte jüdischer Journalisten, welche einer pikanten Notiz oder einem Witz alles opfern. Er war zufällig nach Goisern gekommen, wo Deubler damals ein Wirtshaus hielt; der hatte ihm seine Bücher, seine Briefe von Philosophen und Naturforschern gezeigt, ihm sogar — eitel und unbesonnen genug — die Briefe von Zschokke und Strauß zum Abdruck überlassen. Konnte Saphir es sich entgehen lassen, der Welt von diesem freigeistigen Bauern, den er gewissermaßen entdeckt hatte, zu erzählen, obwohl in jenen Tagen die Befürchtung nur zu nahe lag, daß dem Manne daraus Unannehmlichkeiten erwachsen würden?*) Genug, man wurde auf Deubler aufmerksam, beobachtete ihn und glaubte nach drei Jahren Material genug für eine Anklage auf Hochverrat und Religionsstörung gegen ihn in den Händen zu haben. Er und elf Genossen wurden verhaftet und nach Gratz gebracht.

Für diesen Prozeß ist es allerdings schwer, die rechte Bezeichnung zu finden, und wenn der Staatsanwalt von Waser, der die vom 6. Juni 1854 datirte Anklageschrift verfaßt hat, derselbe Herr von Waser sein sollte, der zur Zeit Schmerlings zu den Führern der „Liberalen" im österreichischen Reichstage gehörte, so würden wir da einen köstlichen Beleg zu dem Satze erhalten, daß die Menschen sich mit den Zeiten ändern. In den Jahren der Reaktion ist von Polizeimännern und Staatsanwälten viel Ungeheuerliches geleistet worden, um Mißliebige zu Verbrechern zu stempeln, doch zu dieser Anklageakte wird man schwerlich ein Seitenstück beibringen können. Sie ist zu umfangreich, um hier im Wortlaute abgedruckt zu werden, einige Proben müssen wir aber doch (auch zur Charakteristik des Stils) mitteilen.

„Wenngleich aus der abgeführten Untersuchung ein förmliches und auf bestimmte staatsgefährliche Unternehmung abzielendes Komplott sich nicht nachweisen läßt, so ist doch durch die aufgefundenen Briefe und durch die teilweisen Geständnisse so viel außer Zweifel gestellt, daß unter denselben eine Genossenschaft bestanden, daß sie mit einander in Verkehr standen und auf gegenseitigen Beistand rechneten; alle waren Republikaner und Naturalisten oder Deutschkatholiken, und ihre Mittel zur Ausbreitung ihrer Gesinnungen und zur Gewinnung neuer Genossen waren überall die gleichen, nämlich: Schmähung des

*) Der „dumme Brief," wie Saphir den Aufsatz genannt hat, ist angeblich an eine Dame aus Baiern gerichtet, und das genügt dem Professor Dodel-Port, um in der Adressatin unglaublicherweise die Erzherzogin Sophie, die Mutter des Kaisers von Österreich, zu mutmaßen!

Kaisers und des Kaiserhauses, Hervorhebung des Notstandes der Arbeiter, dann des Luxus des Hofes, das Drückende*) der großen Steuern, der vielen Soldaten und Beamten, des kursirenden Papiergeldes, des dadurch in Kürze zu erfolgenden (sic!) Staatsbankerottes und des Ausbruches der Revolution, in der Aufhetzung zum Widerstande gegen die staatliche Ordnung, um der Tyrannei ein Ende zu machen, dann durch Anpreisung der nordamerikanischen Republik, der Wohlfeilheit der dortigen Regierung und Lebensmittel, des freien Lebens, des leichten und großen Verdienstes der Arbeiter, durch Verbreitung der glühenden Haß gegen die österreichische Regierung beurkundenden Briefe der nach Amerika ausgewanderten."

Deubler speziell habe „erklärt, es sei nicht notwendig, in einem Staate so viele Soldaten zu halten, wie in Österreich," ... „öfters unaufgefordert die nordamerikanische Verfassung gelobt," gewisse Personen in sein oberes Zimmer geführt, „wo Besprechungen stattgefunden haben müssen, da die Genannten keine Trinker sind," und sein Fenster „oft spät in der Nacht beleuchtet" gewesen ist. Der abgenutzte Zustand seiner Bücher ließ „auf deren häufigen Gebrauch durch Ausleihen schließen." „Daß die Bemühung K. Deublers nicht ohne Erfolg geblieben war, geht daraus hervor, daß gerade unter den Lesefreunden die Unzufriedenheit über den Sieg der Regierung, der Wunsch nach dem Wiederausbruche der Revolution und das Vorhaben, an derselben teilzunehmen, laut geworden war, und daß die Gefahr nahe stand, die Arbeiter im Salzkammergute zu einem willigen Werke (Werkzeuge?) der Umsturzpartei heranzubilden." Endlich sei seine Irreligiosität notorisch.

Auf solche und ähnliche „Beweismittel," die zusammenzubringen ein Jahr und die Durchsuchung von beinahe hundert Häusern notwendig gewesen waren, wurde die Anklage auf Hochverrat und Religionsstörung begründet. Vier Wochen dauerte die Schlußverhandlung, eine Viertelstunde die Beratung der Richter (nicht Geschwornen), Deubler und noch sieben Angeklagte wurden freigesprochen, vier wegen Religionsstörung zu drei bis acht Jahren Zuchthaus verurteilt, „meistens ganz unschuldige harmlose Menschen; ich hätte gegen sie zwanzig Jahre verdient," sagt Deubler. Indessen sollte er selbst sich der neuen Freiheit nicht lange erfreuen. Nach wenigen Wochen wurde er abermals abgeholt, in Iglau in Mähren eingesperrt, und Ende November 1854 ihm das Urteil zweiter Instanz verkündet: zwei Jahre schweren Kerkers. Die Haft in Brünn war dank der menschenfreundlichen Fürsorge des Strafhausdirektors nicht zu streng. Der Mann veranlaßte den Sträfling auch, sich für einen Katholiken auszugeben; die „Evangelischen" mußten nämlich viermal jährlich in ihre Kirche in der Stadt zum Abendmahl gehen und zwar in Ketten, während die Katholiken den Gottes-

*) So steht wirklich a. a. O. zu lesen. Da aber ebenda auch „alle wahren Republikaner" anstatt „waren Republikaner" steht, so soll es möglicherweise „des Drückenden" heißen.

dienst in der Hauskapelle hatten. Bei der Beichte brachten die Wachleute ihn heimlich in die jüdische Abteilung. Nach Abbüßung der Kerkerstrafe wurde er abermals, diesmal in Olmütz, gefangen gehalten, im März 1857 endlich in Freiheit gesetzt. Er fand sein Hauswesen in guter Ordnung: die Frau hatte die Wirtschaft fortgeführt und die Mitbürger, nachdem die erste Scheu überwunden war, es sich zur Ehrensache gemacht, sie zu unterstützen.

„Gebessert" war Deubler allerdings nicht, nur vorsichtiger geworden. 1862 beginnt sein brieflicher Verkehr mit Feuerbach, und wiederholte gegenseitige Besuche begründeten eine bis zu des Philosophen Tode dauernde enge Freundschaft zwischen den beiden Männern. Durch die Schriften Häckels und den Umgang mit dem Verfasser wurde dann der weitere Fortschritt zum unbedingten Materialismus vermittelt. Aus der Kirche trat jedoch Deubler nicht aus, und daher erfolgte selbstverständlich das Begräbnis des am 31. März 1883 gestorbnen unter Assistenz des protestantischen Geistlichen und mit einem Kruzifix auf dem Sarge, was der geistreiche Herausgeber „das Zerrbild eines Satyrspiels zum Schluß der Menschentragödie" nennt.

Deubler ist als überzeugter Materialist gestorben und hat wiederholt versichert, daß eben diese Überzeugung ihn glücklich mache. Wir ehren diese wie jede Überzeugung, haben jedoch keinen Grund, ihn deswegen verehrungswürdig zu finden. Ja man muß Parteimann sein, um nicht zu erkennen, daß es im Kopfe des Mannes trotz alledem ziemlich konfus ausgesehen hat. Die Bewunderung verschiedner gelehrten oder hochgebildeten Leute ließ ihn nicht unberührt. Je konsequenter er sich jedem, dessen Bekanntschaft er in spätern Jahren sucht — und es scheint bei ihm nach und nach zur Manie geworden zu sein, mit Personen, welche er für bedeutend hielt, zu korrespondiren —, als „ungebildeten Landmann" vorstellt, desto unverkennbarer wird darin ein Zug von Koketterie. Denn er hegt dabei das sehr bestimmte Bewußtsein, der großen Mehrzahl seiner Zeitgenossen weit vorausgeeilt zu sein. Seine Urteile sind nichts weniger als bescheiden, ob sie nun anerkennend oder verwerfend lauten. „Noch nie hat Europa ein ähnliches Geschichtsbuch gesehen wie" — man rate! — Hellwalds Kulturgeschichte. Ein andermal ist dieses Buch sein „Evangelium," welche Ehre es freilich mit vielen Büchern teilen muß. Daß in den siebziger Jahren ganz Europa auf dem besten Wege zurück ins „Mittelalter" ist, versteht sich von selbst. Aber auch philosophische Freunde wie Julius Duboc und Büchner erfahren gelegentlich eine sehr scharfe Kritik. Louis Büchner ist 1867 „weder ein Naturforscher noch ein Philosoph," „Kraft und Stoff" — „ein elendes Machwerk." Nichtsdestoweniger schreibt Deubler 1881 an denselben Büchner: „Ich habe Ihnen alles zu verdanken: Sie haben mir ungebildetem, einfachem Landmanne durch Ihre Schriften die dunkeln Pfade der Natur erhellt und mir den Weg zu einer wahrhaft erhebenden Weltanschauung gezeigt. Ihnen, Feuerbach, Karl Vogt, Moleschott und Häckel habe ich mein Glück und meine Zufriedenheit

zu danken. Ihr seid die unermüdlichen Vorkämpfer der Kultur und der Humanität.“ Und welche kuriose Gesellschaft kommt zusammen, wenn man alle seine „großen Männer, edeln Menschenfreunde,“ seine „Heiligen“ nebeneinander stellt: Roßmäßler, Roskoff (evangelischer Theolog, Verfasser der „Geschichte des Teufels“), Feuerbach, Vogt, Ludwig Pfau, die freigemeindlichen Prediger Uhlich, Scholl, Baltzer, dann Johannes Scherr (dessen Äußerungen angenehm von der Mehrzahl der übrigen abstechen), Karl Heinzen, Häckel, Karl Grün (Herausgeber von Feuerbachs Nachlaß), Hellwald, Dühring, Paul Heyse, Moleschott, Bauernfeld, allerlei Wiener Literaten, Dodel-Port und die Schauspielerin Gallmeyer ꝛc. Doch daß wir ihm nicht Unrecht thun: die Gallmeyer gehörte zu denjenigen, welche den philosophischen Bauern als eine Sehenswürdigkeit aufsuchten. Von solchen hatte Deubler natürlich auszustehen. Eine Romanschreiberin teilt ihm ganz unbefangen mit, sie wünsche seine Bekanntschaft, um sein Leben für einen Roman zu benutzen, worauf sie die galante Antwort erhält: „Ich einfacher ungebildeter Bauer bin freilich einer solchen Ehre nicht wert und Sie werden sich an mir sehr enttäuscht finden. Dafür ist der Gewinn doppelt auf meiner Seite, da die persönliche Bekanntschaft mit der Verfasserin von . . . und . . . zu einem meiner sehnlichsten Wünsche gehört.“ Einmal macht er auch „sehr bedenkliche“ Erfahrungen mit einem großen Manne. Wir möchten übrigens wohl wissen, ob alle seine Korrespondenten in die Veröffentlichung ihrer Briefe gewilligt haben, es wäre das von psychologischem Interesse. Zu dem ergötzlichsten gehört auf jeden Fall eine Auseinandersetzung über das allgemeine Stimmrecht. Hellwald fordert dasselbe, Deubler macht ihn auf die Gefährlichkeit dieser Waffe, z. B. in den Händen der Geistlichkeit, aufmerksam, und Hellwald kann hiergegen zwar nichts einwenden, führt jedoch aus, daß der Liberalismus prinzipiell auch auf Programmpunkten bestehen müsse, welche praktisch sich nicht bewähren.

Wie viel und was Deubler gelesen haben muß, ist zum Staunen. Er benutzte dazu die Wintermonate, im Sommer wirtschaftete er fleißig, und, wie man sieht, mit Verstand und geschäftlichem Talent, da sein Besitzstand sich fortwährend hob, er Bauten ausführen, seiner Bücherliebhaberei fröhnen, ausgedehnte Gastfreundschaft üben und sich noch in kräftigen Jahren auf einen Ruhesitz zurückziehen konnte. Zu seinen letzten Erlebnissen gehörte das Lutherjubiläum, gegen dessen Feier, wie Professor Dodel-Port versichert, der Alte im allgemeinen nichts einzuwenden hatte. Das war doch gütig von ihm.

Kurzum, der philosophische Bauer ist eine höchst interessante Figur und hätte einen andern Biographen verdient.

Antike Märchen in deutſchem Gewande.

Von Adolf Thimme.

Die Volksdichtung blüht und gedeiht auf derjenigen Bildungsſtufe, auf welcher das geſchriebene Wort noch kaum gekannt und garnicht vermißt wird. Jeder Einzelne im Volke trägt dazu bei, daß dieſe Dichtung, die nur im mündlichen Vortrage lebt, gepflegt und gefördert wird. Eben darum ſind uns keine Namen der Dichter überliefert. Nichts iſt aber unrichtiger als die Vorſtellung, dieſe Volksſänger müßten aus dem Pöbel geweſen ſein oder für den Pöbel geſungen haben. Damals, im Kindesalter der Völker, hatte die Poeſie noch die Stellung inne, die ihr gebührt: ſie wohnte in jedes Menſchen Bruſt, und man empfand ſie als das, was ſie ſein ſoll: als die natürliche und eigentümliche Sprache des menſchlichen Herzens.

Als nun aber mit der zunehmenden Kultur das Schriftentum eindrang, ſo wandten ſich die vornehmen und kräftigen Geiſter des Volkes dieſem zu; und ſo kommt es, daß die Volkspoeſie dann mehr und mehr ſchwach und kleinlaut wird. Bei dem deutſchen Volke aber kam noch ein andrer Umſtand hinzu, der vernichtend einwirkte auf den alten heidniſchen Geſang: die Einführung der neuen, der chriſtlichen Religion. Mit eiligen Schlägen zertrümmerten die fremden Miſſionare die altheiligen Tempel und Säulen der Deutſchen, und nicht minder eifrig zerſchlugen ſie das Harfenſpiel der alten Barden, das vordem ſo gewaltig durch alle deutſchen Gaue erklungen war.

Ein Teil des alten Heldengeſanges rettete ſich dadurch, daß er ein chriſtliches Mäntelchen umthat, obwohl der Kern echt heidniſch blieb. So iſt uns das Nibelungenlied erhalten. Ein andrer Teil flüchtete ſich in unzugängliche Wälder und abgelegene Hütten, wo er unter dem Rauſchen der Eichen und Linden oder am Herdfeuer, begleitet vom Schnurren emſiger Spindeln, weiter lebte, Jahrhunderte lang, bis auf den heutigen Tag. Freilich gehören feine Sinne dazu, dieſen verborgenen Sang wahrzunehmen. Er enthält nur noch eine unvollſtändige Melodie, oft nur einzelne Töne, wie von einer einſam übriggebliebenen Saite des alten, vollen, zerſchlagenen Harfenſpiels. Das ſind die Sagen, die Märchen des deutſchen Volkes.

In einem kleinen, ſtillen Dorfe Heſſens lebte am Anfang dieſes Jahrhunderts eine alte Bäuerin, zu deren Füßen haben die Brüder Grimm geſeſſen und den Erzählungen der Greiſin gelauſcht, die ihre Märchen wie eine Prieſterin altheidniſchen Volkstums als etwas Geheimes und Heiliges, Unveränderliches

Digitized by Google

und Unverletzliches vortrug. Hier lernten die Grimm den echten Volkston kennen und vermochten nun auch die ihnen von anderswo zukommenden Sagen demgemäß zu beurteilen und zu gestalten.

Daß diese Grimmschen Märchen ursprünglich in poetischer Form gelebt haben wie alle Volksdichtung, kann garnicht zweifelhaft sein. Die vielen in den Märchen an besonders prägnanten Stellen noch gebliebenen Verse legen hierfür Zeugnis ab. Sie sind also in ihrem Kern und Ursprung identisch mit den epischen und mythischen Volksliedern der Deutschen, welche gleichzeitig mit den Grimm ihr Freund Achim von Arnim in des Knaben Wunderhorn sammelte.

Bei den alten Griechen stehen am Anfang der Literatur die beiden Heldenlieder Ilias und Odyssee. Sie sind großartige Bruchstücke der griechischen Volkspoesie, aber sie sind eben doch nur Bruchstücke davon. Später erfahren wir wenig mehr von den Volksliedern oder Märchen der Griechen als solchen, aber wir wissen, daß viele Dichter Volkssagen und Volkslieder benutzt haben zu Kunstgedichten. In einer Zeit, die in vielfacher Beziehung der modernen ähnelt, in der Zeit der Nachfolger Alexanders des Großen, entstand unter den gelehrten, verbildeten Dichtern das Bedürfnis, zurückzukehren zur Natur und Naturpoesie. Da wurden manche noch lebende Sagen gesammelt, aber von den Dichtern kunstgerecht bearbeitet und mit vielen gelehrten Zuthaten versehen. Wenn einem solchen Dichter lebendige Volksmärchen nicht zugänglich waren, so nahm er einen im alten Epos berührten Stoff und fabulirte selbst hinzu, was er für schön und passend hielt. So entstanden die zahlreichen Mythen und Märchen, welche schließlich in der lateinischen Bearbeitung des Ovid auf uns gekommen sind.

Nun hat sich das Wunder begeben, daß von jenen altgriechischen Märchen oder Liedern so manches in deutschem Kleide und wohlbekannt unter uns wandelt, als wäre es ein echtes deutsches Kind, in deutschem Walde geboren.

Im fünfzehnten Jahrhundert schon sang man im deutschen Volke ein Lied folgenden Inhalts: Eine Königstochter eilt, als der Abend herabsinkt, aus ihrer Kemenate hinaus an das Burgthor und bittet den Wächter, sie hinauszulassen. Sie will einem stolzen Ritter ein Rosenkränzlein bringen, niden am Holz, wo an einem hohlen Steine unter der Linde ein Brünnlein quillt. Der Wächter, durch einen Mantel und rotes Gold bestochen, läßt sie ziehen, und sie kommt noch vor der verabredeten Zeit zur Stelle. Ihr Ritter ist noch nicht da. Frau Nachtigall sitzt in der Linde und singt. Mit ihr läßt sich die edle Maid in eine Zwiesprach ein. Das hört aber ein kleiner Zwerg tief in dem Walde, er eilt herzu und führt die Königstochter an ihrer weißen Hand weit hinein in den dunkeln Wald zu seiner Mutter:

Oh Mutter, die ist mein allein!
Ich fand sie nächten spate
Bei einem hohlen Stein!

Aber die Zwergmutter fühlt Erbarmen, sie heißt ihn die Jungfrau wieder zurückführen, ihr ahnt großes Unglück. Als sie zurückkommen, liegt der treue Ritter tot unter der Linde, er hat sich erstochen. Da zieht die Maid das Schwert aus seiner Brust und stößt es in die eigne.

Das Lied ist im echten deutschen Volkstone gehalten, und doch ist es wahrscheinlich ein Fremdling. Ovid nämlich erzählt im vierten Buche seiner Verwandlungen folgende Geschichte: Pyramus liebte die Thisbe, die schönste assyrische Jungfrau. Beide verabreden eine Zusammenkunft, da wo am Grabe des Ninus unter einem Maulbeerbaume eine Quelle entspringt. Ein jeder täuscht die Wächter des Hauses und kommt zu dem bezeichneten Orte. Thisbe zuerst. Als sie anlangt, erblickt sie eine Löwin, deren Rachen nach dem Morde der Rinder noch vom Blute triest. Eilends flieht sie in eine nahe Höhle, verliert aber auf der Flucht ihren Schleier. Die Löwin ergreift diesen und besudelt ihn mit ihrem blutigen Rachen, dann läuft sie davon. Jetzt kommt Pyramus, sieht die wohlbekannte Spur des wilden Tieres, sieht und erkennt Thisbes blutiges Gewand und — ersticht sich in Verzweiflung. Endlich wagt sich auch Thisbe aus der schützenden Höhle, und als sie ihr Unglück gewahrt, giebt sie sich gleichfalls den Tod.

Es ist klar, daß uns hier ganz dieselbe Sage vorliegt. Thisbe ist die Königstochter des deutschen Liedes, Pyramus der Ritter. Sogar der Wächter, der Brunnen und der „hohle Stein" sind vorhanden; der Maulbeerbaum ist in die deutsche Linde verwandelt. Mit der fremdländischen Löwin konnte sich unser Lied nicht befreunden, dafür wurde, um die Entfernung der Jungfrau zu motiviren, ein heimischer Zwerg eingeführt. Bei dieser Veränderung entging den deutschen Dichtern, daß damit zugleich das eigentliche Motiv für den Tod des Ritters wegfiel. Dies ist der Grund, weshalb man hier vielleicht eine direkte Entstehung des deutschen Liedes aus der lateinischen Quelle durch Vermittlung eines mittelalterlichen deutschen Kunstgedichtes annehmen darf.

Ein Volkslied, dessen traurige Weise aus dem Kahn des dänischen und norwegischen Fischers erklingt, welches auch bei uns Annette von Droste-Hülshoff im Münsterlande auf dem Dorfe singen hörte, ist die Ballade von den zwei Königskindern, die sich so lieb haben, die aber ein breites Wasser trennt. Der Jüngling schwimmt in der Nacht hinüber, während ihm zwei Kerzen, welche die Maid drüben angezündet hat, die Richtung anzeigen. Aber eine falsche, neidische Nonne löscht die Kerzen aus, und der Jüngling „bleibt in der See." Daß dieses Lied den gleichen Inhalt mit einem altgriechischen Gedichte hat, ist so bekannt, daß man ihm sogar bisweilen die unpassende antike Überschrift „Hero und Leander" gegeben hat. Der Ursprung der Sage scheint aber älter zu sein als das Griechentum, da sie schon in den heiligen Liedern der alten Inder und Perser anklingt. Überdies lebte im Altertum die Sage in einer Gestalt, welche uns ihre Verwandtschaft mit einem weiteren Kreise von Mythen beweist. Am

Hellespont nämlich, nahe bei der Stadt Sestos, wurde noch in späten Jahrhunderten der „Turm der Hero" am Meere gezeigt, in welchem die Jungfrau einsam und abgeschlossen von den Menschen gelebt haben sollte. Dies einsame Wohnen der Jungfrau ist ein uraltes, häufig wiederkehrendes Märchenmotiv; so wohnt Danaë in einem einsamen Turme, so auch Mandane, die Mutter des Cyrus, so Rhea Silvia, die Mutter des Romulus und Remus. Ebenso wird auch in dem Grimmschen Märchen die schöne Rapunzel in den Turm gesperrt, genest aber, mit dem Königssohne heimlich vermählt, eines Zwillingspaares. Das breite Wasser, durch welches Leander zu seiner Hero kommt, sind hier die langen goldnen Haare Rapunzels, die sie vom Turme herabläßt und an denen der Königssohn zu ihr gelangt, bis eines Tages die böse Zauberin, die falsche Nonne der Herosage, dieselben abschneidet. Da fällt der Königssohn vom Turme herab, und die Dornen stechen ihm die Augen aus. Dies Blindwerden ist, wie überhaupt das Verlieren eines Körperteiles, ein häufig in den Märchen wiederkehrendes Symbol für den Tod. Es kann somit keinem Zweifel unterliegen, daß auch das Märchen von Rapunzel mit der Sage von Hero und Leander im Grunde übereinstimmt.

Es würde verlorne Mühe sein, wollte man versuchen, hier wiederum eine Entstehung der deutschen Bearbeitungen dieser Sage unmittelbar aus antiken Quellen nachzuweisen. Die Wege, auf denen die Völker ihre poetischen Geheimnisse sich mitteilen, sind dunkel, niemand ist sie noch gewandelt. Und je mehr man derartige Sagen vergleichend betrachtet, umso näher tritt die Vermutung, daß dieselben ein unberechenbares Alter haben und wohl zurückgehen in jene Zeit, da die Völker, welche seit Jahrtausenden schon ihre eigne Geschichte haben, noch in einem Stamme vereint zusammenwohnten. Am wahrscheinlichsten ist dies der Fall bei den Sagen, welche an religiöse Vorstellungen anknüpfen.

Juppiter wanderte einst — so erzählt Ovid — mit Merkur in sterblicher Gestalt über die Erde. Sie kamen vor der Menschen Wohnungen; tausend waren verschlossen, nur eine nahm sie auf, die arme, kleine Hütte des alten Paares Philemon und Baucis, welche zum Lohne dafür ein paar Wünsche thun dürfen, während ihre reichern Nachbarn bestraft werden. Diese Geschichte kehrt bei den Brüdern Grimm im Märchen von dem Armen und dem Reichen wieder: Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch selber auf Erden wandelte, trug es sich zu, daß er müde ward, ehe er eine Herberge erreichen konnte. Er wendet sich an den Reichen mit der Bitte um Aufnahme für die Nacht, wird aber abgewiesen. Darauf geht er in die Hütte des Armen, der ihn verpflegt und daher am folgenden Tage drei Wünsche thun darf. Und wie Philemons Hütte in einen herrlichen Tempel verwandelt wurde, so erhält auch im deutschen Märchen der Arme ein neues Haus. Die darauf folgende Bestrafung des Reichen ist durch Einwirkung andrer Märchen weiter ausgemalt als bei Ovid.

Bei den Indern lebt ganz dieſelbe Sage, und Philemon und Baucis ſind dort der Brahmine Soodam und ſein Weib.

Alles dieſes gehört in den reichen Kreis jener Sagen vom Wandern und Reiſen der Götter, welche die Odyſſee andeutet mit den Worten:

Selige Götter in wandernder Fremdlinge Bildung,
Jede Geſtalt nachahmend, durchgehn oft Länder und Städte,
Daß ſie der Sterblichen Frevel ſowohl als Frömmigkeit anſchaun.

Hierher gehören alſo auch die griechiſchen Sagen von der Irrfahrt der Demeter, der griechiſchen mater dolorosa, von den Zügen des Weingottes Dionyſos und wiederum die altgermaniſche Mythe von der Wanderung des Wuotan, Loki und Hönir und ihrer Einkehr bei den Menſchen.

Von hohem Alter iſt auch diejenige Gruppe von Sagen, welche man unter dem Geſamtnamen „Zauberlehrlinge“ begreifen könnte. Dädalos, der wunderbar geſchickte Baumeiſter des Königs Minos, hatte ſich ein Federkleid gefertigt, mit welchem er ſich aus der Gefangenſchaft befreite, ganz wie in germaniſcher Sage der kunſtreiche Schmied Wieland. Aber des Dädalos Sohn Ikaros, der ſeinem Vater im Fliegen nacheifern, ja ihn übertreffen will, findet dabei den Tod. Ein ähnliches Motiv enthält die Sage vom Phaëthon, der ſeinen Vater, den Sonnengott, bat, ihm für einen Tag die Leitung des Sonnenwagens zu überlaſſen. Der Jüngling vermochte die wilden Roſſe nicht zu zügeln, der Wagen kam aus ſeiner Bahn und ſtreifte verſengend den Teil der Erde, welchen die Äthiopen bewohnen, die noch heute davon ſchwarz ſind. Phaëthon wird aus dem Wagen geſchleudert und ſtirbt. Da ergreift der Sonnengott ſelber die Zügel, und willig gehorchen die Roſſe der Hand des Meiſters. Diejenige Geſtalt dieſer Sage, welche durch Goethe eine ſo herrliche Darſtellung im „Zauberlehrling“ gefunden hat, findet ſich erſt im ſpäten Griechentum des zweiten nachchriſtlichen Jahrhunderts aufgezeichnet. Mit dieſer Sage ſtimmt ſehr genau das Grimmſche Märchen vom ſüßen Brei überein, nur daß hier der Meiſter ein Kind iſt und der Lehrling ihre Mutter, welche das Wort vergißt, womit der Topf, welcher unaufhörlich den „guten, ſüßen Hirſenbrei“ kocht, zum Stillſtand gebracht wird. Und hiermit ſcheint wiederum das alte deutſche Volksmärchen vom Berge Semſi verwandt zu ſein, welcher ſich nur auf das richtige Wort öffnet und ſchließt. Aber der habgierige Reiche, welcher hier der Zauberlehrling iſt, vergißt das Wort und kommt um. Wunderbarerweiſe ſtimmt dieſes Märchen genau bis auf den Namen überein mit dem arabiſchen aus 1001 Nacht bekannten Märchen vom Berge Seſam.

Ein andrer den Griechen und Deutſchen gemeinſamer Sagenkreis enthält den Gedanken, daß kein Verbrechen verſchwiegen und ungerächt bleibt. Die griechiſche Sage von den Kranichen des Ibykos kehrt in Süddeutſchland in der Geſchichte von den Raben des St. Meinrad wieder. Dieſer Heilige wurde im Jahre 861 in einer Einſiedelei von zwei Mördern umgebracht. Bevor er aber

starb, flogen Raben über ihn hin, und er sagte, diese würden seinen Tod offenbaren. Als nun die Mörder später einmal mit einander in Zürich vor einem Wirtshause saßen und einige Raben vorbeiflogen, sagte der eine spöttisch zu seinem Kameraden: „Siehe da, Meinrads Raben!“ Das hörte ein Vorübergehender und zeigte es dem Gerichte an, worauf die beiden eingezogen, des Verbrechens schuldig befunden und bestraft wurden. Ein andres deutsches Märchen lautet: Ein König verspricht einem Juden sicheres Geleit durch einen großen Wald. Den Schenk des Königs, der den alten Mann geleiten soll, treibt aber die Goldgier selbst zum Morde. Als der Jude das Vorhaben merkt, spricht er: „Die Vögel des Waldes werden den Mord offenbaren!“ Der Schenk lacht darüber, und als er das Schwert gezogen hat, und gerade ein Rebhuhn daherkommt, spricht er spottend: „Jude, nimm wahr, das Rebhuhn wirds offenbaren!“ Darauf mordet er ihn, nimmt das Gold und geht heim. Nicht lange, so wird dem König ein Rebhuhn aufgetragen: Der Schenk denkt dabei an des Juden Wort und lacht verstohlen. Der König aber sieht es, zwingt ihn den Grund zu bekennen, und er kommt an den Galgen. Derselbe Gedanke liegt endlich auch dem bekannten Grimmschen Märchen: „Die klare Sonne bringt es an den Tag“ zu Grunde.

Im alten Griechenland ging von Glaukos, dem Sohne des Kreterkönigs Minos, die Sage, er sei eines frühen Todes gestorben, und da habe sein Vater den berühmten Seher Polyidos in die Grabkammer zu der Leiche seines Sohnes eingeschlossen und habe ihm befohlen, denselben wieder vom Tode zu erwecken. Polyidos aber sah, wie eine Schlange aus dem Gewölbe hervor und zu ihm herankroch; da erschlug er sie aus Furcht. Bald kam eine zweite Schlange hervor, und als sie die erste tot fand, trug sie ein Kraut herbei, legte das der Toten auf den Leib und erweckte sie dadurch zum Leben. Polyidos eilte nun herzu, nahm das Kraut und legte es auf den toten Knaben; da erwachte auch dieser vom Tode. Obgleich diese Sage im Altertum selbst sehr wenig bekannt gewesen zu sein scheint, da nie ein Kunstdichter sie ausgeführt hat, so ist sie doch im deutschen Märchen in folgender Gestalt vorhanden: Ein Jüngling hat eine Königstochter geheiratet, mit der Bedingung, daß er sich mit ihr lebendig begraben lassen muß, wenn sie früher stirbt. Bald geschieht es auch also. Als er aber bei der Toten in der Grabkammer sitzt, ereignet sich ganz dasselbe wie in der griechischen Sage.

Mit diesem Märchen vom Schlangenkraut stehen alle diejenigen Sagen in innerem Zusammenhange, durch welche das Zauberkräftige oder Heilkundige der Schlangen ausgedrückt wird. Wer Schlangen oder Schlangenblut genoß, verstand alsbald die Sprache der Tiere; so ging es dem Jüngling in dem deutschen Märchen von der weißen Schlange, so dem Herrn von der Seeburg, der darauf durch das Krähen des Hahnes noch zur rechten Zeit erfuhr, daß sein Schloß unterzugehen im Begriff sei, so dem hürnenen Siegfried, als er den mit dem Drachenblute befleckten Finger in den Mund steckte. So verdankte nach altgriechischer Sage der Seher Melampus seine Weissagekunst einer Brut

Schlangen, die er, als sie verwaist waren, mitleidig groß gezogen hatte. Sie verliehen ihm die Gabe, die Stimmen der Vögel zu verstehen und alle Zukunft zu deuten. Durch Schlangen war Kassandra, des Priamos Tochter, zur Prophetin geworden. So hatte denn auch der Heilgott als Symbol seiner Kunst eine Schlange bei sich. Mit diesem zauberkräftigen Wesen der Schlangen sowie zugleich mit der diesen Tieren im Volksglauben eignen Vorliebe für das Glänzende, Kostbare hängt wohl auch die Thatsache zusammen, daß man kostbarem, besonders goldnem Geschmeide zu Schmuck und Waffen von uralter Zeit her gern die Gestalt einer Schlange gegeben hat.

Auch eine andre Sage aus Alt-Griechenland, die im spätern Griechentum unbeachtet blieb, kehrt in sehr bekannten und verbreiteten Märchen wieder. Von allen Griechen war der schlaueste und listenreichste der alte Sisyphos. Da er den Zeus selber betrogen hatte, so schickt dieser den Tod ab, ihn zu holen. Der schlaue Mann aber fesselt den Tod mit listigen Banden, sodaß nun niemand sterben kann, bis zuletzt der Kriegsgott Ares selbst den Tod befreit. Aber auch aus der Unterwelt rettet sich Sisyphos noch einmal durch seine Hinterlist. Leider ist uns nichts näheres über die Sage erhalten; dieser dürftige Rest der Überlieferung genügt aber vollkommen, um sicherzustellen, daß hier dieselbe Sage vorliegt wie im deutschen Märchen vom Spielhansel, der einen Birnbaum hat, von welchem niemand wieder herunter kann ohne seinen Willen. Als nun der Tod kommt, den Hansel zu holen, veranlaßt dieser ihn, auf den Baum zu steigen, wo er sieben Jahre lang sitzen muß. Niemand in der Welt stirbt, bis Hansel endlich einmal ein Vaterunser betet; da wird der Tod frei. Auch die Listen des Spielhansels nach seinem Tode stimmen mit der Sage von Sisyphos überein. Diese Geschichte ist in sehr zahlreichen Abarten in Deutschland verbreitet, und zwar ist es gewöhnlich ein listiger Schmied, der den Tod gefangen hält, der dann auch Tod und Teufel mit seinem Hammer quält. Eine gewisse Verwandtschaft hiermit scheint das Märchen vom Meister Dieb zu haben, zu welchem dann wieder die altägyptische Sage vom Schatz des Rhampsinit in engster Beziehung steht.

(Schluß folgt.)

Die Neuhebriden-Frage.

Die Frage wegen der Absichten Frankreichs auf die Neuhebriden, welche vor kurzem in einigermaßen beunruhigender Gestalt aus dem stillen Ozean auftauchte, indem sie wie der Anfang zu einem Konflikte zwischen Frankreich und England aussah, hat seitdem eine weniger dunkle Farbe angenommen, ist aber noch keineswegs licht geworden; sie ist weder genügend erklärt, noch beigelegt, und so erheischt sie eine Besprechung, die wir umso lieber vornehmen, als uns dazu gute Quellen zur Ver-

fügung stehen. Wir schließen davon die politische Bedeutung, welche diese Frage auch für uns hat, vorläufig aus, zumal da man sie leicht erraten kann, und beschränken uns für jetzt auf eine Beschreibung der betreffenden Inselgruppe, auf die Mitteilung der Ereignisse, welche in diesen Tagen die Blicke Europas auf sie lenkten, und auf die Erörterung der englischen und französischen Interessen, um die es sich dabei handelt.

Die Neuhebriden und die Santa Cruz-Inseln erstrecken sich in der Richtung von Nordnordwest nach Südsüdost über das Stille Meer zwischen den Parallelen von 9° 45′ und 20° 16′ südlicher Breite und den Meridianen von 165° 40′ und 165° 30′ östlicher Länge, etwa 140 geographische Meilen weit. Das französische Neukaledonien liegt ungefähr 40 Meilen südwestlich von dem südlichen Ende der Gruppe, und die südlichste der Salomonsinseln etwa in gleicher Entfernung westlich vom nördlichen, während im Osten die fast 80 Meilen entfernten Fidschi-Inseln das nächste Land sind. Die Neuhebriden wurden ebenso wie die Santa Cruz-Gruppe im Jahre 1595 von dem spanischen Seefahrer Mendaña entdeckt, aber sein Versuch, hier eine Niederlassung zu gründen, war erfolglos. La Perouse erlitt 1788 an der Santa Cruz-Gruppe Schiffbruch und blieb dann verschollen. Diese Eilande zerfallen in drei bestimmte Gruppen, die von einander durch etwa 12 Meilen breite Wasserflächen getrennt sind: die südlichen Neuhebriden, die nördlichen mit den Banks-Inseln und die Santa Cruz-Inseln mit den kleinen Gruppen der Duff- und der Swallow-Inseln. Die südlichen Neuhebriden bestehen aus fünf Inseln, von denen Erromango die größte ist, indem sie eine Länge von 6 und eine Breite von $4^1/_2$ Meilen hat. Die zweite an Größe ist das 6 Meilen davon entfernte Tanna, welches $3^1/_2$ Meilen lang und 2 breit ist, die dritte, Annitrum, $3^1/_4$ Meilen lang und etwas breiter als die letztgenannte; die beiden andern heißen Amwa und Fotuna. Alle fünf zeigen Berge, von denen sich einige bis zu 3000 Fuß Höhe erheben. Die nördlichen Neuhebriden, die mit den Banks-Inseln eigentlich eine und dieselbe Gruppe bilden, zerfallen in fünfundreißig größere und kleinere Inseln und Eilande. Die größte ist Espiritu Santo, 15 Meilen lang und 8 Meilen breit; dann folgen Mallicolo, 10 Meilen lang und 4 Meilen breit, Aurora und Pentekosta, jede 6 Meilen lang und 1 Meile breit, und Ambrym, welches eine Länge von etwa $5^1/_2$ und eine Breite von etwa $3^1/_2$ Meilen hat; die übrigen sind viel kleiner. Alle sind bergig, die höchste ist Ambrym, wo sich der Vulkan Lopovi 5000 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Die Banks-Gruppe wird, abgesehen von einigen unbedeutenden Eilanden, von zwei je 3 Meilen langen Inseln gebildet, von denen die eine Vanua Lava, die andre Santa Maria heißt. Einige Glieder dieser Gruppen sind bloße Korallenriffe, die meisten aber sind vulkanisch. Thätige Vulkane befinden sich auf Tinakula, Ureparapara, Ambrym und Tauna, die 1872 allesamt in Eruption waren; daneben trifft man überall erloschene Krater, und in Vanua Lava finden sich kochend heiße Quellen. Rings um die meisten Inseln

ist das Wasser von großer Tiefe, aus dem sich die Ufer größtenteils schroff erheben. Dieselben sind mit dichter Vegetation bedeckt. Kokosnußpalmen, Kasuarinen, andre Waldbäume und Farren, zwischen denen prächtige Blumen in Menge blühen, bilden die Flora dieses Archipels. Dagegen scheint derselbe keine andern einheimischen Säugetiere als Ratten zu besitzen, und die Vögelwelt ist hier weit weniger mannichfaltig als auf den Salomonsinseln und auf Neukaledonien. Die menschlichen Bewohner der Neuhebriden sind von Insel zu Insel wesentlich verschieden von einander und tragen alle Merkmale einer Mischung von zwei oder mehr Rassen an sich. Man hört hier wenigstens zwanzig verschiedne Sprachen, nicht bloße Dialekte, und auf der Insel Tanna allein giebt es deren sechs. Diese Insulaner haben auch einen verschiednen Charakter. Auf Annitrum zeigten sie sich sanft und gelehrig, sodaß es gelang, sie zum Christentume zu bekehren und ihnen einige Gesittung beizubringen. Auf den meisten andern Inseln dagegen soll das Volk sehr reizbar und treulos sein, doch ist dabei zu bemerken, daß die Leute von den europäischen und australischen Sandelholzsammlern und Arbeiterfängern oft schlecht behandelt worden sind. Fast auf allen Inseln herrscht Menschenfresserei, offen und insgeheim. Die Wilden bedienen sich in ihren Fehden jetzt zum Teil schon der Feuerwaffen, gewöhnlich aber der Keule und des Speeres; Bogen und Pfeile sind gleichfalls im Gebrauche.

Die Ereignisse, welche die Neuhebriden vor kurzem in Europa auf die Tagesordnung brachten, waren folgende. In der ersten Woche des Juni gelangte die Nachricht nach London, französische Truppen hätten auf einer dieser Inseln die Flagge Frankreichs aufgehißt, und man faßte das so auf, als sei damit vonseiten des letztern von den Neuhebriden Besitz genommen worden, während doch zwischen ihm und England ein diplomatisches Übereinkommen bestehe, welches die Unabhängigkeit jener Inseln verbürgen solle. Die öffentliche Meinung in England geriet darüber in begreifliche Unruhe, und noch mehr Aufregung hatte, wie der Telegraph meldete, die Kunde vom Vorgehen der Franzosen unter den Bewohnern Australiens hervorgerufen. Dies führte zu einer Interpellation im Unterhause, die vom Unterstaatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten dahin beantwortet wurde, daß die erste amtliche Nachricht über den Vorfall, welche der Regierung bisher zugegangen sei, in einem Telegramme des britischen Konsuls in Neukaledonien an den Gouverneur von Neusüdwales bestehe, in welchem jener mitteile, er habe Grund zu glauben, daß die französische Flagge auf den Neuhebriden aufgezogen worden sei, und er habe beim Gouverneur von Neukaledonien Einspruch dagegen erhoben. Die Befehlshaber der beiden in den Gewässern jener Inseln stationirten englischen Kriegsschiffe hätten die Weisung erhalten, ohne Verzug Bericht zu erstatten. Zugleich hätte der britische Botschafter in Paris den Auftrag erhalten, Herrn von Freycinet um Auskunft zu ersuchen; dies sei am 10. Juni geschehen, und der französische Premier hätte folgende Erklärung abgegeben. Eine französische Gesellschaft beschäftige auf

den Neuhebriden eine Anzahl Arbeiter, und von dieſen ſeien einige von den dortigen Wilden ermordet worden. Die übrigen hätten die Geſellſchaft aufgefordert, entweder für ihre Sicherheit zu ſorgen oder ſie fortzuſchaffen. Auf Anſuchen des Gouverneurs von Neukaledonien hätte man zwei Kriegsſchiffe mit Truppen an den Punkt geſandt, wo ſich die Arbeiter befänden, und es wäre möglich, daß dort ein temporärer Poſten errichtet würde, der bis zur Wiederherſtellung der Ruhe verbliebe, doch würde dieſe Maßregel keine politiſche Bedeutung haben. Es handle ſich dabei überhaupt nicht um die Beſetzung der Neuhebriden oder um irgend etwas, wodurch die von Frankreich gegen Großbritannien eingegangnen Verpflichtungen verletzt werden könnten. Am 14. Juni, ſo berichtete der Unterſtaatsſekretär dem Unterhauſe weiter, hätte Lord Lyons Herrn von Freycinet abermals beſucht und ihm Vorſtellungen über die Aufregung gemacht, welche die bloße Anweſenheit franzöſiſcher Truppen auf den Neuhebriden in England ſowie in Auſtralien zu verurſachen geeignet ſei, und Herr von Freycinet hätte darauf in beſtimmteſter Weiſe ſeine Verſicherung wiederholt, daß Frankreich keine Pläne habe, welche die politiſche Verfaſſung jener Inſelgruppe berühren würden, daß es dieſelbe nicht zu beſetzen gedenke, vielmehr ſich an das England gegebene Verſprechen gebunden halte, deren Unabhängigkeit zu achten. Er wiſſe nicht, ob Truppen dort gelandet ſeien; ſollte dies der Fall ſein, ſo würden ſie ſofort zurückgezogen werden, wenn der Notfall vorüber ſei.

Genauer und teilweiſe anders lautete die Darſtellung der Sache, welche bald darauf die offiziöſe Agence Havas brachte. Man las da: „Ein diplomatiſches Übereinkommen zwiſchen Frankreich und England ſichert jenen Inſeln die Unabhängigkeit. Laut demſelben ſind die franzöſiſchen und engliſchen Staatsangehörigen berechtigt, ſich auf den Neuhebriden zur Betreibung von Geſchäften niederzulaſſen. Vom Gouverneur Neukaledoniens ſind mit den Häuptlingen der Kanaken Verträge abgeſchloſſen, von letztern aber nicht gehalten worden. Die Wilden haben Gewaltthaten verübt, und mehrere Franzoſen, Angehörige einer Geſellſchaft, ermordet. Jede Sicherheit war dahin, wenn Frankreich die Mörder nicht raſch züchtigte. Zu dieſem Zwecke ſind die Dampfer Magellan und Dives nach den Neuhebriden gefahren und haben bei Malako Kompagnien von Marineinfanterie gelandet. Die Genieſoldaten haben auf dem Hügel, welcher die Ebne mit den induſtriellen Niederlaſſungen bis zum Waldſaume beherrſcht, eine Art Blockhaus errichtet. Dieſes kleine, übrigens nur proviſoriſche Fort wird genügen, unſre Landsleute und ebenſo die dortigen Engländer, wenn ſie bedroht werden, zu ſchützen. Natürlich weht über dem Fort unſre Flagge, wie überall, wo wir Truppen haben. Wie lange wird dieſe Beſetzung dauern? Alles wird von den Ereigniſſen und von den Berichten abhängen, die man dem Gouverneur von Neukaledonien erſtatten wird, welchem beſondre Weiſungen zugegangen ſind. Die franzöſiſche Regierung hat aber keineswegs die Abſicht, die mit England abgeſchloſſene diplomatiſche Übereinkunft zu verletzen.“

Diese Erklärungen sind nicht geeignet, die Engländer vollständig zu beruhigen, da aus ihnen hervorgeht, daß in Paris niemand imstande oder willens ist, über die Dauer der Besetzung der Inseln auch nur annähernd Bestimmtes zu sagen. Anderseits ist, obwohl die überseeische Politik der Republik sich bisher nicht gerade durch Weisheit und Genügsamkeit auszeichnete, nicht anzunehmen, Frankreich werde England in dieser Frage herausfordern. Das Recht des letztern ist klar, es liegt in dem Vertrage von 1878, nach welchem beide Parteien verpflichtet sind, von einer Annexion der Neuhebriden abzusehen, und welcher für die Australier, als sie Besitznahme der Inseln wünschten, eine unübersteigliche Schranke war. Was könnte nun Frankreich veranlassen, sich derselben zu bemächtigen? Der einzige Beweggrund dazu würde die Absicht sein, in diesen Meeren noch eine Verbrecherkolonie zu gründen. Die Franzosen sind kein Bienenvolk, das ausschwärmt und neue Stöcke bildet, und ihre besten Kolonien sind, das nahe Algerien teilweise ausgenommen, in der Regel von Soldaten und Beamten sowie einigen von diesen beiden Klassen abhängigen Leuten bewohnt. Neukaledonien ist ein Zuchthaus und nichts weiter. Es ist für die Australier schon unangenehm genug, ein solches Etablissement in ihrer Nachbarschaft zu haben, ein zweites würde für sie unerträglich sein. Frankreich würde dann große Massen von Verbrechern hierher schaffen, die ihm zu Hause unbequem sind und hier Verlegenheit bereiten. Infolge der Milde seiner Geschwornengerichte entgehen nicht wenige Räuber und Mörder der Todesstrafe und werden nur zu lebenslänglicher Einsperrung verurteilt. Die Bewachung derselben im Inlande ist schwierig und kostspielig. Auf einer fernen, kleinen, dünnbevölkerten Insel dagegen kann man sie leicht überwachen und ihnen sogar ein gewisses Maß von Freiheit gewähren. Das letztere ist für die Australier eine Gefahr. Entlaufene Gefangne und entlassene Züchtlinge wenden sich meist nach Brisbane und Sidney und mischen mit sich der dortigen Bevölkerung ein sehr unwillkommenes Element bei. Das muß ertragen werden, da Frankreich Neukaledonien schon einige Jahre besitzt, aber mehr von solcher Gefahr auf den Neuhebriden wäre kaum zu dulden.

Der Wunsch Frankreichs, diese Inseln zu besitzen, spielt schon geraume Zeit, und es hat die Einwilligung Englands in die Annexion in einer Weise nachgesucht, welche gewissermaßen eine Drohung einschließt: das auswärtige Amt in Paris deutet an, wenn man in London die französische Besitznahme gestatte, so werde Frankreich aufhören, Verbrecher nach Neukaledonien zu senden, sonst aber damit fortfahren. Das erscheint wie ein Eingeständnis des Umstandes, daß die genannte französische Verbrecherkolonie eine Ungehörigkeit und ein Ärgernis ist, welches man abstellen will, wenn England den Franzosen den Willen thut. Der letztere wird ferner damit erklärt, daß die Neuhebriden, wenn sie in ihren Besitz gelangten, ihnen die Arbeitskräfte liefern würden, die sie jetzt in Ketten einführen müssen. Dieser Grund wäre aber nur dann stichhaltig, wenn

Frankreich die Bewohner der Neuhebriden zur Auswanderung nach Neukaledonien zu zwingen beabsichtigte. Das hieße sie zu Sklaven machen und zwar ohne Not; denn jetzt können sie durch Agenten auf dem Wege freier Vereinbarung zu Arbeiten für die Franzosen von Neukaledonien gewonnen werden, ganz ebenso wie die Deutschen und die Engländer auf den Inseln des Stillen Meeres diese Kanaken für die Arbeit in ihren Niederlassungen anwerben. Den Engländern und Australiern mißfällt jenes Projekt ganz besonders. Alles, was unter den Rassen auf den Neuhebriden geschehen ist, um denselben Christentum und Gesittung beizubringen, ist von Australien ausgegangen, und mit tiefstem Unmut denkt man hier daran, daß dies ganz unzweifelhaft rückgängig gemacht werden würde, wenn man die französischen Verbrecher und die eingebornen Christen zwangsweise mit einander verschmölze. Die Inseln betreiben hauptsächlich Handel mit Australien, welches ihnen auch Missionäre mit allerhand Bildungsmitteln zugesandt und darauf viel Geld verwendet hat Allein für den Bau von Kirchen und die Erhaltung derselben und ihrer Geistlichen sind über 160 000 Pfd. Sterl. ausgegeben worden, und man hat nach der Auffassung der Missionsfreunde wertvolle Erfolge damit erzielt. Pastor Paton, einer der ältesten Sendboten des Evangeliums in jenen fernen Meeren, berichtet: „Durch Gottes Segen und unsre ausdauernde Arbeit sind zehn von den hier geredeten Sprachen in schriftliche Form gebracht worden, und andre vier sind nach dieser Richtung hin in Angriff genommen. Die Bibel ist in zehn verschiedne Idiome übersetzt und gedruckt und wird jetzt von Leuten gelesen, die einst Menschenfresser waren. Achttausend Eingeborne bekennen sich zum Christentum, in jeder christlichen Familie findet morgens und abends Hausandacht statt, und alles nimmt unter dem segensreichen Lichte und der Kraft des Evangeliums rasch andre und bessere Gestalt an. Leben und Eigentum sind auf den fünfzehn Inseln, auf denen jetzt Missionäre wirken, vollkommen und auf der ganzen Gruppe vergleichsweise sicher. Wir behaupten nicht, daß diese frühere Okkupation derselben uns Engländern das Recht verleiht, die Inseln unserm Reiche einzuverleiben, England kann ruhig zusehen, wie die Kanaken sich ihrer alten Unabhängigkeit weiter erfreuen, aber es liegt für alle, welche das Vorgehen der Franzosen beobachtet haben, auf der Hand, daß unter dem Regimente unsrer Nachbarn in Neukaledonien keine protestantische Mission auf den Neuhebriden sicher sein würde.“ Es sieht sehr sonderbar aus, ist aber Thatsache, daß, während man zu Hause Mönche und Nonnen aus Spitälern und Schulen verjagt, Kapellen schließt und Bischöfen Beleidigungen zufügt, hier draußen französische Beamte ganz ungescheut als Gönner der katholischen Missionen auftreten, weil sie Pfadfinder und Bahnbrecher der französischen Flagge sind. Derselbe Politiker, der bei den Republikanern in Frankreich sofort um allen Einfluß kommen würde, wenn sie ihn zur Messe oder zur Beichte gehen sähen, wird in überseeischen Ländern der Verbündete der Jesuiten und andrer Orden, gegen die er den Groll des Pariser

Pöbels aufstachelt. Schon aus diesem Grunde sind große Massen in England gegen eine Besitznahme der in Rede stehenden Inseln vonseiten Frankreichs: sie wollen keine Verdrängung des Protestantismus aus seinem wohlerworbnen Eigentume bei den Kanaken. Die Hauptsache in der Frage aber bleibt die Absicht Frankreichs, hier eine neue Verbrecherkolonie zu begründen, und in Bezug hierauf hat England vor allem Ursache, die öffentliche Meinung in Australien zu beachten und nach ihr zu verfahren. In Downingstreet sollte man sich darüber nicht täuschen und nicht zögern. Es handelt sich um Lockerung oder Befestigung des Zusammenhanges der australischen Kolonien mit den europäischen Gliedern des Gesamtreiches. Für England hat es nicht viel zu bedeuten, ob auf der weiten Fläche der australischen Meere eine ferne Inselgruppe vom Kartenzeichner englisch oder französisch zu färben ist. Für die Australier aber ist es eine Frage fast so wichtig wie für die Engländer von 1798 die Frage, ob die Franzosen in Irland Fuß fassen und sich behaupten könnten. Ihr einziger ernsthafter Streit mit England fand in der Zeit statt, wo die englischen Behörden gegen den Wunsch Australiens dabei beharrten, Verbrecher dorthin zu deportiren. Der gegenwärtige Generalagent von Victoria, der vierzig Jahre lang in engen Beziehungen zu jener Kolonie stand, schreibt: „Ich war Zeuge der starken nationalen Bewegung, welche in jenen Tagen durch den Versuch der Regierung des Reiches hervorgerufen wurde, das alte Verbrechersystem fortzusetzen und auszudehnen, und ich bin überzeugt, daß, wenn man dieses System nicht schließlich aufgegeben hätte, die Verbindung Australiens mit der Krone ernstlich in Gefahr geraten sein würde. Ich bemerke, wie dieselbe Bewegung jetzt wieder auflebt. So stolz man auch auf das ist, was das Volk der drei Reiche der Königin im Laufe einer einzigen Regierung für die Größe, das Gedeihen und die Freiheit einer so ausgedehnten und reichen Region gethan hat, empfindet man es doch als Vernachlässigung, wenn den Franzosen gestattet sein soll, inmitten derselben eine Verbrecherkolonie einzurichten und die eingeborne Bevölkerung, für deren zeitliches und ewiges Wohl man keine Mühe und keine Kosten gescheut hat, zu demoralisiren." Es kann noch manches Jahrzehnt dauern, bis das australische Reich Großbritanniens sich in eine Gruppe von Republiken wie die Vereinigten Staaten verwandelt, aber es kann sich hier eine Einheit des Denkens und Wollens ausbilden, lange bevor es zu einer einheitlichen Regierung, fiskalischer und militärischer Union kommt. Man sollte daher in London schleunigst Rücksicht auf die Wünsche der Australier nehmen. Dort mag es scheinen, als ob die Sache keine große Eile hätte, weil die Neuhebriden immerhin ziemlich weit von dem nächsten Punkte Australiens entfernt sind. Dessen Bevölkerung aber sieht die Sache mit andern Augen an. Sie würde vielleicht nicht viel gegen eine wirkliche Kolonisation der Inseln durch Frankreich einzuwenden haben, aber Frankreich will und kann keine Kolonisation dieser Art vornehmen, es schickt Soldaten, Matrosen, Beamte, Züchtlinge und Zuchtmeister, aber keine Leute zur Bestellung des Bodens. Es verlangt die Neuhebriden, um daraus eine neue Kehrichtgrube für den Unrat zu machen, der aus Frankreich hinausgefegt wird. Die Australier aber wollen sich das nicht gefallen lassen, sie nennen diese Meere ihre Meere, und sie wollen „auf ihren Meeren Reinlichkeit gewahrt, sie nicht mit pesthauchenden Institutен besudelt sehen." Sie wollen sich, glauben wir, obwohl sie das nicht sagen, alle Inseln dieser Meere selbst einmal nehmen und sie für diese Zukunft aufgehoben wissen. Auch ihre Missionäre sind Bahnbrecher politischer Art.

Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortſetzung.)

Zehntes Kapitel.

Ein hochſommerlicher Sonnenuntergang tauchte den weiten Hafen von Liſſabon, die angrenzenden Teile der Stadt und den königlichen Palaſt in funkelndes Licht und rote Glut. Die Maſten und die halbgehißten Segel der großen Flotte, deren Schiffe in drei langen Reihen den Hafen faſt erfüllten, ſchienen in Brand zu ſtehen, und tauſende von müßigen Zuſchauern, welche ſich um und zwiſchen tauſende von Geſchäftigen drängten, richteten ihre Augen nach den überglühten Maſtſpitzen, den roſig ſchimmernden Leinwandflächen, unter denen ſich am Bord der dunkeln Schiffe ein wirres Getümmel bewegte. Die Einſchiffung des Heeres, mit dem König Sebaſtian nach Afrika ſegeln wollte, ſollte morgen im Laufe des Tages erfolgen, doch ſchon heute fuhren hunderte von Booten unabläſſig zwiſchen den ſteinernen Uferbrüſtungen und den Schiffen hin und her, tauſendſtimmiges Geſchrei erfüllte den Platz vor der Kirche und die abſchüſſigen Straßen, welche zum Hafen führten. Geſchütze, Waffen, Zelte, Lebensmittel wurden mit tobendem Lärm zum Ufer gebracht, endloſe Züge von zweirädrigen Karren, von Maultieren und Laſteſeln teilten die am Hafen verſammelten Maſſen. Von ſchwatzenden, rufenden und gebietenden Stimmen, von dem Raſſeln der plumpen Räder, dem Wiehern der Tiere, dem Klatſchen der Ruder und tauſendfältigem Geräuſch ward beinahe das Aveläuten auf den Türmen übertönt. Und ſelbſt als endlich die Lärmenden und Geſchäftigen die Mahnung vernahmen, tauſend Häupter ſich ſenkten, tauſend Hände ſich falteten, währte die Stille nur wenige Minuten; unmittelbar nach dem Gebet erhob ſich aufs neue das Getöſe, das vom Palaſt nach dem Hafen und vom Hafen nach dem Palaſt zurückzufluten ſchien. Aus allen Straßen, die aus dem Königsſchloß zu überſchauen waren,

zogen noch kleine Trupps von wunderlich, ja schlecht gerüsteten Kriegern heran, Kronvasallen vom Minho und Duoro, welche mit wenigen Dienern dem Aufruf Dom Sebastians Folge leisteten und sich dem Auge ihres Kriegsherrn zeigen wollten, bevor sie sich einschifften. Das Getümmel vor dem Schloßportal nach der Stadtseite war minder groß als das im Hafen; aber dichte Menschenmassen drängten sich auch hier und staunten die staubbedeckten Landjunker aus der Serra da Peneda und das Häuflein Licentiaten und Studenten von Coimbra an, welche mit dem König ins Feld ziehen wollten. So oft sich der König auf dem großen, vorspringenden Balkon des Palastes zeigte, schollen die Rufe der einziehenden Krieger und der Zuschauer zu ihm empor.

Dom Sebastian dankte dem brausenden Jubel, welcher von Zeit zu Zeit zu ihm aufstieg, immer nur durch karges Kopfnicken, durch Bewegung seiner Hand gegen den rotglühenden Abendhimmel, eine Bewegung, die den Erregten ins Gedächtnis rufen sollte, daß Gott seinen Segen zu dem großen Vorhaben geben müsse. Der junge Herrscher zeigte sich in voller kriegerischer Rüstung, sein Gesicht aber sah schmal, bleich und überwacht aus, und die, welche ihm näher standen, nahmen auf seinen Wangen große, fieberisch gerötete Flecken und unterhalb der Augen dunkle Ringe wahr. In den blauen Augen war ein schwärmerisch erwartender Ausdruck, unmutig wandte sich der König ab, sobald einer seiner soldatischen Begleiter ihn auf die unzulängliche Rüstung der unten vorüberziehenden Freiwilligen aufmerksam machte, ja den Obersten der deutschen Knechte in portugiesischem Sold hatte vorhin ein zürnend ungnädiger Blick getroffen, als er eine Bemerkung über die verrosteten Spieße und Tartschen im Gefolge einiger braven Fidalgos nicht zu unterdrücken vermochte. Solange die Züge der ankommenden Hilfsmannschaften währten, blickte der König in gespannter Aufmerksamkeit herab und schien sich an jedem Dutzend neuer Krieger zu erfreuen; so oft sich aber hinter den kleinen, bewaffneten Schaaren die müßige, gaffende Menge zusammenschloß, richteten sich seine Augen sehnsüchtig über den Platz vor dem Palast hinaus und schienen die Häusermassen von Lissabon zu durchdringen und den Schaaren entgegenzuschauen, die beim Abendlicht die letzten Kräfte aufboten, um die Hauptstadt noch vor dem Dunkelwerden zu erreichen.

Seitwärts von dem Balkon, auf dem der König verweilte, zog sich eine Folge von Gemächern, die wie alle Räume im Palaste an diesem Abend von Menschen erfüllt waren. Das große Zimmer, das dem Saale mit dem Balkon zunächst lag, diente Dom Joao, dem Prior von Belem, und einer Gruppe von seinen Vertrauten zum Aufenthalt. Aus den Fenstern des Gemaches übersah man den Platz mit den wogenden Volksmassen und erblickte gelegentlich das Gesicht des Königs im Profil, wenn er sich ein wenig über das Eisengeländer des Balkons vorneigte. Dom Joaos schwarze Augen funkelten in unverhohlener Befriedigung über alles, was er wahrnahm, um den hochmütigen Mund und

die Naſenflügel zuckte ein Etwas, das er gern verborgen hätte und doch nicht mehr verbergen konnte. Neben ihm ſtand Pater Rafael, König Sebaſtians Beichtvater, der, in demütiger Haltung, den Worten des Priors lauſchte und dabei einen gelegentlichen Hagelſchauer von Vorwürfen über ſich ergehen ließ: Ihr habt Unrecht, Rafael, daß Ihr ſagt, der Zuzug tröpfle zu langſam, und nachzählt, wie viel hunderte von bewaffneten Dienern die Fidalgos mit ſich führen! Nachdem der große Entſchluß einmal gefaßt iſt, kommt es nur darauf an, daß das wohl eingeleitete Unternehmen keine Verzögerung erleidet. Es iſt genug, daß der König bis zur letzten Stunde ſeine Streitkräfte ſich mehren ſieht, daß die kriegeriſche Glut, in der er ſteht, ſich nicht wieder abkühlt. Ihr ſeht den großen Zuſammenhang der Dinge nicht! Nehmt ein Beiſpiel! Wäre es Euch nachgegangen, ſo hätte ich im letzten Herbſt und um Weihnachten Fray Tellez für ſeine unbefugte Einmiſchung in des Königs Gewiſſensangelegenheiten hart geſtraft und ihn aus der Reihe der königlichen Kapläne geſtrichen. Jetzt ſagt ſelbſt, wer mit dem König nach Afrika gehen ſollte, da Ihr es nicht wollt und könnt! Fray Tellez Almeida iſt der rechte Mann, den ich bis zur rechten Stunde aufgeſpart habe. Ihr würdet jetzt minder ruhig hier ſtehen und Euch für den Feldzug rüſten müſſen, wenn ich Eurer zänkiſchen Laune gewillfahrt hätte!

Wäre es Gottes heiliger Wille geweſen, daß ich die Gefahren des Königs teilen ſollte, ſo würde ich mich ihm zu fügen gewußt haben, verſetzte Pater Rafael. In ſeiner Stimme war dabei ein Klang von Zaghaftigkeit, und er ließ alsbald die gefalteten Hände wieder auseinandergleiten. Dom Joao begnügte ſich, den Gottergebnen mit einem Blicke zu meſſen, unter welchem die frommen Falten in Pater Rafaels Geſicht plötzlich ſchlaff wurden. Ohne ein Wort ließ ihn Dom Joao ſtehen und wandete ſich dann Senhor Truëba, dem Kämmerling, entgegen, der aus der Thür zum großen Saale trat, aber wie der Staub auf ſeinem Wams und der Schweiß auf ſeiner Stirn verrieten, von unten und außen kam. Der Prior hatte ihn zum Hafen geſendet und ſchritt jetzt mit den Worten auf ihn zu: Ihr bleibt lange aus, Senhor, und wußtet doch, daß wir jeden Augenblick zu Seiner Majeſtät gerufen werden können.

Hochwürdigſter Herr, es iſt leichter von der Menſchenflut nach dem Hafen hinab, ja ins Meer hineingeſpült zu werden, als, gegen ſie ankämpfend, zurückzukommen! entgegnete Truëba verdrießlich. Verſucht es, raſcher wider den Strom zu ſchwimmen! Halb Liſſabon drängt ſich um den Hafen, und der Himmel weiß, wie viel tauſend Landleute dazu! Die Einſchiffung geht langſam von ſtatten, die Anſtalten ſcheinen vielfach ungeſchickt, die Kreuzfahrer, welche nach Sonnenuntergang ankommen, werden wohl ihr Nachtlager auf dem Straßenpflaſter nehmen müſſen. Ein Durcheinander, wie das am Hafen, habe ich noch nicht geſehen —

Und wie iſt die Stimmung im Volke? Kriegeriſch gehoben, ſiegesfreudig?

Nicht mehr, als an den Tagen zuvor, ja mich dünkt weniger! antwortete Truëba. Einzelne indiſche Krieger und die Bettelmönche von San Antonio allein prophezeien aller Orten den Triumph Portugals und des Königs. Die Menge lauſcht müßig und ſtumpf und gafft verwundert drein, als wäre das Ganze ein Faſchingszug! Die Bürger und Edelleute, ſo viel ſich unter das Volk miſchen, verhehlen ihre Beſürchtungen ſchlecht, auf den Herzen der Meiſten liegt ein Druck. Wenn ſie könnten, hielten ſie den König noch heute, noch morgen zurück.

Sie vermögen es zum Glück nicht! ſagte der Prior ruhig. Die Regentſchaft iſt eingeſetzt, die perſönliche Ausrüſtung des Königs vollendet, ſeine gläubige Zuverſicht ſpottet jedes Hinderniſſes! Wehe dem, der jetzt noch einen Einſpruch verſuchen möchte.

Man erzählt ſich unten, daß eine Abordnung der Fidalgos und des Stadtrates von Liſſabon beim König geweſen ſei, ihn um Aufſchub der Abfahrt und des Feldzuges zu bitten, und daß er ihnen zur Antwort erteilt habe, er werde ſie ſeiner Zeit nach Marokko beſcheiden und ihnen dort im kaiſerlichen Palaſt erwiedern, was ihnen gebühre. Ein paar Dutzend Schreier jauchzten dem tapfern Königsworte zu, die Meiſten blieben auch da ſtumm und ſchauten trübe und beſorgt darein. Die alten Weiber, auch ſolche in Hoſen, erzählen ſich von düſtern, unheilvollen Anzeichen, andre beten für den König und das Reich ſo inbrünſtig, als ſtünden die Mohren vor den Thoren von Liſſabon, anſtatt daß unſre Flotte und unſer Heer demnächſt an ihre Pforten pochen werden.

Verzeiht, Senhor Truëba! unterbrach Fray Bartolomeo, einer der Geiſtlichen, die ſeither ſtillſchweigend neben dem Prior geſtanden hatten, den Redeſtrom des Kämmerlings, es ſind nicht nur furchtſame und zaghafte Gemüter, welche ſich ſchlimmer Ahnungen nicht erwehren können. Seit Wochen iſt des Königs heidniſcher Bundesgenoſſe, der ſo lange ſein Gaſt war, Prinz Mulei Muhamed, nach Afrika übergeſetzt; man hat nicht gehört, daß ſich ſeine Völker für ihn erhoben hätten, er ſtreift mit wenigen hundert Reitern zwiſchen Küſte und Wüſte umher. Die tauſendmal verheißene ſpaniſche Hilfe iſt im letzten Augenblicke ausgeblieben, von den Edelleuten leiſtet ein Teil nur widerwillig Heeresfolge und ein andrer entzieht ſich ihr ganz, ſelbſt der König, ſo feſt er auf die Gnade der Himmliſchen baut, wird zu Zeiten von Beſorgniſſen ergriffen.

Gewiß nur, wenn er Leute wie Euch geſprochen hat, Bartolomeo! ſagte der Prior mißmutig. Ziemt es uns, kleingläubiger zu ſein als er, der ſich ſeinen Schutzheiligen ganz vertraut und der es weiß, daß der Unternehmung zu Gottes Ehre auch Gottes Beiſtand nicht fehlen wird? Schämt Euch, ſchämt Euch, Bruder, daß Ihr am Vorabend des Triumphes noch gezittert habt.

Fray Bartolomeo nahm die Scheltworte Dom Joaos demütig hin, aber ſeine bekümmerte Miene verriet, daß er die prahleriſch zur Schau getragene Zuverſicht desſelben nicht teile. Er verlor ſich ſtill aus dem Zimmer, während der Prior mit Truëba und Fray Raſael an das geöffnete Fenſter zurückkehrte.

Auf und über dem Schloßplatze war es inzwischen beinahe Nacht geworden, die Massen waren nur noch undeutlich zu erkennen. Der König und seine Umgebung schickten sich eben an, vom Balkon zurückzutreten, als ein weithinhallendes Trompetengeschmetter von San Roque herab ihre Aufmerksamkeit noch einmal auf sich zog. Es war ein Zug junger Edelleute, welche prächtig beritten und, soviel sich erkennen ließ, in Prunkgewändern, dem Heere des Königs zuzogen. Selbst der Prior von Belem versagte sich ein Kopfschütteln nicht: Die Herren hätten besser gethan, ihre Pferde daheim zu lassen, die Überzahl der Reiter muß auf der Flotte lästig werden! Der König freilich träumt von Reiterschlachten, in denen er sich an der Spitze der Geschwader ins dichteste Getümmel stürzt.

Er brach ab, weil ihm die vertrauliche Miene nicht gefiel, die Senhor Truëba statt seiner sonstigen Unterwürfigkeit zeigte. Und da sich der König, nachdem er die zu Roß unter dem Balkon haltenden Ankömmlinge begrüßt hatte, jetzt wirklich zurückzog, so erhielt auch Dom Joao einen schicklichen Vorwand, Senhor Truëba zu verlassen und sich in den Saal zu begeben, der eben durch Wachsfackeln erleuchtet ward und in dem sich hunderte zusammendrängten, die ein Abschiedswort vom Könige zu empfangen oder ihm ein solches zu sagen hofften. Das Fackellicht fiel, nur einen kleinen Teil des Saales erhellend, grell auf einzelne Gruppen, während andre völlig im Dunkel standen. In dem großen, leeren Prachtsaal, der lange nicht benutzt, erst seit gestern geöffnet worden war, herrschte eine dumpfe Luft, und da die Mehrzahl der Versammelten entweder schwieg oder nur flüsternd sprach, so hatte selbst Dom Joao den Eindruck, daß die ganze Szene einem düstern Trauergepränge gleiche. König Sebastian durchschritt die Reihen, mit seinen unmittelbaren Begleitern und den Männern, denen er die Regierung seines Königreiches anvertraut hatte; er blieb vor dem Prior stehen und sagte: Wie ists, Dom Joao, lockt dichs nicht zu Gottes Ehre noch einmal ein Schwert umzugürten, wie in deiner Jugend? Nimm meinen Dank für alles, was du in den jüngsten Monaten gethan hast, das große Werk zu fördern und die Schwankenden zu festigen! Doch sähe ich dich auch drüben gern an meiner Seite und kann mir denken, daß dir das Herz kriegerisch aufwallt, wenn du uns an Bord gehen siehst!

Eure Majestät weiß, daß die Zeiten der kriegerischen Bischöfe und Priester vorüber sind, entgegnete der Prior von Belem. Der Erlöser selbst hat Petrus untersagt, das Schwert zu führen, und die Beschlüsse des hochheiligen Konzils von Trient gestatten mir die Wallungen des Blutes nicht, denen Ihr, mein König, folgen dürft!

Dom Sebastian warf nur kurz hin: So mußt du dich freilich in Demut fügen. Sein Blick glitt bereits von dem Priester hinweg und traf jetzt mit zürnender Schärfe die Brüder Evora, welche mit tiefen Verbeugungen dem Könige glückliche Fahrt und siegreiche Heimkehr wünschten.

Ihr bleibt daheim, Pedro und Diniz? redete er sie grollend an. Freilich werdet Ihr lieblicher in Euern Lauben wohnen, als wir in den Zelten am Strande von El Arisch. Ich stelle mir vor, daß Eure Schwerter, die Ihr müßig an der Wand rosten laßt, vor Unmut in den Scheiden zucken.

Der ältere der Brüder Evora richtete sich hoch auf: Eure Majestät, mein und meines Bruders Schwert haben sich satt an Heidenblut getrunken, als wir Diu in Indien für die Krone von Portugal verteidigten! Wir haben Euch nicht verhehlt, daß wir einen spanischen Angriff auf das Königreich fürchten, während der König, die Blüte des Adels und der Jugend fern in Afrika sind. Vielleicht ist es gut, daß ein paar alte Soldaten zurückbleiben, um die Bauern zu führen, welche nötigenfalls die Heimat schützen müssen.

Dom Sebastian wandte dem kühnen Sprecher mit heftiger Bewegung den Rücken. Der jüngere der beiden Brüder, denen der junge Herrscher so entschieden Ungnade zeigte, errötete tief und sagte so laut, daß ihn alle Umstehenden hörten und selbst der König ihn noch hätte vernehmen können: Du sagst die Wahrheit, Pedro, sieh dir Dom Joao an! Aus seinen Augen leuchtet die Freude, daß wir so weit sind, und ich wette mein Erbgut, daß seine Boten bereits nach dem Escorial reiten.

Lerne schweigen, Diniz! entgegnete der ältere Evora. Denen, die darnach trachten, das Land an Spanien zu überliefern, weckt der Schmerz, welchen wir darüber empfinden, nur ein Behagen mehr.

Die beiden Brüder tauchten in eine Gruppe unter, in der sich ihre Gesinnungsgenossen zusammengeschaart hatten. Der König hatte inzwischen seinen Blick durch andre Reihen gesandt und ging mit rascheren Schritten dem Ende des Saales zu. An einer der Säulen, welche die umlaufende Galerie trugen, stand Luis Camoëns. Sein Gesicht schien wie das des Königs bleicher und schmäler geworden, sein Auge folgte jeder Bewegung Dom Sebastians, und doch erbebte er, als der Fürst mit seinem Gefolge dicht vor ihm stehen blieb, ihn huldvoll grüßte und seine Stimme laut erhob: Sieh da, Luis Camoëns, ich freue mich, auch dir noch einmal danken zu können! Dein großes Werk hat Wunder gewirkt, mich selbst in meinem Vorsatz gestählt und tausend Zagende zur Hoffnung bekehrt. Deine Lusiaden kamen zur guten Stunde, Dichter, und daß du all unsern vergangnen Ruhm dennoch nur als Verheißung des künftigen größern ansiehst, welcher von morgen ab beginnen soll, das hat wie ein Blitz in manche träge Seele geschlagen. Ich habe dir dein Gedicht und den Zuruf, mit dem du mich und mein Volk zum Kreuzzug wider Afrika aufgemahnt hast, seither nur karg lohnen können! In den Schatzkammern von Marokko werde ich Mittel finden, auch deiner zu gedenken, für jetzt lebe wohl, Camoëns, und rüste dich zu Gesängen, in denen Thaten gefeiert werden, die Gottes und der heiligen Kirche würdiger sind, als die Fahrt des Vasco da Gama.

Selbst in dem ungewissen Fackellichte mochte der König wahrnehmen, daß Ca-

moëns' Kleid verſchoſſen und ärmlich erſchien. Die ſchmerzliche Unruhe im Geſicht des Dichters ſah oder beachtete er nicht, er reichte ihm gnädig ſeine Hand zum Kuß. Indem Camoëns ſich auf dieſelbe herabbeugte, war ihm, als ſollte er vor die Füße Dom Sebaſtians hinſchlagen. Einer aus der großen Gruppe derer, welche die königlichen Worte mit angehört hatten, faßte ihn am Arm, als der König weiter ging, lehnte ihn einen Augenblick an die Säule und führte ihn dann aus dem Gedränge hinweg zu einem der Ausgänge des Saales.

Ich danke Euch, Fray Tellez, ſagte Camoëns, als ſie draußen ſtanden, wo ihnen aus den großen Rundbogengängen des Palaſtes und von der Rieſentreppe her eine friſchere Luft entgegenſtrömte. Es fehlte wenig, ſo hätte ich dem König ins Antlitz geſchleudert, daß meine Widmung der Luſiaden Lüge und nichts als Lüge iſt!

Warum ſprecht Ihr von Lüge? fragte der Pater ruhig zurück. Ihr wünſcht dem König und unſerm Heere den Sieg, denn Ihr könnt ihn dem Sultan von Marokko nicht wünſchen! Ihr hofft, daß die Cherubim um unſre Fahnen rauſchen und legt den Ausgang in Gottes Hand! Was klagt Ihr Euch ſelbſt an? Und warum wollt Ihr verzweifeln, da ſich jetzt alles fügt, wie Ihr es gewollt und erſehnt? Morgen geht der König in See, ich begleite ihn nicht mehr als ſein Kaplan, ſondern als ſein Beichtvater. Eure Angebetete blieb im Schloß zu Cintra zurück, und wenn ſie ſelbſt morgen kommt, die Abfahrt der Flotte zu ſchauen, ſo ſeid Ihr es, der neben Donna Catarina ſtehen wird. Der König iſt jetzt zu ſich ſelbſt und auf den rechten Pfad zurückgekehrt, überlaßt es mir, ihn darauf zu erhalten!

Ihr wißt nicht, wie ſchwül und gepreßt mir zu Mute iſt, entgegnete Camoëns. Meinte ich doch vorhin an der Thür zu des Königs Gemächern den alten Miraflores, den Stallmeiſter der Gräfin Palmeirim, zu ſehen, von dem ich weiß, daß er des Königs Leidenſchaft genährt und den Vertrauten geſpielt hat. Es mag ſein, daß ich mich irrte, aber ich habe in dem halben Jahre, ſeit meiner Flucht aus Almoceema, zu Bitteres erduldet. Ich ſpreche nicht von der Kargheit des Königs und meiner Not, obſchon wenig fehlte, daß ich von der Gnade, am Hofe erſcheinen zu dürfen, keinen Gebrauch mehr machen konnte! Das Unwürdige ſoll man hinabwürgen, doch nicht wiederkäuen! Aber ich darf von den innern Leiden ſprechen, die ich erduldet habe, ſeit ich nach Euerm Rate mit meinem fertigen Werke und ſeiner Widmung wieder vor den König trat. Schien es doch an jenem Tage, als ob ſeine ganze Seele in Flammen himmelan ſchlüge und keine Woche vergehen würde, daß er ſein Banner am Maſt ſeines Königsſchiffes entfalten würde. Da durfte ich hoffen, daß das Opfer, welches ich gebracht, und das Ihr weder zu wägen noch zu meſſen verſteht, Fray Tellez, nicht vergebens gebracht ſei. Dann aber reihten ſich Wochen zu Wochen und Monden zu Monden, da ward geraten und widerraten, gerüſtet und abgerüſtet, dreimal mußte ich an jedem Tage fürchten und dreimal hoffen! Der König

ging von Cintra nach Liſſabon zurück und durchmaß in wilder Unruhe bald ſeine Waffenplätze, bald ſeine Jagdgründe. Ihr aber, Fray Tellez, und ich, wir wußten, was ihn hielt, ihn zögern ließ! Die flüchtige Begeiſterung, welche mein Gedicht hie und da im Lande geweckt, verrauchte, an mein Ohr ſchlugen die Zornrufe, ja die Flüche derer, welche im Seezug nach Marokko Portugals Untergang ſahen. Wüßtet Ihr, welche Qualen ich erlitten, was es für Tage waren, an denen ich keinen Vorwand fand, der Gräfin Catarina meine Aufwartung zu machen und doch den König vor ihrer Thür von ſeinem Roß ſpringen ſah, was für Nächte, wo ich um das Schloß von Cintra kreiſte, immer in der Furcht, ihm zu begegnen, von ihr kommend, zu ihr gehend! Stellt Euch vor, Tellez Almeida, daß Ihr um eines, Gott weiß welchen, aber um eines Euch heiligen Zweckes willen Euern Glauben gewechſelt oder verleugnet hättet!

Senhor Luis, das geht zu weit, Ihr frevelt wider Gott, indem Ihr mich beleidigt! unterbrach ihn der Jeſuit.

Stellt Euch das vor, fuhr Camoëns unerſchüttert fort, und ſtellt Euch dazu vor, daß Ihr bangen müßtet, es umſonſt gethan zu haben, und dann ſagt mir, daß Ihr ruhig den Ausgang erwartet haben würdet. Die letzten Tage habe ich am ſtärkſten gelitten, ich wähnte, der König müſſe einen entſcheidenden Schritt thun, und Donna Catarina könne dem Rate und der Obhut ihrer mütterlichen Freundin trotzen. Und ſelbſt heute, Fray Tellez, ſchleichen die Stunden. Aufatmen, klar ſehen, klar fühlen werde ich erſt wieder, wenn der König wirklich an Bord, wenn die Flotte hinweg iſt! Wollte Gott, es wäre ſchon morgen um dieſe Stunde! (Fortſetzung folgt.)

Notizen.

Eine verborgene Quelle ſozialiſtiſcher Ideen. Man fängt neuerdings an zu begreifen, daß, wenn auch des Menſchen Gemüt bei der Geburt nicht die „unbeſchriebene Tafel“ des Helvetius iſt, doch bei Würdigung deſſen, was der Menſch denkt und fühlt, dem bloßen „Unterricht“ bisher eine zu große, den tauſenderlei Einflüſſen aber, die in Haus, Straße und Gemeinde, in Umgangston, Umgebung und öffentlichen Erſcheinungen, in feſtſtehenden Begriffen, allgemein Gewünſchtem und allgemein Gehaßtem unaufhörlich auf den Menſchen einſtrömen, eine viel zu geringe Bedeutung beigemeſſen worden iſt. Unendlich vieles, was bedeutungslos oder doch von geringer Erheblichkeit zu ſein ſcheint, reflektirt ſich gleichwohl in den geheimnisvollen Quell unſrer Gedankenwelt hinein und kann dort, ſei es durch die Häufigkeit ſeiner Wiederkehr, oder ſei es durch den Zuſammenhang mit einer gewiſſen, von einzelnen oder vielen verkannten Autorität, oder endlich durch die Wahlverwandtſchaft mit gewiſſen, in uns lebendigen oder durch die Zeitverhältniſſe in uns hineingetragenen Ideen, eine gewaltig geſtaltende, nach Umſtänden auch umgeſtaltende oder zerſtörende Kraft ausüben. Nichts in der

uns umgebenden Erscheinungswelt ist für die Art, wie wir denken und empfinden, gleichgiltig; so gut man von einem „Gedächtnis der Materie" gesprochen hat, so gut kann man von einer Empfänglichkeit des menschlichen Geistes als Ganzen für alle Bilder, die an ihm vorübergerollt sind, seit er zum Bewußtsein gelangte, sprechen.

Insbesondre der Zusammenhang dieser Einflüsse mit der Gesamtheit von Fragen, die wir als die „soziale Frage" bezeichnen, kommt gegenwärtig immer weiteren Kreisen zum Bewußtsein. Man hat erkannt, daß die soziale Gefahr viel weniger in der wirtschaftlichen Lage des einzelnen Arbeiters als vielmehr in den Vergleichungen liege, die sich auch dem geistig trägsten heutzutage auf Schritt und Tritt aufdrängen müssen, sowie in den Empfindungen, mit denen die Masse unsrer Bevölkerung gewissen gesellschaftlichen Zuständen oder den Trägern derselben gegenübersteht. Hierauf fußend ist man weiter gegangen und hat die Eindrücke untersucht, die von Jugend auf in Haus und Familie des Arbeiters ihren Tummelplatz haben, und hat sich gefragt, welche notwendige Folgen unausgesetzt sich summirende und zum Teil sogar potenzirende Einflüsse dieser Art auf den durchschnittlichen Menschen mit seinen moralischen Kräften und seinen Auffassungs- und Vergleichungsfähigkeiten ausüben mögen. Wohl sind diese Beobachtungen noch mangelhaft geblieben und haben eine reife Frucht bis jetzt noch nicht getragen. Aber sicher ist schon heute, daß jeder Urteilsfähige das Gefühl hat, gerade diese Seite der sozialen Forschung dürfe in Zukunft nicht mehr vernachlässigt werden. Wir möchten im nachstehenden einen kleinen, anspruchslosen Beitrag dazu geben.

Die Menschen des Mittelalters hatten es leicht, ihre Persönlichkeit, ihren geschäftlichen Stolz und die Eigenart ihres Familienlebens kräftig auszubilden. War doch nicht nur die Burg des Ritters, sondern auch das Haus des Bürgers und in bescheidenerem Sinne selbst die Hütte des kleinsten Mannes eine eigne kleine Welt für sich. Da wurde nicht nur erzeugt, was verkauft, und nicht nur dem die allerletzte Verarbeitung gegeben, was verbraucht werden sollte, sondern der ganze Kreislauf von Produktion und Konsumtion vollzog sich in großem Umfange unter der Leitung des einzelnen Mannes, und unter allen Umständen war jede einzelne Wirtschaft so sehr auf die eigne Thätigkeit und Tüchtigkeit, auf die eigne Kenntnis einer Menge von Arbeiten und Waaren angewiesen, daß das Gefühl der Unmittelbarkeit und Selbständigkeit kaum einem Gegenstande des eignen Bedarfs gegenüber ganz verloren ging. In einer solchen Wirtschaft wurde gesponnen, gewebt, gebacken, gemästet, geschlachtet, gepökelt, geräuchert, eingemacht, gebraut, Seife gesotten, die Kleider (wenigstens die für den alltäglichen Bedarf) wurden angefertigt, Gemüse und Obst wurden im eignen Garten erzeugt, Obstwein bereitet, die Hühner wurden im eignen Hofe gehalten u. s. w. Ueber alle diese Dinge besaß man eignes Urteil und eigne Erfahrung, und die hierin liegende Extensivität war um deswillen nicht so gefährlich, weil ihr immer auf einem Gebiete eine sehr genaue intensive Kenntnis gegenüberstand, welche zu vielen andern Zweigen des produktiven und gewerblichen Lebens eine Art Schlüssel an die Hand gab. Da konnte dem Manne wohl das stolze Gefühl kommen, daß er für sich stehe, daß ein abgrenzbares Stück der Gesamtheit auf seinen ganz persönlichen Schultern ruhe, daß er Herr im Schoße seiner Familie und in seinem Anteile am wirtschaftlichen und sozialen Leben sei, und daß der Staat, die Stadt ꝛc. wohl ganz gut und nötig seien, aber der Gedanke, die wirtschaftlichen Thätigkeiten vom Einzelnen auf die Gesamtheit übertragen zu wollen, nur in ganz überspannten, unpraktischen Köpfen entspringen könne und dabei etwas Krankhaftes an sich trage,

das sowohl auf die sittlichen Dispositionen wie auf die wirtschaftliche Brauchbarkeit des Urhebers ein übles Licht werfe. Alle öffentlichen Einrichtungen waren dazu angethan, diese Richtung auf eine stolze, hie und da auch herbe wirtschaftliche Abgeschlossenheit des Einzelnen hin zu unterstützen. Dem Einzelnen war überall da, wo dies eben anging, eine ganz bestimmte Aufgabe im staatlichen Leben zugewiesen; wo nicht, so war diese Aufgabe doch wiederum einer bestimmten, abgegrenzten, gleichsam persönlichen Gesamtheit übertragen. Einen großen Teil seiner Aufgabe erblickte der damalige Staat darin, eifersüchtig darüber zu wachen, daß jeder innerhalb seiner Schranken bleibe; aber daß jeder das, was innerhalb dieser Schranken lag, als sein höchst persönliches Eigentum, ja als einen Teil seines Selbst ansah, das fand der Staat und fanden alle Einzelnen damals ganz in der Ordnung. Wie jedem andern, so durfte der damalige Vorstand einer Wirtschaft und der an dieselbe sich knüpfenden Rechte und Beziehungen auch dem Staate gegenüber sein volles Eigentumsrecht wahren, und der Gedanke, der Staat könne ihm dies kraft öffentlichen Rechts nehmen oder auch nur schmälern, konnte den Leuten garnicht kommen. Da war denn auch von sozialistischen Ideen nirgends die Rede. Denn wohlgemerkt: diese ganze Vorstellungswelt, wie wir sie vorstehend skizzirt haben, lebte nicht etwa nur in den Köpfen der Edelleute, der Patrizier und der Großhandwerker, sondern ganz ebenso in dem Kopfe jedes Bauern, jedes Zunfthandwerkers, ja jedes angesessenen Tagelöhners.

Wie anders heute! Man kann wohl sagen: keine Vorstellung ist in dem modernen Menschen stärker entwickelt als die seiner Abhängigkeit von dem ihn umgebenden Ganzen. Mit allem, was er hervorbringt oder dessen er in seinem Geschäfte bedarf, und weiterhin mit jeder Kleinigkeit, die er zu seinem eignen Verbrauche erwerben will, ist er auf eine unfaßbare, durchaus abstrakt ihm gegenübertretende Gesamtheit — bald Publikum, bald Verkehr, bald Börse ꝛc. genannt — angewiesen. Nur wie Ueberbleibsel aus einer frühern Zeit ragen noch solche Verhältnisse in die unfrige hinein, wo der Handwerker für feste Kunden arbeitet, oder wo der Landmann, der Gärtner u. a. ihre Früchte, Gemüse, Kartoffeln direkt an Privatpersonen absetzt; wie lange wird es noch dauern, und die Konfektionsgeschäfte, die Magazine, die Markthallen haben auch dem letzten Rest dieser altväterischen Gewöhnungen ein Ende gemacht! Für den „Markt“ arbeiten, auf dem „Markte“ kaufen — das ist die Losung. Was ist der Markt? Entweder ist es die Gesamtheit selbst, oder — es ist eine Anzahl von Personen, von denen die Gesamtheit zum eignen Vorteil dieser wenigen ausgebeutet wird. Diese „Ausbeutung“ hat längst aufgehört, ein bloßes Schlagwort sozialistischer Demagogen zu sein; durch alle Kreise der Bevölkerung geht der Schrei, daß die angebliche Freiheit des geschäftlichen Lebens sich in Wirklichkeit überall zu einem Monopol Weniger gestalte, und daß Produktion und Verkehr mit beängstigender Schnelligkeit überall auf den Weg geleitet werden, diese Konzentration zu einer immer allseitigeren und vollkommeneren zu machen. Ist es da zu verwundern, wenn der unbewußte logische Schluß sich in den Köpfen immer fester setzt: „Soll das geschäftliche Leben vor der Ausbeutung durch Wenige gerettet werden, so muß die Gesamtheit, welche ja doch durch dasselbe repräsentirt sein soll, es organisiren.“

Und wie kommen öffentliche Einrichtungeu diesem Ideenkreise zu Hilfe! Alles — nicht etwa nur der Staat — drängt darnach, bald diesen, bald jenen Zweig des wirtschaftlichen Lebens in die Hände der Gesamtheit übergehen zu lassen. Bald im Interesse der Gesundheit, bald in dem des Schutzes gegen Verfälschungen, bald um armen Bevölkerungsklassen oder Kindern etwas Zuträgliches darzubieten, bald

um für eine Gemeindekasse ein gutes Geschäft zu machen, bald um Mißbräuchen zu steuern, tritt in zahlreichen, rasch auf einander folgenden Fällen der öffentliche Betrieb an die Stelle des privaten, und mit einer Geflissentlichkeit, die man manchmal fast als Gewaltsamkeit bezeichnen möchte, wird von vielen Seiten die Vorstellung geweckt und genährt, daß dies eigentlich das Natürliche, an sich Wünschenswerte sei. Wir sprechen nicht davon, inwieweit eine derartige Entwicklung richtig oder notwendig sei, das mag einer andern Betrachtung vorbehalten bleiben. Wir stellen hier nur die Thatsache fest, daß tausend Erscheinungen und Antriebe unsers heutigen öffentlichen Lebens dem Uebergange zahlreicher privater Betriebe in den öffentlichen Betrieb günstig sind, und daß daher in der Auffassung des Mannes, dessen Urteil sich hauptsächlich aus der Strömung der Tagesmeinungen und Tageserscheinungen bildet, dieser Uebergang sich leicht als etwas innerlich Notwendiges, das je eher, je lieber ganz verwirklicht werden sollte, darstellen muß.

Bedenkt man nun weiterhin, welche Unterstützung diese Strömung durch eine Reihe der glänzendsten Schöpfungen unsrer Zeit: durch Post, Schule, Heerwesen, durch den öffentlichen Eisenbahnbetrieb ꝛc. empfängt; bedenkt man, daß auch das Aktienwesen eine Art öffentlicher Betriebsform darstellt, und eine wie große Rolle dieselbe gerade an dem für unser wirtschaftliches Leben entscheidendsten Punkten (an der Börse und im Bankgeschäft z. B.) spielt; behält man endlich im Auge, daß der Geist der Gemeinsamkeit und der Unterordnung des Einzelnen unter das Gemeinsame auch nach der Seite hin, wo von dem Einzelnen das Opfer wirtschaftlicher Selbständigkeit verlangt wird, heutzutage unter den gepriesenen Bürgertugenden als die erste, wo nicht einzige angesehen wird, so wird man sich nicht mehr darüber wundern, daß die Dialektik auch des einfachsten Mannes durch die heutigen Zustände in eine bestimmte Richtung getrieben wird, die nicht anders als „sozialistisch" genannt werden kann. Ob dies segensreich sei, ob der sozialistische Gedanke wirklich in diesem Umfange ein innerlich notwendiger sei, und ob dem nicht entgegengewirkt werden könne, das sind, wie gesagt, andre Fragen.

Herr Friedeberg aus Tilsit. Das Gefühl, welches wir bei Abfassung des Nachtrags zu unsern „Ostpreußischen Skizzen" im vorigen Jahrgange der Grenzboten hatten: daß nämlich doch im großen und ganzen nicht viel Ernstliches gegen den sachlichen Inhalt dieser Skizzen einzuwenden sein müsse, hatten wir in bedeutend vergrößertem Maße, als wir in dem Schriftchen eines Herrn M. Friedeberg: „Bilder von der Ostgrenze. Studien und Skizzen" als Anhang einen Angriff auf unsere Ostpreußischen Skizzen fanden. Denn der sachliche Kern dieses Angriffs ist so armselig, und die ganze Sache soll so handgreiflich nur dem Herrn Friedeberg Gelegenheit geben, noch über einige untergeordnete Punkte seine Weisheit anzubringen, daß wir uns in der That mit dieser unsrer gegenwärtigen Abwehr sehr kurz fassen können. Handelt doch fast die Hälfte des ganzen Elaborats von Dingen (Memelschifffahrt u. dergl.), die mit den Artikeln der Grenzboten gar nichts zu thun haben, und beruht doch auch von dem übrigen ein ansehnlicher Teil auf bloßen Annahmen. Sachlich wird nur dreierlei bemängelt: was wir über den „Polonismus" in Ostpreußen, was wir über die Zahl der „Lithauer," und was wir über die Universität Königsberg gesagt haben.

Daß wir für Ostpreußen „schlankweg eine Polenfrage konstruirt" hätten, ja daß die Tendenz der sämtlichen sechs Artikel dahin gehe, eine solche für Ostpreußen nachzuweisen, ist einfach aus der Luft gegriffen, offenbar zu dem Zwecke, den „Ostpreußischen Skizzen" einen offiziösen Ursprung und einen Zusammenhang mit den

neuen Polenvorlagen andichten zu können. Wir haben allerdings gesagt, daß die Eroberung Ostpreußens für das Deutschtum noch keineswegs vollendet sei, haben aber im übrigen lediglich auf gewisse, in Lebensweise und geselligen Verhältnissen noch vielfach vorhandnen Reste polnischen Wesens hingewiesen und sogar ausdrücklich gezeigt, daß dieselben auf manchen Gebieten im Verschwinden begriffen seien. Wenn Herr Friedeberg einen matten Versuch macht, diese unsre Darlegung als gegenstandslos zu bezeichnen, indem er behauptet, „es sei nicht einmal wahr, daß die Anrede mit »gnädige Frau« und »gnädiges Fräulein« in der Provinz allgemein geworden sei," so zucken wir die Achseln und schweigen.

Die Zahl der „Lithauer" haben wir auf 50 000 angegeben, indem wir dabei die Grenzlinie da zogen, wo sie allein eine scharfe ist: bei der gänzlichen Unkenntnis einer andern, insbesondre der deutschen Sprache, oder der Unmöglichkeit, sich in derselben zu verständigen. In diesem Sinne halten wir unsre Angabe aufrecht. Daß man von anderm Standpunkte aus zu 100 000, ja vielleicht zu 150—200 000 kommen kann, wissen wir wohl. Eine über den Rückgang des Lithauertums von uns gemachte Bemerkung erkennt Herr Friedeberg selbst als richtig an; was er hinzufügt, verstehen wir nicht — jedenfalls hatte es mit dem Inhalte der „Ostpreußischen Skizzen" nichts zu thun.

Was endlich die Universität Königsberg betrifft, so haben wir von früheren Berühmtheiten derselben überhaupt nicht gesprochen und haben dem Lehrkörper weder volle Tüchtigkeit noch den Besitz einiger, wenn auch allerdings nur weniger ganz hervorragenden Kräfte abgesprochen. Wir haben nicht gesagt, daß der „durchschnittliche Universitätsprofessor" in Deutschland ein Mann sei, der literarisch und wissenschaftlich keine Beachtung verdiene; aber wir glauben nach wie vor, daß unter den von Herrn Friedeberg aufgeführten Namen (abgesehen von denen einiger hervorragenden Aerzte) nicht mehr als fünf oder sechs sind, die diesen Durchschnitt überschreiten. Herrn Felix Dahn rechnen wir allerdings zu diesen nicht.

Der Verfasser der „Ostpreußischen Skizzen."

Litteratur.

Mit Gunst! Aus Vergangenheit und Gegenwart des Handwerks. Von Bruno Bucher. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1886. VIII u. 461 S.

In einer locker gefügten Reihe von Aufsätzen, die im Laufe zweier Jahrzehnte entstanden sind, sucht der Verfasser „der Gunst weiterer Kreise die Werkstatt zu empfehlen." In dem einleitenden Kapitel „Zur Popularisirung der Kunst" werden wir über die Lage der Dinge, die dringend zu eingreifendem Handeln auffordert, orientirt. Die Kunst muß populär werden, wenn sie nicht Modesache bleiben soll. Mit Recht wendet der Verfasser sich an den Staat, das Publikum und die Künstler mit seinen beherzigenswerten Vorschlägen, denn nur durch das Zusammenwirken dieser drei Faktoren läßt sich eine gedeihliche Wendung der Dinge erhoffen. Daß gerade die Kleinkunst berufen ist, die Vermittlerrolle zwischen der Monumentalkunst und dem Volksbewußtsein zu spielen, wird jedermann bereitwillig zugestehen und die Bestrebungen billigen, welche eine Förderung des Kunstgewerbes sich zum Ziele setzen. Der Kernpunkt der Frage, ob in unsrer Zeit auf diesem Gebiete die Handarbeit die Konkurrenz mit der Maschinenindustrie aufzunehmen imstande ist, wird

Digitized by Google

in diesem Aufsatze nicht berührt, würde auch nur zu volkswirtschaftlichen Erörterungen Anlaß geben. Ein großer Teil solcher Erörterungen und Bedenken wird indes gegenstandslos werden, sobald sich die gesunden Ideen und historischen Ueberzeugungen, für die Bucher schon seit langer Zeit eintritt, in weitesten Kreisen des Publikums werden Bahn gebrochen haben. Daß sich gerade Bucher, der auch hierin als berufener Nachfolger Eitelbergers erscheint, der Aufgabe unterzogen hat, auf diesem Gebiete Propaganda zu machen, bürgt für den Erfolg. Nicht nur die reiche Erfahrung und eingehende historische Studien, sondern auch die geist- und geschmackvolle Art, in der er seine Ansichten vorzutragen weiß, befähigen ihn dazu in besonderm Maße. Leider können wir hier nicht im einzelnen auf die anregenden Studien eingehen, die in dem vorliegenden Bande zu einem Ganzen vereinigt sind. Es sei nur auf die hervorragendsten hingewiesen. Geeignet, in die Bestrebungen Buchers selbst einzuführen, erscheint der warme Nachruf, den er seinem großen Vorgänger Gottfried Semper, dem „Begründer der kunstgewerblichen Reform," seiner Zeit gewidmet hat, und der hier in veränderter Form wieder abgedruckt erscheint. „Das Buch als Kunstwerk" wirft viele Fragen auf, die den gebildeten Bücherfreund zum Nachdenken und hoffentlich das Buchgewerbe zur praktischen Beantwortung veranlassen werden. In Jean Grolier, dem bekannten Büchersammler der französischen Renaissance, wird sodann der Mustertypus eines Bibliophilen in knappen, aber treffenden Zügen geschildert. Eine Reihe von Aufsätzen beschäftigt sich mit einem andern Objekte der Sammelluft, den Krügen. Auch hier ist durch ein biographisches Charakterbild Bernard Palissys, von dem wir jetzt in Burtys Monographie eine würdige, wissenschaftliche Lebensbeschreibung besitzen, ein fesselnder Mittelpunkt gegeben. Eine Schilderung Muranos macht uns mit der venezianischen Glasindustrie, drei Aufsätze mit einzelnen Gebieten der Textilkunst bekannt, Wenzel Jamnitzer führt uns in das Goldschmiedehandwerk der deutschen Renaissance ein, Albert von Soest, der Bildschnitzer des Lüneburger Rathauses, bildet ein anziehendes Stimmungsbild aus derselben Epoche, die beiden Schlußkapitel beschäftigen sich wiederum zusammenfassend mit praktischen Fragen und Vorschlägen zur „Werkstattlehre und Lehrwerkstätte" und dem Handfertigkeitsunterrichte im Anschluß an eine Schrift J. Meyers.

So bietet sich überall Fesselndes und Anregendes in Fülle, nirgends durch gelehrten Schwulst ermüdend, nirgends in Phrasenhaftigkeit sich ergehend. Dem von der Verlagsbuchhandlung sehr hübsch ausgestatteten Buche ist daher weiteste Verbreitung in allen kunstfreundlichen Kreisen zu wünschen und wohl auch vorauszusagen.

Der Auszug nach Kahla. Eine Studentengeschichte von Gustav Heinrich Schneideck. Jena, Hermann Dabis, 1886.

Während des ganzen Lesens dieses echt deutschen, von einer warm humoristischen Stimmung erfüllten, auch poetisch wertvollen Gedichtes summte uns die wehmütige Melodie des schönsten Studentenliedes in den Ohren, des Liedes von der alten Burschenherrlichkeit: O jerum, jerum, jerum! o quae mutatio rerum! Wo sind sie hin, die Zeiten, wo so manche Nacht bei Sang und Klang bis zum Morgengrauen durchjubelt wurde! wo mancher Streich umso lieber gespielt wurde, je unvernünftiger er war! wo die ganze Welt, die Professoren mit eingeschlossen, in Studenten und in Philister eingeteilt wurde! wo zuweilen mitten im Uebermut die nationale Sentimentalität in beschaulicher Naturandacht oder schüchternem Frauendienst durchbrach, um wieder ein andermal der Kampflust auf dem Fechtboden Platz

zu machen! „Sie zogen mit gesenktem Blick in das Philisterland zurück! O jerum, jerum, jerum! Da schreibt mit finsterm Angesicht der eine Relationen, der andre seufzt beim Unterricht, und der macht Rezensionen.“

Der Verfasser dieser Geschichte, die allerdings nur in Jena spielt, zur Zeit da der selige Bundestag strenge Gesetze gegen das allzu freie Treiben der Studenten auf den deutschen Universitäten erließ, aufgeschreckt durch die sinnlose und thörichte Ermordung Kotzebues durch Sand: der Verfasser hat es verstanden, seine Darstellung typisch zu gestalten. Mit der Kenntnis des eingeweihtesten alten Hauses entwirft er seine lebenstreuen Bilder des deutschen Studentenlebens in allen Lagen. Er schildert den Kommers, die Kneipe, den Fechtboden, den Karzer, den Pennalismus, die Liebschaften, die brüderliche Gesinnung, die strenge Worttreue, den Verkehr, d. h. die Keilereien mit den Bürgern, und die trotz alledem geschäftskluge Sorgfalt und Anhänglichkeit derselben an die jungen Leute, kurz: er giebt eine umfassende Charakteristik des Studententums, wie es vor sechzig Jahren unter den Nachwirkungen der Befreiungskriege, der Romantik, der Einheitssehnsucht, unter dem Einflusse des teutonisirenden Turnvaters Jahn und andrer sich gebildet hatte. Dabei erscheint der Verfasser — vielleicht nicht zum Vorteil der Poesie, wenn auch zum Nutzen des realistischen Kolorits — noch ganz und gar im Banne der studentischen Weltanschauung: auch er unterscheidet nur Studenten und Philister; der hohe Senat ist ihm nur eine Versammlung von Zöpfen, die Bürger erscheinen stets in komischem Lichte. Der Senat hatte ein Verbot gegen das Singen der Studenten auf den öffentlichen Plätzen der Stadt erlassen. Darob allgemeiner Aufruhr; zum Trotz wird nun in allen Gassen gesungen, was nur die Kehlen können. Gegen das Verbot wird auch duellirt, der Schuldige kommt in den Karzer, die Kommilitonen befreien ihn und ziehen samt und sonders, in offner Empörung, aus Jena weg nach Kahla. Dazwischen schlängelt sich eine Liebesgeschichte von bekannter Fassung: der „Alte“ leidet die Liebschaft nicht, die jungen Leute aber halten dennoch zusammen. Endlich tritt der große Landesvater Karl August von Weimar als deus ex machina begütigend, die Konflikte lösend, Gnaden erteilend dazwischen, und in patriotischem Tone schließt die Dichtung. Ihre eigentümlichsten Vorzüge bestehen in der liebenswürdigen Kleinmalerei. Der Humor und die Porträtwahrheit, mit denen das deutsche Kleinbürgertum hier geschildert werden, erinnern lebhaft an die Zeichnungen Chodowieckis. Es ist leicht vorauszusagen, daß sich dieser „Auszug nach Kahla“ unter den Studenten bald zahlreiche Freunde erobert haben wird*); und am Vorabende der Heidelberger Jubiläumsfeier, wo das deutsche Studententum wieder in seiner ganzen Herrlichkeit glänzen wird, dürfte diese heitere Dichtung auch im „Philisterium“ ein aufmerksames Publikum finden.

*) Wirklich? Wenn nur unsre heutigen „Herren Studirenden“ nicht so grundverschieden von den damaligen „Studenten“ wären! D. Red.

Zur Beachtung.

Mit dem vorliegenden Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Quartal ihres 45. Jahrganges, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist. Preis für das Quartal 9 Mark. Wir bitten um schleunige Aufgabe des neuen Abonnements.

Leipzig, im Juli 1886. Die Verlagshandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Digitized by Google

Die Zukunft des Zentrums.

Wir können uns jetzt kaum noch in das Jahr 1871 zurückdenken, wo das Zentrum noch das „sogenannte Zentrum“ hieß, wo man meinen konnte, der Papst mißbillige das Vorgehen dieses „sogenannten Zentrums,“ und wo ein Mann wie der Reichskanzler diese Mißbilligung, die diplomatisch sicher bekundet worden war, auch aus dem bisherigen Verhalten des Papstes erklärlich fand. Die Enttäuschung folgte freilich bald. Antonelli stellte in einem Briefe an den Bischof Ketteler die Sache ganz anders dar. Höchstens „verfrüht“ und zu hitzig seien die Zentrumsbestrebungen, aber es falle dem Papste nicht ein, das Bestreben der katholischen Abgeordneten, das Wohl der Kirche und die Rechte des heiligen Stuhles zu schützen, von seiner Seite zu mißbilligen. Kurz, die Schwenkung in Rom, die uns jetzt so zweifellos natürlich vorkommt, war vollbracht.

Seitdem ist im kirchenpolitischen Kampfe das Zentrum von Jahr zu Jahr erstarkt und unter dem Segen Roms und der Führung eines klugen und kenntnisreichen Mannes parlamentarisch so mächtig geworden, daß eine ähnliche Parteiwucherung nirgends aufzuweisen ist. Allen Bestrebungen, die auf Stärkung des Reiches zielten und die Umstürzler bändigen sollten, allen Maßregeln überhaupt, die irgendwie im Sinne der bestehenden Regierung lagen, trat diese Partei entgegen, mit Ausnahme der Schutzzollfrage. Und so wohlberechnet und wirksam war die Leitung der Fraktion, daß die bittersten Feinde des Schutzzolls, die auf Leben und Tod gegen jede Verletzung des Freihandels gekämpft hatten, doch mit dem Zentrum sich eng verbündeten. Denn Eugen Richters Schaar erkannte, daß das Zentrum etwas Erhebliches leistete in der systematischen Bekämpfung des Kanzlers und jeder bestehenden preußisch-deutschen Regierungsgewalt.

Um dieſer gemeinſamen edeln Sache willen vergaßen ſie, daß das Zentrum den ſogenannten „Blutzoll“ und die vielen andern Zölle mit durchgeſetzt hatte.

Man kann ſich denken, wie gern Salisbury, als er von der Berliner Orientkonferenz nach England zurückkehrte, ſeinen Zuhörern von der Zerriſſenheit der deutſchen Politik, von dem Streite der zehn bis zwölf Parteien Deutſchlands und der Sonderbarkeit eines ultramontanen Zentrums, das in einem überwiegend proteſtantiſchen Lande ſo vieles durchſetze, die ſelbſterlebten Einzelheiten vortrug. Die innere Politik wie die äußere ſcheint ja in einem ſo von Parteiwut zerriſſenen Volke nicht gedeihen zu können. Wirklich verſuchte John Bull eine Zeit lang, in der Kolonialangelegenheit uns in der alten Weiſe zu behandeln; und wäre das Gebiet unſrer auswärtigen Angelegenheiten auch verfaſſungsmäßig parlamentariſch organiſirt, ſo würde die Annahme der engliſchen Preſſe von unſrer Indolenz und Bedeutungsloſigkeit ſich bewährt haben. So aber gilt der Name und die Energie des Reichskanzlers in dieſen Dingen immer noch mehr, als die Oppoſitionsparteien wünſchenswert finden.

Wie der Reichskanzler über die Möglichkeit oder vielmehr über die Unmöglichkeit dachte, mit den Grundſätzen des Zentrums das Reich zu leiten, war ſeit langer Zeit bekannt. Am deutlichſten hat er ſich vielleicht im November 1885 bei Gelegenheit der jeſuitiſchen franzöſiſchen Miſſionspriester für die Kamerunmiſſion darüber ausgeſprochen, ſodann in der Motivirung der Abſicht, die entſcheidenden Milderungen der Maigeſetze lieber direkt mit dem Papſte zu verſuchen, als mit dem Zentrum. Kurz, dieſe Stellung war ſeit langem bekannt.

Es fehlte aber nicht an Stimmen, die noch immer den Gedankengang wiederholten: Wenn die Maigeſetzgebung einmal durch gehörige Reviſionen den Stachel verloren habe, wenn damit der lebhafte Kampf aufhöre, ſo werde das Zentrum ſich in ſeine Elemente auflöſen; die einen würden ſich den konſervativen Parteien anſchließen, die andern den liberalen, je nach ihren politiſchen Überzeugungen. Die Abnormität einer kirchlich-konfeſſionellen Partei mitten in der Politik werde jedenfalls verſchwinden, wenn die religiöſen Bedürfniſſe des Volkes vom Staate nicht mehr in Frage geſtellt würden. Damit verband ſich die andre Meinung, daß das Zentrum, um die Partei nur zuſammenzuhalten, ein Intereſſe habe, neue Kämpfe und Kampfobjekte zu ermitteln. Beide zuſammengehörige Meinungen wurden zwar oft von Kennern der Verhältniſſe bekämpft, aber es blieb noch ein Zweifel übrig. Jetzt kann man wieder ſagen in dieſer Sache: Roma locuta est. Das gut katholiſche Blatt, der Osservatore Romano, iſt der Frage, wie die „Germania“ freudig berichtet, näher getreten und beſpricht die Zukunft des Zentrums. Nachdem das römiſche Blatt zunächſt die ſchon vom Moniteur de Rome hervorgehobene Thatſache verzeichnet hat, daß das Zentrum neben der kirchenpolitiſchen Streitfrage noch auf ſozialem Gebiete eine große Aufgabe zu erfüllen habe, betont es, an die Encyklika des heiligen Vaters über die ſoziale Frage anknüpfend, daß die katholiſche Kirche einen mächtigen

Faktor bilde, mit dem jeder rechnen müsse, der auf sozialem Gebiete etwas erreichen wolle. Das Zentrum werde diesen Gesichtspunkt nie aus den Augen verlieren und mit der gewohnten Entschlossenheit und Kampfesfreudigkeit auf der betretenen ehrenvollen Bahn fortschreiten, welche ihm die Sorge um die sozialen Interessen des Landes stets vorgezeichnet hätten. Gewiß sei daher, daß jene heldenmütige Schaar die vollständige Verwirklichung ihres Programms, wie es von Anbeginn aufgestellt und nie aufgegeben gewesen sei, sich zur Lebensaufgabe stellen würde, und als ein großes Glück werde es bezeichnet werden müssen, wenn auch die Katholiken andrer Länder dem gegebenen Beispiele der ausdauernden Thatkraft der deutschen Katholiken folgten, weil nicht nur in Deutschland, sondern auch in der ganzen Welt die unbedingte Notwendigkeit einer sozialen Reform vorliege und überall die Wege, welche hierin zum Ziele führten, dieselben seien.

Damit ist also in vorsichtiger Weise zunächst angesagt, daß das Zentrum weiter kämpfen werde, und zwar wenigstens, um die soziale Reform in katholischem Sinne zu betreiben. Diese Reform, die, wie mit Recht betont wird, in der ganzen Welt unbedingt notwendig ist, wird nach den Hoffnungen des ultramontanen Blattes alle Staatsmänner zwingen, die katholische Kirche, diesen mächtigen sozialen Faktor, zu Hilfe zu rufen. Da ist denn das Zentrum die ganz geeignete Körperschaft, durch ihren parlamentarischen Einfluß diese Bedeutung der katholischen Kirche fühlbar zu machen. Läßt sich im Anschluß an die gut geschulte Zentrumsfraktion eine Majorität von Welfen, Polen, Freisinnigen, Konservativen (und Windthorstianern) schaffen, die jede Zustimmung zu einer wünschenswerten Maßregel davon abhängig macht, daß alle sozialen Reformen in katholischem Sinn angegriffen werden, so ist der Wille des Papstes dann auf dem politischen Gebiete so siegreich wie auf dem geistlichen. Diese Aussicht und diese Möglichkeit wird stets den Papst verhindern, den politischen Katholizismus in parlamentarischer Form, wie ihn das Zentrum darstellt, zu desavouiren. Es ist ein bloßes Spiel der Gedanken, zu fragen, ob eine päpstliche Erklärung das Zentrum auflösen könnte. Wenn es noch so gewiß ist, daß diese Erklärung die auflösende Wirkung hätte, sie wird nie erfolgen.

Und darüber möchten wir noch einige Worte sagen.

Die Partei des politischen Katholizismus ist älter als der Kulturkampf, daher ist es schon nicht wahrscheinlich, daß sie mit dem Eintritt des modus vivendi zugleich ihre Selbstauflösung vollziehen werde. Der politische Katholizismus stammt aus dem Jahre 1848, wo die freie Bewegung der Massen erkennen ließ, was man bei gehöriger Ausbeutung der vielen neuen Freiheiten durch den geistlichen Druck konstitutionell erreichen könne. Im Oktober 1848 wurde in Würzburg das Werk im großen geregelt. Erzbischof Geissel, die Seele des Ganzen, fand auch in Berlin, wo er Mitglied der Nationalversammlung war, gute Helfer, einmal den Demokraten Waldeck, den katholischen

Volksmann und Obertribunalsrat, und die katholische Abteilung im Kultusministerium, die sich gern zum Besten der „Kirche“ mit Aktenstücken und Ratschlägen behilflich zeigte. Dazu kam noch später ein Agent, welcher ultramontane, welfische und französische Ziele in seiner Thätigkeit hübsch verband. Genug, von 1848 an steckte man in kirchlich-politischer Thätigkeit durch Benutzung der Wahlen und der Parlamente. „Katholische Partei“ oder „Partei Reichensperger“ waren die damals gebräuchlichen Namen. Der Reichskanzler hat einmal bemerkt, daß sich diese Partei damals, wenn sie auch nicht mit solchem Schwergewicht eingriff, fast noch unangenehmer der reinen Negation hingab als die Partei Windthorst. Die Ereignisse von 1866 und 1870 ließen sich dem gewöhnlichen Katholiken leicht so deuten, daß eine verstärkte politische Aktion der Kirche notwendiger sei als je. Denn die gewohnten Stützen des Katholizismus verloren mit dem Unglück Österreichs und des Papstes und dem unerhörten Machtzuwachs einer protestantischen Dynastie sehr an Bedeutung. Da war eine Verstärkung der Kirche in den gesetzgebenden Versammlungen, auf der privilegirten Rednertribüne, durchaus geboten. Das Wort „Mobilmachung“ paßt ganz genau auf diese Zusammenfassung des politischen Katholizismus. Die Unfehlbarkeit des Papstes hatte dem System innerhalb der Kirche selbst einen förderlichen Zusammenschluß gegeben, jetzt mußte man politisch nachhelfen, besonders in dem von dem protestantischen Glauben und dem protestantischen Staatsprinzip korrumpirten Preußen.

Die ersten kühnen Schritte mißlangen zwar. Weder konnte man in die Reichsverfassung die Paragraphen bringen, die in Preußen durch die Klugheit Waldecks eine tumultuarische Freiheit der Kirche, genauer der katholischen Bischöfe, hineingetragen hatten, noch konnte man dem Papste durch Einmischung Deutschlands seine weltliche Herrschaft wieder verschaffen.

Aber es liegt nicht in der Gewohnheit der Herren, sich von ihren Mißerfolgen entmutigen zu lassen. Sie verdoppelten die politischen Anstrengungen für die Wahlen. Katholische Männer wie Künzer, die zwischen den religiösen und politischen Zielen einen Unterschied machten und die der königlichen Regierung Vertrauen schenkten, wurden beseitigt, die Partei wurde immer geschlossener, disziplinarischer geleitet. Die Maigesetze wurden durch Hunderte von Kaplänen in einheitlicher Weise in den kleinen und großen Blättern zur Verhetzung des Volkes benutzt. Die Tribüne gab stets klare Anweisung dazu. Kurz, die Sache zeigte immer mehr Erfolg. Seit 1880 war der Sieg des Zentrums ziemlich entschieden. Die letzten Gesetze stellen einen Kompromiß mit dem Papste dar, den man früher als eine Demütigung des Staates angesehen haben würde. Er ist es vielleicht nicht, aber selbst wenn er es wäre, der Kompromiß war gegenüber einer so starken, nach Millionen zählenden verhetzten katholischen Minorität eine Herzenssache unsers Kaisers und auch der Wunsch vieler kampfesmüden Evangelischen, von denen die meisten nicht einmal ein Verständnis von der Bedeutung

des Kampfes hatten. Mit dieser Thatsache hat man zu rechnen. Man kommt aber nicht an der andern Thatsache vorbei, daß die Thätigkeit des Zentrums schließlich als eine kirchenpolitisch erfolgreiche sich bewährt hat. Umsoweniger ist, wie schon angedeutet wurde, anzunehmen, daß diese Ausnutzung des freilich von dem Papste Gregor XVI. verfluchten Systems politischer Freiheit von dem Zentrum selbst oder von irgendeiner katholischen Autorität jetzt, wo es sich so machtvoll bewiesen hat, aufgegeben werden wird.

Der einzige Fall, in welchem das Zentrum sich verflüchtigen würde, wäre die Beseitigung der parlamentarischen Verfassung im Reiche und in den einzelnen Ländern. Ist durch irgend eine Umwälzung von oben oder unten die Gesellschaft nicht mehr durch ihre Repräsentanten fähig, auf die öffentlichen Dinge einzuwirken, haben also die weltlichen und kirchlichen Genossenschaften nicht mehr das Recht, durch Wahlen ihre Interessen zu vertreten, so ist es mit dem Zentrum vorbei, oder vielmehr die dann als Zentrum fungirenden Bischöfe hätten für gewöhnlich nur die kirchliche Sphäre zur Verfügung, nicht die politische. Aber dieser Fall widerspricht so sehr dem landläufigen Begriff von politischer Freiheit, daß man ihn für die nächsten fünfzig Jahre wohl für ganz ausgeschlossen ansehen kann. Und so lange die jetzige konstitutionelle Verfassung dauert, wird es sich die Kirche nicht nehmen lassen, die darin gegebene soziale Einwirkung auf Gesetzgebung und Verwaltung für ihre Interessen zu benutzen.

Dies ist für den umsoweniger zweifelhaft, der die Größe der ultramontanen Ansprüche an den Staat übersehen kann und weiß, wie viele dieser Ansprüche auch jetzt noch trotz der Erledigung der ärgsten Streitpunkte rückständig sind. Das ist etwas, was die Protestanten nicht gern durchdenken und nur mit Anstrengung erkennen. Sie bilden sich oft ein, ein weiterer Streit der Kurie habe keinen rechten Zweck; es sei ein Zustand der Befriedigung auf Seiten der Kurie zu erwarten, und somit eine Auflösung der kämpfenden Schaaren Windthorsts. Nichts kann irriger sein, als diese harmlose Ansicht. Das meiste und schwerste ist noch übrig, die Unterdrückung des Unglaubens durch die Herrschaft des Papstes über alle Könige, über den ganzen modernen Staat, der in der deutschen Reformation einen so gewaltigen Hebel gefunden hat. Auch ohne weitläufige Herbeiziehung der alten Bullen läßt sich dieser erhabene Traum der Kurie völlig verstehen. Die Kirche ist eben die Seelsorgerin für alle Getauften. Die Protestanten unter diesen befinden sich zu ihrem endlichen Seelenheil im Bann und müssen von der Kirche und nach deren Anleitung vom Staate zwangsweise wieder „zurückgeführt" werden. Der Staat, der diese Pflicht einseitig ablehnt und Toleranz gegen die Ketzer übt oder diese gar begünstigt, thut Nichtiges. So sind die Prinzipien der Kurie längst formulirt und sind nie aufgegeben worden, können auch nicht aufgegeben werden. Leo XIII. hat sie in der November-Encyklika dem Wesen nach wieder eingeschärft, und nach Windthorst ist es sogar schon Thatsache, daß „der Greis im Vatikan die Welt regiert." Daß

es nicht ganz so schön steht, gesteht sich der Parteiführer wohl selbst. Er ist wie die Kirche elastisch und sieht auch die mächtigen Hindernisse, die dem Siege der Kirche über die ketzerischen Fürsten und Völker noch im Wege stehen, klar ein. Die moderne Zeit ist leider, wie schon Ketteler bedauerte, nach Gottes Zulassung in die Irre geraten, große Länder wollen von der alleinigen Wahrheit der römischen Kirche und ihrem Anspruch auf allgemeine höchste Souveränität nichts mehr wissen. Aber wenn somit die Durchführung der Ketzerbekämpfung durch den Staat für jetzt nicht erreichbar ist, so kann doch durch Gottes Gnade die Zeit wiederkommen, wo die Wasser des protestantischen modernen Unglaubens wieder ablaufen. Dann treten die alten Ketzergesetze wieder in Kraft. Und diesen herrlichen Zustand endlich herbeizuführen, muß das stete Ziel der seelsorgerlichen Arbeit der Kurie sein. Ist es schwer zu erreichen, so ist es umsomehr geboten, daß die Maschinerie der politischen Wahlen, die bisher schon so manches geleistet hat, daß die Organisation des Zentrums fortbestehe und in kluger Zusammenwirkung mit allen Parteien, die sich zu diesem Zwecke benutzen lassen, den Staat so leite, daß er nach und nach dem Papste alle Seelen unterwerfe, zu ihrem zeitlichen und ewigen Wohl wie zum Wohl der Gesellschaft. Dies ist ein völlig verständlicher Gesichtspunkt. Dieser Trieb wird jede Kirche, die göttlich-unfehlbare Wahrheiten zu besitzen glaubt, zur Anwendung der wirksamsten Mittel zwingen, um sich den Staat zu unterwerfen, in unsern Tagen also auch zur Benutzung der parlamentarischen Künste.

Denn die Sache ist keineswegs spezifisch der römischen Kirche eigen. Unser Kanzler hat von Anfang an gesehen, daß es sich bei diesem Kampfe um den uralten Gegensatz handelt, der schon in dem Renconttre zwischen Samuel und Saul hervortritt. Eine leichte Erwägung zeigt, daß zwei Elemente, die gewöhnlich miteinander verbunden sind, dieselben Reibungen mit dem Staate nach sich ziehen, welche die modernen kulturpolitischen Kämpfe charakterisiren, der Glaube an eine göttliche Offenbarung, deren Annahme und Beobachtung das göttliche Heil bedingt, und deren einzigen Depositäre wir, diese kirchliche Korporation, eben sind, und ein einflußreicher, kirchlicher Stand, ein Klerus, der diese Offenbarung auslegt, handhabt und vertritt. Auf die bestimmte Natur des Glaubens kommt es weniger an, wenn nur die nötige Intoleranz und die Energie einer herrschenden Direktion vorhanden ist. Dann entsteht sofort das Streben, alle profane Macht dieser religiösen Gemeinschaft dienstbar zu machen oder ihr doch soviele „Freiheiten" als möglich abzuringen. Man nennt diese Motive „ideal," denn scheinbar handelt es sich um die Rettung der Seelen. Mit einem „Gott will es!" tritt der große Haufe an Handlungen heran, die ganz ordinäre Zwecke verfolgen. Das Mittelalter lebte fortwährend in solchen Kämpfen, kirchliche Virchows hätten damals vom „heiligen Kultuskampf," dem umgekehrten Kulturkampfe, sprechen können, wie er gegen die Albigenser geführt wurde, und sonst wie oft!

Ein interessantes Beispiel, wie die protestantische Intoleranz ganz dieselben Erscheinungen hervorrufen konnte, wenn auch nicht so parlamentarisch ausgebildet, wie das Zentrum sie bietet, ist die anglikanische bischöfliche Opposition, die beinahe ein Jahrhundert gedauert hat. Die Opposition knüpfte sich an eine Toleranzverfügung des katholischen Jakob II. (1672), die allerdings im Interesse der Katholiken gegeben wurde, aber an sich völlig löblich war. Die frühere Zuneigung der anglikanischen Bischöfe zu dem katholischen Könige hörte plötzlich auf. Die Bischöfe verbanden sich mit ihren ehemaligen Feinden, und der Sturz der Stuarts trat ein. Es folgte Wilhelm III., den die Nation noch jetzt in hohen Ehren hält, aber wie verhielten sich die Bischöfe gegen den neuen protestantischen König? Sie merkten mit Zorn, daß er die Gegner der Kirche, die sogenannten Dissenters, fromme Menschen, die aber der Landeskirche nicht angehören wollten, hoch hielt, daß er die Privilegien der anglikanischen Kirche für Schottland aufhob, daß er also die Lehre vom göttlichen Recht der Bischöfe nicht anerkannte. Da gerieten sie in „heiligen Zorn." Sie verboten den Gläubigen, für den König und die Königin zu beten, weigerten den vorgeschriebenen Huldigungseid, und sechshundert Geistliche folgten den Bischöfen. Man betete für den geflüchteten katholischen König und seine Rückkehr, ohne zu bedenken, daß diese nur durch Bürgerkrieg möglich gewesen wäre. Als der Staat einige Bischöfe absetzte, erschollen ganz ähnliche Klagerufe von der „leidenden Kirche" wie in unsern Tagen. Die Abgesetzten fuhren fort, sich als Bischöfe zu geriren und ernannten weitere Bischöfe, sodaß noch bis 1779 zwei Arten von Bischöfen sich in die Anerkennung ihrer Herden teilten. Die Nation wandte sich mehr und mehr dem Staate zu und ließ die alten Bischöfe im Stich. Aber man sieht, daß prinzipiell die Sache ganz dieselbe ist. Die Menschen waren nur zu weit entwickelt, um an die ausschließlich göttliche Berechtigung der anglikanischen Kirche und ihrer Verfassung zu glauben, protestantische Häresie wurde auch gegen eine protestantische Kirche geltend gemacht. Seitdem ist der Gedanke der Toleranz bei den Evangelischen noch mehr durchgedrungen. Ein etwaiger evangelischer kirchenpolitischer Kampf würde insofern sehr wohl möglich sein, als es eben manche Interessen der evangelischen Kirche auch dem Staate gegenüber giebt, aber er würde nicht mit dem populären Erfolge und nicht mit dem Hochdruck geführt werden, den die Vorstellung einer allein berechtigten, von Gott gestifteten Kirche der Kurie zur Verfügung stellt, zumal da wir, in Verbindung damit, keinen Anlaß haben, einen hierarchischen Einfluß zu begünstigen, den die älteste christliche Kirche nicht gekannt hat. Dadurch ist die evangelische Kirche sehr im Nachteile gegenüber der römischen.

Vielleicht ist sie sonst im Vorteil. Das läßt sich am besten von den Kirchen aus beurteilen. Vom Standpunkte des Staates aus ist es eine ernste Frage, wie er dem ohne Zweifel munter fortbestehenden römischen Zentrumswesen Stand zu halten gedenkt, wie er es namentlich dann zu können hofft, wenn die Kurie

ihre internationale Bedeutung in einem geeigneten Momente mit in die Wagschale wirft. Im einzelnen läßt sich darauf ja nichts im voraus festsetzen. Im allgemeinen aber ist gewiß, daß der deutsche Staat, der aus den Zeiten der heftigsten Aufreizungen und der populärsten Madonnenerscheinungen ohne Schwierigkeit und Gefahr hervorgegangen ist, für seinen äußern Bestand von jener Seite her nichts zu fürchten hat. Was den innern Zustand der Bürger angeht, so wird es auch bei der größten Anstrengung der Lügenpresse nicht gelingen, und jetzt noch weniger als vorher, den Staat als verfolgungssüchtig gegen die Katholiken gestimmt darzustellen. Es fragt sich nur, ob das Ideal der Kurie, durch den Staat die katholische Kirche zur herrschenden zu machen, in irgend einer Zukunft die bürgerlichen Gemüter oder doch die Parlamentarier in Deutschland so erfüllen oder sich ihnen als nützliches Prinzip z. B. in sozialen Nöten so empfehlen werde, daß die Freiheit der andern Staatsbürger und die freie Entwicklung unsrer Institutionen, sowie der Wissenschaft und Kunst geschädigt werden würde. Gelingt das trotz der modernen Mittel des Widerstandes, verfällt der Staat wirklich in diese Knechtschaft, so verdienen die Bürger ihr Loos und brauchen niemand anzuklagen als sich selbst. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß die Zukunft so sehr an den Resultaten der letzten drei Jahrhunderte irre werden wird, wieviel Thorheit dieselben auch entstellt und wieviel Jammer noch immer einen großen Teil der Menschheit drückt. Denn dies ist allerdings der Grund, der manche treffliche Patrioten in Betreff der Zukunft beunruhigt, daß Millionen gedrückter Arbeiter von dem Glücke des Daseins so wenig empfinden, daß ein Umsturz der Gesellschaftsordnung ihnen eher wünschenswert als bedenklich erscheint. Es ist wahr, daß auch diese von der katholischen Kirche keine wirkliche Hilfe erwarten; sie stehen eher in Opposition gegen dieselbe und wissen, daß in ganz katholischen Ländern wie Belgien und Spanien nicht bessere Zustände sind als in andern. Aber es ist nicht undenkbar, daß die von manchen als unabwendbar gedachte soziale Revolution eine Zeit lang alles in Barbarei und Ruin versenkt, und daß das Bedürfnis geistiger Freiheit nicht mehr gefühlt wird. Das wäre denn ein Zurückgehen ins Mittelalter, und für einen solchen neuen Kulturanfang ist der Katholizismus die natürliche Kirchenform. Aber auf solche sogenannte „leere" Möglichkeiten wollen wir nicht den Blick richten. Wir haben noch immer die Hoffnung, daß unsre Regierung die Unterstützung finden werde, den Arbeitern zu zeigen, daß der Staat die Pflicht der Hilfe ernstlich fühlt, und daß er durch thätiges Einschreiten die Kluft unter den sozialen Ständen so weit überbrücken werde, daß Vertrauen an die Stelle der Erbitterung tritt.

Wäre das, was der Osservatore Romano sagt, daß nämlich die soziale Reform dem Zentrum die Hauptarbeit der Zukunft wäre, ehrlich gemeint, so könnte man dem ja nur zustimmen. Aber man muß daran irre werden, wenn man die ultramontanen Parlamentarier in dieser Beziehung an der Arbeit sieht.

Digitized by Google

Da sind wohl vorzügliche Kenner der sozialen Frage, wie Hitze, aber sie wissen praktisch nichts Besseres als wir andern auch. Schöne Wünsche über Sonntagsheiligung, Normalarbeitstag, Kinderarbeit, Postbeschränkung können die soziale Frage so wenig lösen als Weihrauch und Weihwasser; Kolpingsche Gesellenvereine sind vortrefflich, aber sie thun es auch nicht. Ganz lächerlich war es, das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Umtriebe der Sozialdemokratie mit dem Bemerken zu verurteilen, daß die katholische Kirche, wenn die Maigesetze aufgehoben würden, das alles aufs schönste besorgen würde. So sehen wir also den künftigen Leistungen des Zentrums in sozialer Reform ohne große Hoffnung entgegen. Aber das ist unzweifelhaft, daß wir auf alle Fälle dem Zentrum noch ein langes Leben prophezeien können. Denn es sind dauernde Bedürfnisse der Kurie, für deren Befriedigung das Zentrum bestimmt ist.

Rußlands Finanzen und die Entwertung seiner Valuta.

Von Ludwig von Hirschfeld.

(Schluß.)

4.

Es ist notwendig gewesen, auf die Gründe der Entwertung des Papiergeldes tiefer einzugehen, weil nur aus der Erkenntnis derselben eine sichere Anschauung über die eigentliche Finanzlage Rußlands gewonnen werden kann. Der Mangel dieser Erkenntnis hat die Finanzleiter des Reiches häufig auf Irrwege geführt. Das beweist zur Genüge die vollständige Ergebnislosigkeit aller zur Hebung des Kurses angestellten Versuche und Reformpläne. Wie im vorigen Aufsatze darzuthun versucht wurde, sind es nicht die Ergebnisse der Handelsbilanz oder der auswärtigen Zinszahlungen, welche die Entwertung der Kreditbillets veranlaßten; ebensowenig ist die hohe Umlaufsziffer der letztern an sich die Ursache des Übels. Dieses wurzelt vielmehr in der Zwitterhaftigkeit des Papiergeldes selbst. Deshalb werden alle Versuche, den Parikurs wiederherzustellen, so lange erfolglos bleiben, als nicht das Papiergeldsystem geändert ist, es sei denn, daß Rußland durch eine außerordentliche (etwa auf dem Wege von Kriegskontributionen ꝛc. bewirkte) Goldeinfuhr oder durch Entdeckung neuer Goldminen im Lande seinen Metallschatz bedeutend zu vermehren und dadurch die Einlösbarkeit des Papiergeldes wiederherzustellen imstande wäre. Dieser Fall ist aber nicht zu erwarten.

Über den Verlauf der Krisis und die bei deren Beginn vorgenommenen Finanzreformen können wir kurz hinweggehen. Die bedeutendsten darunter waren die Zinsherabsetzung von 1857, die Konversion der dreiprozentigen Bankbillets, die Bankreform und die zur Hebung des Kurses im Jahre 1862 begonnenen finanztechnischen Operationen des Herrn von Reutern.

Die Zinsherabsetzung aller bei den kaiserlichen Kreditanstalten angelegten Privat- und Staatsgelder von vier auf drei Prozent, welche die Banken von den „müßig liegenden Geldern" befreien, namentlich aber das Privatkapital den industriellen Unternehmungen zuführen sollte, hat nichts andres bewirkt als das Abfließen des letztern nach den ausländischen Börsen, wo nun große Ankäufe von russischen fünfprozentigen Staatspapieren und Eisenbahnaktien für russische Privatrechnung stattfanden. Diese Papiere, welche der Staat mit großen Opfern im Auslande glücklich untergebracht hatte, nahmen nun wieder den Weg nach der Heimat. Da unter den Käufern sich auch große industrielle und Handelskompagnien mit beträchtlichen Reservefonds befanden, war der Markt in St. Petersburg der plötzlichen starken Nachfrage nicht gewachsen und gab einen großen Teil der Aufträge an London und Berlin ab. Die Nachteile dieser Lage verschärften sich noch unter Einwirkung einer in das Jahr 1858 fallenden maßlosen Unternehmungssucht. Gerade damals, wo der Unternehmungsgeist unter dem Schutze neuerworbener Freiheiten sich in ungewohnter Weise zu regen begann, war es weniger als je geboten, ihn durch künstliche Maßregeln anzustacheln. Der großen Gefahr, welche die gleichzeitige Einforderung der gekündigten Einlagen in einem andern Lande gehabt hätte, stand indessen in Rußland die Trägheit des Geldverkehrs und die Unzulänglichkeit des hypothekarischen Kreditwesens im Wege. So ließen sich in der Provinz viele Gläubiger die Zinsherabsetzung gefallen. Den Eisenbahnen, für deren Kapitalbedarf die Maßregel wesentlich berechnet war, kam nur ein geringer Teil der zurückgezognen Einlagen zu Gute. Schon nach zwei Jahren (1859) sah die Regierung ihren Irrtum ein, hob die Maßregel auf und gewährte den standhaft gebliebenen Gläubigern wieder den alten Zinssatz.

Auch die Reorganisation des Bankwesens, welche an sich wohlthuend hätte wirken können, war von einer Reihe von Mißgriffen begleitet. Zu diesen gehört vor allem die Konversion der bisher üblichen, jederzeit zahlbaren Bankbillete in vierprozentige unkündbare. Die Finanzgeschichte kennt allerdings zahlreiche Beispiele, wo die Konsolidirung eines Teiles der allzu hoch geschwollenen „schwebenden Schuld" oder die Veräußerung von Staatseigentum den Fiskus aus einer Geldklemme befreit hat. Derartige Operationen sind aber nur dann nachhaltig gelungen, wenn neben den Banknoten auch noch ein entsprechender Metallfonds im Lande vorhanden war. So hat u. a. die provisorische Regierung in Frankreich zu Anfang 1848 491 Mill. der schwebenden Schuld mit einem Schlage in Rentenbriefe konvertirt. Vielleicht schwebte diese Maßregel

den Urhebern des russischen Gesetzes vor. Allein die Lage war hier eine ganz andre, und der Erfolg konnte nicht derselbe sein. Denn in Frankreich liefen damals 2500 Mill. Silber- und 500 Mill. Goldmünze um, und die Banknoten standen nach einer kurzen vorübergehenden Schwankung während der ganzen damaligen Herrschaft des Zwangskurses al pari. In Rußland war bei dem tiefen Stande der Valuta ein solches Ergebnis nicht zu erwarten. Die Regierung sah sich denn auch bald genötigt, den Zinsfuß der Bankbillete auf fünf Prozent zu erhöhen. Ein andrer Fehler war, daß die Reichsbank bei ihrer Begründung den Stock der entwerteten Kreditbillets übernehmen mußte und so von vornherein als zahlungsunfähig hingestellt wurde. Sie konnte in der Folge deren Nominalwert nur mühsam durch Trassirungen aufrecht erhalten, bei denen sie in jedem einzelnen Falle zuzahlte.

Bei dieser Sachlage hat auch die Berufung des Herrn von Reutern (1861), an welche man anfangs große Hoffnungen knüpfte, keinen Umschwung in den Finanzverhältnissen bewirken können. Allerdings errang sich der neue Minister den Beifall des großen Publikums dadurch, daß er die Veröffentlichung des bis dahin stets geheim gehaltenen jährlichen Budget-Voranschlags veranlaßte. Allein der Versuch, den Kurs des Papierrubels durch Begründung eines Umwechslungsfonds unter Bestimmung einer aufsteigenden Einwechslungsskala zu heben, zeigte sich bald als undurchführbar. Die fünfzehn Millionen der russisch-englischen Anleihe von 1862 waren für diese Operation bestimmt. Vom 1. Mai jenes Jahres ab sollte vier Monate lang der Silberrubel mit 110½ Kopeken Papiergeld bezahlt, dieser Betrag vom 1. August ab auf 108½ Kopeken herabgesetzt und so allmählich Parität zwischen Silber und Papier herbeigeführt werden. Diese Maßregel wurde von der Börse in gewinnbringendster Weise ausgebeutet, da die Umwechslungspreise im voraus für ein Jahr veröffentlicht waren. Außerdem war vorherzusehen, daß nach Verausgabung der fünfzehn Millionen, also nach wenigen Jahren, die Mittel zur Aufrechterhaltung eines künstlich gefristeten Wechselkurses fehlen würden und der Außenhandel dann die Rolle des Kurserhalters noch nicht würde übernehmen können. Dieser Zeitpunkt trat noch früher ein, da der polnische Aufstand und die Rüstungen des Jahres 1863 ungeheure Ausgaben veranlaßten, sodaß im Herbst jenes Jahres der Umwechslungsfonds bereits erschöpft und gleichzeitig derselbe niedrige Kursstand wieder erreicht war, der die Reform veranlaßt hatte. Einige Jahre später, 1867, wurde auch ein Teil der Reichsschatzscheine durch neuemittirtes Papiergeld ersetzt. Die Vermehrung des letztern trat nach vorübergehender Einschränkung wieder in der alten Weise auf. Das Endergebnis aller Versuche, welche man vereint unter dem prunkenden Namen der „Finanzreform" zusammengefaßt hat, war schließlich das, daß die Papiergeldmasse ihre ehemalige, durch den Krimkrieg erlangte Höhe von über 700 Mill. Rubel wieder erreicht hatte. Mit dieser Ziffer trat man in das siebente Jahrzehnt des Jahrhunderts ein.

Digitized by Google

Die Nachteile des Disagios und der Papiergeldmenge würden sich noch fühlbarer gemacht haben, wenn sich nicht in der Zeit, die zwischen dem Amtsantritte des Herrn von Reutern und dem Orientkrieg liegt, ein großer Aufschwung im inländischen Verkehrs- und Kreditwesen bemerklich gemacht hätte. 1861 gab es in Rußland nur etwa 2000 Kilometer Eisenbahnen, 1876 waren 20 000 im Betriebe. Vor dem Amtsantritt des genannten Ministers gab es dort keine einzige Privatbank, 1876 bestanden dagegen vierzig Handelsbanken und fünfzehn Bodenkreditanstalten, deren eingezahltes Kapital sich beinahe auf 150 Mill. Rubel belief. Nur langsam befreundete sich das am Hergebrachten hängende Landvolk mit den Neuerungen, die Vorteile derselben wurden daher auch in den Provinzen nicht in ausgiebiger Weise benutzt. Ja sie sind bis heute von der großen Masse noch nicht vollständig gewürdigt. Dennoch konnte in der Zeit vor dem Balkankriege die ungewöhnliche Belebung des Binnenhandels und der Steuerkräfte, bei welchen die Aufhebung der Leibeigenschaft erst in den siebziger Jahren ihre wirtschaftlichen Früchte trug, für die Balancirung des Reichshaushaltes in bisher ungekannter Weise verwertet werden. Die chronischen Defizits hörten auf, und von 1871—75 wies der Etat sogar einen viermaligen Überschuß von zusammen 55,5 Mill. auf. Gleichzeitig gelang es dem Minister, den eingerissenen Mißbrauch der Nachtragskredite einzuschränken und deren jährliche Durchschnittsziffer von 35 Mill. auf 26 (1873), 23 (1874) und 16 (1875) zu mindern. (Später sind diese Nachtragskredite wieder beträchtlich gestiegen; sie betrugen z. B. 1881: 45,6 Mill., 1882: 34,4 Mill.)

Die gesunde Entwicklung des Nationalwohlstandes, der in ruhigen Zeiten und bei dem Aufschwunge des Außenhandels den Metallschatz des Landes sicher vergrößert und damit zur Einlösbarkeit des Papiergeldes geführt hätte, erlitt eine jähe Störung durch den Orientkrieg. Die Finanzperiode, welche derselbe mit seinen Nachwirkungen abgrenzt, läuft vom Herbst 1876 bis zum Herbst 1879. Der Winter 1876—77 umfaßt die Rüstungen, vom April 1877 bis zum Februar 1878 dauern die militärischen Operationen, die Okkupation der Balkangebiete endete erst im August 1879. Die außerordentlichen militärischen Ausgaben beliefen sich nach den Berichten des Reichskontroleurs auf rund 1020 Millionen, und zwar:

1876: Mobilisation der Truppen	50 998 114,37	Rubel,
1877: Feldzug in Europa und Asien	429 388 089,32	»
1878: Fortsetzung des Krieges. Okkupation des türkischen Territoriums	408 142 969,55	»
1879: Heimkehr der Truppen im Monate Juli. Militärische Operationen in Asien	132 109 316,75	»
	1020 638 489,99	Rubel.

Dazu treten noch:

Nachträgliche Kriegskosten für 1880	54 818 163,47	Rubel,
» » » 1881	29 980 687,24	»

Der Gesamtaufwand des Krieges (1105 Mill.) wurde durch nachstehende außerordentliche Einnahmen gedeckt:

5prozentige Anleihe von 1877	106 408 573,25	Rubel,
1. Orientanleihe	174 607 416,39	»
2. » »	276 527 432,74	»
3. » »	255 569 339,37	»
Überschüsse früherer Budgets bis einschließlich 1876	5 941 285,65	»
» von 1877—79	81 142 305,84	»
5prozentige Reichsbankobligationen vierter und fünfter Emission	132 667 361,04	»
Erlös der 5prozentigen Orientobligationen dritter Emission	12 081 991 95	»
Früher vorgeschossene Gelder für Rechnung des Eisenbahnfonds	69 359 752,20	»
	1114 305 458,43	Rubel.

Der scheinbare Überschuß von 9 Mill., den die außerordentlichen Deckungsmittel hiernach gewähren, verschwindet durch die Aufnahme der jeweiligen Jahresbeträge in dem laufenden Etat. Die Gesamtsumme der außerordentlichen und ordentlichen Ausgaben für die Periode 1876—81, während welcher die Abwicklung der Kriegskosten stattfand, belief sich auf rund 4935 Millionen, überstieg also die entsprechende Gesamtsumme der Einnahmen (4812 Mill.) um 123 Millionen. Die Verrechnung dieses Defizits auf die einzelnen Etatsjahre kann aus den Berichten des Reichskontroleurs ersehen werden. Auch die nächstfolgenden Jahre von 1881 an schließen mit Unterbilanzen, welche wesentlich auf die zunehmenden Armeebedürfnisse und die ausländischen Zinszahlungen zurückzuführen sind.

	Ordentl. Ausgaben:	Außerordentl. Ausgaben:	Ordentl. Einnahmen:	Außerordentl. Einnahmen:
1882:	711,1 Mill.	77,2 Mill.	703,7 Mill.	28,0 Mill.,
1883:	723,6 »	80,3 »	710,0 »	70,9 »
1884:	737,9 »	87,9 »	704,0 »	17,4 »

Im Jahre 1884 verfügte der Reichsschatz außer den hier aufgeführten noch über beträchtliche außergewöhnliche Einnahmen durch die Realisirung der sechsprozentigen Goldrente (30,7 Mill.) und die siebente Emission fünfprozentiger Konsols (124,9 Mill.).

Seit diesem Zeitpunkte hat Rußland seinen Staatskredit bis heute nicht wieder in Anspruch genommen. Für das Finanzjahr 1885 liegt der Rechnungsabschluß noch nicht vor. Der Voranschlag, wie er von der Regierung veröffentlicht wurde, weist folgende Ziffern auf:

Ordentl. Ausgaben:	Außerordentl. Ausgaben:	Ordentl. Einnahmen:	Außerordentl. Einnahmen:
781,3 Mill.	77 Mill.	776 Mill.	84,7 Mill.

Eine eingehende Besprechung der zahlreichen, zum Teil sehr einschneidenden Finanzoperationen zu geben, welche der Krieg und seine Abwicklung zur Folge hatten, würde hier zu weit führen. Der Abschluß der ausländischen Anleihen vollzog sich ohne Schwierigkeiten. Die dritte Orientanleihe z. B. wurde $2^1/_2$ mal gedeckt. England und Deutschland nahmen ungeheure Beträge russischer Staats-

papiere auf. Während der militärischen Operationen 1877 und 1878 fehlte es dem Finanzminister nicht an Geld. Was die Anleihen nicht lieferten, wurde durch Papiergeldemission geschaffen. Erst dem Nachfolger des Herrn von Reutern, dem General Greig, fiel die schwere Aufgabe zu, die Lasten des Krieges auf die Bevölkerung zu verteilen und das Gleichgewicht im Staatshaushalte wiederherzustellen. Es galt, die Kosten der Okkupation und der Rücktransporte der Truppen nach der Heimat zu bestreiten, das Kriegsmaterial wieder in Stand zu setzen und die erhöhte Zinsenlast der auswärtigen Schuld zu decken. Außerdem erforderten die Expedition gegen die Turkmenen und die Schutzmaßregeln gegen China neue außerordentliche Ausgaben. Dazu kam, daß die Ernte von 1879 eine mittelmäßige, die von 1880 in vielen Provinzen eine sehr schlechte war, sodaß Rußland sich zum erstenmale genötigt sah, Weizen und Mais aus Amerika einzuführen. Dieser Rückschlag kam der Landwirtschaft umso unerwarteter, als noch während des Krieges und trotz der Blockade der Pontushäfen Rußland im Jahre 1877 über 60 Millionen Hektoliter Getreide ausgeführt hatte. Die Verteuerung der Lebensmittel und die Entwertung des Papiergeldes wirkten naturgemäß sehr ungünstig auf die Finanzlage des Landes. Das Problem einer gerechten Steuererhöhung war nicht leicht zu lösen. Schon Herr von Reutern hatte eine Besteuerung des Imports ins Auge gefaßt. Nachdem die Eingangszölle schon in frühern Jahren mehrmals erhöht worden waren, verordnete ein Ukas vom November 1876 die Einhebung derselben in Gold, wobei die Zollämter ermächtigt wurden, auch nicht russische Goldmünzen bei der Zahlung anzunehmen. Diese verschleierte Zollerhöhung führte eine Menge klingender Münze ins Land, die dem schwindenden Metallvorrat des Reiches sehr zu statten kam. Später wurden die Zölle noch mehrmals durch Zuschläge oder neue Tarife erhöht, was teilweise deren Erträgnis hob, teilweise auch als Begünstigung inländischer Fabrikate wirksam war. Die Skala der Zolleinnahmen in diesen Jahren war: 1876: 71 Mill., 1877: 52, 1878: 79, 1879: 91, 1880: 95, 1881: 84, 1882: 100, 1883: 101. Die Unterbrechung der aufsteigenden Linie bei den Einkünften von 1877 und 1881 ist auf die jedesmalige Zollerhöhung und die in den letzten Wochen des Vorjahres stattfindende antizipirte Einfuhr zurückzuführen. An die Seite dieser Einnahmevermehrung traten dann noch 1879 drei neue Steuern, und zwar auf: 1. Assekuranz, 2. Eisenbahnfahrtaxen, 3. rohe Baumwolle, sowie zwei Steuererhöhungen: auf Spiritus und Wechselstempel.

Nachdem General Greig im November 1880 abgetreten war, führte Herr Abaza, der bisherige Reichskontroleur und neue Finanzminister, eine Erhöhung der Patentsteuern, der Lagergebühren in den Staatsentrepots und der Minenabgaben ein, welchen Mehreinnahmen allerdings die Aufhebung der Salzsteuer gegenüberstand. Die Finanzleitung Herrn Abazas dauerte nur einige Monate. Unter seinem Nachfolger, Herrn Bunge, der noch gegenwärtig das Finanz-

portefeuille inne hat, wurde die Aufhebung der Kopfsteuer angebahnt. Es war dies ein Lieblingsgedanke Kaiser Alexanders II. gewesen und stand mit dessen bürgerlichem Reformwerk in engem Zusammenhang. Der regierende Zar hat die Durchführung dieses Planes wieder aufgenommen und eine Verminderung der Rücklaufsgelder, sowie die Umwandlung der Kopfsteuer in eine den Grundbesitz treffende Umlage angeordnet. Die Aufhebung der Kopfsteuer, welche 1880 noch einen Ertrag von 57 Mill. ergab, erforderte die Aufschließung neuer Steuerquellen, deren Durchführung noch nicht vollendet ist.

Alle diese Maßnahmen der Steuerpolitik haben nicht ohne eine neue Vermehrung des Papiergeldbestandes ins Leben gerufen werden können; dieselbe belief sich am 1. Januar 1880 auf 1162 Mill. und beträgt gegenwärtig etwa 1046 Mill. Die gesamte Staatsschuld war unter den Ansprüchen an den äußern Kredit bedeutend angewachsen. Von 1876 bis 1878 betrug ihre Vermehrung durch die Anleihen 1 Milliarde Rubel und 15 Mill. Pfund Sterling. Am 1. Januar 1881 erwies der Stand der fundirten Schuld 1753 Mill. Rubel Papier, 82,4 Mill. holl. Gulden und 44,4 Mill. Pfd. St. Der letzte Finanzausweis vom 1. Januar 1885 ergiebt 1938 Mill. Rubel P., 73 Mill. holl. Gulden und 41 Mill. Pfd. St. Rechnet man zu diesen Beträgen noch die Summe der ungedeckten Kreditbillete mit 545 Mill. Rubel P., die unverzinsliche Schuld des Schatzes an die Reichsbank mit 210 Mill. Rubel P. und die Eisenbahnschuld mit 1314 Mill. Rubel P., so erhält man eine Gesamtschuldenlast von 4483 Mill. Rubel P. oder (zum Kurse von 2 Mark für den Rubel) 8966 Mill. Mark.

5.

Kehren wir nach diesem flüchtigen Umblick auf dem Gebiete des Staatsschuldenwesens zu dem eigentlichen Thema unsrer Abhandlung, den Valutenverhältnissen, zurück. Die innern Ursachen des tiefen Standes glaube ich eingehend genug erörtert zu haben. Auf die Erkenntnis dieser Ursachen muß jeder Plan einer Sanirung der gegenwärtigen Zustände begründet werden. Wir wollen im nachstehenden nur den Weg skizziren, der allein zum Ziele führt. Zunächst aber muß man sich darüber klar sein, daß der russische Kredit weit weniger von dem niedrigen Stande des Wechselkurses als von den Schwankungen der Valuta zu leiden hat. Nicht der tiefe Stand der Valuta an sich, sondern die Unsicherheit des Tauschwertes ist es, welche lähmend und beengend auf dem Außenhandel lastet und damit das wirksamste Mittel zur Metalleinführung abschwächt.

Der Wert jedes Papiergeldes, dessen Einlösung unterbrochen ist, beruht auf den drei Elementen der Umlaufsmenge, der Metalldeckung und der Hoffnung auf bevorstehende Einlösung. Daß die Begrenzung der Umlaufsmenge schwer zu definiren ist, habe ich schon oben dargelegt. Auch der Deckungsbedarf ist kein für alle Staaten und Zeiten gleichmäßiger. Wesentlich bleibt bei den verschiedenartigsten Umständen allein der Grad von Hoffnung, welche die Besitzer des Papiergeldes

auf die Wiederherstellung des Parikurses setzen. Dieser Kredit der Noteninhaber ist allen Schwankungen ausgesetzt, welche politische und wirtschaftliche Vorgänge hervorrufen; ja selbst die Deutung solcher Vorgänge, Gerüchte, Mutmaßungen, falsche Nachrichten wirken belebend oder herabstimmend auf den Kurs. Diese unsichere Lage wird meist verstärkt durch die Maßnahmen des Staates, der nicht imstande ist, die Grenzen des Notenbedarfes zu erkennen und bei seinen tastenden Versuchen noch durch das Steigen der Preise irregeleitet wird. Solchen Übelständen ist ein niedriger, aber einigermaßen beständiger Kurs bei weitem vorzuziehen. Das handeltreibende Publikum gewöhnt sich daran, denselben allen Geschäftsabschlüssen zu Grunde zu legen; gegen unerwartete kleine Schwankungen kann es sich durch eine Versicherungsprämie decken. Das ganze Verkehrsleben nimmt allmählich denselben Charakter an, als wäre der Kurs ein normaler. Denn jede Spekulation auf einen durch Herstellung der Valuta zu erzielenden Gewinn gilt als aussichtslos. Der Verlust, den die Entwertung den Notenbesitzern während der Krisis selbst brachte, ist begrenzt und kann sich nicht auf die spätern Abnehmer dieser Noten übertragen. Dieser Zustand herrscht gegenwärtig auch in Rußland und ist bestimmend für seine Geschäfte mit dem Auslande.

Als Herr Bunge im Mai 1881 das Finanzportefeuille übernahm, befanden sich 1133 Millionen Rubel Kreditbillets im Umlauf, denen nur eine Metalldeckung von 171 Millionen gegenüberstand. Von jenen Kreditbilleten waren allein 417 Millionen für Kriegserfordernisse emittirt. Dieses Mißverhältnis machte sich in der anhaltenden Baisse des Rubelkurses geltend. Anfangs war dieselbe im Inlande nicht so fühlbar, da die Zollzahlungen in Gold und die Rubelentwertung wie Schutzmaßregeln für die heimische Industrie wirkten und die Ausfuhr belebten. Erst allmählich traten die nachteiligen Folgen des tiefen Standes zu Tage und steigerten sich unter der Mitwirkung schlechter Ernten in den ersten achtziger Jahren zu einer Art von Krisis. Die allgemeine Verteuerung der Lebensmittel, welche für jeden einzelnen Hausstand größere Aufwendungen an Geld oder Geldsurrogat für die gleichen Bedürfnisse erforderte, zog das wenige Metall, das noch im Umlauf war, aus dem Verkehr, verringerte die Depots bei den Kreditanstalten und zwang so wiederum den Staat zu neuer Vermehrung der papiernen Umlaufsmittel. Es ist eine häufig beobachtete Erscheinung, daß in solchen Zeiten das Gold in unzähligen kleinen Beträgen durch vorsichtige Kapitalisten, namentlich durch die kleinen Besitzer auf dem Lande, festgehalten wird. Bei der letztgenannten Volksklasse, bei den Bauern, den kleinen Ackerbürgern und Dienstboten wird die ohnehin bestehende Neigung zum Geldaufspeichern durch die Schwierigkeiten verstärkt, welche die lokale Entfernung von den Banken einer zinsbaren Anlage entgegenstellt. In russischen Provinzen ist auch heute sicher noch weit mehr Gold im Einzelbesitz vorhanden, als der Umlauf erkennen läßt. Diese zwar nicht in Ziffern festzustellende, aber doch durch die Goldexportstatistik einigermaßen abzuschätzende Metallreserve des Landes ist

der Grund, warum der niedrige Stand der Valuta die wirtschaftliche Entwicklung dort nicht stärker beeinträchtigt hat. Ein ähnliches Schauspiel zeigte sich in Frankreich gleich nach dem deutsch-französischen Kriege. Die Bank von Frankreich hatte im Juni 1871 Noten im Betrage von 2212 Millionen ausgegeben, ihr Metallfonds belief sich nur auf 549 Millionen. Diese ungünstige Verschiebung war in einem Jahre entstanden. In dem gleichen Monate des vorhergehenden Jahres hatte die Metallreserve der Bank noch 1145 Millionen betragen bei einem Notenumlauf von 1255 Mill. Angesichts des Retablissements und der Kontributionszahlungen schwoll der letztere in der ersten Zeit nach dem Kriege durch weitere Emissionsverfügung ungeheuer an und erreichte am 31. Oktober 1873 seine größte Höhe von 3071 Millionen, während die Metallreserve nur etwa 750 Millionen ausmachte. Sie betrug also nur ein Viertel des ausgegebnen Papiergeldes. Dennoch stellte sich das Disagio bei dem letztern nicht höher als auf 2 bis $2^1/_2$ Prozent. Es sank in wenigen Monaten auf ein Prozent und verschwand schließlich ganz. Diese eigentümliche Thatsache schien allen bisher aufgestellten Theorien über Notendeckung und Begrenzung der Umlaufsmenge zu widersprechen. In England hatte während der dortigen Herrschaft des Zwangskurses z. B. 1810 die Prämie auf Gold 25 Prozent betragen. Österreich und Italien erreichten noch höhere Ziffern. Auch heute noch ist sie dort beträchtlich genug, um den erhofften Zeitpunkt der Parität hinauszurücken. Der Grund dieser ungleichartigen Erscheinung liegt in dem verschiednen Metallvorrat dieser Länder und den ungleichen Exportverhältnissen. Der Goldreichtum Frankreichs wurde weder durch den Krieg noch auch durch die spätern Kontributionszahlungen stark beeinflußt. Das Gold wanderte nicht aus, wie in England, Österreich und Italien, sondern wurde nur während der kriegerischen Zeiten aus dem Verkehr gezogen. Der Metallfonds der Bank verringerte sich, nicht aber der des Landes. Den drei Milliarden Banknoten stand also eine vollkommen genügende Metalldeckung gegenüber, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich, anstatt in den Kellern der Bank, in den Geldschränken kleiner und großer Rentner befand. Man hat den Metallreichtum Frankreichs damals auf fünf bis sechs Milliarden geschätzt. Aber wenn auch diese Ziffer zu hoch gegriffen sein sollte, so hat sich doch die Annahme, daß das Gold aus seinen Verstecken herauskommen und bei friedlicher Lage dem Markte wieder zuströmen werde, vollauf bestätigt; Frankreichs Kredit blieb ungeschwächt, und die zwei Milliardenanleihen wurden vielfach überzeichnet.

Diese kurze Zeit des Zwangskurses in Frankreich ist lehrreich für alle Länder, welche sich in gleicher Lage befinden. Sie hat viele der alten Vorurteile, namentlich das von der Dritteldeckung, beseitigt; sie beweist, daß es eine Normalgrenze für den Notenumlauf nicht giebt, und daß es vor allem die Handelsbilanz ist, welche auf den Wert des Papiergeldes für die Dauer bestimmend einwirkt. Wir sehen also, daß es in Rußland nicht die hohe Ziffer

des Notenumlaufs ist, die den Rückgang der Valuta bewirkt, und daß also auch eine Minderung dieser Ziffer zur Herstellung der Parität nicht genügt. Bei der Ausdehnung des Reiches ist eine Notenmenge von 1046,4 Millionen Rubel, wie sie die Bilanz der Reichsbank vom 31. März 1886 aufweist, im Vergleich mit andern Ländern nicht zu hoch. Der Papierrubel muß dort teilweise noch die Aufgabe erfüllen, welche bei uns der Giro- und Checkverkehr bereits übernommen hat. Die Noten wandern von Hand zu Hand. Sie sind im Kleinhandel der Provinzen unentbehrlich. Ja es ist sogar noch während des Krimkrieges vorgekommen, daß man für größere Beträge Kreditbillets ein Agio zahlte. Reisende Kaufleute zogen das Papier dem schwereren Silber vor. Eine große Notenmenge ist demnach in Rußland ein lokales Bedürfnis.

Selbstverständlich muß auch die Vermehrung des Metallfonds mit der Notenemission Schritt halten. Dies ist in Rußland nicht geschehen. Der Metallschatz der Bank von 171,4 Millionen, der Ende März d. J. den obigen 1046,4 Millionen Kreditbillets gegenüberstand, kann sicher nicht als ausreichend erachtet werden. Wie hoch er zu bemessen sein würde, um die Parität herzustellen, dies zu bestimmen dürfte indessen äußerst schwierig sein. Ein Normalverhältnis giebt es nicht. Sicherlich wächst die Gefahr einer Kursentwertung mit der absoluten Höhe der Umlaufsziffer. Bei einem Notenumlauf von 400 Millionen z. B. wird bei friedlichen Verhältnissen ein Metallstock von 100 Millionen ausreichen, während eine Papiergeldmenge von zwei Milliarden durch eine Deckung von $^1/_3$ oder selbst $^1/_2$ noch nicht immer genügend gesichert ist. Entscheidend für diese Frage ist der Stand der Handelsbilanz, der Goldbesitz, der sich in Privathänden befindet, und das Kreditwesen des Landes. In letzterer Hinsicht kann Rußland weit eher einer hohen Metallreserve entbehren, als Staaten wie z. B. England und Frankreich. Eine Rückforderung von Einlagen wird bei den großen Entfernungen schwierig und kann selbst in kritischen Zeiten nicht gleichzeitig erfolgen. Die Gefahr eines entleerenden Kassensturzes ist dort geringer. Alles dies findet seine Erklärung zum Teil in der eigentümlichen Trägheit des Verkehrslebens, welche die Folge der ungeheuern Ausdehnung des Reiches ist. Während im übrigen Europa entscheidende Ereignisse mit Blitzesschnelle von der Geschäftswelt erfahren, empfunden und ausgebeutet werden, gehen dort politische wie kommerzielle Krisen für den Geldmarkt der entlegnen Provinzen meistens spurlos vorüber. Der Kapitalist in Sibirien, Astrachan oder Kaukasien hat sich sicherlich weder durch die Handelskrisis von 1857 noch durch die Kriegsereignisse von 1866 und 1870 verleiten lassen, seine Gelder von der Petersburger Bank zurückzufordern, um damit à la baisse zu spekuliren. Denn er weiß sehr wohl, daß, bevor seine Reklamation die Bank erreicht, die Weltlage wieder eine neue Gestalt angenommen haben muß. Bei den größern Entfernungen würden die Ausgaben für Maklercourtage, Porto, Assekuranzgebühr, in Verbindung mit dem Zinsverluste, während der langen Wanderzeit des Geldes den erhofften Gewinn

außerdem noch beträchtlich schmälern. Der Russe in der Provinz ist demnach kein Spekulant, die Ausbeutung günstiger Konjunkturen verbleibt höchstens den Petersburger und Moskauer Gruppen, weit mehr wird sie im Auslande, namentlich in Deutschland, betrieben. Die Berliner Börse hat für die Spekulation in russischen Noten eine besondre Vorliebe, und ein beträchtlicher Teil von Kreditbillets bildet die Unterlage dieser Operationen.

Daß der Goldvorrat in den Händen russischer Privaten nicht unbeträchtlich ist, wird von Kennern des Landes versichert. Außerdem verfügt aber die Regierung noch über ansehnliche Goldvorräte oder doch in Gold zahlbare Obligationen, welche sie teils im Auslande, teils bei der Reichsbank deponirt hat. Dieser Tresor, der nicht in der Metallreserve der Bank inbegriffen ist, den aber die Regierung doch für dies Staatsinstitut verwenden könnte, mag immerhin als ein metallisches Gegengewicht der Notenmenge betrachtet werden. Daß das Streben besteht, die schwebende Schuld zu verringern und auch die provisorisch ausgegebnen Noten allmählich wieder einzuziehen, kann nicht geleugnet werden. Ein Ukas vom 1. Januar 1881 bestimmte, daß die damalige Schuld des Staates an die Bank von 400 Millionen Rubeln durch Jahresteile von je 50 Millionen abgetragen werden sollte, welche in den Etat der außerordentlichen Ausgaben einzustellen seien. Diese Abzahlung ist erfolgt, und das Guthaben der Bank beträgt jetzt nur noch 150 Millionen. Der Zweck dieser Maßregel war, wie jener Ukas ausdrücklich erklärte, der Bank die Mittel zu gewähren, ihren Anforderungen zu genügen, auch „ohne zu neuen Kreditbilletemissionen ihre Zuflucht nehmen zu müssen, sich vielmehr zu bestreben, soweit als möglich die Menge der zirkulirenden Scheine zu vermindern.“ Weiter heißt es: Wir verordnen, „die Scheine nach Maßgabe ihrer Anhäufung in den Kassen der Bank zu vernichten, sich jedoch nach den Bedürfnissen des Geldumlaufs zu richten.“ Obwohl dieser letztere Vorbehalt dem Finanzministerium eine Freiheit des Handelns gewährt, die der geplanten Einziehung von Kreditscheinen nicht gerade förderlich sein konnte, auch thatsächlich in dieser Weise gewirkt hat, so war doch wenigstens das Prinzip, die Notenemission nicht in der bisherigen regellosen Weise fortzusetzen, deutlich ausgesprochen.

Diese Klarheit des Ausdrucks ist anerkennenswert, wie aber soll das Prinzip den Verhältnissen angepaßt werden? Wo liegt die Grenze, bei der das Handelsbedürfnis aufhört und die ungesunde Spekulation beginnt? Welche Zeichen deuten in einem Lande, wo das Papiergeld in Masse umläuft, darauf hin, daß die Erzeugung dem Verbrauche vorauseile? Dies zu erkennen ist die schwierigste Aufgabe der Staatsleitung. Die Grundgesetze des Tauschverkehrs verlangen, daß, wenn eine Schädigung großer Handelszweige vermieden werden soll, Verbrauch und Produktion ein gleichmäßiges Tempo einhalten, wie die Räder eines Wagens. Ist der Verbrauch stärker, so entsteht ein Steigen der Preise und eine Beeinträchtigung des Nationalwohlstandes. Anderseits sind

die nachteiligen Folgen einer Überproduktion genugsam bekannt. Die letztere kann bei der Papiergeldwirtschaft unberechenbare Ausdehnung annehmen, ehe sie in die Erscheinung tritt. Bei metallischer Währung wird sie weit früher wahrgenommen, da die Ansprüche, welche die Unternehmungslust an den Geldmarkt stellt, den Preis des Edelmetalls in die Höhe treiben. Ein solcher Barometer fehlt in Rußland. Ein Finanzminister wird dort ganz außer stande sein, die Bedürfnisse des Handels nach dem Geldsurrogat festzustellen und darnach die Höhe der Umlaufsziffer zu bemessen. Jede Veränderung in der Handelsbilanz, sei sie auch nur vorübergehend, wirkt außerdem auf diese Bedürfnisfrage ein, ohne daß die Bewegung der Produktion sich darin wiederspiegelte. Denn wenn die Einfuhr zeitweise die Ausfuhr übersteigt, so sind die Händler genötigt, Gold aus den Beständen der Bank zu entnehmen, um es an die auswärtigen Lieferanten zu schicken. Der Metallschatz vermag dann dem Bedürfnis nicht mehr zu entsprechen, und sein Ersatz durch neues Papiergeld trägt nur zur weitern Entwertung des letztern bei und verstärkt somit die Nachteile des ungünstigen Wechselkurses.

Der Ukas vom 1. Januar 1881 regelte außerdem die Beziehungen zwischen Staatskasse und Reichsbank in der Weise, daß neue Gelderfordernisse nicht mehr durch die Notenpresse befriedigt, sondern durch Anleihen oder den Verkauf von Tresorscheinen gedeckt werden sollten. Unter der Einwirkung dieser Maßnahmen begann der Rubelkurs sich mehr und mehr zu befestigen. Während er 1877 zwischen 254 und 189, 1878 zwischen 224 und 187 und 1879 zwischen 218 und 191 geschwankt hatte, nahmen diese Schwankungen sowohl der Zahl als auch der Ausdehnung nach ab. Sie betrugen 1882: 209 bis 196, 1883: 202 bis 195 und sind erst durch die afghanische Krisis des vorigen Jahres wieder in lebhaftere Bewegung versetzt worden. 1885 schwankte der Kurs zwischen 216 und 192. (100 Silberrubel = 320 Mark.)

6.

Die größere Stetigkeit des Kurses hat eine wohlthuende Einwirkung auf die Handelsverhältnisse Rußlands gehabt. Auch die Regierung hat erkannt, daß der niedrige Stand an sich kein Unglück für das Land ist und alle Versuche, den Kurs künstlich zu heben, verfehlt sein würden. Die kostspieligen Erfahrungen der sechziger Jahre mögen auf diese Erkenntnis nicht ohne Einfluß geblieben sein. Bemerkenswert ist eine Stelle in dem Finanzberichte des Ministers über das Budget 1883, worin es wörtlich heißt: „Die Schwankungen des Wechselkurses und der Abgang von klingender Münze in dem Umlaufe im Innern bilden einen starken Fehler in der wirtschaftlichen Lage unsers Landes, aber die Besserung des Rubels und die Herstellung seines Wertes können nur stufenweise erreicht werden durch eine Reihe von Maßnahmen, welche zur Befestigung des Staatskredits im Innern wie im Auslande beitragen, durch Über-

schüsse der Einnahmen über die Ausgaben lange Jahre hindurch, durch die Entwicklung der inländischen Produktion und durch die Verminderung der Zahlungen an das Ausland. Jeder Versuch, den Kurs des Kreditrubels plötzlich zu heben, könnte nur einen vorübergehenden Erfolg haben und muß sicher zu einem Rückgang führen, welcher nur dem Börsenspiele Vorschub leisten würde. Es ist augenscheinlich, daß die Spekulation im vergangnen Jahre die Baisse des Kurses beeinflußt hat und daß sie eine Stütze in der Verlangsamung der Getreideausfuhr gefunden hat, aber man darf hoffen, daß mit der Hebung des Exports und dank dem Vertrauen, welches die Wiederkehr geregelter Zustände im Innern und die feste, aber friedliche Politik Eurer Majestät bringt, der Kurs sich wieder bessern wird."

Fast gleichlautend sind die Bemerkungen des Finanzministers, welche die Einreichung des Budgets von 1884 begleiten. Herr Bunge hält auch darin an der Auffassung fest, daß eine reißend schnelle, aber nur zeitweilige Besserung des Wechselkurses nicht allzusehr zu wünschen wäre. Diese Besserung würde „ein weiteres Sinken der Getreidepreise hervorrufen, deren jetzige Gestaltung ohnedies für die getreideausführenden Landwirte ungünstig genug ist."

Der Druck, den die Getreideexporteure Rußlands auf die Entschließungen der Regierung ausüben, hat denn auch in den letzten zwei Jahren jedwede auf Hebung des Rubelkurses gerichtete Operation hintangehalten. Der Finanzminister wird von dieser Interessentengruppe stark bedrängt. Ihre Stimmen haben umso größeres Gewicht, als die Getreideausfuhr der wichtigste Faktor des russischen Außenhandels ist und die Konkurrenz Kanadas und Indiens nur mit Hilfe der Valutendepression überwunden werden kann. Ein Abweichen von diesem System ist auch in der nächsten Zukunft nicht zu erwarten. Die russische Regierung scheint vielmehr eine langsame Hebung des Kurses dem natürlichen Verlauf der Dinge überlassen zu wollen, wobei das Anwachsen der Produktionskraft des Landes bei fortgesetzter Entwicklung des Verkehrswesens und eine stetige günstige Handelsbilanz den Ausschlag geben werden.

Ein drittes Mittel bietet sich freilich noch in der Verminderung der Zahlungsverpflichtungen an das Ausland. Diese wäre durch eine Konvertirung derjenigen Anleihen zu erreichen, bei welchen die Rückzahlung des Kapitals nicht an eine ausdrücklich gewährleistete Frist gebunden ist. Die große Mehrzahl der russischen Anleihen ist ohne eine solche Beschränkung aufgenommen. Die Rechtsfrage kann nicht streitig sein. Sie ist schon in andern Staaten und noch kürzlich in Preußen bei der Konvertirung der Prioritäten verstaatlichter Eisenbahnen praktisch zum Austrag gekommen. Natürlich wird es sich im vorliegenden Falle vorwiegend um die auf Gold lautenden Staatspapiere handeln. Diejenigen, deren Kurs sich nach Papierrubeln ausdrückt, bleiben zunächst außer Betracht. Die Umwandlung des fünfprozentigen Zinsfußes in einen vierprozentigen kann von der Regierung ohne Nachteil vollzogen werden, wenn der Kurs des fünf-

prozentigen Papiers (Ende April d. J. etwa 98,50) auf 102 gestiegen ist. Die zwei Prozent über pari entsprechen dem auf englisches Gold fallenden Agio. Die Konvertirung bildet für den Fiskus eine beträchtliche Ersparnis an jährlicher Zinszahlung und Amortisation und, wofern die so gewonnenen Millionen zur Hebung des Metallschatzes in die Reichsbank fließen, wird eine Hebung der Valuta auch dann eintreten müssen, wenn eine Verbrennung von Kreditbillets nicht stattfindet. Eine solche Kurssteigerung wird freilich wiederum nicht ohne Rückwirkung auf die Exportverhältnisse des Landes bleiben und namentlich der Getreideausfuhr ungünstig sein. Wenn diese Aussicht von den deutschen Landwirten auch mit Befriedigung begrüßt werden dürfte, so wird dieser Vorteil freilich durch die Schädigung wieder aufgehoben, welche die deutschen Besitzer russischer Staatspapiere durch die Zinsverkürzung erleiden. Auf die Frage näher einzugehen, wie weit Deutschland von derartigen Plänen berührt wird, fällt nicht in den Rahmen dieser Abhandlung. Nachdem sich England und Frankreich den Geldansprüchen Rußlands verschlossen haben, steht Deutschland in der Reihe der auswärtigen Staatsgläubiger obenan, und die Schwankungen der russischen Finanzlage werden ohne Zweifel bei uns in den weitesten Volksschichten mit empfunden. Vielleicht kommt die Konversion jetzt noch etwas zu früh, und viele der bisherigen Inhaber russischer Papiere werden sich angesichts einer Reduktion auf vier Prozent nach anderweitigen Anlagen umsehen. Aber das allgemeine Sinken des Zinsfußes ist solchen Operationen nicht günstig, außerdem vergessen die meisten, daß sie im Laufe der letzten Jahre schon einen beträchtlichen Nutzen aus der Kurssteigerung russischer Effekten gezogen haben. Immerhin bleibt die Thatsache bemerkenswert, daß das deutsche Publikum trotz der ernsten Krisen des Nachbarreiches in seinem Vertrauen auf dessen Zahlungsfähigkeit nicht nachgelassen hat. Bestimmend dafür ist neben dem Umstande, daß Rußland seinen Verpflichtungen gegen das Ausland bisher pünktlich nachgekommen ist, vor allem auch die Überzeugung, daß die Produktionskraft des Landes noch einer außerordentlichen Steigerung fähig sei.

In erster Hinsicht muß man anerkennen, daß die russische Regierung es selbst in kritischen Zeiten vermieden hat, die abschüssige Bahn direkter oder indirekter Gewaltthätigkeiten gegen die Staatsgläubiger zu betreten, denen wir in der Finanzgeschichte kontinentaler und transatlantischer Staaten schon oft begegnet sind. Die Mißgriffe, deren sich die russische Finanzleitung in frühern Zeiten schuldig gemacht hat, liegen vielmehr auf einem andern Gebiete. Sie entsprangen der übergroßen Furcht vor dem Defizit und dem Bestreben, dieses lediglich durch Anleihen, nicht durch Ersparnisse oder Steuerreformen zu beseitigen. Auch im Bank- und Kreditwesen sind Fehler begangen worden, deren Folgen die Gegenwart zu tragen hat. In der Durchführung des Schutzzolles ist man weiter gegangen, als es die Rücksicht auf ein gutes handelspolitisches Einvernehmen mit den Nachbarländern ratsam erscheinen läßt. Die Zoll-

erhöhungen, welche in den letzten Jahren, namentlich auf Eisen, Metallfabrikate verschiedner Art und Maschinen gelegt wurden, haben den Charakter einer Zollsperre angenommen, welche leicht Repressalien der ausgeschlossenen Staaten hervorrufen und dem russischen Ausfuhrhandel unbequeme Schranken ziehen kann. Es zeugt nicht von weiser Voraussicht, wenn die russische Regierung sich namentlich mit Deutschland in einen Zollkrieg verwickelt, einem Lande, dessen Kredit es für den Ausbau seines Eisenbahnnetzes noch weiter in Anspruch zu nehmen genötigt sein dürfte.

Der andre der beiden oben genannten Hauptfaktoren des russischen Kredits liegt in den unerschlossenen Hilfsquellen des Landes. Hierbei fällt dem Eisenbahnbau die bedeutendste Aufgabe zu. Ein Teil der darauf gesetzten Hoffnungen ist bereits in dem heutigen Kurs russischer Werte eskomptirt; aber große Aufgaben sind noch ungelöst. In seinen Handelsbeziehungen wird Rußland mehr und mehr von dem europäischen Markte nach dem asiatischen Weltteile hinübergedrängt werden. Die Ausfuhr nach Westen, die jetzt der niedrige Rubelkurs begünstigt, wird sich trotz aller zollpolitischen Anstrengungen nicht immer auf derselben Höhe erhalten.

Schon der Krimkrieg hatte gezeigt, daß Europa kommerziell ziemlich unabhängig von Rußland bestehen kann. Selbst für die billigsten Naturprodukte wie Talg, Hanf, Häute, Pelze ꝛc. hatten sich während der zwei Kriegsjahre andre Bezugsquellen aufgeschlossen. Dagegen wurden und werden noch jetzt die asiatischen Beziehungen durch die finanziellen und merkantilen Verhältnisse des europäisch-russischen Lebens so gut wie garnicht berührt, und diese günstige Lage zwischen zwei Weltteilen, welche Rußland gerade den unermeßlichen Vorteil bietet, seine Handelsthätigkeit nach Belieben bald auf das eine, bald auf das andre Ländergebiet richten zu können, ist ein wichtiger Umstand für die künftige Gestaltung der Finanzlage. Allerdings hat der Aufschwung, den der russische Exporthandel seit den sechziger Jahren genommen hat, eine günstigere Gestaltung der Reichshaushaltsbilanz nicht bewirkt. Für den europäischen Handel ist aber die geographische Lage des Reiches auch keineswegs günstig. Von den Zentralstellen des Welthandels, dem Westen Europas, dem Süden Asiens und der Handelssphäre Amerikas, ist Rußland entfernter als die übrigen Kulturländer, welche als Handelsstaaten in Betracht kommen, und wenn sich auch in Bezug auf den Verkehr mit den ostindischen Hafenplätzen die Lage Rußlands durch Eröffnung des Suezkanals einigermaßen gebessert hat, so kommt diese Verbesserung doch direkt nur den südlichen Provinzen des Reiches, streng genommen nur dem Handelsbezirk von Odessa, zu Gute. Auch der Umstand, daß der größte Teil der in den Häfen der Ostsee gecharterten Ausfuhrwaaren (Getreide, Wolle, Flachs) sehr umfangreich ist, während die Einfuhrwaaren aus weniger umfangreichen Fabrikaten bestehen, wirkt störend auf den Seehandel, indem er die Ursache ist, daß eine große Anzahl von Schiffen mit Ballast in

die ruſſiſchen Häfen einlaufen muß und die Transportkoſten dadurch verteuert werden.

Der Schwerpunkt des ruſſiſchen Exporthandels liegt demnach nicht in dem Verkehr mit Europa. Dagegen erſchließt ſich ihm ein weites, gewinnbringendes Gebiet der Thätigkeit in der Mittlerrolle, welche er nach vollendetem Ausbau der großen Bahnlinien zwiſchen den im Oſten und Weſten angrenzenden Weltteilen zu übernehmen beſtimmt iſt. Aus einem weiten, abgeſchloſſenen Hinterraume wird Rußland zum wichtigen Durchgangsland des internationalen Handels werden, aus einem Stapelplatz zum direkten Vermittler zwiſchen den dichteſtbevölkerten Ländergebieten: zwiſchen den 200 Millionen des übrigen Europas und den 300 bis 400 Millionen des „Himmliſchen Reiches.“ Auf dieſe Weiſe ſtellt ſich hier die feſtländiſche Hälfte jenes Verbindungsgürtels um die Erde her, deſſen Seehälfte Amerika immer mehr in ſeine Hände bekommt, ſeitdem der Oſten und Weſten der Union durch Bahnlinien verbunden ſind. Die Zeit iſt noch fern, wo die Vorteile dieſer Lage ſich in den Rechnungsabſchlüſſen des Staatshaushalts wiederfinden werden, allein eine umſichtige Handelspolitik hat auch die allerfernſten Ziele im Auge, ſobald ſie vorteilhaft und erreichbar ſind.

Marie von Ebner-Eſchenbach.

Die Machtſtellung, welche ſich die ſchriftſtellernden Frauen in unſrer Literatur erobert haben, iſt jetzt von allen Seiten durch Lob und Tadel, durch Polemik und Huldigung von Kritik und Publikum als anerkannt zu betrachten, und wenn es noch altväteriſche Männer giebt, die von vornherein ſich geringſchätzig zur literariſchen Frauenarbeit ſtellen, ſo ſind ſie, um einen beliebten Ausdruck zu gebrauchen, durch die Macht der Thatſachen widerlegt. In einer Betrachtung unſrer Literatur von einem noch ſo hohen und entfernten hiſtoriſchen Standpunkte werden die ſchreibenden Frauen ſchlechtweg nicht mehr zu umgehen ſein. Mit dem ihrem Geſchlechte eignen praktiſchen Sinne haben ſie ſich faſt ausſchließlich jener literariſchen Gattung zugewendet, die heutzutage die herrſchende, die erfolgreichſte und auch die einträglichſte, einzig ihren Mann (oder ihr Weib) nährende iſt: dem Roman, der Novelle; die ganze Familienjournalliteratur und die halbe Leihbibliothek beherrſchen ſie; ja der vornehmſten Monatsſchrift Deutſchlands ſind, wie uns verbürgt mitgeteilt wurde, Werke aus Frauenhand von größerm materiellen Vorteil geweſen als die tiefſinnigſten Novellen eines Gottfried Keller;

von der abonnentensammelnden Macht einer Marlitt garnicht zu sprechen. Freilich zu einer epochemachenden Leistung hat es, soweit unsre Kenntnis der Frauenliteratur reicht, und die ist nicht eben gering, keine der vielen mehr oder weniger begabten Damen gebracht, und jener misogynische literarische Skeptizismus dürfte vielleicht doch Recht behalten, der die Macht der Frauen in unsrer Literatur nicht auf das originale Genie, sondern auf allgemeine Bildungs- und Kulturzustände zurückführt. Diese Literatur, welche mehr in die Breite als in die Tiefe geht, sich mehr an die Massen der Gebildeten und ihr Unterhaltungs- oder Bildungsbedürfnis, als an den Einzelnen und seinen edeln Enthusiasmus richtet, komme — so sagen jene Skeptiker — dem weiblichen Genius entgegen, dessen Eigenart nicht im originalen Schaffen, sondern im Verarbeiten des Empfangnen bestehe; reproduziren sei leichter als produziren. Zugegeben. Aber warum den Frauen gegenüber strenger sein als den Männern? warum dort die höchsten Maßstäbe ansetzen, die doch wahrhaftig hier nur allzugern in die Rumpelkammer gestellt werden? warum nicht die gleiche Billigkeit für beide Geschlechter? Und begnügt man sich nicht, einen Mann schon dann anzuerkennen, wenn er als eine volle, runde, in sich selbst beruhende Individualität erscheint, gleichviel ob sie mehr oder weniger liebenswürdig ist, ob sie um einen Zoll oder um Turmeshöhe über die Menge hinausragt? Ja ist nicht schon eine rechte, auf eignen Füßen stehende Individualität selbst, im Leben wie in der Literatur, ein interessirender Anblick? Und der kritische Beobachter der zeitgenössischen Literatur wird überhaupt, wenn er sonst gerecht sein will, und wieder durch „die Macht der Thatsachen" gezwungen, auf diesen Standpunkt der Betrachtung geleitet; wir haben eine Fülle einzeln interessanter Individualitäten, jede interessant in den Grenzen ihrer Begabung, und doch besitzen wir im ganzen keine Blüte der Literatur.

Solcher merkwürdigen Persönlichkeiten giebt es in der gegenwärtigen Frauenliteratur mehrere, jedenfalls mehr als in irgendeiner frühern Periode, und allen Respekt vor den berühmten Frauen der klassischen Zeit, die selbst die philologischsten Germanisten und Literarhistoriker jetzt schon der Besprechung auf dem akademischen Katheder für würdig halten: die lebenden Frauen stehen jenen weder an Bildung des Geistes, noch an Güte des Herzens, noch an poetischer Begabung nach. Da wäre zunächst die tief dichterische, im Verse mehr noch als in der Prosa der Novelle anmutige, schalkhafte und ernste, nie die Weiblichkeit verleugnende Marie von Olfers zu nennen, deren sehr bemerkenswerte Dichtung „Simplizitas" die Grenzboten vor zwei Jahren ausführlich gewürdigt haben; daß von dieser „Simplizitas" nicht öfter die Rede ist, muß auf die allgemeine Scheu des lesenden Publikums vor allen und zumal vor lyrischen Versen zurückgeführt werden. Ein kräftiges Profil weist ferner die berühmte Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" auf, Malwida von Meysenbug, die Freundin Alexander Herzens, Gottfried Kinkels, Mazzinis und Richard

Wagners, die begeisterte Verehrerin Schopenhauers, von dessen Metaphysik und weltentsagender Ethik sie sich ganz und gar vollgetränkt hat, um sie, mehr geistreich als dichterisch, in Novellen und Romanen weiterzuverbreiten. Die tragische Margarethe von Bülow, wohl die stärkste gestaltende Kraft in diesem Kreise, gesellt sich mit ihrem trotzigen, leidenschaftserfüllten Wesen von selbst hinzu, Lola Kürschner, als „Ossip Schubin" die Nachahmung Turgenjews offen eingestehend, steht der demokratischen Baronin nicht so fern, da auch sie dem österreichischen Adel nur eine sarkastische Schilderung abgewinnen kann; ihre Landsmännin, die Wienerin Emil Marriot (Mataja), mit der absonderlichen Vorliebe für katholische Klerikergestalten und dem pessimistischen Gemüte, steht ihr nicht viel nach; Helene Boelau, Klara Biller, welche in dem bekannten Kulturhistoriker Franz von Löher ihren Ritter gefunden, Sophie Junghanns bieten noch immer individuelle und anmutende Physiognomien und heben sich merklich von ihren Kolleginnen in der „Gartenlaube" u. s. w. ab.

Indes ist die Stellung aller der hier genannten Spitzen der Frauenliteratur im literarischen Urteil der Leser und Kritiker noch immer nicht unbestritten, einzelne von ihnen werden sogar lebhaft angefeindet, wir lassen es dahingestellt, ob mit Recht oder Unrecht. Einer Dichterin aber, die wir bisher noch nicht genannt haben und deren Betrachtung diese Seiten gewidmet sind, der Freifrau Marie von Ebner-Eschenbach, wird fast ausnahmslos von allen Seiten gehuldigt. Es hat lange gedauert, bis ihr die öffentliche Aufmerksamkeit zugewendet wurde. Mit dramatischen Versuchen im Beginne der siebziger Jahre hatte sie wenig Glück, trotz der Patenschaft Heinrich Laubes, der ihr „Waldfräulein" im Wiener Stadttheater zur Aufführung brachte, und ebenso wenig hatte sie gleich Glück mit ihren ersten Erzählungen, trotz des günstigen Vorurteils, welches der Cottasche Verlag, in dem sie erschienen sind, für sie erweckt, trotz einer für sie werbenden geistreichelnden Plauderei von Hieronymus Lorm in einer verbreiteten Wochenschrift. Erst von dem Erscheinen ihrer glänzenden „Aphorismen" an (1880) datirt ihr weiterer Ruf, der vor einiger Zeit in einer huldigenden biographischen Skizze aus der Feder Paul Heyses als Begleitung des Abdrucks ihrer Humoreske „Die Freiherren von Gemperlein" in der Neuen Folge seines „Deutschen Novellenschatzes" seine literarische Weihe erhalten hat, sodaß jetzt das Lob ihrer Schriften sogar nach Frankreich getragen wird.*) Wenn wir es daher versuchen, ein gewiß nicht erschöpfendes, wohl aber gewissenhaft gezeichnetes Bild dieser merkwürdigen Frau zu geben, so dürfen wir erwarten, unsern Lesern nichts Unwillkommenes zu bieten.

Das eigentümlichste und wahrscheinlich bleibendste unter den Büchern der

*) Vergl. Auguste Diettrich, Écrivains modernes de l'Autriche: Mme d'Ebner-Eschenbach, extrait de la Revue britannique, numéro de mai 1886, Paris. Herr Diettrich kündet eine französische Übersetzung der „Bozena" an; seine Abhandlung ist zwar kritiklos, doch sollen seine deutschfreundlichen Bemühungen anerkannt werden.

Freifrau von Ebner-Eschenbach ist das dünne, in zierlicher Ausstattung auf Büttenpapier gedruckte Büchlein „Aphorismen.“ Von den drei- oder vierhundert Sätzen, welche sie enthalten, sind keineswegs alle gleichwertig oder gleich originell; aber die überwiegende Mehrzahl zeichnet sich durch eine schlagende Wahrheit des Inhalts und eine Prägnanz der Form aus, die nach Art der Sprichwörter sich unwillkürlich dem Gedächtnis einprägt; so z. B. „Vieles erfahren haben, heißt noch nicht Erfahrung“; „Bewunderung der Tugend ist Talent zur Tugend“; „In der Jugend lernt, im Alter versteht man“; „Raison annehmen kann niemand, der nicht schon welche hat.“ Von allen diesen Sätzen dürfte keiner so sehr das Wesen der Dichterin beleuchten als einer, den man ausnahmsweise nicht als ganz wahr wird unterschreiben können, nämlich der: „Dilettanten haben nicht einmal in einer sekundären Kunst etwas Bleibendes geleistet, sich aber verdient gemacht um die höchste aller Wissenschaften, die Philosophie. Den Beweis dafür liefern: Montaigne, La Rochefoucauld, Vauvenargues.“ Mancher ehrliche Historiker der Philosophie dürfte über diese Entdeckung der Verdienste der genannten drei Franzosen um die Philosophie als Wissenschaft bedenklich den Kopf schütteln, so ausgemacht auch der hohe sittliche Wert ihrer Aphorismen ist, und so sehr auch der Mut der Freifrau, die Philosophie in unsrer ganz dem Empirismus ergebenen Zeit als die höchste der Wissenschaften anzuerkennen, unsre Sympathie erweckt. Indes mag die objektive Wahrheit des Satzes sein, welche sie wolle, subjektiv, als Bekenntnis seiner Verfasserin, ist er umso interessanter. Es ist die sich bekundende Wahlverwandtschaft zu der Geistesrichtung jener drei philosophischen Weltleute, die uns daran interessirt. Und in der That: in dem im besten Sinne weltmännischen Wesen der Freifrau finden wir den Grund der Sympathie, die sie sich bei allen Parteien erworben hat, finden wir das Merkmal ihres Geistes, das sie von den andern literarischen Frauen unterscheidet. Auch Frau von Meysenbug stammt aus hocharistokratischer Familie, wie Frau von Ebner-Eschenbach; allein bei manchen gemeinsamen Zügen in der Gesinnung, welch ein Gegensatz zwischen den beiden Persönlichkeiten! Die Meysenbug ist eine leidenschaftliche Doktrinärin, sie hängt am System, das sie in ihrem Leben, nach mancher Häutung, oft gewechselt hat; die Ebner-Eschenbach hat nicht zufällig, sondern dem innersten Wesen ihres Geistes folgend, zerstreute Aphorismen, aber keine Abhandlungen in Romanform geschrieben und die großen Dilettanten der Philosophie, die Weltmänner unter den Denkern, gepriesen; sie haßt all Systematik: „Die glücklichen Pessimisten! Welche Freude empfinden sie, so oft sie bewiesen haben, daß es keine Freude giebt,“ spottet sie. Und doch sagt sie auch ein andermal recht pessimistisch: „Ein verdienter Sieg kommt fast immer zu spät,“ oder „An das Gute glauben nur die wenigen, die es üben.“ Aber es ist dies kein systematischer Pessimismus. Die Meysenbug ferner hat einen wahren Hang für religiöse Betrachtung und Stimmung, eine Neigung zur

Mystik, wo immer sie ihr, sei es im Buddhismus, sei es im Katholizismus, begegnet; die Ebner-Eschenbach ist durchaus keine Rationalistin, sie sagt: „Die verstehen sehr wenig, die nur das verstehen, was sich erklären läßt"; aber sie sagt auch: „Wohlerzogene Menschen sprechen in Gesellschaft weder vom Wetter noch von Religion"; oder „Jeder Weltmann verkehrt lieber mit einem wohlerzogenen Böswicht als mit einem schlechterzogenen Heiligen," und sie schreibt wirklich auch selbst als wohlerzogener Mensch für die Gesellschaft, wir erinnern uns nicht, in irgendeiner ihrer Dichtungen der Religion als dichterischem Motiv begegnet zu sein, alles Metaphysische liegt ihr fern. Aber gemein mit der Meysenbug ist ihr ein hoher und warmempfundener, sittlicher und ästhetischer Idealismus. „Natur ist Wahrheit, Kunst ist höchste Wahrheit." „Was uns an der sichtbaren Schönheit entzückt, ist ewig die unsichtbare." „Der Staat ist am tiefsten gesunken, dessen Regierung schweigend zuhören muß, wenn die offenkundige Schufterei ihr Sittlichkeit predigt." „Die Güte, die nicht grenzenlos ist, verdient den Namen nicht." „Man muß das Gute thun, damit es in der Welt sei." „Das Recht des Stärkern ist das stärkste Unrecht." Ihr ganz eigentümlich und durchaus im Wesen ihres weltmännischen Charakters ist der Haß, mit dem sie alle Sentimentalität und alle Schwäche in feingeschliffenen Sätzen verfolgt; ihr tapferes, energisches und gesundes Herz spricht sich am sympathischsten dabei aus: „Schwächliche Grämlichkeit, die alle Fünfe gerade sein läßt, ist die Karikatur der Resignation." „Das Mitleid des Schwächlings ist eine Flamme, die nicht wärmt." „Der Schwächling ist immer bereit, sogar seine Tugenden zu verleugnen, wenn dieselben Anstoß erregen sollten." „Wenn du durchaus nur die Wahl hast zwischen einer Unwahrheit und einer Grobheit, dann wähle die Grobheit; wenn jedoch die Wahl getroffen werden muß zwischen einer Unwahrheit und einer Grausamkeit, dann wähle die Unwahrheit." „Der eitle, schwache Mensch sieht in jedem einen Richter, der stolze, starke hat keinen Richter als sich selbst."

Von demselben klaren und kraftvollen Geiste, der in ihren „Aphorismen" lebt, ist nun auch die dichterische Produktion*) der Freifrau von Ebner-Eschenbach erfüllt. Sie ist ein realistischer Mensch, der seiner Phantasie Flüge in eine ideale Ferne, eine überirdische Atmosphäre nicht gestattet. Eine geborne Österreicherin, in Mähren zu Hause, hält sie in allen ihren Geschichten den Charakter der Heimat fest, mag es die gesegnete Flur der Hanna oder das ungemütliche, halbasiatische Galizien oder das liebenswürdige Wien sein; dem Landvolk oder den Personen aus den unteren Ständen verleiht sie gern den Dialekt des Landes. Aus den persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen, die sie, die geborne Gräfin und spätere Gattin eines hohen Offiziers, beim

*) Wir haben dabei ihre letzten vier Bücher im Auge: Neue Erzählungen, Berlin, Ebhardt, 1881. Dorf- und Schloßgeschichten, Berlin, Paetel, 1883. Zwei Komtessen, Berlin, Ebhardt, 1885. Neue Dorf- und Schloßgeschichten, Berlin, Paetel, 1886.

Landvolk auf den Gütern des Vaters oder in der galizischen Garnison oder in der adlichen Gesellschaft der Residenz gesammelt hat, bauen sich ihre Erzählungen auf. Und selbst wo sie eine ganz absonderliche Neigung, wie die Leidenschaft alte Uhren zu sammeln, so anmutig und geistvoll wie in „Lotti der Uhrmacherin" schildert, geht sie von eignen Erlebnissen aus, denn es ist diese Sammelwut alter Uhren ihre Privatpassion. Eine mehr kritische als enthusiastische Natur, neigt sie zur Satire, die ihre hohe weibliche Bildung jedoch humoristisch abzuschwächen bereit ist. Vor allem richtet sie ihre Satire gegen den eignen adlichen Stand. Die hohlen Puppen in der weiblichen Aristokratie, die für nichts als für die materiellen Genüsse des Lebens Sinn haben, ohne Herz und ohne Liebe sich demjenigen Manne am ehesten verloben, der die meisten Einkünfte hat, sind ihr ein Greuel, wie die Gräfin in der Erzählung „Ein kleiner Roman" und die kalte Schönheit Thekla in der Novelle „Nach dem Tode." Mit Nachdruck tritt sie gegen die seltsame Vorliebe der jungen adlichen Damen Wiens für Turf und Sport auf, wie in „Komtesse Muschi," und fordert einen gründlicheren Unterricht für dieses von Natur aus begabte und liebenswürdige Geschlecht von Mädchen, als er ihnen durch die unwissenden französischen Gouvernanten vermittelt werden kann, wie in „Komtesse Paula." Auch gegen gewisse literarische Erscheinungen tritt sie zürnend und strafend auf. In „Lotti der Uhrmacherin" schildert sie mit Meisterschaft die Wandlungen eines begabten Dichters, der mit seinem schwachen Charakter endlich dahin kommt, sein Talent in den Dienst des schnödesten Gelderwerbes zu stellen, in welchem es immer mehr verwildert. Und es ist interessant zu lesen, was sie so sehr verurteilt. Von den Romanen dieses Mannes sagt sie: „Da war dem Tier im Menschen jede Regung abgelauscht und mit schamloser Genauigkeit auseinandergesetzt. Da war eine erzwungene, erlogene Sinnlichkeit, aus der die offenbare Ohnmacht mit bleicher Fratze hervorgrinste. Da war die Fülle niederer Wirklichkeit aus dem seichten Strom des gemeinen Lebens geschöpft, da fehlte die höchste Wahrheit, die der Poesie. Da war endlich der Notbehelf, der armselige, einer lahmen Phantasie: das mit photographischer Treue und Verzerrung gezeichnete Porträt; Persönlichkeiten aus dem Schutz des Hauses gerissen und an den Pranger gestellt, zur Augenweide eines Publikums, demjenigen verwandt, das sich zu Hinrichtungen drängt." Auch daraus, was ein Mensch liebt oder haßt, erkennen wir sein Wesen, und diesem Zwecke dient dieses Zitat.

Aber das Sittenbild ist nicht die einzige poetische Gattung, welche Frau von Ebner-Eschenbach pflegt, in zwei, drei Novellen führt sie den Leser auf das politische Gebiet, schildert große nationale Leidenschaften und tragische Verwicklungen. Die Historie als poetisches Element, als Hintergrund sittlicher Konflikte liegt dem Geiste der Aphoristin fern; sie lebt ganz in der Gegenwart und schreibt nur von dem, was sie selbst mit angesehen und beobachtet hat. Gleichwohl hat sie im „Kreisphysikus" und in „Jakob Szela" Bilder aus dem polnischen

Aufstande in Galizien (1846 bis 1848) geliefert, die allen Anspruch auf historische Größe erheben dürfen. Sie führt uns ein in die schroffen Gegensätze, welche zwischen dem polnischen Adel und den polnischen Bauern Österreichs bestanden haben und noch immer bestehen. Jener, die sogenannten Schlachzizen, verfolgte mit Fanatismus das utopische Ideal der Wiederherstellung Polens, indes die Bauern zufrieden mit der Ordnung und Ruhe lebten, welche die Regierung ihnen schaffte, und die Adlichen haßten, weil sie den Frieden immerfort gefährdeten. Als es zum Aufstande kam, standen sich nicht Polen und Kaiserliche, sondern Adel und Bauern in blutigen Kämpfen gegenüber, die sich zu grausamen Plünderungen gestalteten, da wandernde Prediger den Kommunismus lehrten und die rohen Instinkte des Landvolkes gegen die Reichen in den Schlössern aufreizten. Einen solchen Emissär schildert uns Frau von Ebner im „Kreisphysikus"; ihr Dembinski ist ein Schwärmer, der all sein Gut den Armen verteilt hat und dem Adel zuruft: Gehet hin und thuet desgleichen! Die Zeiten des Urchristentums will er herstellen und dessen kommunistische Lebensordnung. Es ist bezeichnend für die idealistische Dichterin, daß sie diesen Dembinski nicht ironisch, sondern mit offener Sympathie schildert. Jakob Szela ist ein tragischer Held, dessen Tragödie aus dem Konflikte des galizischen Polen in seinem Doppelverhältnis zur eignen Nationalität und zum österreichischen Staate herauswächst. Zwei Seelen wohnen in seiner Brust: die nationale, welche in ererbter Ehrfurcht vor dem Adel erstirbt, all seinen brutalen Hochmut mit echt slavischer Geduld erträgt, und die reformatorische, die sich an die Spitze der Bauernbewegung zu Gunsten der Regierung stellt. In ihrem neuesten Buche bringt Frau von Ebner mit der Erzählung „Er läßt die Hand küssen" ein österreichisches Gegenstück zu der berühmten Leibeigenentragödie „Mumu" von Iwan Turgenjew; doch wohl ein wenig zu spät und minder wuchtig als der Russe. Der Teilnahme an den schweren nationalen Kämpfen, welche die Deutschen in Österreich eben jetzt zu bestehen haben, entzieht sie sich indes auch nicht. Mit der ganzen Delikatesse ihrer vornehmen humoristisch-ironischen Art spricht sie ihre deutschnationale Gesinnung in den zwei liebenswürdigen Satiren auf den Wiener Adel aus. Die Sportkomtesse Muschi muß wegen ihrer Lektüre der neuesten französischen Sittenromane, über der sie jede deutsche Lektüre verächtlich ablehnt, eine rechte Beschämung erfahren; und in „Komtesse Paula" wird die Ausländerei des alten Grafen, der immerfort sein geliebtes Töchterchen zum speak english anhält, in etwas harmloserer Weise lächerlich gemacht. Bei einer so konservativen Österreicherin, wie die Freifrau es ist, muß diese warme nationale Gesinnung besonders in die Augen fallen.

Endlich wäre noch die Gruppe der ernsten und heitern Charakterbilder zu verzeichnen, welche die Dichterin mit liebevollem Behagen bis ins kleinste Detail ausführt. Ein wehmütiger Humor kennzeichnet diese Stücke. Dahin gehören die kostbaren „Freiherren von Gemperlein." Es sind zwei Brüder, beide alte

Junggesellen, in allen Überzeugungen einander schnurstracks entgegengesetzt, der eine als Militär, der andre als Philosoph erzogen, jener konservativ, dieser radikal. In einemfort zanken sie miteinander und scheuen durchaus nicht vor Grobheiten zurück; aber die gemeinsame Liebe zu dem ererbten Stammgute, das sie mit hingebender Liebe bewirtschaften, verknüpft sie unlöslich. Daß sie sich in Wahrheit lieben, den Zank nicht mehr missen können und sich unentbehrlich geworden sind, lernen sie im Verlauf der heitern gemeinsamen Liebesgeschichte kennen, die doch keinem zu der ersehnten Hausfrau verhilft. Auch die tragische Hundegeschichte „Krambambuli" gehört hierher: Ein Hund, der im Zwiespalt der Pflichten, der Liebe zu zwei Herren, die sich als Wilddieb und Forstwart feindlich gegenüberstehen, jämmerlich krepirt; natürlich ist trotz der Hundetragödie die Figur des passionirten Hundefreundes, des Jägers, poetisch die Hauptsache. Ein heiteres Gegenstück zu der bedeutsameren Hundegeschichte, die Ferdinand von Saar in seiner besten Novelle, in „Tambi," geliefert hat. Die Gestalt des gutmütigen Poltrons Kamnitzki aus der Erzählung „Nach dem Tode" gehört gleichfalls hierher. Eine ganze Reihe von humoristischen Originalen enthält die neue Dorf- und Schloßgeschichte „Die Unverstandene auf dem Dorfe." Gleich die Mutter der Heldin, die Waschfrau Josefa, die selbst eine trostlose Ehe geführt hat mit einem rohen Trunkenbolde von Gatten, vor Eifer jedoch brennt, ihre Tochter Marie unter die Haube zu bringen, und sie richtig ins Unglück führt, als sie sie dem Prahlhans Walter, dem head-groom des Fürsten im Schlosse, in die Ehe giebt, ist ein humoristisches Original. Und dann der weinerliche Schuft Walter, der hinter Liebkosungen seine Brutalität verbirgt; der alte Kanzleirat, der eine umfangreiche „Darstellung der Rechtsverhältnisse des vormals reichsständischen Hauses Herburg" schreibt und sich was darauf zu Gute thut, „aktenmäßig festzustellen, daß Wilhelm Franz Johann, nicht wie bisher ausgemacht schien, Anno 1483, sondern schon 1481 die allodiale Grafschaft Scheer, Kaiser und Reich zu Lehen auftrug und solches in ein Kunkel-Lehen verwandelte"; die Schulmeisterswitwe Judica, die, eine verschämte Armut, immer in Seide herumgeht und deswegen auf dem kürzlich mit gleißendem schwarzen Wachstuche überzognen Sofa der Wäscherin, das glatt und fest wie das Fell einer Trommel gespannt ist, keinen festen Halt gewinnen kann; und endlich die rätselhaft stolze Schönheit Marie, die Unverstandene selbst, die keinen Mann heiraten will, den sie nicht auch respektiren muß, und dabei so traurige Erlebnisse hat — lauter Originale! Auch die ganz in Wehmut ausklingende Humoreske „Der gute Mond" gehört in diese Gruppe. Das Meisterstück jedoch in der Charakterzeichnung, eine Leistung, die bedeutend ist nach jeder Richtung, im sittlichen Gehalt und in der künstlerischen Ausgestaltung, ist die Gestalt des jüdischen Kreisphysikus Doktor Adolf Rosenzweig in der gleichnamigen Novelle, die wir schon oben genannt haben. Es ist schwer, den Reichtum dieser poetischen Schöpfung in wenig Worten anzudeuten. Mit der tiefsten Einsicht in

das Wesen des jüdischen Nationalcharakters, dessen Licht- und Schattenseiten sie in scharfer Beleuchtung vor Augen führt, mit der Unparteilichkeit des großen Dichters schildert sie die Entwicklung eines ganzen Juden zu einem ganzen Christen in der Gesinnung. Dieser Doktor Rosenzweig hat sich als blutarmer Bursch auf der Krakauer Universität kümmerlich bis zum promovirten Arzt durchgeschlagen und mit dem zähen Familiensinne des Juden die uralte Großmutter, die alle seine Verwandten überlebt hat, in aller Not mit erhalten und gepflegt. Er nimmt eine kümmerliche Landarztstelle an, und mit Zähigkeit erfüllt er die schweren Pflichten seines Berufes, einzig und allein den Gelderwerb vor Augen, und wieder steht diese Leidenschaft im Dienste der Liebe zu der Großmutter, die noch immer lebt und die er liebt mehr als irgend etwas auf der Welt. Hier setzt die Dichterin den Hebel zu seiner höhern ethischen Entwicklung an. Dieser Arzt, der so ganz in seinem Berufe aufgeht, daß er zeitweilig selbst seinen Durst nach Reichtum darüber vergißt, weiß garnicht, wie hoch er in der Achtung jener christlichen Nachbarn gestiegen ist, die er zwar gewissenhaft ärztlich behandelt, sonst aber gründlich in jüdischem Hochmut als „Gojim" verachtet. Und als ihm einmal der Ausdruck jener Achtung zu Teil wird, da bricht gleich sein spezifisch jüdisches Mißtrauen, aber auch versöhnend seine wissenschaftliche Bescheidenheit durch. Zu derselben Zeit tritt jener oben erwähnte polnische Idealist Dembinski mit den schwärmerischen evangelischen Ideen in seinen Gesichtskreis, und der jüdische Arzt, der bisher der herben, nüchternen Moral des Utilitarismus gefolgt ist, macht die Entwicklung zur höhern ethischen Lehre des Christentums, welches die thätige und vorurteilsfreie Liebe zum Nebenmenschen predigt, gleichviel ob er ein „Goj" oder ein Rechtgläubiger ist, in herrlicher Konsequenz durch.

Damit hätten wir den Stoff- und Ideenkreis der Dichtungen des letzten Jahrzehnts von Freifrau von Ebner-Eschenbach flüchtig umschrieben. Dabei ist es für den vornehmen menschlichen Charakter unsrer Aphoristin höchst bezeichnend, daß sie die Tugend der Großmut in sehr vielen ihrer sympathischen Figuren mit Vorliebe betont. Die Uhrmacherin Lotti leistet das äußerste in dieser Beziehung, indem sie sich einem ungetreuen Geliebten, eben dem erwähnten verwilderten Dichter zuliebe von dem einzigen Schatze, den sie besitzt, ihrer Uhrensammlung, trennt. Glaubwürdiger und noch interessanter ist der großmütige Baron Schwarzburg in „Komtesse Paula," der gegen sich selbst Prozeß führt, da es sich nach dem Tode seines Vaters zeigt, daß dieser ihm auf Kosten der Redlichkeit und armer Gläubiger den Besitz seines Erbes vermacht hat.

Und nun noch ein Wort über die künstlerische Art unsrer Dichterin. Wenn man von den Novellen der Frau von Ebner-Eschenbach sprechen hört, so wird man meist das Lob ihrer Form vernehmen. Und in der That weist diese viele Vorzüge auf. Die Sprache ist immer edel und literarisch geschult, und daß die Diktion nie trivial, sondern immer anregend und geistreich ist, versteht sich

von ſelbſt. Mit beſonderm Geſchick weiß die Dichterin aus dem Ton beſtimmter Charaktere zu ſprechen, wie im „Guten Mond," in „Komteſſe Paula" und in dem virtuoſeſten Stücke, in „Komteſſe Muſchi," deren Briefe ganz im Tone der Wiener Sportswelt gehalten ſind und nicht genug bewundert werden können. Nimmt man dagegen den Begriff der dichteriſchen Form in einem tiefern Sinne nach ſeiten der Kompoſition z. B., ſo wird man an der Kunſt der Ebner-Eſchenbach manche Schwäche entdecken, und das hängt mit ihrer ganzen künſtleriſchen Individualität zuſammen. Auch in dieſer Dichterin iſt die Bildung bedeutender als die urſprüngliche poetiſche Natur. Sie iſt ſehr glücklich in der Beobachtung, aber nicht reich in der Erfindung; darum ſind ihre Handlungen, ihre Fabeln nicht immer im vollen Gleichgewicht mit ihren Charakteren; ſie erſinnt wohl erſt zu dieſen Gebilden jene Vorgänge nachträglich hinzu, was zuweilen fühlbar wird. Ihr künſtleriſches Intereſſe iſt ganz auf die ſaubere Zeichnung der Charaktere konzentrirt. Da geſchieht es, daß ſie entweder für ein kleines intereſſantes Motiv eine zu breite Form wählt, wie im „Kleinen Roman"; oder daß ſie die Einheit des Motivs fallen läßt, wie in „Lotti der Uhrmacherin," oder daß ſie die Motive häuft und dadurch die Klarheit der Novelle ſchädigt, wie in der Erzählung „Nach dem Tode"; oder daß ſie, in voller künſtleriſcher Freude an ihren Figuren, das rechte proportionale Maß innerhalb des Rahmens der Geſchichte außer Acht läßt, ſodaß das Intereſſe für eine Nebenfigur das für den Mittelpunkt der Handlung beeinträchtigt, wie in der ſonſt ſo bedeutenden Novelle „Der Kreisphyſikus," in der die Geſtalt des Dembinski mit ſeinem ganzen, als Epiſode gemeinten Anhang viel zu weit in die Höhe wächſt, als daß er nicht der künſtleriſchen Grundidee des Ganzen ſchaden ſollte. In den kleinern Erzählungen gelingt es der Dichterin vollkommen, die Geſetze der poetiſchen Perſpektive zu beobachten. Sie hat ſogar eine ganz eigne Kunſt, Nebenfiguren intereſſant und klar und doch wieder mit ſparſamen Mitteln zu ſkizziren, wie in den „Zwei Komteſſen." Überhaupt iſt das kleinere Genre des Sittenbildes das eigentliche Gebiet unſrer geiſtreichen Dichterin; in dem Humor, der einen wehmütigen Hintergrund hat, iſt ſie Meiſterin. Die große Leidenſchaft und Energie zum Tragiſchen fehlt ihr, wie auch das eigentlich lyriſche Element der Stimmung ihr fern liegt.

Und damit wären wir wieder dort angelangt, von wo wir ausgegangen ſind, nämlich von der Beobachtung, daß die Literatur der Gegenwart einen Reichtum von Talenten hat, die alle in den Grenzen ihrer Eigenart gewürdigt ſein wollen. Frau von Ebner-Eſchenbach iſt jedenfalls eine der vornehmſten und anziehendſten Individualitäten, welche die Gegenwart aufweiſt, und der Erfolg ihrer Schriften kann nur dazu beitragen, den Geſchmack zu veredeln und wahre Herzensbildung zu verbreiten.

Wien. Moritz Necker.

Antike Märchen in deutſchem Gewande.

Von Adolf Thimme.

(Schluß.)

Bei der Vergleichung aller dieſer Sagen darf man eins nie aus den Augen laſſen: daß nämlich in der Volkspoeſie ein ſteter Wechſel des Tones, eine ewige Verſchiebung des Inhaltes ſtattfindet. Die Erzählung verändert ſich ſtetig nach der Eigenart des Volkes, welches ſie pflegt; einzelne Züge werden von dem einen Ganzen abgeſtoßen und ſchließen ſich an ein anderes an. Das liebliche griechiſche Märchen von Amor und Pſyche ließe ſich in ſolche einzelne Züge auflöſen, die ſich dann bei vielen Märchen verſchiedner Völker, namentlich der Deutſchen, wiederfinden würden. Der Befehl Amors, daß Pſyche nie nach ſeiner Geſtalt forſchen ſolle, entſpricht dem gleichen Befehle des Zeus an die Semele, und klingt wie in manchen deutſchen Sagen ſo auch in der Lohengrinſage aus den Worten des Schwanenritters: „Nie ſollſt du mich befragen!“ In dem gefangnen Amor erkennen wir den verwunſchenen Prinzen, in der zornigen Frau Venus die böſe Stiefmuter des deutſchen Märchens. Dieſe Stiefmutter kommt aber auch in andern griechiſchen Märchen vor. So treibt die böſe Juno, die Meerfrau, die Kinder ihres Gemahls Athamas, Phrixos und Helle, zur Flucht, eine Geſchichte, welche wiederum den deutſchen Märchen von Hänſel und Gretel und beſonders vom Brüderchen und Schweſterchen ähnlich ſieht. Das letztere fängt an: „Brüderchen nahm ſein Schweſterchen an der Hand und ſprach: Seit die Mutter tot iſt, haben wir keine gute Stunde mehr, die Stiefmutter ſchlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, ſtößt ſie uns mit den Füßen fort. Komm, wir wollen mit einander in die weite Welt gehen.“

Die zornige Frau Venus verlangt von Pſyche nach manch andrer Not, die ſie ihr zufügt, noch die Löſung einzelner ſchwieriger Aufgaben. Die erſte iſt, ſie ſoll einen großen Haufen vermiſchten Getreides auseinanderleſen. Sie ringt verzweifelnd die Hände. Da kommen zahlloſe Ameiſen herbei und verrichten die Arbeit, ganz wie in dem deutſchen Märchen von der weißen Schlange, und ähnlich wie dem Aſchenbrödel ihre Tauben die Aufgabe löſen helfen. Der zweite Teil des Märchens von Aſchenbrödel entſpricht einer andern antiken Sage. Der Königsſohn iſt entzückt über den zurückgelaſſenen Schuh Aſchenbrödels, und ſucht nun in ſeinem ganzen Reiche die Beſitzerin, welche er dann zur Gemahlin

Digitized by Google

nimmt.*) In Ägypten ging im Altertum die Sage: Als die ſchöne Rhodopis einſt im Bade weilte, ſchoß ein Adler herab, nahm einen ihrer Schuhe, flog damit fort nach Memphis und ließ ihn dem König, der dort eben zu Gericht ſaß, in den Schoß fallen. Die ſchöne Form des Schuhes entzückte den König, und er gab Befehl, in ganz Ägypten nach der Eigentümerin des Schuhes zu forſchen. Sie fand ſich, und er nahm ſie zur Gemahlin.

Am meiſten vielleicht überraſcht es, wenigſtens für den erſten Augenblick, daß das Märchen von Amor und Pſyche auch äußerlich ganz wie ein deutſches Märchen anhebt: „Es waren einmal in einem Königreiche ein König und eine Königin, die hatten drei ſchöne Töchter, aber die jüngſte war die allerſchönſte und ſo ſchön, daß niemand ſie zu beſchreiben vermag.“ Am Schluß des Märchens wird dem Amor wie der Pſyche ſelige Unſterblichkeit zu Teil. Die deutſchen Märchen haben eben denſelben Gedanken, wohl durch den Einfluß des Chriſtentums, dahin abgeſchwächt, daß ſie nur noch melden: „Und wenn ſie noch nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie heute noch!“

Ein beſonders auffälliges Beiſpiel von dem Wechſel des Tones in derſelben Erzählung iſt die uralte Sage vom goldnen Zeitalter. Wie Götter, lebten damals die Menſchen in der erſten, der goldnen Zeit, ohne Sorgen, Kummer und Mühe, in ewiger Jugend und Heiterkeit. Dabei lebten ſie in der Fülle aller guten Gaben, welche ihnen die Erde von ſelbſt darbot. Es herrſchte immerwährender Frühling, und ſanfte Weſtwinde koſten mit Blumen, die ohne Samen entſtanden waren. In Strömen floß damals die Milch, in Strömen der Nektar, und gelber Honig träufelte von den grünen Eichen herab. Dies goldne Geſchlecht wurde nach dem Sturze der alten Götterfamilie des Kronos von der Erde bedeckt; aber es gab doch noch einen Ort, wo ein gleich ſchönes Leben geführt wurde, das waren die Inſeln der Seligen, weit, weit im Ozean, wohin nie eines Schiffers Ruder gekommen.

Freilich einen Odyſſeus trug ſein Kiel auch dorthin, wo ragende Bäume ſtehen, deren Frucht nie Mißwachs oder Mangel leidet, die auch nicht einmal, ſondern das ganze Jahr hindurch blühen und Früchte tragen zu gleicher Zeit. Herrlich wie der Sonne oder des Mondes Glanz ſtrahlt des Königs Palaſt, mit ſchimmernden ehernen Wänden und goldnen Pforten verſehen. Immer erfreut ſich das Volk am Schmaus, an der Laute, am oft wechſelnden Schmuck und Reihentanz. Aber hier hat ſich ſchon die Sage wieder etwas umgeſtaltet: jene ſeligen Inſelbewohner ſind verwandelt in ein gutes, glückliches Volk, welches die verirrten Seefahrer heimführt auf geiſterhaft ſchnellen und wunderbar aus-

*) Ähnlich iſt das franzöſiſche Märchen vom gläſernen Pantoffel, deſſen Name jedoch auf einem Mißverſtändnis beruht. Der Titel desſelben lautete urſprünglich: Le soulier de vair. Vair (lateiniſch varius) bedeutet bunt und wird beſonders von buntem Pelzwerk gebraucht. Als das Märchen zuerſt ſchriftlich fixirt wurde, trat an die Stelle des ſeltenen vair irrtümlich das gleichlautende, geläufige Wort verre, Glas.

gerüsteten Schiffen; und so hat sich die Sage von den Phäaken, wie wir sie in der Odyssee finden, gleichsam als eine Seitenlinie der alten Mythe ausgebildet.

Später aber sank die schöne Sage tiefer herab. Die atheniſchen Komiker, denen nichts heilig war, zogen die Beſchreibung von den Gefilden der Seligen ins Lächerliche, Satiriſche, freilich ſicherlich nicht, ohne durch volkstümliche Lieder, die ſie benutzten, dazu veranlaßt zu ſein. Lucian endlich, der Münchhauſen des Altertums, erzählt im zweiten nachchriſtlichen Jahrhundert nach volkstümlichen Quellen in ſeiner „Wunderbaren Reiſe“ folgendes: „Als ich der Inſel der Seligen nahe kam, drang mir eine wunderliebliche, mit tauſend Wohlgerüchen durchwürzte Luft entgegen, und bald hörte ich ein Getön von vielen Stimmen, demjenigen ähnlich, das fernher von einem großen Gaſtmahle kommt, wenn die einen Muſik machen und die andern den Flötenbläſern und Zitherſpielern ihren Beifall bezeugen. In der Stadt ſelbſt angekommen, ſah ich, daß ſie von reinem Golde war, und hindurch fließt ein Strom von Roſenöl. Das Land umher iſt immer grün, und ſeine Bäume tragen zwölfmal Frucht im Jahre. Statt des Weizens treiben die Ähren fertige kleine Brötchen. Im Lande ſind dreihundertfünfundſechzig Quellen mit Honig, und ſieben Flüſſe mit Milch und acht mit Wein. Die Bewohner liegen ſtatt auf Decken auf Blumen, und neben ihnen ſtehen gläſerne Bäume, die ſtatt der Früchte Trinkgläſer tragen. Wenn nun jemand trinken will, ſo bricht er einige Gläſer ab und ſtellt ſie neben ſich hin: alsbald füllen ſie ſich von ſelbſt mit den köſtlichſten Weinen.“

Das iſt das reine Schlaraffenland, und das alte deutſche Märchen dieſes Namens unterſcheidet ſich davon in der That nur durch den etwas derbern nordiſchen Geſchmack. Dieſes Märchen hat ſich ganz wunderbar analog dem griechiſchen aus uralten mythologiſchen Vorſtellungen entwickelt. Das wird uns klar, wenn wir andre verwandte Märchen, die, ernſtern Tones, des mythiſchen Grundes noch mehr behielten, zur Vergleichung heranziehen. Ein Mädchen, welches in einen Brunnen fiel, gelangte auch an jenen ſeligen Ort, durch weite grüne Wieſen in Frau Huldas oder Holles ſchönes Reich, wo ſie es ſehr gut hatte, viel beſſer als je daheim, wo weite Gärten voll Wunderblumen, ewig grüne Hügel und Haine rings um den herrlichen goldnen und kryſtallnen Palaſt waren, und über dem allen der Hauch eines ewigen Frühlings wehte. Ein andres Mädchen, dem die Hände abgehauen waren, kam über ein breites Waſſer in einen großen prachtvollen Garten, von deſſen ſchönen Früchten es aß. Der Fall in den Brunnen, ſowie das Abhauen der Hände ſind wiederum nur Symbole des Todes, und der Ort, wohin jene Mädchen gelangen, iſt nichts andres als der Aufenthalt der Seligen. Oft wird dieſer Ort als ein Berg gedacht und der Freude Berg genannt, und die Erde im Gegenſatze dazu des Jammers Thal. Als ein ſolcher Berg der Seligkeit ſtellt ſich die in ſo großartiger Weiſe beſungene Gralsburg dar, in der ja auch Speiſe und Trank von ſelbſt durch den Gral entſtehen. Und gehen wir noch weiter ins Heidentum zurück, ſo

kommen wir in Walhalla an, dem Aufenthalte der seligen, im Kampfe gefallenen Krieger, dem in altindischer Mythologie ein Himmel der Helden entspricht.

Die ganze heidnische Mythologie ist wie ein zersprungener Edelstein. Denn es kann garnicht zweifelhaft sein, daß die Vielheit des griechischen Olymps wie des germanischen Asgard ursprünglich eine Einheit war. Die Eigenschaften des einen Gottes wurden dann als getrennte Wesen gedacht, wobei insbesondre die Trennung und Wiedervereinigung der einzelnen Stämme und ihrer Kulte mitwirkten. So entstanden neue Götter, und jeder Gott wurde bald umgeben mit einem reichen Kranze von Helden, auf die sein Abglanz strahlt, die seine Lieblinge, seine Kinder heißen. Bruchstücke jenes zersprungenen Edelsteines, das heißt Überreste alten mythischen Glaubens, finden wir in allen Märchen, antiken wie deutschen. Ein deutliches Beispiel von alledem, ein Beispiel auch von dem allmählichen Verklingen der alten Mythe unter einem Schwall von ethischen und historischen Tönen, ein Beispiel endlich von der wunderbaren Treue, mit welcher die Phantasie der Völker süd- und nordeuropäischen Stammes den gemeinsamen Urmythus hegte, bildet die Sage von dem Siege des Sonnen- und Frühlingsgottes über die winterliche Finsternis, und von der Befreiung der gefangenen oder schlummernden, thauspendenden und erdbefruchtenden Mondgöttin.

Der Sonnengott oder Sonnenheld, welcher in der Nibelungensage Siegfried heißt, wächst auf bei einer Erdgottheit, dem klugen Zwergen Mimir, wie die griechischen Sonnenhelden Herakles und Achilleus von erdgebornen Centauren erzogen werden, und im deutschen Märchen der starke Hans als Knabe in einer Höhle lebt. Der Frühlingsgott bekommt eben von der Mutter Erde seine Kraft. Siegfried ist unverwundbar wie Achilleus und Meleager, auch Perseus ist es, weil er unnahbar ist. Der letztere erhält zum Kampfe mit dem Drachen den unsichtbar machenden Helm des Aides, welcher nichts andres bedeutet als die Tarnkappe Siegfrieds und nichts andres als den unsichtbar machenden Mantel in den beiden hierher gehörenden Märchen vom König vom goldnen Berge und von dem goldnen Schlosse auf dem Glasberge. Auch die Flügelschuhe des Perseus und das geflügelte Roß des Sonnenkämpfers Bellerophon kehren in deutschen Sagen wieder; die ersteren entsprechen den Siebenmeilenstiefeln des Königs vom goldnen Berge, und das letztere ist das Roß Grani des Sigurd in nordischer Sage und das Roß aus dem Märchen vom gläsernen Berge, auf dem man überall hinreiten kann, auch auf den gläsernen Berg. In andern verwandten Sagen treten dafür Schiffe ein, und die Flügelschuhe wie das Flügelroß sind in der That wohl nur Symbole für das Schiff; wie denn auch das hölzerne Pferd, durch welches Troja erobert wurde, nur ein altertümlich bildlicher Ausdruck ist für die Schiffe, welche die Griechen nach Troja brachten. Daher fährt Jason, der Sonnenheros, auf seinem Wunderschiffe Argo aus zu seiner Aufgabe, wie Herakles auf dem Becher des Sonnengottes durch

die Okeanosflut schwimmt, wie Theseus auf dem Schiffe mit schwarzen Segeln zur Ariadne nach Kreta, wie Siegfried zwölf Tage weit zum Isenstein fährt, wie der König vom goldnen Berge das verzauberte Schloß erreicht in einem Wunderschiffe, bei dem der untere Teil zu oberst gekehrt ist. Das ist das Wunderschiff des Lichtgottes Freyer aus germanischer Götterſage, welches, von Zwergen erbaut, sich zusammenlegen läßt wie ein Gewand, und mit welchem Freyer die schöne Riesin Gerdr sich erobert.

Dorthin also, nach der für andre unerreichbaren Stätte, wo die Mondgöttin weilt, zieht mit solchen Mitteln der Sonnenheld. Dort angelangt aber, muß er erst die böse, finstere Macht bezwingen, ehe er die Jungfrau und mit ihr einen großen Schatz gewinnt.

Ein großes Schrecknis für die Heiden war die Verfinsterung des Mondes. Sie glaubten, ein finsteres Ungeheuer, ein Drache, habe schon einen Teil des freundlich strahlenden Gestirns in den Rachen gefaßt und drohe es zu verschlingen. Dieser Drache wird nun von dem Sonnengott bezwungen, in griechischer Sage von Perseus, Herakles, Jason, Theseus und andern, in deutscher von den Helden der Lieder vom Siegfried, vom goldnen Schlosse, vom starken Hans und von der Krystallkugel. Die Mondgöttin ist aber außerdem an unwegsamer, unzugänglicher Stelle gefangen; so sind Andromeda und Hesione am Meere an hochragende Klippen geschmiedet, so wohnt die Jungfrau in einem der deutschen Märchen auf steilem, gläsernem Berge, in dem andern in tiefer, dunkler Höhle, Siegfrieds Brunhild ist von einer hohen roten Flammenmauer umgeben, und in dem zartesten der hierher gehörenden deutschen Märchen, der Geschichte von Dornröschen, ist diese Flammenmauer zu einer undurchdringlichen Dornhecke geworden, und der finstere Drache, der sonst die Mondjungfrau hütet, ist hier nur ein altes spinnendes Mütterchen. Der unermeßliche Schatz, welchen der Sonnengott zugleich mit gewinnt, der Nibelungenhort unsrer Heldensage, ist in der Argonautensage das goldne Vließ, in der Heraklessage sind es die goldnen Äpfel der Hesperiden. In den deutschen Märchen ist es die Krystallkugel, der goldne Berg und der Wunschring des Zwerges.

Der Sieg des Sonnengottes und die Befreiung der Mondgöttin aus der Hut des finstern winterlichen Drachen weckt die ganze Natur zu unermeßlichem Jubel. Die göttlichen Sieger selber durcheilen frohlockend in rasender Lust die erwachten blühenden Thäler und grünenden Höhen und reißen alle ihre befreiten entzückten Geschöpfe mit sich fort zu einer unwiderstehlich einherbrausenden wilden Jagd: das ist das Schlußgemälde der großen Sage von den Thaten des Lichtgottes. Der oberste Sonnengott bei den Deutschen war Wuotan, und die wilde Jagd nannten unsre Vorfahren „Wuotannes Heer," ein Ausdruck, welcher zu dem oft mißverstandenen neuhochdeutschen „Wütendes Heer" geführt hat. Meleager, der griechische Sonnenheros, war auch zugleich der wilde Jäger, der mit der Mondgöttin Atalante den kalydonischen Eber jagte und um den Eber

ſeinen frühen Tod fand. Das iſt in Deutſchland der wilde Graf Hackelberend von der Blankenburg, welcher von einem Eber in den Fuß verwundet wird und ſtirbt. Und genau ſo iſt der griechiſche Adonis, ebenſo wie Meleager ein Gefährte der Mondgöttin, auf der Jagd vom Eber in den Fuß verwundet und ſtirbt, der ſchöne junge Sonnengott, um den alle griechiſchen Frauen ſo lange weinten. In dieſe Reihe gehört der deutſche Siegfried, der ebenfalls auf der Jagd den Tod findet, und die Griechen Achilleus, Herakles und Bellerophon, denn ſie alle werden mit den Amazonen in Verbindung gebracht. Die Amazonen aber ſind urſprünglich nur das Heer- und Jagdgefolge der aſiatiſchen Mondgöttin, das auf ſeinen wilden Roſſen, d. h. auf Wolken und Stürmen, am Himmel daherbrauſt. Der Held aber, an dem die Sage von der wilden Jagd bei den Griechen am ausgeſprochenſten haften blieb, iſt der Rieſe Orion, deſſen Schatten auch in der Unterwelt noch das Wild in Schaaren vor ſich hertreibt. Er ſelbſt aber führt die wilde Jagd als Sternbild am Himmel, wo er mit ſeinem Hunde die Plejaden, die ſchüchternen Tauben und den großen und kleinen Bären verfolgt.

In Deutſchland ſind aus den alten Lichtgöttergeſtalten in Wuotans Heer grauenhafte, gottloſe, teufliſche Geiſter geworden. Das iſt aber nicht alte Sage, ſondern es iſt erſt durch das Eindringen des Chriſtentums ſo geſchehen. Die Chriſten ſuchten dem alten Volksmythus dadurch den Boden zu entziehen, daß ſie ihn als verführeriſch, ſündhaft und teufliſch auffaßten. Die alten Deutſchen aber wollten es garnicht glauben, daß nun wirklich die ganze heidniſche Herrlichkeit tot ſei, an der noch ihre Väter und Mütter gehangen. Es iſt nicht alles tot, was begraben iſt, ſprachen ſie, und die leiſe Hoffnung, die ſie hegten, daß der alte Lichtgott wiederkehren möchte, drückten ſie durch die Sage aus. Und ſo ſollte denn Wuotan und ſein Heer nicht tot ſein, es war vielmehr auf glänzende Wiederkehr harrend in einen großen Berg gefahren. Dort im unterirdiſchen Wuotanshaus lebt der alte gewaltige Gott im Hörſelberge als Wuotanshäuſer oder Tanhäuſer bei Frau Hulda, der lichten Mondgöttin, wie Herakles einſt bei Omphale, wie Odyſſeus bei Kalypſo. Erſt die Chriſten haben die Hulda zur Frau Venus latiniſirt und zur Teufelin gemacht. Von vielen Bergen geht die gleiche Sage. Auch im Kyffhäuſer ſchläft der gebannte Gott, wie in griechiſcher Sage der Mondgöttin Liebling, Endymion, im Berge Latmos ſchlummert.

Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

Ihr frevelt in Eurer irdischen Leidenschaft fort und fort, versetzte Tellez Almeida. Aus Eurer Besorgnis, wie aus Euerm Groll wider den König klingt es heraus, daß Ihr selbst nicht reinen Herzens seid. Wolltet Ihr nichts als Gräfin Catarina und den König vor der Sünde behüten, Ihr würdet heute wenigstens nicht zweifeln, daß Euch Gottes Beistand gewiß ist. Geht in Euch, Senhor Luis, prüft Herz und Nieren, ob Donna Catarina in Euerm Schutze besser bewahrt sei als in dem des Königs.

Ihr wißt so gut wie ich, Fray Tellez, daß es Eurer Mahnung nicht bedarf, entgegnete Camoëns unmutig. Das Höchste, was mein Herz wähnen und wollen könnte, wäre, daß mir Gräfin Catarina ihre Hand schenkte — und das wage ich nicht zu wähnen! Aber ich hoffe, daß sie mir vergönnen wird, mich, sobald Dom Sebastian zu Schiff ist, ganz ihrem Dienste zu widmen.

Verbergt Euch nicht selbst die Wahrheit, unterbrach ihn der Priester. Ihr glüht und hofft Euern entsagenden Worten zum Trotz und zählt darauf, Euern ritterlichen Dienst mit einer Brautkrone gelohnt zu sehen. Ich will für Euch beten, Camoëns, selbst für Eure irdischen Wünsche; mein Amt, den König bei seinen Gelübden zu erhalten, kann es nur erleichtern, wenn Ihr in der Zwischenzeit und bis wir aus dem Feldzuge wiederkehren, die Gräfin Palmeirim zur Gemahlin gewinnt. Und jetzt verzeiht mir, ich habe die wenigen Reisevorbereitungen, deren ich bedarf, noch nicht getroffen. Lebewohl sage ich Euch morgen am Hafen, bevor ich ins Boot steige.

Tellez Almeida machte das Zeichen des Segens und ging, mit unhörbaren Tritten, durch die lange Galerie, welche sich neben dem großen Thronsaal hin erstreckte. Camoëns sah ihm mit düsterer Miene einige Minuten nach

und ſtieg dann, langſam und wie tief ermüdet, die große Palaſttreppe hinab. In der halben Dunkelheit, die hier herrſchte, nahmen die zahlreichen Begegnenden die ſchmerzliche Verſtörung des Herabſteigenden nicht wahr. Ihm aber war ſein eigner Traum, dem er faſt willenlos lebte, noch nie zuvor, ſelbſt in Almocegema und an Barretos Tiſche nicht, ſo thöricht, ſo aller Hoffnung bar erſchienen, als jetzt, da Fray Tellez zu ihm geſprochen! Was wußte der Prieſter vom Leben und von lebendiger Glut! wie leicht dünkte es ihm, eine Leidenſchaft zu beſiegen, gegen die der König ſelbſt ſchon mit der Glut ſeines Glaubens, mit der Erinnerung an ſeine Gelübde und dennoch umſonſt gerungen hatte! Wie raſch fiel dem Beichtiger das Wort von den Lippen: Wenn Ihr in der Zwiſchenzeit die Gräfin Palmeirim zur Gemahlin gewinnt! wie wenig ahnte er, was alles zwiſchen Camoëns und ſo herrlichem, ſinnberückendem Ziele lag! In bitterer Sorge rief ſich der Dichter ſeine Jahre, ſein verlornes Auge, ſeine Armut ins Gedächtnis und ſpottete ſeiner ſelbſt, daß er je habe hoffen können. Wahrlich, genug und zuviel des Glückes für ihn würde es ja ſchon ſein, wenn er ſich hinfort dem ſchönen Mädchen täglich nähern, ihr ritterliche Verehrung und unermüdliche Hingebung erweiſen dürfe. Und dennoch, dennoch — durch die Dumpfheit ſeines Gefühls und alle trüben Erwägungen dieſer Stunde blitzte ein lichter Gedanke immer wieder hindurch: Der König geht morgen hinweg — das eine, das nächſte iſt erreicht! Indem Camoëns ſich vorſetzte, unmittelbar nach der Abfahrt der Flotte eine Wohnung in Cintra zu ſuchen, wo die Herzogin mit ihrer Schutzbefohlenen jedenfalls bleiben würde, überſchlug er im Stillen die dürftigen Mittel, mit denen er es ermöglichen mußte, den längern Aufenthalt an dem nunmehr verödeten Hoflager zu beſtreiten.

Faſt in demſelben Augenblicke, in welchem Luis Camoëns das Schloß verließ und in das Getümmel der Gaſſen hinaustrat, hatte oben im Saale, an der Schwelle zu ſeinen Gemächern, die er heute Nacht — nur der Himmel wußte auf wie lange Zeit — zum letztenmale bewohnen ſollte, König Sebaſtian ſeine Begleiter, die neuernannten Reichsregenten und den Jägermeiſter Caſalinho, verabſchiedet, auch eine flüchtige Frage nach Tellez Almeida, ſeinen neuen Beichtvater, gethan. Als ihm geſagt ward, daß dieſer mit Luis Camoëns hinweggegangen ſei, erhellten ſich die Mienen des Königs, und mit einer von Art Ungeſtüm, unbekümmert um die tiefen Verbeugungen der zahlreich im Saale verſammelten, riß er ſelbſt die Thür zu einem kleinen Durchgangsgemache auf und warf ſie dröhnend wieder ins Schloß. Von dem einzigen Sitze in dem beinahe dunkeln Raume fuhr der vertraute Diener des Königs empor, der ſchweigend, vielleicht ſchlummernd, dort ſeines Gebieters gewartet hatte. Dom Sebaſtian ſagte im Vorübereilen nur: Der alte Miraflores iſt hier? und wandte ſich auf ein leiſes: Ja, Majeſtät! zu der weiterführenden Thür. Das Gemach, welches er jetzt betrat, war von einem Bündel Wachskerzen auf einem großen ſilbernen Handleuchter erhellt, der alte Stallmeiſter der Gräfin Pal-

meirim ſtand unmittelbar neben demſelben, ſeinen Blick, wie es ſchien, ſtarr auf ein Bild des heiligen Sebaſtian mit den Pfeilwunden gerichtet, er wollte, als er des Königs anſichtig ward, in die Kniee ſinken. Der junge Herrſcher hinderte ihn daran und ſagte mit zitternder Stimme: Du haſt einen Brief für mich, Miraflores? Der Alte erwiederte den blitzenden, faſt zornigen Blick des Königs nur mit einer wunderlichen Geberde: er ſchüttelte den Kopf, legte den Finger auf die dünnen Lippen und zog ſeine rechte Schulter hoch, um die Aufmerkſamkeit ſeines Fürſten auf den halb zurückgeſchlagenen Brabanter Teppich zu lenken, der den Eingang in das dritte Zimmer verhüllte. Dom Sebaſtian atmete hörbar und preßte die Rechte an ſein hochſchlagendes Herz: Sie iſt gekommen, wirklich gekommen, um mir Lebewohl zu ſagen? Miraflores vermochte nur wiederholt zu nicken, bis der König ſeine Faſſung wiedergewann und ihm mit einem Ausdrucke, der jede Widerrede unterſagte, zuflüſterte: Geh hinaus, Miraflores, geh zu Simao, ihr beide haftet mir mit euerm Kopfe dafür, daß niemand unberufen hier eintritt. Ich muß die Gräfin allein ſprechen.

Ohne dem Davonſchleichenden nachzuſehen, wandte ſich der König zu jenem dritten Zimmer, das gleich dem zweiten kerzenhell war und über deſſen Schwelle er zögernd trat. Im Hintergrunde des Gemaches, ganz in der Nähe eines mit violettem Sammet überzognen Betſchemels, der unter einem Muttergottesbilde des Sevillaners Ribalta ſtand, erblickte Sebaſtian die, nach welcher ſein Herz in dieſem Augenblicke mehr lechzte als nach dem Ruhme des Glaubensſtreiters, der ihm ja ohnehin gewiß blieb. Catarina Palmeirim zeigte ihm ihr totenblaſſes Geſicht und den ſchönen Kopf unverhüllt, ſie hatte die Mantilla auf ein Ruhebett geworfen, das an der Langwand des großen Zimmers lehnte. Ihre Lippen waren geſchloſſen, die dunkeln Augen blickten weitgeöffnet, aber doch ſtarr dem Eintretenden entgegen, der König trat betroffen einige Schritte wieder zurück und ſagte: Ihr ſeid gekommen, Donna Catarina, Ihr habt es doch nicht übers Herz gebracht, ſo hart zu bleiben, als Euer geſtriger Brief war.

Ihr wolltet es ja — Eure Majeſtät hätte Erbarmen zeigen und mir nicht mehr antworten ſollen, entgegnete das ſchöne Mädchen, immer noch mit dem finſtern Ausdrucke ihres Geſichts, der den König auf die Stelle zu bannen ſuchte, an der er vorhin ſtehen geblieben war. Doch Sebaſtian war von ſeiner eignen Empfindung zu ſehr überwältigt, um in dieſem Augenblicke diejenige der jungen Gräfin zu verſtehen.

Ihr wolltet mir Lebewohl bieten, Catarina, ſagte er, ihr langſam nähertretend. Ein letztes Lebewohl ſollte immer ſanft ſein! Vergeßt es nicht, daß ich morgen früh auf lange, lange Zeit, vielleicht auf immer von Euch gehe!

Sie widerſtand dem Blicke und den ſchmerzlichen Lauten nicht; um nicht von ſeinen Armen umſchloſſen zu werden, kniete ſie plötzlich vor dem König nieder: Geht nicht, geht nicht, geliebter Herr! Alle meine Träume, alle meine Gedanken an Euch weisſagen mir Leid und ſchweres Unheil!

Ihr wißt, daß nichts in der Welt mich mehr zurückhalten kann, daß meine Krone und meine Ehre verpfändet ſind, entgegnete der König und verſuchte mit ſanfter Gewalt die Knieende emporzurichten. Dieſer Platz iſt nicht der Eure, Catarina, mir würde es ziemen, zu Euern Füßen zu knien, wenn Ihr nicht herb und unerbittlich geweſen wäret. Ich ſcheide morgen von allem, was mir in der Welt lieb war, auch von Euch, Herrin, und wenn mir der Tod durch ein Maurenſchwert beſtimmt iſt, ſo gehe ich einſam, dürſtend und ungelabt, wie ich gelobt habe. Ihr habt mir die Pforte zum Beſten erſchloſſen, was die Erde zu bieten hat, und habt ſie wieder vor mir zugeſchlagen, als meine Königspflicht mir verbot zu thun, was ich ſo gern gethan hätte, die Krone auf Euer geliebtes Haupt zu drücken. Nein, ſagt nichts, ich weiß, daß Ihr Recht habt und ich Unrecht, und doch, doch war es hart von Euch, und ich hoffe, daß es Euch nie reuen wird!

Catarina Palmeirim erhob ſich trotz König Sebaſtians Drängen nicht vom Boden, aber ihre Augen, die ſie zu ihm emporgewandt, füllten ſich mit Thränen, um ihre Lippen zuckte es wild: Sagt nichts mehr, Herr, gönnt mir einen Augenblick Ruhe. Ich kann Euch nicht ſcheiden laſſen, wie Ihr es ſagt, ich will, ja ich will mit Euch gehen!

Catarina richtete ſich bei ihrem letzten Ausrufe an der Hand des Königs vom Boden auf, eine jähe Glut färbte ihr blaſſes Geſicht, und ſchluchzend warf ſie ſich in die geöffneten Arme Sebaſtians. Der König, der faſt taumelnd die plötzliche Wandlung ihrer Empfindungen und ihrer Mienen inne ward, hatte doch noch Kraft genug, die Wankende zu ſtützen. Er bedeckte ihre Locken, ihre Stirn, ihren Mund mit wilden Küſſen und ſtammelte wieder und wieder ihren Namen, bis Catarina aus der krampfhaften Erſchütterung der letzten Minuten erwachend ihre ſtrömenden Thränen trocknete und ihm ins Ohr flüſterte: Ich gehe mit Euch, geliebter Herr, ich frage nichts mehr nach der Herzogin, die mir doch grollt, ob ich heute nach Cintra zurückkehre oder nicht. Ich will bei Euch, mit Euch ſein, und weil ich es bin, weil Ihr an mich zu denken habt, Herr, ſo ſchont Ihr Eurer in dem wilden Feldzuge und ſetzt Euch nicht jedem feindlichen Geſchoß und jedem verderblichen Sonnenbrande aus? Um meinetwillen werdet Ihr Euerm Ungeſtüm gebieten, iſts nicht ſo, geliebter Herr?

Muß ich Euch nicht geloben, was Ihr begehrt, Catarina? ſagte König Sebaſtian hochatmend. Zur ungeeignetſten Minute kam ihm, während Catarinas Haupt auf ſeiner Schulter ruhte und ſie ihn noch mit feuchtſchimmernden Augen, aber mit glücklichem Lächeln hingebend anblickte, der Gedanke an Tellez Almeida in die Seele, er fühlte, wie ihn neben dem glühenden ein kalter Schauer feindſelig berührte, und wandte flüchtig ſein Haupt, um dem Blicke Catarinas nicht zu begegnen. Gleich darauf umſchloß er das bebende Mädchen wieder und ſagte leidenſchaftlich: Du labſt einen Verſchmachtenden, Catarina, aber ihm iſt, als müßte er in der Wonne der Labung vergehen!

Und ich darf dir auf jedem Pfade folgen, mein König? Du wirst mir auch in Afrika gestatten, dein Haupt in meinem Arme zu betten? fragte Catarina drängend und entzog Dom Sebastian ihre Lippen, um ihn nicht an der ersehnten Antwort zu hindern.

Willst du im Kleide meines Pagen mit mir gehen, Catarina? fragte statt der Antwort der König, den Sorgen und Bedenken gespenstig zu umwirbeln begannen. Wir werden im Lager sein, Geliebte, der König muß sich dem Gesetze des Krieges zuerst fügen!

Er hatte es nicht ausgesprochen, daß der Kriegsherr kein Ärgernis geben dürfe, aber sie, die Stolze, Scheue, hatte ihn gleichwohl verstanden. Mit einer Ruhe, die ihm das tiefste Herz ergriff, sagte sie: Ich muß so viel, so viel hinter mir lassen, Herr, daß ich dir leicht auch meine Frauenkleider noch opfern kann. Dein Schlachtendurst läßt mir Ärmsten keine Wahl; da meine Bitten dich hier nicht halten können, muß ich dir folgen, du bist der Gebieter und wirst bestimmen, wie es geschehen soll. Sie drängen dich hier alle, alle hinweg, in die Speere der Mohren hinein.

Sie brach ihre Klage kurz ab, ihre Hände falteten sich zärtlich über den seinen, ihr Antlitz verbarg sich an seiner Brust, der König empfand, daß sie im Innersten erschüttert sei, und strebte sie emporzurichten: Was schiltst du auch jetzt noch den heiligen Kampf, der mir unsterblichen Ruhm und dir und mir das Paradies gewinnen soll, Catarina? Willst du allein zagen, du, die Mut genug hat, mir zu folgen? Jede Stimme, die ich vernahm, drängte mich hinüber, nur die deine rief mich zurück. Auch dein gepriesener Dichter, Catarina, auch Camoëns, hat mich zur That gerufen!

Ich weiß es, Herr, entgegnete sie schlicht, und ein Ausdruck von Trauer beschattete ihr Gesicht. Von ihm hätte ich Besseres gehofft. Aber laß ihn, laß alle, vergönne mir nur neben dir zu bleiben! Vielleicht wendet mein schwacher Arm eine Gefahr von dir ab, die mein Gebet nicht abwenden konnte.

Sie starrte vor sich hin, der König erriet, daß ihre Gedanken weit vorauf übers Meer flogen, daß sie ihn und sich selbst im Getümmel des Krieges schaute. Eine erlösende Hoffnung blitzte in ihm auf, er zog das Mädchen an sich und sagte: Sei mutig, Catarina! Wenn der Sieg meine Fahnen krönt, wenn ich Moluk von Marokko stürze und Mulei Muhamed als meinen Vasallen auf den Thron zurückführe, wenn Portugal mir zujauchzt und Afrika vor mir zittert, so brauche ich auch Spanien nicht mehr zu scheuen. Der Sieger darf thun, worauf der sieglose, unversuchte König mit Schmerz verzichten mußte, darf dich zu seiner Königin krönen.

Catarina Palmeirim sah den König mit einem Blicke an, aus dem es deutlich sprach, daß sie an alles eher denke als an die Krone. Sie entwand sich ihm nicht, ihre Augen weilten mit voller, sich selbst vergessender Zärtlichkeit auf seinen Zügen; war ihr doch, als ob sie mit ihrer Hingabe alles Unheil,

das sie drohen sah, von seinem Haupte wenden könne. Der junge Fürst überließ sich einige Minuten dem berauschenden Gefühle dieses Alleinseins, dann aber fuhr er empor: Ich muß Sorge tragen, daß auf meinem Schiffe, in meinem Zelte und hier alles zu deiner Aufnahme bereitet werde, wenn du mir unwiderruflich folgen willst, Catarina.

Dürft Ihr wirklich noch zweifeln, Herr? fragte sie mit sanftem Vorwurfe. Kann ich auch wiedernehmen, was ich Euch eben gegeben habe? Richtet alles ein, wie Ihr es für gut und passend erachtet, aber sorgt, daß ich Euch sicher zur Seite bleiben darf, Euer Mahl, Euer Zelt teile, keine Stunde ohne Euch sein muß.

Er vermochte nur stumm zu nicken, die Wellen des Glückes rauschten zu jäh, zu sturzähnlich über seine Seele, er mußte einige Minuten hinweg, es war mehr zu bedenken, und er bedachte mehr, als die Liebende ahnte. Ohne Zögern öffnete er die Thür zu dem letzten Gemache seiner Wohnung, es war sein eignes Schlafzimmer. Sein Haupt zu Boden senkend, um sich den Anblick ihres Erglühens zu ersparen, deutete er über die Schwelle: Harre kurze Zeit hier, teure Herrin, hier wirst du sicher sein! Ich rufe rasch Simao und noch einen meiner Diener, der mit mir geht, sie und dein alter Miraflores sollen die Einzigen sein, die um das Geheimnis wissen!

Er preßte seine Lippen noch einmal auf ihren heißen Mund und eilte nach dem Vorgemach, in das er vorhin den Begleiter der Gräfin hinweggeschickt hatte. Noch unter der Thür warf er einen glühenden Blick nach Catarina und gleich darauf einen scheuen nach dem Bilde seines Schutzheiligen über dem Betschemel. Es zog ihn gewaltsam, unwiderstehlich nach dem Lichte zurück, in dem er Catarinas Gesicht und Gestalt erblickte, und doch fühlte er zugleich eine geheime Regung, dem ersehnten, endlich beschwornen Glücke zu entfliehen und wiederum allein in die Nacht hinauszusteuern, die inzwischen angebrochen war.

Während die kurze Sommernacht das Königsschloß und die Hauptstadt umdunkelte, trat gleichwohl keine völlige Ruhe und Stille ein. Durch die finstern Straßen und Gassen klangen noch lange nach Mitternacht die taktmäßigen Tritte einziehender Krieger, im Hafen flammten die Lichter am Bord der Schiffe auf und verstummten die befehlenden Rufe nicht, zwischen Schloß und Hafen herrschte ein gedämpftes Geräusch, aus dem von Zeit zu Zeit das Stampfen und Wiehern von Pferden, das Geklirr von Waffen lauter hörbar ward. Und sobald die Dunkelheit in den ersten fahlen Morgenschein überging, sprang das bewegte Leben, das wilde Getöse des verflossenen Abends wie aus tausend verborgnen Quellen wieder empor und durchrauschte als ein wirbelnder Strom die große Stadt. Die Thore des Palastes waren noch fest geschlossen, die dichten purpursammetnen Vorhänge hinter den Fenstern der königlichen Gemächer wehrten noch das Eindringen des Tageslichtes ab, das schon in die Höfe des weiten Gebäudes fiel und auch hier Hunderte zu ihren letzten Zurüstungen erweckte.

In den Straßen, die zum Hafen führten, wuchsen der Zustrom und das Getümmel mit den vorrückenden Minuten, schon mußten sich die bewaffneten Schaaren, welche wirklich den Einschiffungsplätzen zustrebten, mit Gewalt den Weg durch die hemmenden, hin- und herwogenden Massen bahnen. Ehe noch die ersten Sonnenstrahlen die Türme der Kirchen und die Mastspitzen der Flotte vergoldeten, standen Bürger und Volk von Lissabon, die Tausende der zur Stadt geströmten Landleute in dichten, undurchdringlichen Reihen zu beiden Seiten der Allerheiligenkirche, in welcher das feierliche Hochamt vor der Einschiffung des Königs stattfinden sollte und von deren Hauptportal bis zum Innenhafen ein breiter Raum durch Soldaten und die königlichen Trabanten freigehalten wurde. Die Kirche, deren sämtliche Pforten weit offen standen, war noch leer, nur wer zum kriegerischen Gefolge des Königs oder zum Hofe gehörte, hatte hier Zutritt. Man sah von außen einzelne Gestalten zwischen den Säulenreihen hingehen, sah Kirchendiener und Chorknaben still geschäftig sich bewegen. Und während am Hafenquai dröhnender Lärm von den Schiffen und den hunderten herüber- und hinüberschießender Boote erscholl, blickte die zusammengepreßte Menge hier schweigsam, ernst und fast düster auf die Vorbereitungen zum Hochamt wie zur Einschiffung, und starrte nach den Männern, welche sich in den freigehaltenen Räumen frei bewegen konnten.

Luis Camoëns befand sich unter diesen wenigen. Nach kurzer traumschwerer Ruhe hatte es ihn in aller Morgenfrühe aus seiner schweigsamen Wohnung hinweg, am Palast vorüber, nach dem Hafen hinabgetrieben. Je näher die entscheidende Stunde rückte, umso leidenschaftlicher bangte er ihr entgegen, ihm war fieberisch heiß, und die frische Luft kühlte ihm die Stirn nur auf Augenblicke. Er hatte, im Gedanken an die kirchliche Feier, an die erwartete Begegnung mit der Herzogin von Braganza und ihrer Pflegbefohlenen sich so stattlich gekleidet, als er es vermochte, ließ sich aber jetzt, unbekümmert um Gewand und Schmuck, zwischen den Haufen der Gaffer, der hastenden Schiffsleute und Lastträger hin- und herschieben und suchte den Standort am Ufer zu gewinnen, von dem aus man das Königsschiff am besten wahrzunehmen vermochte. Er gab sich nicht Rechenschaft, warum er so unablässig die mächtige Galeere im Auge hielt; selbst als er sich auf das Zeichen besonnen hatte, welches ihm das Recht zum Eintritt in die Kirche und in den freien Raum zwischen Kirche und Hafen gab, blickte er von den Stufen des Portals hinab und über die dichtgeschaarten Tausende hinweg, immer wieder nach dem glänzenden Schiffe, zu dem unaufhörlich Boote mit hohen Lasten hinanfuhren. Als sich die Kirche zu füllen begann, trat Camoëns ein und ging an den Schranken hin und wieder, hinter denen sich die Sitze der Damen befanden. Jede Minute meinte er die Herzogin von Braganza und die Gräfin Palmeirim eintreten zu sehen, ein paar Sitze in der ersten Reihe, die leer blieben, sah er bestimmt als die ihrigen an. Aber die wachsende Unruhe ließ ihn nicht bleiben, er trat wieder hinaus, schritt aufs neue bis zum

Hafen vor und wandte sich nochmals zurück; schon begann es auch in dem bisher freigehaltenen Raume enger, drangvoller zu werden, und jetzt erscholl der Donner der Schiffsgeschütze und der Glockenklang von den Türmen der Allerheiligenkirche zugleich, das Zeichen, daß der König seinen Palast verlassen habe. Hastig gewann Camoëns die Stufen zur Kirche wieder, den Eingang ins Innere fand er schon von zahlreichen Zuschauern versperrt, die ein so gutes Recht hatten, hier zu sein, wie er selbst. Er konnte von seinem Platze aus den Raum vor dem Hochaltar, wo der König die Messe hören sollte, und die Reihen der Damen zugleich erblicken; die Herzogin und Catarina nahm er noch immer nicht wahr. Nach dem schimmernden, waffenglänzenden Zuge, der sich durch das hintere Portal der Kirche hereinbewegte und den breiten Mittelgang derselben erfüllte, sah er nur flüchtig, sein Blick heftete sich immer unabläſſiger, starrer auf die leerbleibenden Sitze in der ersten Damenreihe. Er erkannte, daß sich dort anmutige Häupter zu einander neigten, dunkle Augen auf den leeren Sitzen weilten, flüsternde Worte getauscht wurden. Ihm stockte im dichten Gedränge der Atem; mit seiner Andacht beim beginnenden Hochamt, mit den Gebeten für das Heil des Königs und des vaterländischen Heeres, nach denen es ihn, mitten in seiner Unruhe, ernstlich verlangt hatte, war es nun doch vorbei. Er hob sich auf den Zehen, um wenigstens gewiß zu sein, daß der König in dieser Stunde in der Kirche nicht fehle. Dort, gegenüber dem Altar, inmitten eines glänzenden Gefolges, sah er Dom Sebastian deutlich genug. Wie gestern, sah der König bleich und überwacht aus, und doch war ein andrer Ausdruck auf seinem Gesicht als am Abend zuvor, da er Camoëns im Thronsaal angesprochen hatte. Ein freudiger Schimmer glänzte aus seinen Augen, ein Lächeln, wie der Nachklang seliger Stunden umspielte des Königs Lippen, Camoëns wußte sich das nie geschaute Licht in diesen Zügen nicht zu deuten, Dom Sebastian blickte — vor dem Siege — wie ein Sieger drein! (Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Rembrandts Heimat. Studien zur Geschichte der nordniederländischen Kultur im siebzehnten Jahrhundert. Von K. Busken-Huet. Autorisirte Uebersetzung aus dem Holländischen von Marie Mohr. Herausgegeben von G. Frhrn. von der Ropp. 1. Bd. Leipzig, T. O. Weigel, 1886.

In einer Reihe von biographischen Skizzen sucht der Verfasser, der eine ähnliche Darstellung bereits in dem 1872 erschienenen Buche: Het Land van Rubens versucht hat, die Kulturentwicklung seines Vaterlandes vom dreizehnten Jahrhundert bis an das Ende des sechzehnten zu schildern: Oliver von Köln vergegenwärtigt die Sittenzustände des dreizehnten, Johann von Blois die des vierzehnten, Thomas von Kempen die des fünfzehnten, Erasmus von Rotterdam und Lukas von Leiden die des sechzehnten Jahrhunderts. In einem Schlußkapitel des ersten Bandes giebt der Verfasser sodann noch eine Uebersicht der holländischen Literatur der Zeit. Läßt sich über die Zweckmäßigkeit und Berechtigung dieser Art kultur-

geschichtlicher Darstellung, deren Unzulänglichkeit für alle Kulturgebiete der Verfasser im Schlußkapitel selbst zugesteht, streiten, so muß doch der geistvollen Behandlung, die der Verfasser dem Stoff im einzelnen angedeihen läßt, volle Anerkennung gezollt werden. Manche überraschende Auffassung mittelalterlicher Kulturzustände wird freilich den Einwürfen der Spezialforschung kaum Stand halten. Der Verfasser salvirt sich dem gegenüber in der Vorrede, indem er sagt: „Dieser erste Teil enthält dasjenige, was ich für meinen Zweck über die Entwicklung der Niederlande bis zum siebzehnten Jahrhundert zu sagen hatte, nicht dasjenige, was darüber von Männern gesagt werden könnte, welche ihr Leben der Erforschung der vaterländischen Geschichte zu weihen imstande sind."

Sollte jemand im Hinblick auf den Titel des Werkes glauben, daß dieser besondre Zweck etwa eine vorwiegend kunstgeschichtliche Schilderung der niederländischen Zustände sei, so würde er, wie schon aus der oben angeführten Inhaltsübersicht hervorgeht, stark enttäuscht werden. Speziell mit einem künstlerischen Thema beschäftigt sich nur das fünfte Kapitel, das uns in der Person Lukas' von Leiden die holländische Kunst des sechzehnten Jahrhunderts vergegenwärtigen soll. Nach einem ziemlich zusammenhangslosen Abriß der Baugeschichte, einem Ueberblicke über die Entwicklung des Kunstgewerbes, der Skulptur und Miniaturmalerei Hollands schildert der Verfasser in fesselnden Zügen die sozialen Verhältnisse des Lukas von Leiden und seiner künstlerischen Zeitgenossen Antonio Mor, Cornelis von Haarlem und Hendrik Goltzius, nicht ohne auch ihrer kunstgeschichtlichen Stellung gerecht zu werden.

Sicherlich finden sich, wie in diesem Kapitel, so durch das ganze Werk hin verstreut geistvolle Bemerkungen und Beobachtungen, die nach den verschiedensten Seiten anregend wirken, indes fehlt es doch den einzelnen Kulturbildern an Geschlossenheit und plastischer Schärfe, wie sie etwa die in der Behandlung ihnen verwandten Schilderungen eines Burckhardt auszeichnet. Wie so oft, wird man auch hier an das geflügelte Wort des Terenz erinnert: Duo cum idem faciunt, hoc licet impune facere huic, illi non licet.

Späte Berichtigung. Im Frühjahr 1885 brachten die „Grenzboten" einen Aufsatz: Die Wenden und der Panslavismus (Heft 17, S. 175—185). In diesem Aufsatze war unter andern eine Behauptung des Pastors Immisch in Göda aus dessen Schrift: „Deutsche Antwort eines sächsischen Wenden" (Leipzig, 1884) mitgeteilt, wonach ein Artikel der „Schlesischen Zeitung" vom 16. März 1882: „Die wendische Agitation in der Lausitz," der seiner Zeit großes Aufsehen erregte, zum „eigentlichen Urheber" den Schulrat Bock in Liegnitz gehabt habe, „der ein Interesse daran gehabt habe, daß die in einem von Immisch zu Breslau gehaltenen Vortrage geschilderten Notstände im Schulwesen der preußischen Wenden verhüllt und daß die Oberbehörden zu der Auschauung geführt würden, es sei absolut kein Grund vorhanden, sich über eine Beschränkung der wendischen Sprache beim Schulunterrichte zu beklagen."

Auf Veranlassung des Herrn Geheimrat Bock teilen wir unsern Lesern mit, daß diese Behauptung den Thatsachen nicht entspricht, und daß Herr Pastor Immisch wegen der darin liegenden Beleidigung auf eine Klage des Herrn Regierungspräsidenten zu Liegnitz hin vom Landgericht zu Leipzig verurteilt worden ist.

Die Redaktion der Grenzboten.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Die Zuckersteuer und ihre Reform.

Während die Zentralstellen des deutschen Reiches und Preußens mit der Aufstellung des Etats für 1887/88 beschäftigt waren, erfolgte am 15. Juni der Abschluß der preußischen Generalstaatskasse und am 20. derjenige der Reichshauptkasse für das letzte Rechnungsjahr. Wie sich der Abschluß für Preußen gestaltet hat, wird, wie üblich, erst bei Vorlegung des Etats im Abgeordnetenhause zu allgemeiner Kenntnis gebracht werden. Indes war aus den vorläufigen Mitteilungen bei der Beratung des laufenden Etats bereits zu ersehen, daß einige Verwaltungszweige, z. B. die Eisenbahnen, Ausfälle, andre, z. B. die Forsten, größere Überschüsse erwarten lassen. Die vom Reiche zu hoffenden Überweisungen werden in ihrer Einwirkung auf den Etat des preußischen Staatshaushalts dadurch verringert, daß kraft des von Huene beantragten Gesetzes ein großer Teil des Mehrertrages den Kreisen zufließt. Bezüglich der Reichseinnahmen erlauben die periodischen Veröffentlichungen der Eingänge ein ziemlich sicheres Urteil über die Rechnungsergebnisse der Finanzverwaltung. Von diesen sind die Mehrerträge der Zölle und der Tabaksteuer sowie die hinter den Erwartungen der Urheber der Besteuerung des Börsengeschäftes zurückbleibenden Stempeleinnahmen des Reiches infolge der Franckensteinschen Klausel ohne Einfluß auf die Reichsfinanzen. Für letztere wird vielmehr die Frage, ob überhaupt ein Ausfall und eventuell ein wie hoher zu befürchten ist, durch das Ergebnis der Rübenzuckersteuer entschieden, allerdings nicht in dem Sinne, daß ein Rechnungsdefizit im vollen Betrage der letzteren einträte, vielmehr bleibt dieses regelmäßig erheblich hinter dem Ausfalle dieser Steuer zurück. Das Gleiche ist denn auch für das jetzt abschließende Rechnungsjahr zu gewärtigen, welches

ein Zurückbleiben des Ertrages der genannten Steuer um etwa zwanzig Millionen Mark hinter dem Voranschlage aufweist.

Diese Steuer und die Notwendigkeit einer Reform derselben ist somit ein Gegenstand von ungewöhnlicher Wichtigkeit, der umsomehr eine Betrachtung verdient, als er von großem Einfluß auf die deutsche Landwirtschaft ist, in welcher der Rübenbau eine stetig an Bedeutung zunehmende Rolle spielt, und als es dabei einen Industriezweig zu erhalten und zu fördern gilt, welcher einerseits echt national ist, anderseits, wenn Regierung und Reichstag ihm die gebührende Stütze und Pflege zu teil werden lassen, noch reichere Früchte zu liefern verspricht, als er bisher schon getragen hat. Der Rübenzucker wurde von einem Deutschen, dem Direktor der physikalischen Klasse der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften, Marggraf, 1747 entdeckt, und die Industrie, die sich mit seiner Herstellung befaßt, hat einen andern Deutschen, den Berliner Achard, Marggrafs Nachfolger an der Akademie, zum Begründer (1786 bis 1810). Ihre Förderung gehört zu den Verdiensten der Regierung Friedrich Wilhelms III. Zuerst in Niederschlesien (Cunern bei Wohlau und Krayn bei Strehlen) und in der Provinz Sachsen (Althaldensleben) betrieben, ist sie gegenwärtig das wichtigste landwirtschaftliche Gewerbe in Deutschland und hat alle Aussicht, zu noch größerer Bedeutung zu gelangen. Es ist, wie C. Scheibler, wohl der gründlichste Kenner der Sache, sagt,*) geradezu eine nationale Aufgabe, sie weiter zu entwickeln und über alle Provinzen des Reiches auszubreiten. Nichts kann nach der Darlegung Scheiblers unrichtiger sein als die Ansicht, das Zuckerrohr der überseeischen Länder sei in erster Reihe berufen, die Welt mit Zucker zu versorgen, und es sei volkswirtschaftlich unrationell, jene Pflanze durch den Anbau unsrer Rübe zu ersetzen. „Der Zucker beider Pflanzen ist physikalisch und chemisch genau derselbe, aber die aus ihnen gleichzeitig abfallenden Nebenbestandteile haben einen sehr verschiednen Wert: die bei der Herstellung von Zucker aus Rohr verbleibenden Rückstände sind nur ein schlechtes Brennmaterial, die Rübenrückstände dagegen ein ausgezeichnetes Viehfutter. In dem Maße, in welchem in den Kolonien die Sklaverei beseitigt wird, steigt unter der freien Bevölkerung der Bedarf an Fleischnahrung, und damit wird der Anbau von Zuckerrohr, welcher keine Fleischproduktion zuläßt, immer mehr eingeschränkt werden müssen." Dieser Gang der Dinge ist schon seit Jahren deutlich zu bemerken, der Zuckerrohrbau hat allmählich abgenommen, der Zuckerrübenbau hat sich rasch ausgebreitet, und der Zeitpunkt ist nicht fern, wo die Rübe das Rohr gänzlich besiegen und verdrängen wird. Der Zucker ist, seitdem er aus der Rübe gewonnen wird, stetig wohlfeiler geworden, während von andern Produkten der Kolonien, wie Kaffee und Tabak, das Gegenteil gilt. Aber abgesehen davon,

*) Bemerkungen zu der neuen Zuckersteuergesetzvorlage von Professor Dr. C. Scheibler. Separatabdruck aus dessen Neuer Zeitschrift für Rübenzuckerindustrie Bd. XVI, Nr. 10.

daß der heimische Zucker dem überseeischen mit Erfolg Konkurrenz machte, würde letzterer auch allein nicht imstande sein, die stets sich steigernde Nachfrage der Welt nach Zucker zu decken. Dem deutschen Entdecker des Rübenzuckers und denen, die seine Entdeckung praktisch verwerteten, gebührt das Verdienst, bewirkt zu haben, daß trotz des zunehmenden Konsums der Zucker billiger und damit nach und nach ein allgemeines Volksnahrungsmittel geworden ist. Die Entwicklung unsrer Rübenzuckerfabrikation ist ein schlagender Beweis für den außerordentlichen Nutzen einer durch Schutzzoll begünstigten Großindustrie. „Sie hat, wie Scheibler a. a. O. sagt, einen vollständigen Umschwung unsrer landwirtschaftlichen Verhältnisse herbeigeführt. Sie hat zur Tiefkultur gezwungen, welche die Äcker viel ertragsfähiger und die Landwirtschaft überhaupt zu einer intensiveren machte. Die auf Kornwert reduzirten Gesamterträge der Wirtschaften, die Rübenbau treiben, sind heute fast um die Hälfte höher als einst und in ihren Herstellungskosten weit billiger als da, wo der Rübenbau fehlt.“ Gleichzeitig erzeugen jene wegen der vorzüglich gut fütternden Rübenrückstände (Schnittlinge, Preßlinge und Blätter) mehr Fleisch, Milch, Butter und Käse, als in den übrigen Wirtschaften gewonnen werden kann. „In diesen Richtungen hat die Zuckerrübe während der letzten sechzig Jahre eine weit bedeutendere Kulturaufgabe erfüllt, als die Kartoffel innerhalb zweier Jahrhunderte.“ Endlich hat die Fabrikation von Rübenzucker auch in sozialer Hinsicht höchst segensreich gewirkt. Infolge derselben werden jetzt im deutschen Ackergebiete über hundert Millionen Mark mehr an Arbeitslöhnen gezahlt als vor Entstehung dieser Industrie. Die Verhältnisse der Arbeiterklasse sind, wo sie blüht, bedeutend günstiger als anderwärts, es fehlt selbst im Winter nicht an Beschäftigung für dieselbe, der Lohn ist hoch, die Ernährung des Arbeiters besser geworden, überall herrschen Wohlstand, Zufriedenheit und gesteigerte Intelligenz. Man ersieht aus diesen Thatsachen, daß die Frage nach einer Umänderung der Zuckersteuergesetze eine Aufgabe einschließt, welche, nicht bloß vom Standpunkte des Finanzmannes betrachtet, aufmerksamste Behandlung fordert.

Stellen wir uns nun auf diesen Standpunkt, so hat man die in den letzten Jahren eingetretene Verringerung in der Nettoeinnahme der Reichskasse aus der Zuckersteuer damit erklärt, daß zur Herstellung von einem Zentner Rohzucker nicht mehr 12½ Zentner Rüben erforderlich sind, sondern ein erheblich geringeres Quantum ausreicht, mit andern Worten, daß die fortgeschrittene Technik dazu gelangt ist, allen Zucker der Rüben in krystallisirter Form gewinnbar zu machen. Scheibler beweist, daß eine bisher noch nicht in Betracht gezogene Quelle von Steuerverlusten in der falschen Tarifirung der zur Ausfuhr gelangenden Zuckersorten zu suchen ist. Die Grundlage des Steuergesetzes von 1869, das auch für den Entwurf des vor kurzen dem Reichstage vorgelegten Zuckersteuergesetzes zum Vorbilde diente, ist nach Scheiblers Meinung eine grundfalsche; denn sie entspricht weder den gegebenen technischen Zuständen der Zucker-

induſtrie, noch dem ſteuerfiskaliſchen Bedürfniſſe. Jene erzeugt drei Hauptprodukte: Raffinade, Rohzucker und Melaſſe. Raffinade iſt chemiſch reiner Zucker in feſter, kryſtalliſirter Geſtalt ohne andre Beimiſchung. Melaſſe iſt die bei der Verarbeitung des Rübenſaftes verbleibende flüſſige Subſtanz, aus welcher durch Verdampfung kein Zucker mehr in kryſtalliſirter Form ausgeſchieden werden kann. Rohzucker endlich iſt ein gemiſchtes Produkt, beſtehend aus reinen Zuckerkryſtallen, die durch anhaftende Melaſſe verunreinigt ſind. Jene ſind bonifikationsfähig, d. h. es gebührt ihnen eine Ausfuhrvergütung, dieſe dagegen ſollte nicht bonifizirt werden. Die Menge der letztern, die in den Rohzuckern enthalten iſt, iſt nicht unbedeutend. Der Rohzucker von 93,75 Prozent Polariſation z. B., auf welchen bei ſtatiſtiſchen Erhebungen alle Zuckerprodukte reduzirt werden, hat folgende Zuſammenſetzung: Zucker 93,75, Salze 1,75, organiſche Stoffe 2,60, Waſſer 1,90 Prozent. Man hat es hier mit reinen Zuckerkryſtallen zu thun, die an ihrer Oberfläche mit eingetrockneter Melaſſe behaftet ſind, und man kann ſich dieſen Zucker als mit Hilfe von 2,5 Prozent Waſſer in 85 Prozent reine Raffinade und 17,5 Prozent Normalmelaſſe (die 50 Prozent Zucker enthält) zerlegbar vorſtellen. Nun empfingen nach dem Geſetze vom 26. Juni 1869 je 100 Zentner dieſes Rohzuckers bei der Ausfuhr eine Vergütung von 940 Mark, während ſie entſprechend ihrem wahren Gehalt von 85 Prozent reinem Zucker nur 918 Mark hätten erhalten ſollen. Die Steuerbehörde hat alſo 22 Mark zu viel gezahlt, oder die mit dem obigen Rohzuckerquantum gleichzeitig exportirten 17,5 Zentner Melaſſe haben eine Vergütung von jenem Betrage erhalten, ein Zentner Melaſſe iſt alſo mit 1,25 Mark bonifizirt worden. Aber mehr noch. Die Rohzucker von 88 Prozent Polariſation, die ſich durch etwa 5,50 Prozent Waſſer in 70,5 Prozent Raffinade und 35 Prozent Melaſſe zerlegen laſſen, hätten für 100 Zentner nur $70{,}50 \times 10{,}80$, alſo 761,4 Mark Vergütung erhalten ſollen, haben aber ebenfalls 940 Mark erhalten, alſo ſind hier 178,6 Mark zu viel gezahlt worden, womit die 35 Zentner Melaſſe bonifizirt erſcheinen. Der Zentner Melaſſe hat folglich 5,1 Mark Ausfuhrprämie eingebracht.

Das ſind wahrhaft erſchreckende Zahlen, und läßt ſich gegen die Reſultate, zu denen Scheibler gelangt iſt, auch einwenden, daß ſie ſich mit den Analyſen der Rohzucker vielfach ändern müſſen, ſo ſind die von ihm gewählten analytiſchen Zahlen keineswegs exorbitante, und ſeine Beiſpiele beweiſen jedenfalls, daß in dem Geſetze von 1869 eine verſteckte Ausfuhrvergütung für Melaſſe liegt, eine Vergütung, welche wächſt, jemehr man ſich der untern Grenze von 80 Prozent Polariſation nähert.

Die Folge hiervon war, daß der Zuckerhandel nach auswärts ſich von Jahr zu Jahr mehr auf die Rohzucker geworfen hat, während die Ausfuhr an raffinirten Zuckerſorten ziemlich konſtant geblieben iſt und nur innerhalb eines Verhältniſſes zugenommen hat, welches dem Wachſen der betreffenden Induſtrie an ſich entſpricht. Der Zuckerexporteur fand ſeinen Nutzen haupt-

sächlich in der Ausfuhr geringwertiger Rohzucker, und so entwickelte sich mit dem Größerwerden unsrer Rübenzuckerindustrie weit mehr der Export von roher als der von raffinirter Waare. Nach dem Gesagten sind mit der Rohzuckerausfuhr des Jahres 1884/85, welche ungefähr 5½ Millionen Doppelzentner betrug, mindestens 800000 Doppelzentner oder 1600000 einfache Zentner Melasse zum Export gelangt, und da, wie wir sahen, ein Zentner von der dem mittlern Normalrohzucker anhaftenden Melasse mit 1,25 Mark bonifizirt erscheint, ist die Reichssteuerkasse dadurch vermutlich um die Summe von ungefähr 20 Millionen Mark geschädigt worden. Dieser ungeheure Verlust ist aber lediglich Folge der unzweckmäßigen Gliederung des Gesetzes vom Jahre 1869, welches, statt den aus den Rohzuckern darstellbaren reinen Zucker als Maßstab für die Ausfuhrvergütung zuzulassen, hierfür die Polarisation gesetzt hat. Dasselbe schädigte nicht allein die Steuereinnahmen, sondern auch die Industrie; denn während andre Rübenbau treibende europäische Staaten vorzüglich Raffinaden und ähnliche konsumfähige Zuckersorten ausführten, lieferte Deutschland auf die fremden Märkte fast nur möglichst geringe Rohwaare, und so bildete sich auf diesen Märkten die Meinung aus, es könne überhaupt nichts Besseres leisten, es arbeite „billig und schlecht." Endlich tragen die Ausfuhrprämien, die beim Export geringer Rohzucker genossen wurden, auch die Schuld, daß sich in den letzten Jahren unternehmungslustige Kapitalisten verleiten ließen, die Zuckerindustrie auch in Provinzen zu verlegen, die sich nicht zum Bau solcher Rüben eignen, wie die herrschende Rohmaterialbesteuerung sie wünschen läßt.

Scheibler hat die Folgen des Gesetzes zum Teil vorausgesagt und 1872 ein Verfahren empfohlen, welches in Raffinationswertbestimmung der Rohzucker bestand und Abhilfe versprach. Die betreffende Abhandlung wurde auch vom Vorstande des Vereins für die Rübenzuckerindustrie des deutschen Reiches prämiirt, und der Bundesrat ordnete 1874 Versuche mit dem Verfahren an, welche in Charlottenburg angestellt wurden und dessen Richtigkeit erwiesen. Die allgemeine Anwendung desselben ist jedoch unterblieben, was weniger der Reichsregierung zur Last zu legen ist als dem Vorstande des genannten Vereins, der nichts für Ausbreitung des Verfahrens gethan hat. Dasselbe hatte seine Zeit, wo es gut gewirkt und viel erspart hätte, ist aber jetzt durch Fortschritte der Technik überholt, und es bleibt nichts übrig, als daß die Reichsregierung sich mit dem Gedanken vertraut macht, das System der Materialbesteuerung, der Rübensteuer, über kurz oder lang fallen zu lassen und ein andres einzuführen. Man behauptet, die Materialsteuer hat die Rübenzuckerindustrie groß gemacht. Scheibler nennt dies „eine Phrase, die weder in landwirtschaftlicher noch in technischer Hinsicht richtig ist," und meint, man würde mit besserm Rechte sagen: „Die Materialsteuer hat die Steuereinnahmen klein gemacht." Er hat ein Verfahren ersonnen, welches er für „durchaus geeignet hält, die Rübensteuer zu ersetzen," und mit dessen Ausbildung er noch beschäftigt ist, weshalb er von ihm

jetzt nur sagen kann, es sei einfacher als diese Steuer und habe alle Vorzüge derselben, ohne Fabrikatbesteuerung zu sein, es sei leicht und sicher durchzuführen, ohne die Fabrikation zu belästigen und zu hemmen, es bewirke die wirkliche Besteuerung des Zuckers der Rüben, einschließlich des aus Melasse erzeugten, und es sei endlich ein System, welches nicht bloß den augenblicklichen Verhältnissen genüge, sondern auch allen Fortschritten einer sich weiter entwickelnden Industrie gerecht bleibe." Das wäre viel, und wir würden uns freuen, bald einmal in den Stand gesetzt zu werden, Genaueres darüber mitzuteilen.

Gleichzeitig mit dem berechtigten Verlangen nach zeitgemäßer Reform der Zuckersteuergesetze ist vielfach der Ruf nach einer besondern Besteuerung des aus der Melasse gewonnenen Zuckers laut geworden. Scheibler spricht sich hiergegen mit aller Bestimmtheit aus, und wir halten die von ihm gegen jenen Ruf ins Feld geführten Gründe für überzeugend und unbestreitbar. Die Melassesteuer ist zunächst theoretisch falsch, weil der von ihr zur Besteuerung herangezogene Zucker schon einmal in der Rübe besteuert worden ist. Sie ist undurchführbar, weil sich der Begriff Melasse nicht in allgemeinem oder den Steuerbeamten verständlichem Sinne definiren läßt und ihre Überwachung mehr kosten als einbringen würde. Die Melassesteuer ist ferner, wie Scheibler mit einem drastischen Beispiele belegt, unmoralisch, weil sie mit größter Leichtigkeit umgangen werden kann und so zur Hinterziehung geradezu verleitet. Sie ist unpraktisch, weil die von ihr erhoffte Minderproduktion von Zucker nicht eintritt. Die Fabrikanten von Melassespiritus irren mit der Erwartung, die Melasse werde, falls man sie bei ihrer Verwendung für die Zwecke der Zuckerfabrikation mit einer Steuer belegte, wieder den Brennereien zufließen; denn man versteht jetzt, aus der Melasse ein Produkt wertvoller als Spiritus zu gewinnen. Daß die Melassespiritusbrennereien aus Deutschland verschwinden, kommt der Fabrikation von Kartoffelspiritus zu Gute, auf welche die weniger fruchtbaren und ärmern Gegenden angewiesen sind. Wird endlich die Melasse besteuert, so wandert sie zur Entzuckerung ins Ausland, besonders nach England, das in schottischen Distrikten reiche Quellen von Strontian besitzt. Die Melasseentzuckerung muß, statt daß man sie besteuert, vielmehr begünstigt werden, und zwar besonders im nationalen Interesse. Die Fähigkeit und der Beruf Deutschlands, Zucker zu erzeugen und auf den Weltmarkt zu bringen, ist größer als die Fähigkeit und der Beruf andrer Länder, welche ebenfalls Rüben bauen. Die Rohrzuckerindustrie ist, wie bereits erwähnt, im Sinken, die Rübenzuckerindustrie im Steigen. Die Krisen der letzten Jahre sind ein Beweis dafür, sie sind Erscheinungen, welche den zwischen beiden Industrien ausgebrochenen Kampf begleiten. Die Gewinnung von Zucker aus der Melasse (durch das von Scheibler entdeckte Elutionsverfahren, namentlich aber durch seine beiden neuen Strontianentzuckerungsmethoden) ist eine mächtige Waffe zu siegreichem Bestehen desselben, die nicht durch eine Steuer abgestumpft werden darf. Deutschland sollte

gerade jetzt nicht, wie vorgeschlagen worden ist, seinen Zuckerrübenbau einschränken, sondern mit allem Eifer darauf hinarbeiten, den Weltmarkt mit seinem Zucker zu füllen. Jene Krisen werden wiederkehren, aber umso eher und umso stärker, je mehr der Melassecntzuckerung Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden.

Schließlich spricht noch eine Thatsache gegen die Melassesteuer: sie beeinträchtigt die Landwirtschaft. Bei der Erörterung der neuen Zuckersteuervorlage, über welche der Reichstag in diesem Frühjahr zu beschließen hatte, ist weder von Rednern in jener Versammlung noch von Stimmen in der Presse des wichtigen Umstandes gedacht worden, daß die Melasseindustrie nicht so sehr die Zuckergewinnung als die Rückgewinnung der in den Melassen enthaltenen wertvollen Düngestoffe zum Hauptzwecke hat. Wir werden dies daher mit einiger Ausführlichkeit besprechen müssen.

Unter den landwirtschaftlichen Gewerben sind einige, welche man mit Scheibler als „ideale Gewerbe" bezeichnen kann, weil die Erzeugnisse derselben nur durch Kondensirung von Luftbestandteilen (Kohlensäure, Wasser) bestehen, in ihnen also keine Bestandteile des Ackerbodens enthalten sind, das Nährkapital für die Pflanzen mithin durch sie nicht angetastet und verändert wird. Die Pflege und den Schutz solcher Gewerbszweige wird jede weise Regierung sich angelegen sein lassen, soweit dies ohne Schaden bei andern Interessen irgend möglich ist. Zu jenen „idealen Gewerben" der Landwirtschaft zählt nun mit der Spiritusbrennerei, der Stärke- und der Stärkezuckerfabrikation auch die Erzeugung von Rübenzucker. Indes darf man letztere erst seit einigen Jahren als hierher gehörig betrachten, d. h. seitdem es gelungen ist, aus den letzten Rückständen der Zuckerfabrikation, der Melasse, nicht sowohl den darin noch sitzenden Zucker als solchen zu gewinnen, als vielmehr die darin enthaltenen Salze und stickstoffhaltigen Bestandteile auszuscheiden und dem Boden wieder zuzuführen. Dieser Zweck hat Scheibler bei seinen verdienstvollen Arbeiten für die Begründung des Elutionsverfahrens stets vorschwebt. Schon 1872 bemerkte er in seiner Zeitschrift: „Es ist nicht der kleinste Vorzug des Elutionsverfahrens, daß die bisher mit der Melasse verkauften und so den Äckern entfremdeten Bodenbestandteile und Stickstoffverbindungen diesen wiedergegeben werden können." Und 1877 sagte er in demselben Blatte: „Bei meinen Bestrebungen, ein Verfahren zur Gewinnung des in der Melasse verloren gehenden Zuckers zu ermitteln, hat mich nicht der eigentliche Zuckergewinn gereizt, sondern der Wunsch, die Pflanzennährstoffe, welche mit den Rübenernten entnommen sind, dem Boden wieder zuzuführen. Ich hatte es immer lebhaft bedauert, daß so kolossale Mengen von Melasse ins Ausland gingen — nicht des Zuckers, sondern der Rübenbodenbestandteile wegen." „In der That ist es für die deutsche Zuckerindustrie — lesen wir in seiner neuesten Abhandlung — und für deren Zukunft weit weniger wichtig, noch den Zucker zu gewinnen, der in den Melassen enthalten ist, als die in diesem Abfallprodukte verbliebenen Düngerbestandteile in die Ackerkrume

zurückzuleiten. Bis zur Entdeckung des Elutionsverfahrens wurden diese der Melasse anhaftenden Bodenbestandteile ins Ausland, hauptsächlich nach Frankreich, ausgeführt, die Zuckerindustrie trieb also Raubbau, der sich in einzelnen Gegenden bereits schwer fühlbar gemacht hatte, z. B. für die Umgegend von Magdeburg, die vor einigen Jahrzehnten noch den besten Rübenboden besaß, später aber ihre Rübenzuckerfabriken eingehen lassen mußte und erst in der neuesten Zeit mit Hilfe der Elutions-Düngerlaugen allmählich wieder einen lohnenden Rübenbau aufzuweisen beginnt."

Indem wir diese Betrachtungen mit der Voraussage, daß die diesjährige Gestaltung der Zuckersteuergesetzgebung ungenügend ist und keine zwei Jahre bestehen wird, ohne Abänderung tiefgehender Art zu erheischen, denen, die es zunächst angeht, der Regierung, den Reichstagsabgeordneten für zukünftige Sitzungen, und den Interessenten der deutschen Zuckerindustrie, dann aber auch dem Publikum überhaupt vorlegen und angelegentlich zur Beachtung empfehlen, fügen wir dem letzten Teile derselben noch folgende Notizen hinzu, mit denen Scheibler seine Erörterungen des Themas schließt: „Deutschland erzeugte in der Kampagne von 1884/85 rund hundert Millionen Doppelzentner Zuckerrüben, aus welchen 3 Prozent, also drei Millionen Doppelzentner Melasse hergestellt wurden. Die Melasse enthält durchschnittlich 1,5 Prozent Stickstoff und 5,5 Prozent Kali in einer für die Pflanzenernährung höchst geeigneten Form. Die Werte dieser Düngestoffe betragen nach den landwirtschaftlichen Tabellen von E. Wolff für Stickstoff 1,50 und für Kali 0,20 Mark pro Kilo. Das giebt folgendes Exempel:

3 Millionen Doppelzentner Melasse zu je 1,5 Prozent Stickstoff
= 4 500 000 Kilogramm Stickstoff zu je 1,50 Mark . . . 6 750 000 Mark,
3 Millionen Doppelzentner Melasse zu je 5,5 Prozent Kali
= 16 500 000 Kilogramm Kali zu je 0,20 Mark . . . . 3 300 000 »
Gesamter Düngerwert: 10 050 000 Mark.

Das in drei Millionen Doppelzentnern Melasse enthaltene Quantum Stickstoff hat ungefähr den Wert von zwei Dritteln des im Jahre 1883 nach Deutschland eingeführten Quantums Guano. Die gewiß beachtenswerte Summe von zehn Millionen Mark, welche sich als Düngewert in der Melasse befindet, kommt in Gefahr, zugleich mit dem Zucker der Melasse ins Ausland zu gehen, wenn man die Entzuckerung der letztern im Inlande durch eine ihr auferlegte Steuer erschwert."

Einfamilienhäuser und großstädtische Villen.

In den sechziger Jahren, während der Blütezeit des Volkswirtschaftlichen Kongresses, trat einmal die Frage des, selbst in den Großstädten, an die Stelle der Mietetage zu setzenden Einfamilienhauses sehr in den Vordergrund, und niemand anders als Julius Faucher nahm sich damals dieser Idee mit Lebhaftigkeit an. Damals wurde ernsthaft der Gedanke erwogen, ob nicht dem übermäßigen Wachstum der Großstädte auf diese Weise, nämlich durch unverhältnismäßige Ausdehnung ihres Flächenraumes, eine Grenze gezogen oder doch eine von einem gewissen Punkte ab nicht unwirksame Erschwerung bereitet werden könnte; und daneben fand der sozialpolitische Gesichtspunkt, daß in Fabrikstädten und Industriebezirken vor allem andern an Errichtung von Arbeiterhäusern gedacht und dadurch das doppelte Ergebnis gesünderer Wohnstätten und eines Eigentums und Erbes der Arbeiterfamilien herbeigeführt werden sollte, eine überaus lebhafte Vertretung. Darnach kam, wie immer, wieder eine Periode der Ebbe. In den Versammlungen des Volkswirtschaftlichen Kongresses wurden von Engel, Eras u. a. die rationes dubitandi geltend gemacht; Volkswirte, welche es verstanden hatten, zugleich Berliner Hauseigentümer zu werden, behaupteten, „die Etage sei in unsern Großstädten nun einmal die unvermeidliche Wohnungsform für die Masse der Bevölkerung geworden"; selbst die Angelegenheit der Arbeiterhäuser fand zwar im einzelnen vielfach ihre Förderer, aber doch auch ihre Zweifler, und zu umfassenden, gleichsam prinzipiellen Veranstaltungen nach Art der cité ouvrière zu Mülhausen kam es nirgends. Nur in einer deutschen Stadt entwickelte sich aus dem großen Wohlstande der Bevölkerung heraus ein praktisches Verhältnis, welches die Idee des Einfamilienhauses in großem Umfange zur Verwirklichung brachte: in Hamburg; und in Bremen drang zwar die Etage gegenüber dem alteingewohnten Einfamilienhaussystem mächtig vor, es gelang aber doch noch im wesentlichen, das gute alte System aufrecht zu erhalten. So ist denn bis jetzt weiter nichts zu sagen, als daß zwar viele einzelne Anläufe zur Errichtung von Arbeiter-Einfamilienhäusern gemacht worden sind und in den größern Städten die „Villa" sich zu einer in weiten Kreisen bekannten und beliebten Wohnungsform ausgebildet hat, einstweilen aber die Etage immer noch eher im Vor- als im Rückschreiten begriffen ist, weil die Mietkaserne jetzt auch in die Mittel-, ja selbst schon in zahlreiche Kleinstädte überzugreifen beginnt. Werfen wir zunächst auf diese Etagenhäuser und ihren Einfluß auf Lebensweise, öffentliche Einrichtungen, Gesundheitsver-

hältnisse u. s. w. einen Blick, und suchen wir dann über die Frage, welche Vorteile dem gegenüber das Einfamilienhaus bietet und inwieweit dessen Durchführung möglich ist, ins Klare zu kommen.

Niemand wird bestreiten, daß die Mietkaserne in verschiednen wesentlichen Punkten einen nicht zu verachtenden Fortschritt gegenüber so manchen Wohnungen, welche durch sie beseitigt worden sind, darstellt. Sie ist kontrolirbar und unterliegt darum allen den Anforderungen, welche die moderne Gesundheits- und Sicherheitspolizei stellt, theoretisch in vollem Umfange; sie zwingt hinsichtlich ihrer Instandhaltung zu einer gewissen Sorgfalt und Aufmerksamkeit, weil sie sonst sehr schnell zu einer Zufluchtsstätte für die zweifelhafteste Klasse von Mietern herabsinkt, was zwar möglicherweise ihrem Mietswerte keinen Eintrag thun würde, aber doch nicht jedermanns Sache ist; sie läßt, da an die Widerstandsfähigkeit größerer Gebäude doch unter allen Umständen ansehnliche Anforderungen gestellt werden, eine solide Fundirung und Bauausführung wenigstens wahrscheinlich erscheinen; sie ermöglicht eine durchgreifende Fürsorge gegen Feuersgefahr und einen gegen die Mieter geübten Zwang, ihr Mobiliar zu versichern; sie übt, so zweifelhaft auch die hergestellten Räume nach Größe und Beschaffenheit oft sein mögen, doch einen starken Druck in der Richtung, einigermaßen ansehnliche und wohleingerichtete Räume zu schaffen, die Küchen mit zeitgemäßen, verbesserten Einrichtungen zu versehen, Wasserleitung einzuführen, auch manchen sonstigen Forderungen einer fortschreitenden Kultur und eines verfeinerten Bedarfs (z. B. dem Anspruch auf Speisekammern und auf eigne Kabinette für die Dienstmädchen, vor allem auch auf ordentliche Abtritte) zu entsprechen. Auch hat sich herausgestellt, daß die vielen Stockwerke nicht lediglich als Übelstand zu betrachten sind, sondern daß das täglich mehrmalige Ersteigen von drei oder vier Treppen (sofern nur der Zustand von Lunge und Brustkasten nicht gar zu hoffnungslos ist) entschieden nützt und kräftigt, und daß überhaupt die ungesunden Wohnungen nicht die obern, mit Licht und Luft ja reichlich ausgerüsteten, sondern vielmehr die untern sind, die obendrein auch noch die Wirkungen allerhand ungesunder, von den obern Wohnungen herab in die Mauern dringender Stoffe empfinden. Gemäß allen diesen Erwägungen ist denn auch längst anerkannt worden, daß es nicht sowohl die eigentlichen vieletagigen Häuser, sondern vielmehr die Hinterhäuser und Hofwohnungen, und außerdem speziell die Keller- (sowie vielfach auch die Parterre-) Wohnungen sind, welche als bedenklich und unerfreulich bezeichnet werden müssen; und selbst diese Wohnungen nehmen bis zu einem gewissen Maße an den Vorteilen teil, welche wir oben aufgezählt haben. Dazu kommen ähnliche Vorteile, welche durch den Zustand der Straßen, in denen die städtischen Mietkasernen zu entstehen pflegen, bewirkt werden. Durchgehends sind diese Straßen breit, können also sauber gehalten und bei Bränden ausgiebig zum Löschverfahren benutzt werden. Gar zu arge Ausschreitungen gegen die öffentliche Sittlichkeit, oder Bedrohungen von Personen oder Eigentum, oder Zu-

sammenrottungen u. dergl. sind eben durch diesen Zustand der Straßen mindestens erschwert. Endlich ist noch das zu erwähnen, daß die nämliche Entwicklung, welche breite Straßen mit Mietkasernen hervorruft, auch der Anlage öffentlicher Schmuckplätze und Parks, sowie öffentlicher Brunnen, kurz allen solchen Neuschöpfungen zustrebt, welche unsre Städte auch für den ärmsten Bewohner gesünder und angenehmer machen. Gewiß sind dies Vorzüge, welche schwer ins Gewicht fallen.

Aber freilich, nicht minder gewichtige Bedenken stehen dem gegenüber. Das große Hauptbedenken, dem eine Menge verwandter Gesichtspunkte sich anreihen, liegt in dem Mangel eines festen Heims, den diese Wohnungsweise eben doch mit sich bringt, und in dem Nomadischen, welches durch die gelegentlichen, in Berlin z. B. so häufigen und den Leuten ganz vertraut werdenden Umzüge den überwiegend meisten Familien anerzogen wird. Man hat wohl versucht, auch daraus eine Lichtseite des Mietwohnungswesens herauszuspintisiren, daß durch dasselbe den Leuten die verschiednen Straßen und Stadtteile mehr geläufig würden und sich auf diese Weise ein mehr auf die Gesamtheit gerichteter, gleichsam abstrakter Lokalpatriotismus herausbilde; indessen glauben wir nicht, daß ein solcher, von allen Spezialitäten abgelöster Lokalpatriotismus von großem Werte sein könne, wohl aber glauben und wissen wir, daß eben die Unkenntnis hinsichtlich aller praktischen Einzelverhältnisse von Haus, Straße und Gegend zu den mißlichsten und für das Gemeinwohl unzuträglichsten Seiten des Großstädtertums gehört, und möchten weiterhin vermuten, daß eine gelegentliche flüchtige Kenntnisnahme, an deren Stelle dann später eine solche von einer andern und abermals später von einer dritten Stadtgegend tritt, die Sache nicht besser, sondern noch schlimmer macht, weil nun zu der übeln Wirkung auf das eigne Gemütsleben noch die Überzeugung tritt, man sei mit diesem und jenem wohlvertraut, und sich hiernach dann die Teilnahme am politischen und kommunalen Leben, die Stellungnahme zu vielen öffentlichen Fragen u. dergl. zu bemessen pflegt. Ohne Zweifel ist es vielen Leuten eine wahre Erleichterung, nicht auch noch mit häuslichen und in deren Gefolge mit kommunalen Angelegenheiten sich herumplagen zu müssen: mit Gas und Wasser, mit Dach, Keller und Treppe, mit allen den tausend Einzelheiten einer Hausinstandhaltung, und dann weiterhin mit Trottoir, Straßenpflaster, Brunnen, Abfuhr, Kanalöffnungen, Laternenpfählen, Straßenregulirungen und unzähligen andern, für die lokalen Verwaltungen und auch für die Gesamtheit der Interessenten sehr wichtigen, im übrigen aber freilich ziemlich trocknen und langweiligen Angelegenheiten. Nun, es giebt ja auch Leute, denen ordentliche Buchführung oder denen geregelte Diät ein Greuel ist, und man wird deswegen doch allgemein anerkennen, daß diese Dinge eigentlich bei keinem ganz fehlen sollten und ein gewisser sanfter Zwang zu denselben den Menschen sehr wohlthätig sein würde. So meinen wir, daß es dem Menschen — der doch, wie er unter allen Umständen Staatsbürger sein muß, so auch

nicht daran vorbei kann, Gemeindeeinwohner zu sein — an und für sich sehr zuträglich wäre, zum eignen Interesse an den oben angeführten Dingen genötigt zu sein, und daß es kein erfreuliches, sondern schon von diesem Standpunkte aus ein recht bedauerliches Resultat des Mietwohnungswesens ist, den Leuten alle mit jenen Dingen verbundenen Sorgen und Mühwaltungen prinzipiell abgenommen und sie dadurch auch einem lebendigen Interesse an denselben entfremdet zu sehen. Daß sie, jemehr ihnen demgemäß eignes Verständnis und Urteil verloren gegangen ist, umsomehr jener Demagogie zur Beute fallen, die sich neuerdings auch auf kommunalem Gebiete vielfach so breit macht, mag nebensächlich sein, ist aber jedenfalls kein Vorteil. Alles dies ist aber das wenigste; das schlimmste liegt in dem Einflusse, den das Mietwohnungswesen zunächst schon auf das Familienleben als solches, dann aber auch auf die geistige und gemütliche und nicht minder die körperliche und gesundheitliche Entwicklung der Familienmitglieder notwendigerweise ausüben muß. Dieser Punkt wird am besten als ein Ganzes aufgefaßt.

Man kann sagen, daß, wie der normale Mann sich eine Familie gründen, so die Familie sich in Besitz und Genuß eines eignen Hauses setzen soll. Das Familienleben kann doch in der That nur im eignen Hause zu voller Entfaltung gelangen; nur da, wo die Familie in die zur Verfügung stehenden Räume und die Nutzbarmachung derselben recht eigentlich hineinwächst, ist die Wohnstätte der Vorstellungen würdig, welche einer hochgesteigerten Kultur entsprechen. Denn die Wohnung ist von dem Menschen und seinem ganzen Sinn und Wesen noch viel weniger zu trennen als die Kleidung, weil die selbständigen Eindrücke, welche sie fortwährend auf den Menschen übt, viel zahlreicher und stärker sind. Wenn nun schon (wie gewiß niemand bestreiten wird) in der Kleidung, in Stoff und Farbe, in Qualität, Schnitt, Differenzirung derselben, in dem öfteren oder selteneren Wechsel ꝛc. eine Summe von Einwirkungen auf den Träger liegt, so müssen sich offenbar die Einwirkungen der Wohnung noch als ungleich vielseitigere und intensivere darstellen; und man wird denn auch ohne Übertreibung sagen können, daß der Mensch in wesentlichen Seiten seines Wesens nur eine Wiederspiegelung der ihn umgebenden Wohnungsverhältnisse ist. Man nehme, um sich dies in voller Schärfe zu vergegenwärtigen, den denkbar größten Kontrast: auf der einen Seite die Arbeiterfamilie in feuchtem Kellerloch oder in zugiger, undichter, kaum heizbarer Dachwohnung, ohne irgend etwas Freundliches oder auch nur Unterhaltliches, auf dem der Blick einmal ruhen könnte, trotz des starken Luftwechsels von schlechten Dünsten erfüllt, rauchig und stockig oder schwammig, aus einem, günstigenfalls aus zwei Räumen bestehend, die aber (gleichviel, ob in der Familie erwachsene Mädchen sind oder nicht) fast immer noch mit andern Personen geteilt werden müssen; und auf der andern Seite eine Familie (die nicht einmal in glänzenden Verhältnissen zu leben braucht) eine in hübschem Garten stehende Villa allein be-

wohnend, das Haus in bestem Zustande, jedes Familienmitglied mit eignem Zimmer, nichts fehlend, womit den Besonderheiten jeder Jahreszeit und Witterung begegnet und allem die beste Seite abgewonnen werden kann, üble Gerüche so gut wie unbekannt, frische Luft stets und überall, herzerfreuende Eindrücke auf Schritt und Tritt. Von niemandem wird in Abrede gestellt werden, daß die Schlußfolgerung sich in das einfache Wort zusammenfassen läßt: jene Arbeiterfamilie hat es schwer, diese Villenbesitzerfamilie aber leicht, ein Gott und den Menschen wohlgefälliges Leben zu führen und gute künftige Glieder der bürgerlichen Gesellschaft zu erziehen. Man glaube aber nicht, daß unsre Schilderung der Arbeiterwohnung ein Schreckbild sei, welches doch nur auf den „untersten Stufen" der bürgerlichen Gesellschaft, und selbst da nur unter ungünstigen Umständen, begegne. Wäre es selbst so, so würde, falls eben diese ungünstigen Umstände sehr häufig vorkommen, damit nicht viel gewonnen sein; es ist indessen Thatsache, daß unser Bild, wenn auch in blasseren Umrissen, bis hoch hinauf in die Kreise unsrer Handwerker und kleinen Beamten eine größere oder geringere Anwendung findet. Die Arbeiterfamilien, die mehr als zwei Räume bewohnen und dieselben nicht mit Schlafburschen oder noch ärgerem zu teilen genötigt sind, und in deren Wohnung nicht einige der oben angeführten Übelstände heimisch sind, werden sich in unsern Städten einzeln aufzählen lassen, und es bleibt doch wahr, daß damit das Urteil nicht über einen kleinen Teil, sondern ohne weiteres über die Masse unsrer Wohnungszustände gesprochen ist. Aber bis verwandte, mehr oder weniger ähnliche Zustände aufhören, muß man — wie gesagt — recht hoch hinaufgehen. Bis in die Kreise der Geheimen Räte hinein kommen Wohnungen von drei Zimmern vor, denen immer noch einzelne jener Schattenseiten ankleben, und die Handwerker, welche über diesen Bedarf hinausgehen, sind gerade so selten wie die Arbeiterfamilien, deren wir vorhin gedachten. In Wahrheit bleiben also für die bessern Wohnungen immer nur wenige Prozente übrig. Nun bedenke man aber wohl, daß diese großen Schattenseiten unsrer Wohnungszustände mehr oder weniger Produkte der Mietkasernen sind. Die Mietkaserne entspringt einer scharfen Ausnutzung des Grund und Bodens, sie wurzelt also in den hohen Grundstellenpreisen, und sie stellt sich somit von vornherein als ein Ausdruck der Tendenz dar, die Mietpreise in die Höhe zu schrauben. Darum müssen alle bescheidneren Familien — das heißt, die große, große Masse — mehrere Treppen steigen und sich mit wenigen und kleinen Räumen zufrieden geben. Die Mietkaserne hat eine natürliche Neigung, einerseits massenhaft aufzutreten, anderseits in dem verfügbaren Terrain möglichst wenig, wo irgend möglich gar nichts für Hof, Einfahrt ꝛc. (von Garten ganz zu schweigen) übrig zu lassen; so entstehen jene Steinwüsten, in denen selbst der Begünstigte von seinen Fenstern aus nichts mehr erblickt, als die Straße selbst und öde Häuserfronten, der weniger Begünstigte aber nur Dächer und Schornsteine. Licht und Luft sind unter solchen

Umständen rar, frische, reine Luft existirt nicht; da ist denn auch das Verlangen, die Zimmer zu lüften, kein übermäßig großes — nur zu oft möchte man die angeblich frische Luft der Straße lieber doppelt absperren als hereinlassen. Das sind üble Ergebnisse, die aus dem Prinzip fließen und an denen kaum etwas zu ändern ist. Nun kommen aber auch noch diejenigen hinzu, die von der praktischen Handhabung, nämlich von der Art der Bauausführung, herzuleiten sind. Wir haben vorhin zugestanden, daß diese Bauausführung eine in vielerlei Hinsicht große Fortschritte und Verbesserungen in sich schließende sein kann und in vielen Fällen ohne Zweifel auch ist, aber recht oft ist auch die Mietkaserne infolge der Art, wie sie hergestellt wurde, ein wahrer Herd gesundheitsschädlicher und sonstiger verderblichen Einflüsse. Die Mauern sind dünn, schlecht, ohne Ventilationsvorrichtung, ungenügend getrocknet; die Abtritte sind nichtswürdige Löcher, deren bloßer Anblick einen krank machen kann*); die Öfen rauchen; die Fenster schließen nicht; die Sonderung der Wohnungen von einander ist so ungeschickt wie möglich bewerkstelligt, Gänge und Treppen sind eng und schmal. Viele, selbst „feine Häuser" mit „hochherrschaftlichen" Wohnungen leiden an derartigen Mißständen kaum minder als die Häuser in den Arbeiterquartieren, nur daß Sorge getragen ist, dieselben nicht so zu Tage treten zu lassen und sie unter allerhand Dekoration zu verstecken. Zum Schlusse wird man kühnlich sagen können, daß die Zahl derjenigen (zumal neueren) Mietkasernen, die nicht wenigstens einen Teil dieser Mißstände aufweisen, recht gering ist. Insbesondre der gesundheitliche Einfluß der vollgestopften Schlafräume, der schlechten Gerüche, der ungenügenden Lüftung (auch des hohen Prozentsatzes, den die Miete vom Einkommen der Familie beansprucht) wird fast immer bei allen oder doch einigen Familiengliedern ein verhängnisvoller sein. Alle Nähe von städtischen Parks — und wie oft sind solche eben doch in genügender Nähe nicht vorhanden, und wie oft fehlt es nicht an dienenden Personen, welche ein kleines Kind dorthin bringen könnten! — vermag hieran nichts zu ändern. Im Sommer sterben in Städten wie Berlin zumal die kleinen Kinder „wie die Fliegen," und sie sterben zum großen Teil an den Berliner Wohnungszuständen. In diesen Räumen also, die fast unfehlbar eine Reihe großer Schattenseiten aufweisen, soll das Familienleben sich abspielen. Nun, wo die Familie über reichliche Mittel verfügt, infolge dessen die Zahl der bewohnten Räume jedenfalls eine ansehnliche ist und den zu Tage tretenden mißlichen Erscheinungen kräftig begegnet werden kann, da wird es ja an Spielraum für das Familienleben und auch für eine gewisse

*) Sollte uns jemand einen Vorwurf daraus machen wollen, daß wir soviel von diesen in guter Gesellschaft verpönten Lokalen sprechen, so verweisen wir denselben auf das so drastische wie treffliche Wort in einer Schrift des schweizerischen Pfarrers Spyri über die Wohnungsfrage: Ein Haus ohne Abtritt ist nur ein halbes Haus, aber eine ganze Schweinerei!

selbständige Entfaltung desselben nicht fehlen. Anders als mangelhaft kann es selbst hier damit nicht bestellt sein; immerhin muß man die Wohnung nehmen, wie man sie findet, und kann sie nur in sehr beschränktem Maße den besondern Wünschen und Bedürfnissen der Familie anpassen. Familien in bescheidnerer Lage sind natürlich sehr viel schlimmer daran; was bei günstiger situirten Mietern eine mannichfache Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten mit sich bringende Sache ist — nämlich die Anpassung der Räume an die Besonderheiten der Familie —, das wird bei ihnen zum förmlichen Prokrustesbette, in welches mit einer die peinlichsten Erwägungen rücksichtslos beiseite schiebenden Gewaltsamkeit die Familie samt ihren Anhängseln und ihren Erfordernissen hineingequetscht werden muß, es gehe, wie es eben gehe. Der Mann oder die Frau, oder eines oder mehrere der Kinder, oder eine andre in der Familie sich aufhaltende verwandte oder aus andern Gründen aufgenommene Person bedarf eines Arbeitsraumes, oder es sind gar konkurrirende Verhältnisse dieser Art vorhanden; ein Glied der Familie ist krank oder doch kränklich, vielleicht auch bleibend siech, und bedarf besondrer Veranstaltungen; Knaben und Mädchen sind halb oder ganz herangewachsen; für alte Eltern und sonstige Verwandte muß ein besondrer Schlafraum beschafft werden; irgend welche Repräsentation ist erforderlich oder wird doch für erforderlich gehalten. Mit alledem muß man sehen, wie man in der fast fabrikmäßig festbestimmten Zahl von Räumen sich einrichtet — mag es noch so „unmöglich“ sein, es „muß“ gehen. Man muß die Unerträglichkeiten mit angesehen haben, die aus der Disposition über drei, höchstens vier kleine Zimmer überall da hervorgehen, wo einigermaßen komplizirte Familienverhältnisse vorhanden sind, um das Maß von Elend zu würdigen, welches die Mietwohnung für unsern Mittelstand im Gefolge hat. Und doch sind dies wiederum nur die äußern Folgen. Nun kommen die inneren. Man kann es wirklich dem Familienhaupte einer solchen „Mietpartei“ nicht verdenken, wenn es ihm im Wirtshause oder in seinem Vereine wohler ist als zu Hause, und wenn sein ganzes Wesen, seine Beurteilung einschlägiger öffentlicher Fragen, ja sein Moralitätsbewußtsein sich hiernach aus- und umprägt. Man kann sich nicht wundern, wenn die Leute, die selbst eine erfreuliche „Heimat“ in dem sie am nächsten angehenden Sinne nicht besitzen, auch kein sonderlich starkes Heimatsgefühl in höherem und edlerem Sinne haben, sondern geneigt sind, auf alles derartige mit einer gewissen spöttischen Verachtung, ja mit einer Art Gehässigkeit herabzusehen. Man muß es erklärlich finden, wenn Leute, denen die Möglichkeit schlechterdings benommen ist, bei sich zu Hause den Forderungen der Ordnung, der Wohlanständigkeit, des guten Geschmacks, der strengen Sauberkeit oder gar des Triebes zu Schmuck und freundlicher Ausgestaltung zu entsprechen, in ihrem Geistes- und Gemütsleben, ihrem Urteil über öffentliche Erscheinungen und Vorgänge, überhaupt ihrer Urteilsfähigkeit gegenüber allen einschlägigen Fragen, die Spuren hiervon aufweisen. Man darf

Digitized by Google

endlich auch darüber nicht den Stab brechen, wenn der sozialdemokratische Gedanke unter allen in ähnlicher Lage befindlichen Leuten riesige Fortschritte macht. Jetzt sind sie ja, was ihre Wohnungen betrifft, offenbar nicht in besserer, sondern in viel schlechterer Lage, als dies in einer leidlich eingerichteten sozialistischen Gesellschaft der Fall sein würde; da würden Gesundheit und Sittlichkeit aller Familienglieder ihre Berücksichtigung finden, überschüssige Angehörige würde keine Familie bei sich aufzunehmen brauchen, mit Einzelküchen u. dergl. brauchte man sich nicht zu quälen, und eine Masse von Sorgen, welche jetzt den Einzelnen drücken und belästigen, würden auf die Gesamtheit fallen. Und was das „Prinzip" betrifft — du lieber Himmel, als ob eine solche Mietkaserne sich anders als im Schlimmen von einem Phalanstère unterschiede, und als ob Leute, welche durchschnittlich alle Jahre einmal, manchmal auch zweimal ihre Wohnung wechseln, sonderlichen Sinn für eine feinere Auffassung menschlicher Zusammengehörigkeit und Gegenseitigkeit haben könnten!

Daß alle diese Dinge im Einfamilienhause, selbst in dem kleinen und bescheidnen, anders sein können und in großem Umfange sofort und von selbst anders sein werden und müssen, wird schwerlich bestritten werden. Wir gehen allerdings von der Voraussetzung aus, daß die bauliche Beschaffenheit eines solchen Hauses eine befriedigende sei, und wissen sehr gut, daß diese Voraussetzung z. B. bei vielen auf Spekulation gebauten „Villen" in der Gegend von Berlin nicht zutrifft; aber vor dergleichen Auswüchsen großstädtischen Wesens muß man sich eben hüten, und schließlich lassen sich selbst diese in den meisten Fällen immer noch eher bekämpfen, als die entsprechenden Erscheinungen in der Mietkaserne. Das eigne Haus weist unter allen Umständen einen ungeheuern prinzipiellen Vorzug vor der Mietkaserne auf: auch in dem kleinsten Hause giebt es allerhand Ecken und Winkel, die sich in dieser oder jener gerade passenden Weise nutzbar machen lassen, und auch da, wo man eigentliche bauliche Veränderungen nicht vornehmen kann oder will, lassen sich doch im Hause allerhand Anpassungen an die Besonderheiten der Familie bewerkstelligen. Die Hauptsache aber ist, daß selbst das kleinste Eigen eine wirkliche, ständige Heimat der Familie repräsentirt und demgemäß auf den Vorstellungskreis, auf die Gewöhnungen und Neigungen, ja auf die ganze sittliche Disposition der Familie einen Einfluß übt, der sich überall als das gerade Gegenteil dessen darstellt, was uns vorhin entgegengetreten ist. Die körperliche Gesundheit wird begünstigt durch die bessere Luft, durch die Möglichkeit, geeignetere Schlafräume herzustellen, durch den Wegfall schlechter Gerüche, durch die Gelegenheit, sich selbst im kleinsten Garten bewegen und stets allerhand kleine Arbeiten vornehmen zu können; die geistige Gesundheit durch den festen Halt, welchen das Eigentum, das Erbe der Kinder, die durch dasselbe dem Familienhaupt erwachsende Kreditfähigkeit, die Einfügung in die kommunalen Verhältnisse und tausend ähnliche Beziehungen mit sich bringen. Trifft dies schon für den Arbeiter und für das bescheidenste

Besitztum zu, so steigert sich diese Wirkung natürlich, je höher die gesellschaftliche Stufe und je wertvoller das in Frage stehende Eigentum wird. Es trifft ja leider nur zu oft zu, daß zwischen den gesellschaftlichen Ansprüchen vieler Leute — so namentlich der mittleren Beamtenklassen — und ihrer wirklichen pekuniären Lage eine unbehagliche Differenz obwaltet, die recht häufig auch bitter empfunden und in allerhand gesellschaftlichen Scheidungen ꝛc. zum Ausdrucke gebracht wird, ohne daß ein Mensch hieran sonderliche Freude hätte. Ein sicherer Besitz würde diese Differenz sehr mildern und die Beziehungen dieser Leute zu den ortsansässigen Bürgern, und Bauern — die nun doch einmal, möge man sich zuweilen noch so sehr in geringschätzigen Äußerungen über sie ergehen, kommunal und gesellschaftlich das Heft in der Hand zu haben pflegen — ganz anders gestalten. Welcher Segen es für die Kinder dieser Klasse von Leuten wäre, auf ein gesichertes, ja meist im Werte steigendes Erbe rechnen zu dürfen, braucht wohl nur angedeutet zu werden. Die Probe auf das Exempel stimmt also; das Einfamilienhaus würde, sowohl für die Arbeiter wie für viele besser situirten Familien, in allen den Punkten schwerwiegende Vorteile an die Hand geben, in denen die Mietkaserne nachteilige Wirkungen entfaltet. Die Frage ist nun nur noch: Ist die Sache möglich, und inwieweit ist sie es?

Um ausführbar zu sein, muß das Einfamilienhaus im bestimmten Falle folgenden Anforderungen entsprechen: es muß für einen Preis herstellbar sein, der mindestens nicht höher ist, als die Kapitalisirung des bisher bezahlten Mietpreises ausmacht, und in den Zinsen muß dann sogar noch eine nicht zu niedrige Amortisationsquote stecken; es muß eine Lage haben, die den Erwerbern die Gelangung zu ihren regelmäßigen Arbeitsstätten nicht zu sehr erschwert; niemand muß sich beteiligen, dem die Lust und Liebe zu eignem Hause und Garten und die Fähigkeit oder Neigung, sich den hiermit verbundnen Geschäften widmen zu können, gänzlich mangelt; es muß überhaupt eine gewisse allgemeine Strömung der Sache entgegen kommen, da sonst die zweckmäßigste Art der Anlage sich zu schwer ausbildet, die nötigen Kapitalien sich nur sehr mühsam auftreiben lassen, die Verbindungen zu mangelhaft bleiben, auch die Wertsteigerung (ein wichtiger Faktor wegen der Eigenschaft als Erbe, die das zu schaffende Besitztum haben soll) sich zu langsam vollzieht. Betrachten wir diese Punkte der Reihe nach, wobei es jedoch unvermeidlich ist, die Betrachtung mehrfach auf andre Punkte überspringen zu lassen.

Der Mietpreis ist ja in den verschiednen Städten und Gegenden Deutschlands ein außerordentlich verschiedner, indessen läßt sich für unsre größern Städte, sowie unsre Industriebezirke ein Durchschnittssatz herausfinden, welcher genügen dürfte, um damit zu operiren. Der niedrigste Mietpreis für Familien, welche für den großen sozialen Schritt zu eignem Heim qualifizirt sind, mag auf 150—180 Mark angenommen werden. Es müßte hiernach also für 3000 Mark ein geeignetes Grundstück (doch nicht weniger als $^1/_4$ Morgen) erworben und ein kleines

Haus darauf gebaut werden können; ja diese Summe ist etwas zu hoch, da doch auch Grundsteuer, Unterhaltungs- und Reparaturkosten, streng genommen auch die für den Familienvater und unter Umständen auch für die Kinder erforderlich werdenden Fahrkosten in Anrechnung gebracht werden müssen — noch mehr, möglicherweise muß auch noch auf schwierigere und teurere Beschaffung mancher Viktualien Rücksicht genommen werden. In Fällen, wo die letzterwähnten Punkte eine irgend erhebliche Rolle spielen, geht die Sache offenbar nicht, es sei denn, daß die Familie in der Lage ist, ein Opfer bringen, beziehungsweise eine Mehrausgabe oder eine Eingewöhnung in ungünstigere Verhältnisse auf sich nehmen zu können und zu wollen. Es giebt ja Arbeiterfamilien, die über Ersparnisse oder über ein kleines Erbschaftskapital verfügen, und die vielleicht geneigt sind, hierüber in dieser Weise zu verfügen, und dann läßt es sich ja machen; sonst aber offenbar nur dann, wenn Fahrkosten nicht erwachsen und wenn die bisher gezahlte Miete sich mindestens schon auf 180 Mark stellt. Denn für 3000 Mark läßt sich zwar nach unsrer Kenntnis die Sache machen, — zumal, wenn sie einigermaßen im großen in die Hand genommen wird, — dies ist aber auch, wenn etwas einigermaßen Ordentliches geleistet werden soll, so ziemlich die äußerste Grenze. Auch wird es in diesem Falle unvermeidlich bleiben, daß ein erheblicher täglicher Gang hin und zurück in den Kauf genommen wird, was aber auch unsers Erachtens gar kein Unglück ist. Gewiß stimmen wir bei, daß die stundenweiten täglichen Wanderungen hin und zurück, zu denen die Arbeiter in manchen Industriebezirken gezwungen sind, eine schwere Schädigung der vorhandnen Arbeitskraft und damit auf die Dauer des gesamten Gesundheitszustandes in sich schließen, aber eine halbe bis dreiviertel Stunde leidlichen Weges kann ein Mann und ebenso ein Knabe oder Mädchen täglich zweimal ohne Nachteil zurücklegen, und innerhalb dieses Umkreises wird sich sehr häufig ein geeignetes Terrain finden lassen.

Sehr viel leichter ist es natürlich, ein unsern bessern Mittelwohnungen entsprechendes Haus für einen harmonirenden Preis herzustellen. Hier ist freilich (vielleicht noch mehr wie bei den Arbeitern) von vornherein daran festzuhalten, daß für die hier in Betracht kommende Klasse von Leuten die üblichen Mietwohnungen im allgemeinen als durchaus ungenügend bezeichnet werden müssen, das eigne Haus also, um einen Zweck zu haben, Besseres leisten muß. Wir behaupten nun, daß es heute noch fast überall möglich ist, ein befriedigendes Häuschen mit 4—5 Zimmern und Zubehör für 10 000 Mark herzustellen, und das geeignete Terrain dazu selbst in der Nähe unsrer Großstädte für 2—3000 Mark zu beschaffen. Da nun halbwegs befriedigende Wohnungen fast immer mehr als 600 Mark kostenwerden, so ist die Sache rechnungsmäßig möglich. Sobald man aber nur um ein Geringes in die Höhe geht, so vollzieht sie sich bedeutend leichter. Noch im Jahre 1882 konnten zu Friedenau bei Berlin reizende Miniaturvillen mit Veranda, Balkon, 5—6 Zimmern, alles schon trefflich gedielt und tapeziert, reichlicher

Speicher- und Kelleranlage, hübschen, vollständig bepflanzten Gärten u. s. w. für 15 000 Mark hergestellt werden; jetzt freilich würde dies nicht mehr möglich sein, aber Friedenau ist auch der entschieden am meisten Annehmlichkeiten und Vorteile bietende und weitaus nächste Villenvorort bei Berlin. Wer bekommt in den bessern Teilen Berlins eine derartige Wohnung für weniger als tausend Mark? Je höher hinauf, desto leichter gestaltet sich die Sache. Wer in unsern Großstädten eine Miete von 1800 bis 2400 Mark zahlt und dafür zehn bis zwölf Zimmer in zweiter Etage hat (in Berlin bekommt er für diesen Preis kaum in dritter Etage und in Straßen zweiten bis dritten Ranges eine solche Wohnung!), der kann für das entsprechende Kapital von 30—33 000 Mark eine stattliche Villa mit großem Garten kaufen oder errichten (in Berlin muß er dann freilich schon in den zweiten bis dritten Vorortring hinaus, oder er muß mit einer bedeutend bescheidenern Villa vorlieb nehmen). Durchaus möglich ist die Sache also, und auch die Geldbeschaffung wird meist nicht zu schwer sein. Allerdings nimmt man an, daß ein Mann, der sich in ein derartiges Unternehmen einläßt, über einen kleinen Baarfonds verfüge und auch während der Bauperiode aus eignem noch einige Zuschüsse leisten könne; selbst bei dem Arbeiter setzt man dies voraus, und mit Recht. Wer stets nur knapp ausgekommen und ganz und gar nicht imstande gewesen ist, etwas anzusammeln, möge dies eigne Schuld sein oder wirklich in absolutem Zwang der Umstände seine Rechtfertigung finden, für den ist diese Sache nicht. Wir unserseits sind freilich der Meinung, daß, sofern der Gedanke an spätere Erwerbung eines kleinen Heims einen Anreiz zum Sparen bildet, der sonst nicht vorhanden gewesen wäre, dies nur zur weitern Empfehlung der ganzen Idee dienen könnte, und daß trotz allem viele Leute, wenn sie nur recht ernstlich wollten, auch können würden. Eine Schwierigkeit liegt auch hier in den Entfernungen; für mittlere Beamte und Leute in ähnlicher Lebenslage würde meist die Zumutung, eine halbe bis dreiviertel Stunde täglich zweimal zu Fuß zurückzulegen (oder gar, wenn man durchaus nicht imstande ist, sich an die einzig zweckmäßige englische Einteilung des Tages zu gewöhnen, viermal), zu groß sein. Indessen wo eine allgemeine Strömung aus den Mietkasernen hinaus in die Umgebung der Städte stattfindet, da werden sich meist auch Pferdebahnen und ähnliche Verkehrsgelegenheiten schnell genug einstellen, und wer weiß? vielleicht entwickelt sich die Radreiterei (zu deutsch Velocipedsport) noch in einer Weise, welche diese Schwierigkeit auf ein Minimum reduzirt. Was vollends die nötigsten Handwerke sowie Viktualienhandlungen u. dergl. betrifft, so pflegen dieselben den Villenbesitzern meist schneller und ausgiebiger zu folgen, als diesen lieb ist. Wer freilich das Umherflaniren auf den Trottoirs für eine der ersten Bedingungen menschenwürdigen Daseins hält, dem ist auf diesem Wege nicht zu helfen.

Ohne Zweifel liegt für viele Leute ein Bedenken darin, daß sie sich nicht durch Grundbesitz zu sehr an einen Ort binden wollen, weil im Fall eines möglichen

Ortswechsels die Notwendigkeit, zu verkaufen, zu sehr auf den Preis drücken würde. Wo dieses Bedenken vorliegt, ist dasselbe ja (solange wir die St. Simonschen Bodentauschbanken noch nicht haben) vollständig berechtigt. Besonders schwer fällt dasselbe für viele Arbeiter ins Gewicht, und man hat ja auch diese Seite der Arbeiterwohnungs- und Arbeiterhausfrage niemals verkannt. Selbstverständlich kann es niemand beikommen, einen auf nur ephemere lokale Gewerbszweige oder auf ein einzelnes Etablissement angewiesenen Arbeiter zum Ankauf eines eignen Hauses veranlassen zu wollen, und selbst wo derartige Verhältnisse nicht obwalten, wird man sehr oft dem Arbeiter am besten den Rat geben, sich seine Bewegungsfreiheit zu bewahren und seine Ersparnisse in der Sparkasse zu lassen. Aber bei alledem wird es zahlreiche Verhältnisse geben, wo die Wahrscheinlichkeit des Verbleibens in einer Stadt eine so große ist, daß dieses Bedenken nicht Platz zu greifen braucht.

Viel schwerer wiegt unsers Erachtens ein andres Bedenken. Immer wieder finden sich Leute, welche sich einbilden, am Bewohnen einer Villa ungeheures Plaisir zu finden, und denen doch nicht weniger wie alle Eigenschaften hierzu abgehen, sondern die recht eigentlich in die Mietkasernen deren Besitzer bei der kleinsten vorzunehmenden Reparatur nur von ihnen angerufen zu werden braucht, hineingehören. Diese Leute versuchen es z. B. zuerst einmal mit dem Mieten, und wenn sie ein, höchstens zwei Jahre in einer Villa gewohnt haben, so ziehen sie schimpfend und zeternd wieder in eine städtische Mietetage und lassen keine Gelegenheit vorübergehen, ohne am Stammtisch und sonstwo über die nichtswürdigen Villen und Villenbesitzer zu räsonniren; und fragt man den Vermieter, mit dem sie zu thun gehabt haben, so versichert derselbe mit thränenden Augen (der Fall ist uns buchstäblich vorgekommen), er würde, wenn er diese Vernachlässigung an Haus und Garten hätte vorher sehen können, sein Grundstück lieber ein paar Jahre haben leer stehen lassen. Hat der Mann sich gar hinreißen lassen, eine Villa zu kaufen, so ist die Sache natürlich noch viel schlimmer; bei erster Gelegenheit wird er mit Verlust wieder verkaufen und sich sein ganzes Leben lang einbilden, ein Opfer falscher Vorspiegelungen geworden zu sein. Wer nicht an der Sache selbst, ja wer nicht auch an den damit verbundnen Mühen und Sorgen Freude hat, der eignet sich nicht zum Villenbewohner und noch viel weniger zum Villenbesitzer, und er bleibe doch im Interesse aller derer, die Freude daran haben, davon weg.

Wir sind der Überzeugung, daß wir erst im Anfange einer Entwicklung stehen, welche die Schattenseiten unsrer Großstädte und namentlich des Wohnens in den großstädtischen Mietkasernen immer schärfer hervortreten lassen, und welche überdies die Mietpreise immer weiter in die Höhe treiben wird; und ebenso sind wir der Überzeugung, daß die sozialen Gefahren, welche die städtischen und industriellen Mietkasernen mit sich führen, nicht nur für den Arbeiter, sondern auch für andre Bevölkerungsklassen in stetiger, bedrohlicher Zunahme

begriffen sind. Wir bilden uns nicht ein, daß diesen sozialen Gefahren durch kleine Villen, Einfamilienhäuser und käufliche Arbeiterhäuschen begegnet werden könnte. Aber allerdings sind wir der Meinung, daß in unsern Groß- und auch Mittelstädten und ebenso in manchen Industriebezirken vieles sozial Erfreuliche durch eine Begünstigung des Strebens nach eignem kleinem Haus- und Landbesitz geleistet werden könnte, und daß eine große Menge von Menschen des Mittelstandes nur im eignen Interesse handeln würde, sich selbst an diesem Streben zu beteiligen, wenn es selbst nur wäre, um dadurch für diese hochwichtige Seite unsrer sozialen Tagesfragen Verständnis zu gewinnen.

Die neuen Publikationen
des deutschen archäologischen Instituts.

Vor wenigen Wochen ist die im Jahre 1885 im Schoße der Zentraldirektion des deutschen archäologischen Instituts geplante Umwandlung der von diesem Institut herausgegebenen periodischen Drucksachen verwirklicht worden. An Stelle des vornehmsten und ältesten Organes der klassischen Archäologie, der von Deutschen gegründeten und geleiteten, aber den Gelehrten aller Völker offenstehenden Annali dell' Instituto, ist das „Jahrbuch des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts" getreten. Die Monumenti inediti, die, mit den Annali verbunden, zu den in diesen enthaltenen Aufsätzen das nötige Material an Abbildungen in Großfolioformat lieferten, werden durch die „Antiken Denkmäler" ersetzt werden; dem Bulletino dell' Instituto sind in einer neuen Gestalt vollkommen andre Wege vorgezeichnet worden, während das einzige bisher in Deutschland erscheinende Fachorgan, die 1843 begründete „Archäologische Zeitung," ihr Erscheinen eingestellt hat. Indem von nun an der Schwerpunkt der Institutsschriften von klassischem Boden, von der Stätte, die ihnen Nahrung schenkte und über ein halbes Jahrhundert Heimatsrecht gewährt hat, nach der Reichshauptstadt verlegt worden ist, und mit dieser Zentralisation der deutsch-nationale Charakter jener sowohl im Titel wie in der vorzugsweise angewendeten deutschen Sprache ausgedrückt wurde, hat das Institut bei seinen internationalen Beziehungen scheinbar in seinem Wirkungskreise namentlich der auswärtigen Wissenschaft gegenüber eine veränderte Stellung eingenommen, die anfangs vielfach Anlaß zu Befürchtungen bot. Man glaubte selbst in Fachkreisen,

daß durch die Thatsache, daß die beiden Hauptpublikationen nach Berlin verlegt wurden, die Sache des Instituts in Rom im allgemeinen nicht gefördert werden könne; auch sah man infolge des Bruches mit der Vergangenheit, welche für viele die schönsten Erinnerungen ihrer Studien und ihrer Wirksamkeit enthielt, dem neugeplanten Unternehmen nicht allenthalben mit Mut und Vertrauen entgegen, weil man durch grundsätzliche Ausschließung der fremden Sprachen namentlich den italienischen Gelehrten, die von Anfang an und in den schwierigsten Lagen des Instituts, dessen Bestand mehr als einmal gefährdet war, bis in die neueste Zeit in treuer Gemeinschaft mit den Deutschen gearbeitet hatten, die weitere Teilnahme an den neuen Institutsschriften unmöglich machen würde. Leider suchte man von einer Seite durch unvorsichtige, teilweise von politischer Leidenschaft beeinflußte Äußerungen und durch ungünstige Beleuchtung der Sachlage die Ansicht zu erwecken, man wolle durch grundsätzliche Beseitigung der italienischen Sprache die italienischen Gelehrten von den deutschen Publikationen fernhalten. So suchte man in Italien selbst, dessen Gastfreundschaft das Institut bisher in so hohem Maße genossen hatte, Mißtrauen gegen die neue Sache zu erwecken.

Diese Thatsachen werden es gerechtfertigt erscheinen lassen, einerseits die Gründe zu entwickeln — soweit sie bisher in die Öffentlichkeit gedrungen sind —, welche für die Neugestaltung der Institutsschriften maßgebend waren, anderseits aber allen Befürchtungen und mißliebigen Äußerungen durch den Hinweis auf den Charakter der jetzigen Publikationen die Spitze abzubrechen.

Der Ausbau des Gebäudes, das Winckelmann errichtet hatte, lag nach dem Tode seines Begründers vorzugsweise in den Händen der italienischen Gelehrten. Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts bildete sich in Rom ein Sammelpunkt wissenschaftlicher Bestrebungen in einem Kreise deutscher Männer. 1802 war Wilhelm von Humboldt als Vertreter der preußischen Regierung nach Rom gekommen, und wenige Jahre später, 1806, war ihm Friedrich Gottlieb Welcker als junger, vielverheißender Gelehrter gefolgt. 1810 folgten Niebuhr und Bunsen, dieser als Nachfolger Humboldts, jener, um in der ewigen Stadt den Grund zu seinen großen philologisch-historischen Arbeiten zu legen. Eigentlich archäologische Bestrebungen bildeten sich erst, als das Jahr 1822 den spätern Begründer und langjährigen Leiter des Instituts, Eduard Gerhard, einen Schüler August Böckhs und Friedrich August Wolfs, nach Rom führte. Dieser wurde bald in einen Kreis von Männern eingeführt, die, von gleicher Liebe zum klassischen Altertum beseelt und von gleichen idealen Anschauungen wie er durchdrungen, durch die Pflege gemeinsamer Interessen treue Freundschaft unterhielten. Die kleine Gesellschaft — es waren u. a. Stackelberg, damals mit den Arbeiten über den Apollontempel von Bassä beschäftigt, Theodor Panofka, Kestner, der Sohn von „Werthers Lotte," hannöverscher und großbritannischer Gesandter beim päpstlichen Stuhle — nannte sich „römische Hyperboräer." Die mannich-

faltigen Streifzüge durch Italien, die von ihnen im Dienste der Wissenschaft unternommen wurden, die Ergebnisse ihrer Reisen und Forschungen, die Unzulänglichkeit der bisherigen Publikationen, wie endlich die Überzeugung, daß der sich mehrende Vorrat von Kunstdenkmälern ein Unternehmen periodischer Veröffentlichungen wünschenswert erscheinen lasse, brachen einem Plane Bahn, an dessen Verwirklichung man bald mit größter Energie zu arbeiten begann. Der zufällig in Rom anwesende preußische Kronprinz, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV., sagte dem Unternehmen seine fürstliche Protektion zu und veranlaßte Bunsen, die weitere Leitung der Angelegenheit in die Hand zu nehmen. Die Wirksamkeit der kleinen „hyperboräisch-römischen" Gesellschaft war hiermit zu Ende; ihr Erbe trat das zu Anfang des Jahres 1829 begründete „Institut für archäologische Korrespondenz" an.

Als Hauptzweck dieses neugegründeten Instituts wurde die Aufgabe hingestellt, „alle archäologischen, d. h. auf Architektur, Skulptur und Malerei, Topographie und Epigraphik bezüglichen Thatsachen und Entdeckungen, welche auf dem Gebiete des klassischen Altertums, sei es durch Ausgrabungen und Funde, sei es durch wissenschaftliche Forschungen, zu Tage gefördert werden, zu sammeln und bekannt zu machen, damit sie auf diese Weise vor dem Verlorengehen bewahrt und durch Konzentration an einem Punkte wissenschaftlich nutzbar gemacht würden." Da das Sammeln aller wichtigen Nachrichten und Zeichnungen auf dem Wege der Korrespondenz geschehen sollte, erhielt die neue Anstalt den Namen Instituto di corrispondenza archeologica. „Die Verwertung und Veröffentlichung der so einlaufenden Nachrichten und Abbildungen geschieht — so heißt es weiter — mittels einer Zeitschrift, welche in mehrfache Abteilungen zerfällt. Für die rasche Verbreitung erheblicher Fundberichte und Anzeigen literarischer Erscheinungen sorgt ein monatliches Bulletino. Von den für das Institut erworbenen Zeichnungen neuentdeckter oder bisher unbeachteter Kunstwerke, Plänen, Restaurationsentwürfe u. s. w. wird eine Anzahl der wichtigsten und interessantesten alljährlich auf zwölf Tafeln in großem Folio publizirt. Diesen Monumenti inediti zur Seite geht ein in zwei bis drei Heften erscheinender Band Annali, welcher die Erklärung jener Kupfertafeln, literarische Besprechungen und längere, aber nicht allzu lange Aufsätze über Ausgrabungen und Entdeckungen oder über Museen enthalten soll. Einige Hilfstafeln, mindestens sechs an der Zahl, sollen teils neue Monumente geringeren Umfanges, teils ältere, aber einer genaueren Erklärung bedürftige Bildwerke bringen. Sämtliche Aufsätze müssen in einer allgemein verständlichen Sprache abgefaßt sein, d. h. in der französischen als der allgemeinen Weltsprache, der italienischen als der Hauptsprache der Archäologie, oder ausnahmsweise in der lateinischen, soweit dadurch die Interessen der ungelehrten Mitglieder des Instituts nicht gefährdet erscheinen. Italienisch ist auch die Sprache der römischen Direktion bei ihren mündlichen und schriftlichen Verhandlungen."

Wir haben schon oben angedeutet, daß das Institut sich vielfach in gefahrvoller Lage befand, die seine Auflösung fast unvermeidlich erscheinen ließ. Es ist dies bei einem Privatinstitut, das große, kostspielige Unternehmen ins Werk setzt, ohne einen hierzu zur Verfügung stehenden eisernen Fonds zu besitzen, nur zu erklärlich. Da die Subskriptionsgelder für die Publikationen aus fremden Ländern spärlich und unregelmäßig eingingen, so bereitete die Drucklegung der Schriften oft die größte Sorge. Dazu waren die Druckereien in Rom auf eine korrekte Herstellung einer größern wissenschaftlichen Zeitschrift nicht eingerichtet, und man mußte sich entschließen, bereits das dritte Heft der Annali von 1829 in Paris drucken zu lassen, ebenso die meisten Tafeln der Monumenti, bis später wieder in Rom Rat geschafft wurde. Alle diese Schwierigkeiten ausführlich darzulegen, ist hier nicht der Ort; es genügt, die Thatsache zu erwähnen, daß die finanzielle Not, die bisweilen aufs äußerste stieg, die Fortsetzung der Publikationen in Frage stellte oder zum mindesten ihr Erscheinen sehr verzögerte. Derartige Gefahren, welche, wenn sie kaum überwunden waren, von neuem dem Institut drohen konnten, ließen den Gedanken aufkommen, die zeitweiligen Unterstützungen, die der preußische Staat gewährt hatte, in dauernde zu verwandeln, mit andern Worten: das Privatinstitut in eine Staatsanstalt umzugestalten. Dieser Wunsch war bereits 1859 laut geworden, er sollte aber erst viele Jahre später in Erfüllung gehen. In einer ereignisschweren Zeit, am 18. Juli 1870, genehmigte König Wilhelm, daß der Etat des Instituts in das Ordinarium des preußischen Staatshaushaltes eingestellt wurde. Am 2. März 1871 bestätigte der nunmehrige Kaiser in seinem Hauptquartier Versailles die demzufolge abgeänderten Statuten. Der letzte Schritt, der dem Institut durch die Neugestaltung der deutschen Verhältnisse vorgezeichnet war, konnte nur noch als eine Frage der Zeit betrachtet werden. Auch sie sollte bald gelöst werden. Bei der damaligen politischen Lage durfte es fast als selbstverständlich angesehen werden, daß der Antrag Preußens, das preußische Institut in eine Reichsanstalt umzuwandeln, ebenso bei den Bundesstaaten wie bei der Volksvertretung Anklang finden würde. War doch von jeher, auch ohne daß es gesetzlich ausgesprochen worden war, selbst von dem preußischen Staate das Institut als eine Anstalt zur Förderung der deutschen Wissenschaft betrachtet worden, wenn auch dabei auf den internationalen Charakter desselben in vollstem Maße Rücksicht genommen wurde. Am 9. Juni 1872 genehmigte der Reichstag sämtliche auf die Umgestaltung sich beziehenden Vorschläge der Regierung. Zusammen mit dieser Vorlage war eine zweite, namentlich von Ernst Curtius angeregte, eingebracht worden, neben dem römischen Institut für erfolgreiche Studien der griechischen Altertümer auf griechischem Boden selbst eine Zweiganstalt in Athen ins Auge zu fassen. Auch dieser Antrag wurde vom Reichstage genehmigt. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Thätigkeit des Athenischen Instituts sollten die jährlich viermal in Athen erscheinenden „Mitteilungen des deutschen archäo-

logischen Instituts" zusammenfassen, während der Ansicht, daß ein deutsches Institut auch im eignen Vaterlande ein Organ für die archäologische Wissenschaft besitzen müsse, dadurch genügt wurde, daß die durch Gerhard 1843 begründete und seiner Zeit von E. Hübner geleitete „Archäologische Zeitung" als Institutspublikation anerkannt und demgemäß umgestaltet und erweitert wurde. Ebenso wurde die Ephemeris epigraphica, die seit 1872 als Supplement des Corpus Inscriptionum Latinarum erschien, auf den Institutsetat übernommen. In den genannten Schriften hat das archäologische Institut bis zum Jahre 1885 seine von reichen wissenschaftlichen Ergebnissen gekrönte Wirksamkeit in einer dem deutschen Namen und die deutsche Wissenschaft ehrenden Weise vertreten.

Wir haben im vorstehenden die Geschichte der Schriften, die sich naturgemäß von der des Instituts nicht trennen läßt, auf Grund offizieller Angaben, wie sie in der 1879 zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Instituts von der Zentraldirektion herausgegebenen, von Adolf Michaelis verfaßten Festschrift enthalten sind, mit einiger Ausführlichkeit erzählt, weil die neuen Verhältnisse nur mit Hilfe eines historischen Rückblickes verstanden und richtig beurteilt werden können. Zu diesem Zwecke bedarf aber auch die im Laufe der Zeit veränderte äußere Lage des Instituts einer kurzen Beleuchtung.

Die Annali und das Bulletino waren früher die hauptsächlichsten Organe, in welchen die Gelehrten aller Länder ihre Forschungen und Entdeckungen niederlegten. Wegen dieses internationalen Charakters hatte man, wie bemerkt, die italienische Sprache als Gelehrtensprache und die französische als Verkehrssprache gewählt, und diese Bestimmung war, wie die Geschichte des Instituts und der Standpunkt, den es in Rom einnahm, gezeigt haben, die einzig mögliche. Mit der politischen Einigung und Erstarkung Italiens und der hieran sich knüpfenden größern wissenschaftlichen Regsamkeit war, wie nicht anders zu erwarten war, der Wunsch rege geworden, für die italienische Wissenschaft Organe zu besitzen, die einen spezifisch nationalen Charakter tragen sollten. Das 1842 von Avellino für den engeren Bereich Süditaliens gegründete Bulletino archeologico napolitano, welches von Minervini fortgesetzt und 1861 in ein Bulletino archeologico italiano umgewandelt wurde, hatte sich nicht lange zu halten vermocht. 1860 hatte mit Vertreibung der Bourbonen aus Neapel die nationale Organisation der Archäologie unter der Leitung Fiorellis, des Direktors des Nationalmuseums in Neapel, begonnen. 1866 wurde die Scuola archeologica di Pompei von der Regierung gegründet; ein bereits seit 1860 erscheinendes Giornale degli scavi (das später als Notizie degli scavi erschien und amtliche Berichte über die Ausgrabungen im ganzen Königreiche bringt) vermittelt ein klares Bild von dem Standpunkte und Fortschritte der Ausgrabungsarbeiten. Die 1872 in Rom gegründete Commissione archeologica municipale giebt ein monatlich erscheinendes, mit schönen Tafeln ausgestattetes Bulletino heraus, in welchem die in städtischem Besitze befindlichen und noch

nicht eingehender gewürdigten Kunstdenkmäler besprochen werden und über neue Ausgrabungen auf stadtrömischem Boden berichtet wird. Daß die Schriften der verschiednen Akademien der einheimischen archäologischen Forschung offenstehen, möge nur kurz erwähnt sein. Das Beispiel Deutschlands mußte aber auch für Frankreich Anlaß zur Nachahmung bieten, und umsomehr, als die französischen Gelehrten — unter ihnen besonders der kunstsinnige Duc de Luynes — namentlich in den dreißiger und vierziger Jahren als Hauptförderer des deutschen Unternehmens sich erwiesen, ja einen Teil der Publikationen als Organ einer französischen Abteilung des römischen Instituts selbständig geleitet hatten. 1844 bereits war unter Letronne's Leitung die Revue archéologique begründet worden; 1846 gründete das Ministerium zur Hebung der griechischen Studien in Frankreich die École française d'Athènes, als deren besondres Organ seit 1877 das Bulletin de correspondance hellénique erscheint. Ferner ward zur wissenschaftlichen Ergänzung der alten Académie de France in Rom 1875 die École française d'archéologie de Rome eröffnet, die im wesentlichen dieselben Ziele verfolgt wie die deutsche Schwesteranstalt. Endlich besitzt auch Griechenland in der Ephemeris archaiologike jetzt eine selbständige wissenschaftliche Zeitschrift.

Daß alle diese Zeitschriften nicht mehr den universellen Standpunkt vertreten konnten wie in früherer Zeit, ergiebt sich aus der einfachen Logik der Thatsachen. Das selbständige Vorgehen Italiens und Frankreichs und die dadurch geschaffene Konkurrenz hatte zur Folge, daß die auswärtigen Gelehrten ihre wissenschaftlichen Forschungen der eignen nationalen Sache zu Gute kommen ließen, ja daß bei Publikation besonders wertvoller und allgemeines Interesse beanspruchender Kunstdenkmäler das Prioritätsrecht der Veröffentlichung mit Entschiedenheit gewahrt und den Deutschen nicht zugestanden wurde. Während die Bände der Annali in den ersten Jahrzehnten eine große Reihe von Namen fremder Gelehrten aufzuweisen hatten, werden diese in den spätern Jahren weniger zahlreich, bis sie schließlich fast ganz verschwinden. Die Mitarbeiter der letzten Jahre sind mit ganz vereinzelter Ausnahme nur Deutsche. Ein deutsches, auf Kosten der Reichsregierung herausgegebenes Unternehmen, für welches fast nur Deutsche arbeiteten, erschien also — in italienischer Sprache! War es da nicht zu erwarten, daß Stimmen laut wurden, die ein Hervorheben des Deutschtums mit Entschiedenheit verlangten? Es wäre wunderbar gewesen, wenn dies nicht geschehen wäre.

In der ersten Nummer des Jahrganges 1885 der „Kölnischen Zeitung" veröffentlichte Professor Ihne in Heidelberg einen Artikel, der darauf hinwies, daß durch Ausschließung der deutschen Sprache bei den im Winter im Institut stattfindenden Sitzungen der deutsche Charakter desselben in einer nicht zu billigenden Weise verleugnet werde. Eine von maßgebender Seite ausgehende Verfügung verlangte, daß dem abgeholfen und daß auch in der Herausgabe der Institutsschriften eine dementsprechende Abänderung getroffen werde. Der Erlaß hatte

die Neugestaltung der Publikationen zur Folge, die nun an Stelle der Monumenti inediti, der Annali und der „Archäologischen Zeitung," welche sämtlich eingehen, in folgender Form erscheinen, beziehentlich erscheinen sollen.

In Berlin erscheinen: 1. „Antike Denkmäler." Diese werden in Folioformat am Ende eines jeden Jahres und zwar in einem Hefte ausgegeben, das in der Regel zwölf Tafeln enthalten soll, nebst einem kurzen Texte, welcher nur die thatsächlichen, zur wissenschaftlichen Benutzung der Abbildungen notwendigen Angaben bringt. Sie entnehmen ihr Material dem ganzen Umfange der klassischen Archäologie einschließlich der Architekturforschung und dem gesamten Bestande innerhalb der Länder klassischer Kultur und der Sammlungen antiker Kunstwerke. 2. „Jahrbuch des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts." Von diesem erscheint vierteljährlich eine Lieferung in größtem Oktav mit Textillustrationen und Tafeln. Der Text bringt in deutscher oder italienischer Sprache Aufsätze aus dem ganzen Umfange der klassischen Archäologie und Epigraphik, sodann Übersichten, zunächst über neue Erscheinungen aus der Fachliteratur.

In Rom erscheinen: 3. „Mitteilungen des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts. Römische Abteilung." Von diesen wird vierteljährlich ein Heft ausgegeben in Großoktav, mit Textillustrationen und etwa zwölf Tafeln. Sie erscheinen in deutscher, italienischer, lateinischer oder auch französischer Sprache, enthalten Berichte über die Sitzungen des römischen Instituts und Aufsätze aus dem Gebiete der Archäologie und Epigraphik innerhalb Italiens und der übrigen westlichen Länder des römischen Reiches.

In Athen erscheinen, wie früher: 4. „Mitteilungen des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts. Athenische Abteilung." Auch von diesen wird vierteljährlich ein Heft ausgegeben im Format der römischen Mitteilungen; die Sprache ist wie bisher die deutsche oder die griechische.

Die Ephemeris epigraphica erscheint in bisheriger Weise in Berlin weiter.

Der jetzige Bestand dieser Publikationen legt gegenüber dem der früheren die Frage nahe, ob und was wir gewonnen haben oder ob die Klagen derer berechtigt sind, die jeder Neugestaltung mißtrauisch entgegensahen oder gar in ihr eine Gefahr für das Institut erblicken wollten.

Die früheren Monumenti und Annali gehörten eng zusammen: die in den ersteren enthaltenen Tafeln wurden in den letzteren in umfangreichen Abhandlungen nach allen Richtungen hin besprochen, die Denkmäler wurden einer eingehenden Kritik und Analyse unterzogen. Jetzt erscheinen die „Antiken Denkmäler" als eine selbständige Veröffentlichung, der nur ein kurzer Text über Größe, Beschaffenheit, Material, Fundort u. s. w. der betreffenden Denkmäler beigegeben werden soll. Durch dieses Verfahren soll vor allem größere Schnelligkeit in der Veröffentlichung besonders wichtiger Gegenstände erreicht werden, insofern als jetzt nicht mehr, wie früher, gewartet zu werden braucht, bis sich ein geeigneter Bearbeiter

für ein bestimmtes Monument gefunden hat. Wenn schon in dieser Abweichung von dem früheren Verfahren ein Fortschritt erkannt werden muß, so ist noch dankbarer die Bereicherung des Denkmälervorrats zu begrüßen. Bisher lieferten die auf italischem Boden entdeckten oder befindlichen Denkmäler im wesentlichen den Vorrat für die Abbildungen der Monumenti; für eine geeignete monumentale und künstlerische Veröffentlichung der griechischen Denkmäler fehlte es an einem entsprechenden Organe, oder das zur Verfügung stehende — die Mitteilungen des Instituts in Athen — erwies sich vielfach wegen seines Formats als unzureichend. Das Programm der „Antiken Denkmäler" besagt, daß in ihnen in Zukunft Monumente aus dem ganzen Bereiche der klassischen Archäologie veröffentlicht werden sollen. Daß endlich die „Antiken Denkmäler" nicht in Rom, sondern in der Reichshauptstadt hergestellt werden, geschieht wegen der dort geläufigen besseren und vollkommeneren Vervielfältigungsverfahren nur im Interesse des Unternehmens.

Das neue „Jahrbuch" vertritt die Annali und in gewissem Sinne auch die „Archäologische Zeitung." Allerdings ist durch Ausschließung der fremden Sprachen — nur Lateinisch ist gestattet — namentlich den italienischen Gelehrten die Mitwirkung unmöglich gemacht, und die Teilnahme wird voraussichtlich auf die Vertreter der deutschen Wissenschaft beschränkt bleiben. Indessen hätte man nie diese Thatsache benutzen sollen, um den Chauvinismus der Italiener anzuschüren und den Deutschen den Vorwurf der Undankbarkeit zu machen. Das Gefühl des Dankes gegen das Land, das über ein halbes Jahrhundert dem deutschen Institut Heimatstätte gewesen ist, wie nicht minder gegen die fremden Gelehrten, die in den ersten Tagen des Instituts und später ihre Unterstützung freundlich gewährt haben, ist von jeher unbegrenzt gewesen, und die Zukunft wird lehren, daß man auch unter veränderten Verhältnissen das Gastrecht in der Fremde dankbar zu schätzen weiß. Daß man die Mitwirkung der Italiener den Institutsschriften auch in ihrer neuen Gestalt sich zu erhalten suchen würde, war so sicher und für die maßgebenden deutschen Kreise so selbstverständlich, daß es sich nur um das Organ handeln konnte, dessen Spalten man fremden Sprachen einräumen wollte. Indem man dem bisherigen Bulletino eine andre Gestalt und einen andern Charakter gegeben hat, glaubte man die Lösung der Frage am einfachsten herbeiführen zu können. Die in den „Römischen Mitteilungen" vorzugsweise in italienischer Sprache erscheinenden größern Aufsätze, die von erläuternden, aufs trefflichste ausgeführten Tafeln begleitet werden (deutsch sind wesentlich nur die Sitzungsprotokolle) tragen ganz und gar den Stempel der bisherigen Artikel der Annali, und die italienischen und französischen Gelehrten, die früher an den Annali mitgearbeitet haben und von der ruhigen Überlegung sich leiten lassen, daß, ohne ihr persönliches oder politisches Ehrgefühl kränken zu wollen, unter dem bestehenden Drucke äußerer Verhältnisse mit der Vergangenheit gebrochen werden mußte, werden nach wie

vor mit ihren Arbeiten willkommen ſein. Das erſte Heft der „Römiſchen Mitteilungen“ iſt geeignet, dieſe Hoffnung zu beſtätigen.

Die vorſtehende Überſicht über die neuen Inſtitutsſchriften wird jedem, der nicht in einer vorgefaßten Meinung befangen iſt, zeigen, daß mindeſtens ebenſoviel gewonnen wie verloren iſt. Dieſe Überzeugung aber iſt es, welche uns mit vollem Vertrauen der Zukunft entgegenblicken läßt. Und wenn von jedem, der an dem Baue, welchen Winckelmann gegründet hat, mitzuarbeiten und ihn zu fördern berufen iſt, dem Inſtitut guter Wille und pflichtmäßiger Eifer entgegengebracht wird, ſo wird auch der deutſche Eichbaum in Athen wie auf dem Capitol fröhlich weiter grünen und gedeihen.

Leipzig. J. V.

Die Reformbeſtrebungen
in der deutſchen Studentenſchaft.

Es iſt nachgerade zur Regel geworden, daß bei der Beratung des Etats der Univerſitäten im preußiſchen und auch im ſächſiſchen Landtage eine Reihe von Klagen über die deutſchen Studenten, ihren Mangel an Fleiß und ihre Lebensgewohnheiten laut werden. Im preußiſchen Landtage iſt es gewöhnlich Windthorſt, im ſächſiſchen Herr Fabrikbeſitzer Starke (aus Mittweida), der dieſen Klagen Ausdruck giebt. Die allzulangen Ferien, die Faulheit und das Unweſen der Einpaukerei bei den Juriſten, der Frühſchoppen und ſeine verderblichen Folgen, endlich auch die Mißſtände in unſern ſtudentiſchen Verbindungen kommen immer und immer wieder zur Sprache, und die Herren Miniſter müſſen immer und immer wieder verſichern, daß die Sache nicht ſo ſchlimm ſei, und daß man nicht mit rauher Hand in den Organismus der Univerſitäten eingreifen dürfe, da man ihnen durch ſolchen Eingriff empfindlichen Schaden zufügen könne.

Aber nicht allein in den parlamentariſchen Körperſchaften erſchallt der Ruf nach Reform der Studentenſchaft und ihrer Verbindungen, er wird laut auf der Bierbank, in Volksverſammlungen und vor allem in der Preſſe. Auffällig iſt dabei, daß dieſer Ruf in der Studentenſchaft ſelbſt nur ſchwachen Wiederhall findet, daß viele Reformbeſtrebungen elend geſcheitert ſind und die noch exiſtirenden Reformverbindungen an Einfluß und Mitgliederzahl faſt überall ganz unbedeutend ſind. Dieſe Erſcheinung kann zwei Gründe haben: entweder iſt die Reform unnötig geweſen, oder ſie iſt nicht recht angefaßt worden. Zu welcher Meinung wir neigen, wird aus dem folgenden hervorgehen.

Es giebt in Deutschland nicht nur eine große Zahl studentischer Vereinigungen, sondern auch eine erhebliche Menge von Arten solcher Vereinigungen. Wir haben hier nicht die Absicht, eine statistische Übersicht über diese Vereine zu geben; diese findet man im Universitätskalender, ausgearbeitet mit der bei der Eigenart des Stoffes überhaupt möglichen Genauigkeit und Sicherheit. Wohl aber ist es nötig, daß der Beantwortung der Frage nach der Berechtigung und Art einer Reform der studentischen Verbindungen eine kurze Besprechung der einzelnen Arten derselben und ihrer besondern Eigentümlichkeiten vorangehe. Unsre „trikoloren," Band und Mütze tragenden Verbindungen sind entweder Landsmannschaften, Korps, Burschenschaften oder Verbindungen im engern Sinne (freischlagende Verbindungen). Die Landsmannschaften sind die ältesten von ihnen, sie waren ursprünglich, was ihr Name sagt; von ihnen zweigten sich die Korps ab, welche das Gemeinschaftsprinzip mehr betonten und die Duellbestimmungen mit der Zeit verschärften. Genugsam bekannt ist die Entstehungsgeschichte und das ursprüngliche Prinzip der Burschenschaften. Die bloßen Verbindungen endlich entstanden in den letzten Jahrzehnten, meist aus ursprünglich ganz freien Kneipgesellschaften, sogenannten „Blasen." Sie haben weder das exklusive Prinzip der Korps, noch den politischen Nebenzweck der Burschenschaften; ihr einziger Zweck ist Pflege der Geselligkeit oder, wenn man will, der Freundschaft. Sämtliche Korps an den deutschen Universitäten bilden den sogenannten S.-C. (Senioren-Convent), der sich alljährlich in den Pfingsttagen in Kösen versammelt, ebenso bilden die Landsmannschaften (L-C.), die Burschenschaften (D-C. = Delegirtenconvent) und die meisten Verbindungen (C-C. = Chargirtenconvent) einen ganz Deutschland umfassenden Verband. Zwischen diesen Verbindungsarten besteht nun heutzutage nur noch ein Gradunterschied; der sonst vorhandene prinzipielle Unterschied ist verschwunden. Die Freiheit, welche die alten Burschenschaften haben wollten, ist erreicht, das Vaterland ist geeint, herrlicher und mächtiger, als die Alten es geahnt. „Freiheit" und „Vaterland" steht noch im Zirkel derselben, aber auch nur da. Politische Bestrebungen liegen unsern Burschenschaften vollkommen fern; wer in ihnen vielleicht großdeutsche Ideen vermutet oder aus der Betonung der „Freiheit" auf eine Art Liberalismus schließt, der täuscht sich gänzlich. Das Prinzip der Wissenschaftlichkeit ist, wenn auch nicht nominell, so doch thatsächlich aufgegeben; wenigstens werden die sogenannten wissenschaftlichen Abende entweder garnicht abgehalten oder doch nur — wie der Kunstausdruck lautet — „markirt." Auch das Keuschheitsprinzip, an dem die arministische Richtung der Burschenschaft länger festhielt als die germanistische, ist fast von allen Burschenschaften fallen gelassen worden; unsers Wissens haben nur einzelne süddeutsche daran festgehalten. Endlich sind auch die äußern Unterschiede zwischen Korps und Burschenschaften zum Teil geschwunden, zum Teil wenigstens im Schwinden begriffen. Während sonst der Burschenschafter dem „patenten" Korpsburschen gegenüber etwas darin suchte,

möglichſt ſalopp und lüderlich einherzugehen, bemüht er ſich jetzt, es ihm gleichzuthun. Auch des Burſchenſchafters ſonſt lockenumwalltes Haupt ſchmückt jetzt der „durchgezogene“ Scheitel, deſſen ſtudentiſche Bezeichnung, als äſthetiſch anſtößig, hier verſchwiegen werden muß. In Leipzig exiſtirte vor zehn Jahren eine Burſchenſchaft, deren Mitglieder in „patentem“ Auftreten ſogar die Korps überboten. Zwiſchen den Korps, Landsmannſchaften und Verbindungen hat ein prinzipieller Unterſchied eigentlich nie beſtanden; die letztern beiden nähern ſich den erſtern, bewußt oder unbewußt, gewollt oder ungewollt, mehr und mehr. Wenn man von der konſervativen Geſinnung unſrer Korps ſpricht, ſo mag man im allgemeinen richtig beobachtet haben; doch iſt dies nicht eine Folge des Korpsprinzips, ſondern der betreffenden Perſönlichkeiten, die großenteils aus konſervativen Familien ſtammend, ihre Geſinnung auch hier nicht verleugnen. Aus den Korps ſind ebenſo hervorragende Freiſinnige hervorgegangen, wie bedeutende Konſervative Burſchenſchafter waren. Was die vier verſchiednen Verbindungsarten heute noch trennt, iſt außer einigen kleinen Äußerlichkeiten und Nebendingen lediglich der Name. Alle erſtreben möglichſt innige Vereinigung ihrer Glieder, wollen das unbedingte Eintreten des einen für den andern, erwarten von ihren Mitgliedern Unterordnung des eignen Willens unter und volles Eintreten für die Gemeinſchaft. Man bezeichnet dieſe Geſinnung mit Korpsgeiſt, ein Zeichen, daß ſie zuerſt von den Korps angeſtrebt worden und in ihnen zu Hauſe iſt. Der Verbindungsſtudent gehört — in den erſten Semeſtern ganz beſonders — der Verbindung mit ſeinem ganzen Thun und Denken an. Er ſtellt ſich vor, indem er ſeinem Namen den der Verbindung im Genitiv beifügt, er hat auf ſeiner Viſitenkarte den Zirkel der Verbindung, er verkehrt faſt nur mit Verbindungsgenoſſen, wenigſtens wird ein öfterer Verkehr mit andern in der Regel übel vermerkt. Ehe er die vollen Rechte eines Mitgliedes erlangt, hat er eine Probe- und Lehrzeit durchzumachen, die ſogenannte Fuchszeit, die nicht nur beſtimmt iſt, dem jungen Studenten gewiſſe unerläßlich notwendige Kenntniſſe (Komment, Verbindungsſtatiſtik, Paukſachen) beizubringen, ſondern die auch aus dem ſelbſtbewußten, immer „üppigen“ Fuchſe einen gefügigen, ſeine Worte und Thaten abwägenden Burſchen machen ſoll. Der Einzelne hat nicht nur ſeine eigne Ehre, ſondern auch die ſeiner Genoſſen und die der Verbindung zu verteidigen, erforderlichenfalls mit der Waffe in der Hand. Sämtliche genannten „Korporationen“ geben unbedingte Satisfaktion, d. h. ihre Mitglieder nehmen jede Forderung an; ſie haben auch alle jetzt die Beſtimmungsmenſur, wenn nicht dem Namen, ſo doch der Sache nach. Ob der eine drei, der andre zwei, der dritte eine Menſur geſchlagen haben muß, wenn er Burſch werden will, iſt gleichgiltig; ohne eine Menſur geſchlagen zu haben, kann in keiner der genannten Korporationen ein Student vollberechtigtes Mitglied werden. Bietet ſich keine Gelegenheit zur Menſur, zur „Kontrahage,“ ſo wird eben ein Gegner durch den Fechtchargirten beſtimmt aus den Mitgliedern einer andern Ver-

einigung, die mit der ersten im sogenannten „Paukverhältnis" steht. Duelle, in denen eine Verbindung Mann für Mann mit der andern sich schlägt (Viritim-Suite), oder in denen eine bestimmte Anzahl von Paaren „losgehen" (P. P.-Suite) sind längst nicht mehr ausschließliche Eigentümlichkeiten der Korps, sie finden ebenso zwischen den andern genannten Korporationen statt. Ein Duell auf schwere Waffen (Säbel, Pistolen) ist nur unter Zustimmung eines ad hoc zusammentretenden Ehrengerichts möglich. Die Zahl dieser schweren Duelle wird aber dadurch wesentlich vermehrt, daß die verschiedenartigen Verbindungen auf den meisten Universitäten, Korps und Burschenschaften überall in gegenseitigem Verrufe stehen, sodaß ein studentisches Duell zwischen Mitgliedern beider unmöglich ist. Auf die Unsinnigkeit und die schlimmen Folgen dieses Verrufes ist in diesen Blättern schon früher hingewiesen worden. Es ist umso unsinniger, als der ehemals vorhandene prinzipielle Unterschied zwischen den Verbindungsarten längst verschwunden ist und in jeder Hinsicht eine thatsächliche Annäherung stattgefunden hat. Aber nicht nur mit dem Schläger tritt der Verbindungsstudent für seine Korporation ein, sondern auch mit seinem Vermögen; er haftet für dieselbe, auch wenn er längst nicht mehr Student ist; umgekehrt haftet auch die Verbindung bis zu einer gewissen Grenze für ihn. Ein ernster Streit ist zwischen Mitgliedern einer Verbindung nicht möglich, er wird durch den Konvent entschieden; ist eine Versöhnung unmöglich, so ist für beide in der Gemeinschaft kein Platz mehr. Die Gemeinschaft hört auch nicht auf mit dem Abgange nach einer andern Universität oder dem Eintritte ins „Philisterium." Der ehemalige Verbindungsstudent bleibt in dem einen Falle auswärtiges Mitglied und wird in dem andern Falle „altes Haus" oder Ehrenmitglied. Ja es giebt Landsmannschaften, deren Mitglieder bis zu ihrem Tode wirkliche Mitglieder bleiben, die sogenannten Lebenslandsmannschaften. Äußerlich findet solche Zusammengehörigkeit ihren Ausdruck in Mütze und Band. Bei den genannten Korporationen — mit Ausnahme der Burschenschaften und einiger Verbindungen — trägt der Fuchs ein andres Band und eine andre Mütze, damit er bei einem etwa noch nicht ganz korrekten Auftreten als jüngeres Mitglied erkannt werde. Wenn der Student „Couleur" trägt, darf er Kneipen und Cafés von zweifelhaftem Rufe nicht besuchen, er muß in seiner Kleidung die Korporation würdig vertreten und sich bewußt sein, daß diese nach seinem Auftreten beurteilt wird.

Es muß zugegeben werden, daß das Leben in einer so engen Gemeinschaft nicht jedermanns Sache ist. Von jeher ist deshalb der Prozentsatz der Verbindungsstudenten ein geringer gewesen und ist in dem Maße geringer geworden, als die Zahl der Studenten überhaupt zunahm. Das Verbindungsleben ist durchaus deutsch. Angehörige andrer Nationen haben selten der Verbindung genützt. Die Juden machten sich eine Zeitlang in einigen derselben recht breit; jetzt sind ihnen fast bei allen die Thüren verschlossen, entweder durch einen

Statutenparagraphen oder durch stillschweigendes Übereinkommen der Mitglieder, und dies mit vollem Rechte. Es giebt wohl niemand, der weniger geeignet wäre, ein tüchtiges Verbindungsmitglied zu werden, der weniger der erforderlichen selbstlosen Unterordung fähig wäre, als der Jude. Manche Korporationen haben es schwer gebüßt, daß sie diese Wahrheit nicht als solche erkannten.

Wem das Leben in solchen Verbindungen nicht behagt, dem steht, wenn er sich trotzdem nach einer Vereinigung mit andern sehnt, der Eintritt in einen der verschiednen „Vereine" offen. Die Zahl derselben ist Legion. Da haben wir zunächst die Wohlthätigkeitsvereine (Gustav-Adolf-Verein, Missionsverein, Philadelphia, Verein für innere Mission u. s. w.), die in studentischen Kreisen das Interesse für die betreffenden Bestrebungen anregen und dem Studenten Gelegenheit geben wollen, schon an seinem Teile daran mitzuarbeiten. Selbstverständlich können diese Vereine eine engere Gemeinschaft ihrer Mitglieder nicht herstellen; sie wollen es auch größtenteils nicht. Sie versammeln sich in der Regel nur einigemale im Semester und zählen zu ihren Mitgliedern auch solche Studenten, die schon Mitglieder einer engern Gemeinschaft sind. Da sind ferner die wissenschaftlichen Vereine, die besonders in den letzten zwanzig Jahren wie Pilze aus dem Boden der Akademie geschossen sind. Zwei Klassen sind hier zu unterscheiden, einmal die Vereinigungen von Studenten derselben Wissenschaft, die unter der Leitung eines oder mehrerer Dozenten Übungen im Bereiche ihres Fakultätsstudiums anstellen. Solche Vereine, die zum größten Teile erweiterte privatissima sind, sind gewiß nicht ohne Nutzen; sie bergen aber für ihre Mitglieder eine doppelte Gefahr, die Gefahr der Unselbständigkeit bei der immerwährenden Anleitung und die Gefahr der Einseitigkeit bei der Beschränkung des Interesses. Die andre Art der wissenschaftlichen Vereine sind die allgemeinen (philosophische, literarische, wissenschaftliche). Sie treten in der Regel mit gut klingendem Programm an das akademische Publikum heran, wollen die Einseitigkeit wegschaffen und die Studenten der verschiednen Fakultäten einander wissenschaftlich nähern; thatsächlich sind sie oft weiter nichts als Pflanzstätten eines bedenklichen Dilettantismus. Man weiß oft nicht, ob man mehr die Ignoranz bewundern soll, die sich hier breit macht, oder die Arroganz, mit der diese Unwissenheit sich den Schein der Gelehrsamkeit giebt. Der Student muß in erster Linie rezeptiv sein; seine ersten produktiven Versuche bedürfen der Anleitung und Überwachung, wenn sie ihn nicht dem Dilettantismus, dieser Hauptkrankheit unsrer Zeit, in die Arme führen sollen. Ferner sind zu nennen diejenigen Vereine, die irgend eine Fertigkeit pflegen, unter ihnen vor allen die Turn- und Gesangvereine. Die Ruder- und andre Sportvereine wollen sich nicht recht einbürgern, obwohl sie der Sympathien der maßgebenden Kreise in Preußen sicher sein könnten. Gegen die Pflege der edeln Turn- und Gesangskunst in studentischen Kreisen wird kein Mensch etwas haben können; die Gesangvereine erfreuen sich, besonders in Sachsen, einer großen Beliebtheit

in nichtakademischen Kreisen. Sie tragen in der Regel einfarbige Mützen und zweifarbige Bierzipfel und verlangen von ihren Mitgliedern fast das gleiche Aufgehen in dem Vereine, wie es die Korps und Verbindungen fordern, ohne ihnen jedoch den festen Halt zu gewähren, den diese bieten. Bei der oft sehr großen Zahl der Mitglieder ist ein engeres Gemeinschaftsleben auch nicht möglich; es bilden sich wieder kleinere Gemeinschaften im Vereine, „Ecken," deren gegenseitiges Verhältnis manchmal sogar nicht gerade freundschaftlich ist. Merkwürdigerweise sind die Gesangvereine in studentischen Kreisen weniger beliebt. Wenn auch die meisten der gegen sie erhobenen Vorwürfe unberechtigt sind, so muß doch zweierlei gesagt werden: der Gesang kann für Studenten nicht gut gemeinschaftbildend sein; und viele dieser Gesangvereine gehen im Populariſiren des Studentenlebens etwas zu weit. Von den akademischen Turnvereinen, die auch einen großen Verband gegründet haben, haben die meisten drei Farben und besondre Namen angenommen; damit ist das Turnen freilich Nebensache geworden, und die betreffenden Vereine stehen, was Mensuren und innere Gemeinschaft anlangt, fast ganz den Verbindungen gleich.

Im letzten Jahrzehnt sind fast an allen deutschen Universitäten „Vereine deutscher Studenten" entstanden, die sich die Pflege des nationalen Sinnes und christlich-germanischen Geistes zur Aufgabe machen. Begreiflicherweise sind diese jungen Vereine noch in der Klärung begriffen und innerlich noch nicht ganz gefestigt, sie haben sich aber schon überall Sympathien erworben und nehmen besonders in den größern Städten eine achtunggebietende Stellung ein. Ihre Bedeutung liegt nicht in ihrer Mitgliederzahl — obwohl sie fast überall verhältnismäßig „stark" sind —, sondern vielmehr in dem Einflusse, den sie auf die Studentenschaft thatsächlich ausüben, und in der Sympathie, deren sie sich bei den meisten Kommilitonen erfreuen. Ihr Verdienst besteht unter andern darin, daß sie an gewissen Universitäten die bisher immer getrennte Studentenschaft wieder zu gemeinsamen Handlungen veranlaßt haben (Feier des 18. Januar ꝛc.). Man hat ihnen von gegnerischer Seite den Vorwurf gemacht, daß sie antisemitisch seien und die Politik in das Studentenleben hineintrügen. Das erstere ist wahr; sie sind Gegner der Juden, aber ihr Wesen wird deshalb nicht mit dem Worte Antisemitismus bezeichnet. Sie sind nur antisemitisch, weil sie christlich-germanisch sind und die Gefahren, die dem germanischen Geiste vonseiten des Judentums drohen, erkannt haben. Der andre Vorwurf ist aber durchaus unberechtigt. Es ist ein großes Mißverständnis, die Pflege des nationalen Sinnes eine politische Beschäftigung zu nennen. Dann würde auch die Königstreue etwas Politisches sein und der Korpsstudent die Politik in das Studentenleben hineintragen, der den ersten Salamander auf den Kaiser reibt. Couleur tragen die „deutschen Studenten" nicht, nehmen auch in der Duellfrage keine besondre Stellung ein; doch haben sie sich an einigen Universitäten auch auf dem Fechtboden tüchtig bewiesen.

Zum Schlusse müssen noch die farbentragenden „christlichen Verbindungen" genannt werden. Es giebt evangelische und katholische Verbindungen. Unter den erstern nimmt der Wingolf eine hervorragende Stellung ein, der fast an allen bedeutenderen Universitäten besteht. Sie verdammen das Duell vom Standpunkte des Christentums aus, sind aber keineswegs Feinde harmloser studentischer Fröhlichkeit. Unbedeutend sind sie nicht; wären sie dies, sie wären bei der allseitigen Anfeindung, die sie erfahren haben und noch erfahren, längst zu Grunde gegangen, während sie thatsächlich fast allerorten zu den stärksten farbentragenden Korporationen gehören. Den Spott haben sie herausgefordert und werden ihn noch länger herausfordern, aber der ernstere Teil der Studentenschaft hat ihrem Mute die Anerkennung nicht versagt. Die lautesten Spötter sind diejenigen, denen ein Verständnis des christlichen Standpunktes ganz unmöglich ist, weil sie innerlich oder äußerlich diesem Standpunkte fernstehen.

Man sollte meinen, daß bei der Fülle und Mannichfaltigkeit solcher Vereine auch einem Studenten, der die Verbindungsprinzipien nicht billigt, genügende Gelegenheit geboten wäre, sich irgendwo anzuschließen; und man könnte die Frage aufwerfen: Wozu dann die Reform? Die christliche Verbindung, der wissenschaftliche Verein und der Verein deutscher Studenten sind, jedes in seiner Art, ein Stück Reformverein. Aber damit war man nicht zufrieden, man wollte das Leben in den vorhandenen farbentragenden Verbindungen umgestalten und glaubte dies am besten zu erreichen, wenn man eine trikolore „Reformverbindung" schuf.

Was sollte nun an den bisherigen Verbindungen reformirt werden? Vier Dinge sind es im wesentlichen, die man ihnen zum Vorwurfe machte und die man ganz beseitigen oder wenigstens reformiren wollte.

Man sagte zunächst: Die Verbindungen beanspruchen von ihren Mitgliedern eine zu große Menge kostbarer Zeit. Für die ersten Semester mag das richtig sein. Wer unsre akademischen Verhältnisse kennt, wird wissen, daß die ersten Semester auch bei der überwiegenden Mehrzahl der Nichtverbindungsstudenten eine Zeit der Erholung nach der besonders in ihren letzten Jahren geistig in hohem Grade ermüdenden Gymnasialzeit sind. Es ist bedauerlich, wenn dabei eine Menge kostbarer Zeit verloren geht; aber wer es haben kann, dem ist eine solche Pause in der geistigen Arbeit wohl zu gönnen. Es ist auch nicht so schlimm mit der Zeitverschwendung, wie man wohl in fernerstehenden Kreisen annimmt; wenigstens ist es selbst dem eifrigsten Verbindungsmitgliede bei gutem Willen möglich, soviel zu arbeiten, daß er nicht ganz und gar zurückbleibt. Die Verbindungsstudenten machen in der Regel ihr Examen nicht später als die sogenannten „Finken." Und wenn sie es auch etwas später machten, so nehmen sie doch eine Kenntnis mit ins Leben, deren Aneignung mit ein paar Semestern nicht zu teuer bezahlt wird. Sie haben in der Verbindung gelernt, sich der Allgemeinheit unterzuordnen, ihre Worte und Thaten abzuwägen und mit

der ganzen Perſönlichkeit für einen Zweck einzutreten, alles Dinge, über die kein Profeſſor lieſt und die doch der künftige Beamte kennen und können muß. Und noch eins! Hat die Verbindung in den erſten Semeſtern von ihren Mitgliedern viel Zeit beanſprucht, ſo ſtellt ſie in den letzten Semeſtern in dieſer Beziehung gar keine Anforderungen mehr an ſie. Ja man könnte faſt behaupten, daß ſie durch direkte und indirekte Einwirkungen viel dafür ſorgt, daß keiner ihrer Angehörigen „verbummelt." Es iſt ein Stolz der Verbindung, wenn ihre „alten Häuſer" ehrenvoll und geachtet daſtehen. Jene immer noch nicht ganz ausgeſtorbene Spezies der „uralten Studenten" rekrutirt ſich zum geringſten Teile aus Verbindungsſtudenten. Das eine ſoll nicht verſchwiegen werden, daß die Menſuren viel Zeit und Geld in Anſpruch nehmen, da ſie oft größere Reiſen erfordern und ihre Folgen den Paukanten oft wochenlang am Arbeiten hindern.

Zweitens wollte man das „Fuchstum" wegſchaffen, das ein unwürdiger Reſt des Pennalismus ſei. Nun, wer bei dem Verhältniſſe zwiſchen Burſchen und Füchſen, ſo wie es heute beſteht, noch von Pennalismus redet, beweiſt nur, daß er unſre Verbindungen nicht kennt. Die einzige Strafe, der ſich der Fuchs unterwerfen muß, iſt das pro-poena-Trinken. Daß er an den Beratungen über innere Angelegenheiten der Verbindung nicht teil nimmt, bevor er dieſe kennt, iſt doch wohl ſelbſtverſtändlich. Nun wandte man ſich aber gerade gegen die Anleitung des Fuchſes zum Trunke durch die ſogenannten „Fuchshalben." Aber auch dieſe „Erziehung" hat einen gewiſſen Sinn. Jeder einem Kommerſe beiwohnende Student muß das Vermögen beſitzen, ein gewiſſes Quantum ohne bemerkbare Folgen zu trinken. Beſitzt er dieſes noch nicht, ſo muß er es ſich eben durch Übung verſchaffen. Es klingt das ſkurril, iſt aber vollkommen ernſt gemeint. Das zeichnet ja die Kommerſe des S.-C., D.-C. und aller Gemeinſchaften, die die Inſtitution der Füchſe kennen, vorteilhaft aus, daß man bei aller Fröhlichkeit doch thatſächlich höchſt ſelten Betrunkene ſieht. Nur wenn man den Studenten das kommentmäßige Biertrinken überhaupt verbietet, mag man auch die Einrichtung der Füchſe wegſchaffen. Aber der Fuchs lernt nicht nur Biertrinken, er wird auch zur Beſcheidenheit erzogen, er lernt ſchweigen und gehorchen; und das iſt für viele unſrer altklugen Primaner, die mit großer Sicherheit de omnibus rebus et quibusdam aliis zu reden verſtehen, eine herrliche Schule. Mancher muß ſich hier berechtigte Zurechtweiſungen gefallen laſſen, die ihm ſein Klaſſenlehrer nicht hätte bieten dürfen. Wie mancher frühreife Abiturient, der in ſeiner ſich ſelbſt vergötternden Arroganz nichts mehr über ſich ſah, iſt durch das Fuchsjahr wieder auf eine vernünftige Stufe herabgedrückt worden.

Man machte ferner den Verbindungen und ſpeziell den Korps den Vorwurf des Stutzertums und der „Patentfimpelei." Dieſer Vorwurf war berechtigt und iſt es noch. Anſtändig und ſauber ſoll die Kleidung des Studenten

sein, der die Farben seiner Korporation trägt. Das haben auch die Burschenschaften eingesehen, die früher in wirrem Haar und schmutzigem Hemdenkragen den äußern Ausdruck ihrer Prinzipien zu tragen meinten. Wenn aber der Korps- und der Verbindungsstudent sich zum Modenarren herabwürdigt und gar zum Anhänger der jetzt herrschenden greulichen englischen Mode, so ist das tief zu bedauern. Es ist geradezu erstaunlich, auf welche Geschmacklosigkeiten man gekommen ist. Man lief im Sommer mit japanischen Fächern, man hatte ein Armband um den Arm hängen, man trug Miniaturstöckchen, die abgeschnitten schienen; man trägt noch heute die engen, großkarrirten Spleenhosen und die geschnäbelten absatzlosen Schuhe, man trägt Mützen, aus denen mit Mühe und Not vorn die Nase und hinten der unterste Haarschopf hervorsieht, oder solche, die sich zu ihrem Träger verhalten wie der Punkt zum i; und zu alledem nun der herrliche Scheitel, dessen tadellose Erhaltung eine der Hauptsorgen des Studenten ist! Unwürdig ist es für einen, der der geistigen Aristokratie angehören will, solche Dinge mitzumachen; noch unwürdiger, Wert darauf zu legen.

Die schärfsten Angriffe endlich richteten sich gegen das Duellunwesen, besonders gegen die Bestimmungsmensuren. Wie viel ist schon wider und für das Duell geschrieben worden, und doch haben sich die Meinungen weder der Gegner noch der Anhänger desselben nur im geringsten geändert. Die Schlägermensur ist nicht eigentlich ein Duell, sie ist mehr eine ritterliche Waffenübung und eine Mutprobe. Daher die Bestimmungsmensuren. Sie wird allerdings auch zum Zweikampfe, da Streitigkeiten durch sie beendet werden; die weitaus größere Zahl der Mensuren gehören aber der ersten Kategorie an. Auch das sogenannte „Anrempeln" ist in den meisten Fällen nur das Mittel, eine Mensur zu erlangen. Selbst der Gegner des Duells und der Mensur wird zugeben müssen, daß die Mensur in ihren beiden Arten nicht ohne Nutzen sei. Sie entscheidet die zwischen jungen Leuten nicht immer zu umgehenden Händel in einer anständigen Weise, und sie erhöht den persönlichen Mut und das Selbstvertrauen. Wer sich gut auf Mensur geschlagen hat, schlägt sich auch gemeiniglich gut durchs Leben. Für den Gegner der Mensur freilich kommen diese Vorteile nicht in Betracht gegen die weit bedeutenderen Schäden. Daß die Mensuren viel Zeit und Geld verschlingen, dagegen läßt sich nichts sagen; hier kann und muß auch Wandel geschafft werden. Aber diesen Punkt betonen die Gegner am wenigsten. Für sie ist auch das Studentenduell ein „geadelter Mord," für sie ist das „Gesichterzerfetzen" ein kindisches Spiel, dessen sich wahrhaft Gebildete schämen sollten. Mit Gegengründen ist hier, wie schon gesagt, nicht viel auszurichten; nur das eine möge hervorgehoben werden, daß der Schläger, wie er auf der Mensur gehandhabt wird, keine tötliche Waffe ist, trotz der gegenteiligen Auffassung des höchsten Gerichtshofes. In den außerordentlich seltenen Fällen des tötlichen Ausganges eines Schlägerduells ist meist nachzuweisen, daß die eigentliche Todesursache falsche Behandlung oder mangelnde Schonung war.

Wie hat ſich nun die Reformbewegung bisher entwickelt und welche Erfolge hat ſie gehabt? Die erſten Reformverſuche gingen von Jena aus. Wer erinnert ſich nicht aus den ſiebziger Jahren der herrlichen Flugblätter des amicus iuventutis academicae, die am Anfange des Semeſters gewöhnlich verteilt oder verſandt wurden? Der gute Mann ſoll ſein nicht unbeträchtliches Vermögen ſeinen Reformideen geopfert haben und erzielte doch nichts. Es entſtanden Reformverbindungen in Jena, Leipzig und andern Univerſitäten, aber ſie blieben ohne alle Bedeutung. Die alten Verbindungen litten durch ſie nicht die geringſte Einbuße, und die „Finken“ zeigten nicht die geringſten Sympathien für die ziemlich anſpruchsvoll auftretende Neuerung. Die Reformverbindungen gaben durchaus keine Satisfaktion und wurden ſomit nirgends anerkannt.

Im Anfange dieſes Jahrzehnts nun gab Herr Dr. med. Küſter (in Berlin) eine Broſchüre heraus, in der er ſpeziell zur Reform der Burſchenſchaften aufforderte und das Programm der neu zu gründenden Burſchenſchaft entwarf. Er verlangte Aufgeben der alten burſchenſchaftlichen Prinzipien, Fernhalten aller politiſchen und religiöſen Intereſſen, Verſchmähen aller Patentſimpelei und des entwürdigenden Fuchstums, Beſchränkuug und eventuell gänzliche Abſchaffung der Menſur. Nach ſeinem Rezepte entſtand nun eine ganze Menge von Reformburſchenſchaften, vor allen waren es Juden, die ſich dieſer Reformburſchenſchaften bemächtigten. Es iſt wohl nicht zu viel geſagt, wenn man behauptet, daß in den meiſten dieſer Burſchenſchaften fünfzig und mehr Prozent Juden waren. So ſoll denn auch der Burſchenſchaftstag, der in Eiſenach veranſtaltet wurde, ein ſtark orientaliſches Gepräge gehabt haben. Aus den Verhandlungen dieſes Burſchenſchaftstages ward zweierlei klar, einmal, daß die meiſten Reformburſchenſchaften keinen Sinn für ſtudentiſches Leben hatten, und daß in den neugegründeten Vereinigungen eine Tendenz herrſchte, die man im politiſchen Leben „deſtruktiv“ nennen würde. Auch dieſe Gründungen erfreuten ſich und erfreuen ſich der Sympathien unſrer Studentenſchaft nicht. Viele von ihnen ſind nach einer kurzen, ruhmloſen Exiſtenz wieder verſchwunden, andre führen ganz im Verborgenen ein kümmerliches Daſein weiter.

Intereſſant iſt die Entwicklung einer Leipziger Reformburſchenſchaft, die im Jahre 1883 entſtand. Sie war nicht auf den Prinzipien Küſters aufgebaut, ſie war antiſemitiſch und betonte in ihrem Programm das chriſtlich-germaniſche Prinzip. Die Burſchenſchaft that ſich auf als Reformburſchenſchaft und gab nur Satisfaktion nach Genehmigung des Konvents und dann nur unter ſchweren Bedingungen, „auf Abfuhr.“ (Das war nichts neues, die Burſchenſchaften hatten früher dieſelben Beſtimmungen.) Es dauerte nicht lange, ſo gab ſie unbedingte Satisfaktion und nannte ſich „freie Burſchenſchaft.“ Und wieder währte es nicht lange, ſo trat ſie dem D.-C. bei und iſt jetzt ganz und gar in der Burſchenſchaft „Arminia“ aufgegangen.

Das iſt das Schickſal der bisherigen Reformverſuche. Wenn nun auch

alle dieſe Verſuche geſcheitert ſind, ſo iſt es doch unleugbar, daß vieles im Leben unſrer ſtudentiſchen Verbindungen thatſächlich der Reform bedarf. Aber jede Reform muß von den beteiligten Kreiſen ſelbſt ausgehen! Es iſt das eigentlich ſo ſelbſtverſtändlich, daß man kein Wort darüber zu verlieren brauchte. Auf wen wollen denn neuentſtehende Reformverbindungen wirken? Auf die Korps und Burſchenſchaften? Die kümmern ſich ja gar nicht um ſie! Auf das Gros der Studentenſchaft? Von dem haben ſie ſich ja abgeſchloſſen! Eine Reformverbindung wird nun und nimmer reformirend wirken können, ſie exiſtirt neben den andern ohne Wirkung auf die andern.

Was iſt nun zu reformiren? Wir faſſen die Hauptpunkte kurz zuſammen:

1. Man verbanne die unwürdige Patentſimpelei, ohne deshalb in das Gegenteil zu verfallen. Zu erſtreben iſt eine einfache, ſchöne und praktiſche Studentenkleidung. (Der Sammetrock iſt weder einfach noch praktiſch.)

2. Der ſeinen Gründen nach unſinnige und ſeinen Folgen nach verderbliche Verruf zwiſchen den einzelnen Verbindungsarten iſt aufzuheben, ſtatt deſſen ein Zuſammengehen aller farbentragenden Verbindungen in gewiſſen Fragen anzuſtreben.

3. Die Korps mögen aufhören, bei allen Gelegenheiten den Vorſitz und Vortritt für ſich in Anſpruch zu nehmen. Man wird ihnen gern auch vonſeiten der andern gewiſſe Rechte einräumen, die zu fordern ſie allerdings nicht berechtigt ſind. (Wie dieſes prinzipielle Verlangen der Korps gemeinſame ſtudentiſche Handlungen ſtört, ſehen wir faſt alljährlich bei dem zur Feier des Rektoratswechſels üblichen Fackelzuge und haben wir in dieſen Tagen wieder in Breslau geſehen, wo ein zu Ehren des Miniſters geplanter Kommers deswegen unterblieb.)

4. Duelle mit tötlichen Waffen ſind ganz zu entfernen, da der Student noch unſelbſtändig iſt und über ſein Leben nicht verfügen ſoll, weil es ihm noch nicht gehört. Die Menſuren ſind möglichſt zu beſchränken. (Wenn der Verruf aufgehoben iſt, werden die ſo teuern auswärtigen Menſuren mehr und mehr aufhören, da den Verbindungsſtudenten Gelegenheit geboten wird, ſich zur Genüge mit heimiſchen Gegnern zu meſſen.)

Auch hier gilt ſchließlich, was ſich überall als wahr erwieſen hat: daß eine Reform nur dann ausſichtsvoll iſt, wenn ſie vom Boden des Vorhandenen ausgeht und ihr Ziel allmählich zu erreichen ſucht, und daß ein radikales Vorgehen die Mißſtände, die man beſeitigen will, eher verſchlimmert.

Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

Das Hochamt, welches der Patriarch selbst abhielt, dehnte sich für Camoëns, dessen Stirn glühte, dessen dumpfe Erregung von Augenblick zu Augenblick wuchs, fast endlos aus. Längst, ehe mit vollem Glockengeläute und stärkerem Geschützdonner die Wandlung verkündet ward, brauste und dröhnte es vor seinen Ohren, das überangestrengte Auge begann den Dienst zu versagen, schon unterschied er zwischen den Säulenreihen nur noch ein buntes Gewirr von glänzenden Trachten, von demutvoll geneigten Häuptern. Über den Gruppen auf den Stufen der Kirche kreisten Schwärme unruhig flatternder Tauben, sie waren um diese Stunde gewohnt, auf diesem Platze zu rasten und fanden ihn bis auf die letzte Steinplatte unzugänglich. Camoëns dünkte es, als sehe er seine wild durcheinander schwirrenden Gedanken lebendig vor sich. Er versuchte umsonst, sich aus der pressenden Reihe, in der er stand, zu einer freiern Stellung durchzuarbeiten; erst als drinnen in der Kirche endlich der Segen gesprochen war und die Trabanten, welche dem Zuge des Königs voranschritten, aus dem Portal der Kirche auftauchten, fühlte er sich plötzlich die Stufen herabgetragen und ward in dem breiten Raume zwischen Kirche und Hafen seiner selbst wieder mächtig. Eilend stürmte er dem Hafen zu, und es gelang ihm, einen Platz am Ufer zu gewinnen, von dem aus er das prächtige Flutbecken mit der Flotte und das wogende Meer von Köpfen und Leibern ringsumher gleich gut überschaute, ohne so unfrei zu sein wie eben vor den Pforten der Allerheiligenkirche. Sein Blick ward wiederum scharf und hell und flog über die Reihe der Wagen hin, die hinter den Zuschauermassen aufgefahren waren und aus denen Frauen die Einschiffung des Königs und seiner Edelleute sehen wollten. Doch so erwartungs-

voll Camoëns' Blick von einer Geſtalt zur andern flog, er mußte raſch erkennen, daß ſie, um die er bangte, ſo wenig dort ſei als in dem Gotteshauſe. Sie hatte dem König in Cintra Lebewohl geſagt, ſie wollte ihren Schmerz um die Trennung von ihm nicht öffentlich zeigen — Camoëns erblickte in düſterm Nachſinnen neue Hinderniſſe auf dem Wege zu Catarinas Herzen! Doch was auch kommen mochte, jetzt wenigſtens wollte er freier atmen, wollte er der Minute gewiß ſein, in welcher der König den Fuß ins Boot und aufs Schiff ſetzte. Und ſo zwang er ſich, dem königlichen Zuge entgegenzublicken, der, von der Kirche herankommend, zum Teil die Ufertreppen erreicht hatte und ſich angeſichts der Flotte dichter zuſammendrängte.

So oft hatte Luis Camoëns dieſe Stunde vorausgeträumt, daß er jetzt auf das volle Leben im ſtrahlenden Morgenſonnenſchein wie auf ein Traumbild hinblickte. Schimmernde, bunte Gewänder, goldne Ketten und Gürtel, Zierraten aller Art, ſilbern leuchtende Harniſche, funkelnde Schwertgriffe und Schwerter glänzten um den König, der unter dem purpurnen Banner mit den goldnen Kaſtellen und den blauen Schilden ſtand, das an Bord ſeines Schiffes entfaltet werden ſollte. Prunkvoll erſchienen die Schaaren der jungen Edelleute, der Leibwächter, welche Dom Sebaſtian zu Hunderten umgaben. Umſo dürftiger und unzulänglicher war die Ausſtattung und Bewaffnung der Hunderte von gewöhnlichen Kriegern, die rechts und links von den aus der Kirche hervorgeſtrömten Schaaren der Einſchiffung entgegenſahen. Eine Verwirrung, in der niemand mehr ordnete und befahl, herrſchte ſichtlich unter den deutſchen Soldknechten, unter der Schaar der Liſſaboner Bürgersſöhne, welche ſich weigerten, ihren Platz in der Nähe des Königs zu räumen. Dazu wuchs das Getöſe an Bord der Schiffe, ſchwere Tritte, Ketten und Ankerklirren, Trompetenſignale, hundertfache Rufe und ein dumpfes, eintöniges Geräuſch klangen durcheinander, dazwiſchen ſcholl ſchreckhaft das Krachen zuſammenſtoßender Transportſchiffe von der rechten Seite des Hafens. Die Aufregung der abſchiednehmenden wie der müßig gaffenden Gruppen ringsumher wuchs und ergriff auch den Dichter, er grüßte mit Hand und Mund eine Reihe von Bekannten, die zum Heere des Königs gehörten und fragte ſich dazwiſchen wieder, wie lange Dom Sebaſtian noch zu zögern gedenke? Mit einemmale hörte er ſich aus einem Trupp von jungen Kriegern angerufen, die eben auf der Ufertreppe dicht unter ihm in die ſchwankenden Boote einſteigen wollten. Er ſah hinab, und ein Burſche aus Barretos Dörfern, den er ein paarmal im Schloß zu Almocegema geſehen, grüßte, die Lederkappe ſchwingend, zu ihm herauf: Mit Gott, Senhor Luis! Grüßt den Herrn, ſobald Ihr ihn ſeht! Er hatte ſeinen Leuten allen unterſagt, der Werbetrommel zuzulaufen. Ich habe es doch nicht laſſen können, legt ein Wort für mich ein, er ſoll mir nicht zürnen, wenn ich glücklich heimkehre.

Biſt du ſchon lange bei der Truppe, Fernan? fragte der Dichter, den die unverhoffte Mahnung an Almocogema wunderſam berührt hatte. Wann haſt

du Senhor Manuel zuletzt gesehen, und wie ergeht es ihm und seiner jungen Gemahlin?

Ich denke glücklich, Senhor! rief der junge Soldat lachend. Vor einem Vierteljahre, da ich Penedo verließ, hatten wir ein seltenes Fest: Omar, der stumme Mohr des Marokkoprinzen, mit welchem wir drüben ins Feld ziehen werden, hatte einen Anfall auf Donna Esmah, unsers Herrn schöne junge Frau, unternommen, und Senhor Manuel ließ den schwarzen Schuft an die dürre Korkeiche hängen, welche an der Straße nach Cintra steht! Seitdem ist die Schloßherrin sicher und Senhor Manuel vergnügt. Doch Ihr seht, Herr, die Bootsleute werden ungeduldig!

Schwatz du und der Teufel! sagte der Hauptmann des Trupps, der mit entblößtem Degen die Einschiffung seiner Leute überwachte und dem redseligen Fernan einen leichten Schlag mit der flachen Klinge versetzte. Steig ein, Bursche, und du dahinten gleichfalls. Wir müssen rasch hinweg, dort kommen die Schaluppen, die Seine Majestät und ihr Gefolge zum Hauptschiffe hinüberführen sollen!

Camoëns nickte dem jungen Krieger noch einmal freundlich zu, eine Minute später stießen die gefüllten Boote schon ab, während andre, die mit den besten Bootsleuten der Flotte besetzt waren, zur Aufnahme des Königs und seiner glänzenden Umgebung an die große mittlere Ufertreppe heranfuhren. Camoëns wollte des Augenblicks, in welchem der König den Fuß vom Boden seines Landes hinwegsetzte, nicht verlustig gehen, besann sich auch, daß er Tellez Almeida Lebewohl zu sagen habe. Die dunkle Ordenstracht des Priesters hatte er schon längst zwischen den prächtig leuchtenden Wämsern und den hellblitzenden Harnischen entdeckt, die den König umringten. Er trat von dem erhöhten Steine, auf dem er gestanden, herab und legte die wenigen Schritte bis in die Nähe des Königs und seines Kreises ungehindert zurück. Die Augen der Tausende von Zuschauern waren, in atemloser Spannung, alle auf die Gruppe gerichtet, welcher der Dichter zustrebte. Der Lärm, der Camoëns umbraust hatte, verstummte mit einemmale, ein Schauer der Stille ging durch die erregten Massen, selbst auf den Schiffen der Flotte schwieg das Getöse, ehrfurchtsvoll entblößten sich Tausende von Häuptern. Auch Camoëns hatte den Hut abgenommen und hob die Hand zum Auge, um sich vor dem blendenden Lichte zu schützen; er merkte erst jetzt, in diesem feierlichen Schweigen, daß die Sonne heiß brenne und er todmatt sei. Sein Blick suchte Tellez Almeida und kehrte doch wieder rasch zum König zurück, auf dessen Gesicht der träumerisch glückliche Ausdruck noch sichtbar war, welchen Camoëns vorhin wahrgenommen hatte. Indem Dom Sebastian ins Boot stieg, aus welchem ihm Admiral Casalinho, der das Königsschiff der Flotte führte, die Hand reichte, wandte er sich noch einmal nach dem Ufer, um den tausendstimmigen Zurufen zu danken, welche jetzt von allen Seiten laut wurden. Ungeduldig gab er zu-

gleich das Zeichen zur Abfahrt, es war, als ſtrebe er in unruhig-ſehnſüchtiger Erwartung nach dem Deck ſeines Schiffes. Die Heil- und Segensrufe, die ihm zuklangen, erſchollen laut und anhaltend genug, und doch brauſten ſie nicht zuverſichtlich gen Himmel, verhaltenes Schluchzen, wehmütiges Bangen, ein Ton, der den Schutz aller Heiligen für den jugendlichen Herrſcher erflehte, war in ihnen! Auch Camoëns hatte aufjauchzen wollen, und eben doch, wie von plötzlicher Todesahnung erfaßt, nur: Fahrt wohl, mein König, Gott ſchütze Euch! gerufen. Und in dieſem Augenblicke, als Dom Sebaſtian halb unmutig von den Rufern hinweg- und der Flotte zublickte, ward Camoëns von einer heftigen Erregung erfaßt, in der er vergaß, auf den König und das Gefolge der jungen portugieſiſchen Edeln weiter zu achten. In eine ſeitwärts liegende Schaluppe war Tellez Almeida, der Beichtvater, mit zwei königlichen Kaplänen eingeſtiegen, Camoëns hatte deutlich geſehen, daß der finſter vor ſich hinblickende Prieſter ihm auswich und nicht Lebewohl ſagen wollte. Und indem er noch bangend erwog, was Fray Tellez' Rückhaltung zu bedeuten haben könne, entdeckte er auf einmal zwiſchen der Schaar von Hausbeamten und Dienern, die dem König ins Feld folgen ſollten und zum Ufer drängten, während die Boote mit Dom Sebaſtian und ſeinen nächſten Begleitern ſchon auf der Flut tanzten, ein wohlbekanntes Geſicht. Es war der alte Miraflores, der Stallmeiſter der Gräfin Catarina — wie kam er hierher ohne ſeine Herrin? was fiel ihm ein, ſich unter des Königs Diener zu miſchen und ſeine Füße auf die Stufen zum Waſſer hinab zu ſetzen? Das Blut ſchoß Camoëns heiß zu Kopfe und drohte ihm die Beſinnung zu rauben, er ſah Miraflores in eines der Boote ſteigen, ſah das Geſicht des Alten mit einem unverkennbaren Ausdrucke von Hohn auf ſich gerichtet. Miraflores ſtand in feſter Haltung dicht an der Spitze des Bootes, neben dem führenden jugendlichen Seemanne, dem er eifrig zuſprach. Und ehe Camoëns die Beſtürzung, mit der ihn die Erſcheinung, die Miene des Alten packte, nur etwas von ſich abgeſchüttelt hatte, begann der Ruderer mit wohlklingender Stimme ein altes Volkslied, das ſo an Camoëns' Ohr ſchlug, als ob es ihm, ihm allein zugeſungen würde:

Der Fürſt von Portugal
Baut Schiffe kühn und ſtark,
Und mit ihm zieht vom Hafenplatz,
Mein Töchterlein, dein Schatz.

Baut Schiffe, kühn und ſtark,
Und ſchickt aufs Meer ſie bald,
Und mit ihm zieht vom Hafenplatz,
Mein Töchterlein, dein Schatz!

Baut Schiffe ſtark und kühn,
Und ſchickt aufs Meer ſie früh,
Und mit ihm zieht vom Hafenplatz,
Mein Töchterlein, dein Schatz!

Wie zum Takte der Ruder klang das Lied des Schiffers, in den Endreim fielen die Ruderknechte auch andrer Boote ein, und Camoëns, welcher mit irrem Blicke dem entſchwebenden Boote, dem ſingenden Schiffer und dem greiſen Miraflores nachſtarrte, fühlte ſich von dem Blitze geſtreift und gelähmt, der ihm ſein dunkles Bangen und Ahnen jäh und grell erhellt hatte. Aber nur wenige Minuten währte es, daß er unbeweglich ſtand, wild ſprang er die Stufen hinab, drängte die Palaſtdienerſchaft, ſoweit ſie ihm nicht ehrfurchtsvoll auswich, zur Seite. Aus ſeiner Taſche riß er ein Goldſtück hervor, eines der letzten, die er ſein nannte, warf es dem Schiffer des nächſten Bootes in die Mütze und ſich ſelbſt in das Boot, indem er dem verdutzten Ruderer zurief: Nach dem Schiffe des Königs! Jede Minute iſt koſtbar!

Der Bootsführer gehorchte dem Anrufe trotz des Murrens, welches die am Ufer zurückbleibenden, der Einſchiffung ungeduldig harrenden, ſofort erhoben. Da Camoëns allein in dem kleinen Fahrzeuge ſaß, flog dasſelbe den andern übervollen Booten raſch voraus und glitt zwiſchen die Reihen der Kriegsſchiffe hinein, von denen wiederum dröhnendes Getümmel und brauſender Lärm erſcholl. Camoëns hätte die Worte, die der Schiffer an ihn richtete, nicht verſtehen können, auch wenn er minder betäubt und erregt geweſen wäre. Wußte er doch nicht einmal, ob ihn Miraflores wahrgenommen hatte, als ſein kleiner Kahn an dem großen, in dem der Alte ſaß, vorübergeſchoſſen war, unterſchied er doch nicht, ob das gleiche Lied, das ihn vorhin ſo mächtig durchzuckt und jede bange Ahnung in peinvolle Erwartung verwandelt hatte, hinter ihm dreinklang, oder ob es andre Lieder waren, von denen er abgeriſſene Töne zwiſchen dem Schreien, dem Waffenraſſeln und dem Schlagen der Wogen an die Schiffe vernahm. Der Wilderregte hätte nicht ſich noch andern zu ſagen vermocht, was er am Bord des königlichen Schiffes wolle, eine dunkle Gewalt trieb ihn der niederſchmetternden Gewißheit entgegen, die ſeiner dort harrte, und doch ermunterte er mit Zeichen und Mienen den verwunderten Bootsmann zur äußerſten Anſtrengung. Keine Viertelſtunde ſpäter, als der König ſelbſt an Bord gekommen war, ſtieß das kleine Boot, in dem ſich Camoëns augenblicklich emporrichtete, an die königliche Galeere, von der die Schiffsleitern noch in die Flut herabhingen. Indem er haſtig ein Tau zum Hinaufſpringen erfaßte, hörte er doch die Frage des Schiffers noch: Kommt Ihr zurück, Senhor? ſoll ich Euer warten? und beantwortete ſie mit einem kurzen: Warte, wenn es dir gefällt!

Und ſchon klomm er empor, ſchon ſtand er am Bord und überſchaute das breite, von Menſchen wimmelnde Verdeck des Königsſchiffes. Ein Gefühl von Schwindel drohte ihm das Auge zu verdunkeln, als er die Reihen der benachbarten Schiffe entlang blickte, welche in heftiger werdender Bewegung hin- und herſchwankten. Er faßte die nächſte Schiffsplanke, um feſter zu ſtehen und klarer zu ſehen — er mußte ſich bezwingen, wenn nicht alles, was er gethan, warum er gekommen war, vergeblich ſein ſollte. Warum war er gekommen —

was ſuchte, was wollte er hier? Ein bunter Schwarm von Dienern und Trabanten, die goldſchimmernde Gruppe der jungen Edelleute, die ſich auf dem Hochdeck um den König drängte, welcher in kriegeriſchem Waffenſchmuck vom Schiffsrand auf die Flotte, den Hafendamm und die Türme ſeiner Hauptſtadt zurückſchaute — was ſollte er ſie fragen? Keine weibliche Geſtalt war auf dem Deck zu ſehen, mit ſtummer Verzweiflung wandte er ſich ab und ſuchte trotzig, unbekümmert um alle, zwiſchen Kiſten und Ballen, die im Raum verſtaut wurden, die Thüren zu den Kajüten. Ehe er ſie erreichte, fühlte er ſich von einer Hand zurückgehalten, welche ſich mit wahrhaft ehernem Griff um ſeinen Arm legte. Er ſah auf, Tellez Almeida ſtand neben ihm.

Seid ihr doch gekommen, Senhor Luis? fragte er mit leiſer Stimme. Wollt Ihr ſie noch einmal ſehen? Dort — dort iſt ſie! Erkennt Ihr ſie nicht trotz all Eurer Liebe und Leidenſchaft, ſo ſeht Ihr auch, wie alles irdiſche Neigen Trug und Thorheit iſt!

Er deutete auf die wenigen Geſtalten, welche einen Schritt hinter dem Könige auf derſelben Erhöhung des Verdecks ſtanden und das Morgenſonnenlicht auf den Kuppeln des Palaſtes und des Kloſters zum Herzen Jeſu zittern ſahen. Camoëns fuhr zurück, ſein Herzſchlag ſtockte, ſeine Lippen wurden blaſſer: der junge Page mit dem die Stirne tief beſchattenden Hut — er glich ihr, er blickte mit ihren Augen auf Dom Sebaſtian, und ein Strahl leuchtete aus dieſen Augen, den Camoëns noch nie wahrgenommen. Sie war es ſelbſt, er wußte es, und gleichſam wider ſeinen Willen entrang ſich den zuckenden Lippen die Frage: Seid Ihr gewiß, daß es die Gräfin iſt und — daß ſie mit dem König nach Marokko geht?

Wie weit ſie mit ihm geht, weiß Gott allein! verſetzte der Jeſuit, und ſeine Blicke hefteten ſich düſter und drohend auf den König und die ſchlanke, zarte Geſtalt des angeblichen Pagen. Seid gewiß, zu lange ſoll der Taumel der Sünde nicht währen — ich denke, daß der König mir beichtet, bevor wir drüben in Afrika ans Land ſteigen.

Camoëns hatte Mühe, nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen; die ſchmerzliche und hilfloſe Verzweiflung, die ihn ergriffen hatte, und die kalte, ruhige Zuverſicht des Prieſters, der ſo garnichts nach ihm fragte und den nichts kümmerte, als das gebrochene Gelübde, ſtanden in einem Widerſpruche, der die Lachmuskeln reizte. Er fühlte ein Verlangen in ſich aufwallen, nach dem erhöhten Deck hinzuſtürzen, die Hand Catarinas zu ergreifen und ſie von der Seite Dom Sebaſtians hinwegzureißen. Gleichwohl blieb er neben Tellez Almeida ſtehen, ſtarrte regungslos nach dem Pagen und wich mit allen andern zurück, als Admiral Caſalinho plötzlich quer über das Deck ſchritt und gebieteriſch ausrief: Klar Deck — klar Deck! Wer nicht zum Schiff gehört, räume dasſelbe auf der Stelle! Es iſt der Wille des Königs! Auch Ihr, Senhor Luis — Gott befohlen, gehabt Euch wohl!

Der Geschäftige eilte weiter, etwa ein Dutzend Menschen lösten sich aus den dichten Gruppen auf dem Vorderdeck, klimmten die über Bord hängenden Leitern wieder hinab, Camoëns befand sich unter ihnen — er wußte selbst nicht, warum er so sorglich Fuß vor Fuß setzte und nach dem Schiffer umblickte, der ihn hierhergeführt hatte. In dumpfer, stumpfer Gleichgiltigkeit betrat er sein Boot, er nickte nur, als ein paar Bürger von Lissabon, die von ihren Söhnen Abschied genommen hatten und gleich ihm vom Schiffe des Königs hinweggedrängt wurden, um Mitnahme nach dem Ufer baten. Er sah starr in die Flut hinab und erhob den Kopf erst wieder, als das kleine Fahrzeug die langen Schiffsreihen hinter sich hatte und das dichterfüllte Verdeck wieder sichtbar ward, auf dem Catarina Palmeirim noch immer bei König Sebastian stand. Aus dem Boote und von der Ufertreppe, auf der er sich fand, ehe er die Landung bemerkt hatte, schaute Camoëns unverwandt nach der schlanken Gestalt hinüber; die ihm so vertraut gewesen war, die ihm heute so fremd dünkte und mit der die letzte Hoffnung seines Lebens entschwinden mußte. —

Und jetzt ging ein Rauschen und Brausen durch die unabsehbaren Volksmassen, die im Sonnenbrande um das Hafenbecken gedrängt standen. Der Teil der Flotte, welcher der Ausfahrt zunächst lag, entfaltete alle Segel und steuerte dem Meere zu, die hintern Schiffsreihen, auch das schimmernde Schiff des Königs kamen in Bewegung. Camoëns fühlte sich mitten in dem brennenden Schmerze, den er und er allein unter den Tausenden empfand, von der allgemeinen Sorge, die hier jedes Gesicht verdüsterte, mit ergriffen. Er besann sich, was für alle, für sein Land auf dem Spiele stand, in der Verstörung und Empörung seines Herzens mußte er an Manuel Barreto und seine tausendfachen Warnungen denken. Der König und das Heer und — sie, neben der er zu stehen gedacht hatte, fuhren dort hinweg, er aber hätte sich am Ufer niederwerfen und verzweiflungsvoll bald für Catarina und bald um einen Sieg beten mögen, an den er in dieser Stunde so wenig mehr glaubte als der Freund, den er verlassen hatte. (Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Altweibersommer. Wenn die neuerdings fast zur Regel bei uns gewordene Regenperiode des Juli vorüber ist und nun wieder heitere, warme Tage kommen, so ist seit einigen Jahren in gewissen Blättern unabwendbar zu lesen, der „Altweibersommer" sei eingekehrt. Wir glauben dies aus guten Gründen als eine falsche, gänzlich haltlose Auffassung bezeichnen zu dürfen. Die damit bezeichnete Jahreszeit, August und Anfang September, ist einfach der Spätsommer, ja die erste Hälfte August ist entschieden noch zum Hochsommer zu rechnen. Der „Altweibersommer" ist aber nicht der Spät-, sondern der Nachsommer; er schließt die schönen, sommerlichen Tage in sich, die während des Herbstes noch einmal zu kommen pflegen, und kann also frühestens Ende September fallen, erscheint meistens aber im Oktober und bisweilen sogar erst im November.

Schon die Bezeichnung sollte dies unzweifelhaft darthun. Eine Frau, deren Hochsommer vorüber ist, pflegt man doch noch kein „altes Weib" zu nennen. Wohl aber weiß jedermann, daß ältere Frauen nicht selten eine Periode nochmaligen Aufblühens und fast immer eine Zeit stillen, friedlichen Reizes durchmachen, welche wie ein Nachklang des Lebenssommers erscheint. Dieser Zeit vergleicht der Volksmund, in einer Mischung von Schalkhaftigkeit und Sentimentalität, die noch fast

sommerartigen, aber kühlen und stillen Tage des Herbstes. Es hat sicherlich keinen Sinn, auf die zweite Hälfte des wirklichen Sommers diese Vergleichung anzuwenden. Der August bringt noch Gewitter, und der September ist noch eine Zeit reger, unruhvoller Thätigkeit; beides aber verträgt sich mit dem Bilde jener friedvollen Nachblüte nicht, die man auch bei dem „alten Weibe" noch reizend findet. So wenig aber das Bild paßt, so wenig liegt auch ein innerer Grund vor, den zweiten Teil des Sommers, also eine Zeit, die doch selbst in den rauhen Provinzen Deutschlands noch unzweifelhaft zum Sommer gehört, gleichsam zu einem nur noch zweifelhaften Teile des Sommers zu stempeln. Wir wiederholen, daß diese Jahreszeit ganz einfach der Spätsommer ist; es liegt keinerlei Grund vor, hierfür ein andres Wort zu wählen. Wie es einen Vorfrühling und einen Vorsommer, unter Umständen auch einen Vorwinter giebt, so giebt es einen Nachwinter und einen Nachsommer, und der letztere ist es, dem man, weil er eben nicht immer und nicht jährlich zu derselben Zeit kommt, die halb scherzhafte Nebenbezeichnung Altweibersommer gegeben hat.

Daß es sich so verhält, geht auch daraus hervor, daß man im Rheinland noch eine andre, völlig gleichbedeutend mit „Altweibersommer" gebrauchte Bezeichnung hat: man sagt in demselben Sinne „Allerheiligensommer." Da nun der Tag Allerheiligen der 1. November ist, so geht hieraus hervor, daß man dort die schönen Tage des Nachsommers auf Ende Oktober oder Anfang November verlegt. Für die östlicheren Teile Deutschlands mögen sie etwas früher fallen — unter keinen Umständen aber geht es an, sie in den August verlegen zu wollen.

Es ist übrigens eine alte Regel, daß, sowie man von der gesunden Grundlage eines Begriffs oder einer Bezeichnung einmal abgewichen ist, es kein Halten mehr giebt, weil die Willkür naturgemäß keine Grenze mehr kennt und nun jeder zufällige Anlaß — hier z. B. eine sehr früh eintretende Regenperiode oder eine gelegentliche sommerliche Kühle — das Falsche noch falscher werden läßt. So haben wir es wirklich erlebt, daß schon im Juli von „Altweibersommer" die Rede war; nächstens wird man einmal gleich nach Johanni anfangen, davon zu sprechen, und am Ende wird der Altweibersommer in den April oder Mai fallen. Das würde zwar ein schlechter Spaß sein, aber daß wir dies aussprechen, ist kein schlechter Spaß, sondern bitterer Ernst.

Mit Recht klagt man heutzutage über die Mißhandlungen, welche sich unsre Sprache — und leider nicht nur in dem „Judendeutsch" gewisser Zeitungen — gefallen lassen muß. Wolle man diese löbliche Aufmerksamkeit doch auch dahin ausdehnen, daß man den Mißbrauch nicht dulde, der mit gewissen, aus dem Volksgemüt hervorgegangnen Bezeichnungen getrieben wird. Es hat doch jede Bezeichnung ihren Sinn oder sollte ihn wenigstens haben, und so überaus geheimnisvoll, daß man denselben nicht mit einiger Aufmerksamkeit zu entdecken vermöchte, pflegt er auch nicht zu sein. Diesen Sinn sollte man doch aufrecht halten, und nicht die platteste Willkür an seine Stelle treten lassen.

Literatur.

Deutscher Geschichtskalender für 1885. Zweiter Teil. Sachlich geordnete Zusammenstellung der politisch wichtigsten Vorgänge in den außerdeutschen Staaten Europas, dem Kongostaate, den amerikanischen Staaten, sowie interessanter Kongresse und Akte. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1886.

Wir haben in diesen Blättern bereits des ersten Teiles dieses Buches gedacht und freuen uns nun aufrichtig, die schnelle Nachfolge des zweiten anzeigen zu können.

War die sachliche Einteilung des Stoffes an Stelle des bloßen Aneinanderreihens der einzelnen Thatsachen in zeitlicher Folge schon bei der Wiedergabe der Ereignisse in Deutschland sehr erwünscht, so zeigt sich in dem vorliegenden Teile die Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung noch mehr, da sie uns einen selbständigen Abriß der Geschichte jedes Staates bietet, der allerdings, wozu Verweisungen eine bequeme Handhabe geben, stellenweise aus den Mitteilungen vieler andern Staaten ergänzt werden muß; so stehen Belgien und der Kongostaat, Serbien und die, natürlich unter dem Abschnitte über das Osmanische Reich wiedergegebenen Ereignisse über Bulgarien, Ostrumelien und den serbisch-bulgarischen Krieg in Wechselbeziehung. Auch giebt das Buch wertvolle Nachrichten über die auswärtige Politik Deutschlands, wie sie in dem Verkehr mit den übrigen Völkern hervortritt, in den Mitteilungen über Deutschland selbst aber nicht hervortreten konnte, da, wie die Vorrede mit Recht hervorhebt, in keinem Lande die auswärtige Politik so wenig zum Gegenstande parlamentarischer Verhandlung wird wie in Deutschland. Interessant ist der Kampf mit der Anarchie, wie er in den verschiedensten Ländern gleichmäßig hervortritt und allerorten Ausnahmegesetze ins Leben ruft; in Oesterreich zeigt sich als bewegendes Moment der Völker- und Sprachenkampf, von Rußland und den Balkanstaaten und durch den Panslawismus mehr oder weniger beeinflußt, welcher z. B. in der gleichmäßigen Feier der Slawenapostel Cyrillus und Methodius durch römisch- und griechisch-katholische Slawen seinen Ausdruck findet. Wenn auch nicht überraschend, so doch ungemein lehrreich ist die Zusammenstellung der deutschfeindlichen Aeußerungen in Frankreich, welche dort mit dem immer kräftiger auftretenden Radikalismus das Feld beherrschen. Wer den Glauben an den Segen des Parlamentarismus oder des Parteiregiments noch nicht verloren hat, dem empfehlen wir insbesondre die Abschnitte über Dänemark, Schweden und Norwegen, auch den kurzen Abschnitt über Brasilien mit seinen drei Ministerwechseln innerhalb von vier Monaten infolge von Kammerabstimmungen zur Beachtung. Besonders interessant ist die Entwicklung des Kongostaates, nicht allein dadurch, wie dies Staatswesen selbst in die Erscheinung tritt, sondern auch, weil sie uns zeigt, wie man in Belgien die Zwangsjacke der Neutralität, d. h. die Verurteilung zu einem Staate zweiter Klasse, auffaßt und aus derselben, sei es auch auf dem Wege der Gründung eines Nebenreiches in Afrika, herauszukommen sucht.

Diese kurzen Andeutungen über den Inhalt des Buches mögen genügen. Eine ausführliche Inhaltsübersicht und ein gutes Register erleichtern den Gebrauch desselben. Das Buch wird nicht nur den Politikern vom Fach von Nutzen sein, sondern jedem, der einmal die Ereignisse des vergangenen Jahres übersichtlich vor seinem Auge vorbeiziehen lassen will. Schließlich glauben wir aber auch noch darauf hinweisen zu sollen, daß nach unsrer Ansicht es kein besseres Mittel giebt, sich von den Vorzügen unsrer heimatlichen Zustände zu überzeugen, als aus unsrer vorliegenden Zusammenstellung zu sehen, wie es bei andern Völkern hergeht, und daß jeder, der es mit seinem Vaterlande treu meint, beim Anblick der unserm Staatsschiffe von allen Seiten entgegendrohenden Klippen, wie sie das besprochene Werk zeigt, sich vollkommen klar darüber werden muß, daß nur in der unbedingten Hingebung des deutschen Volkes an die Leitung unsers großen Staatsmannes das Heil unsers Vaterlandes gefunden werden kann, alle prinzipielle Bekämpfung desselben aber nur geeignet ist, die Thätigkeit der deutschen Politik zu lähmen und damit das Schicksal unsers Vaterlandes zu gefährden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Schiller der Demokrat.

Ein deutſches nationales Drama verherrlicht den politiſchen Mord.

Die Sozialiſtendebatten in den deutſchen Parlamenten zeichnen ſich naturgemäß durch gelaſſen ausgeſprochene große Worte aus. Das oben angeführte ſteht in der merkwürdigen Mordverteidigung eines der ſozialdemokratiſchen Abgeordneten. Wenn man uns den Vergleich geſtattet, ſo kam ſie uns vor wie die Antwort eines Mannes, welcher auf den Zuruf: „Sieh dich vor, dein Hund iſt toll!“ gelaſſen erwiedert: „Das Beißen iſt eine uralte berechtigte Eigentümlichkeit der Hunde.“ Der Vergleich iſt nicht ſehr ſchmeichelhaft, aber er erſcheint treffend für die Art, mit welcher ſolch eine unglückliche Verteidigung über die mit ſo gewaltigem Ernſte gekennzeichnete Thatſache ſeines Verbrechens hinwegzukommen ſucht. Beweiſe, deren Behauptungen den Grundſätzen des menſchlichen Denkens widerſprechen, bleiben nicht bloß in Logik und Mathematik ungehört. Auch die leider nicht ſo exakte Wiſſenſchaft des Staatslenkers verſchmäht es, auf ſie einzugehen. Richtet ſich aber auch ein ſolcher Beweis mit ſeiner Behauptung im ganzen ſelbſt, im einzelnen kann er doch manches bringen, was ohne ſofortige Vernichtung ſeinen ſtill freſſenden Schaden ſtiftet und ſchließlich gefährlicher wird als der wirbelköpfige Beweisführer. Wer kennt die Grenzen eines an ſolcher Stelle ausgeſprochenen Wortes, wer weiß nicht von der tiefen Wahrheit der Fabel zu melden, wenn er in ſeiner Erinnerung nach Fällen forſcht, wo wirklich aus der Mücke ein Elephant wurde! Wer bürgt uns dafür, daß man nicht eines ſchönen Tages — Abends wollen wir lieber ſagen — von Schiller dem Sozialdemokraten rede! Das klingt lächerlich; iſt es aber ſo unerhört, daß man hehre Namen ausbeuten kann — mit Erfolg, mit großem Erfolg — für alberne, ja unmenſchliche Zwecke? Letzten Winter wurde in Berlin eine Verſammlung

— wir glauben, sie gehörte zu denen, deren Zwecke das zweite Epitheton nicht verdienen — in dem Augenblicke aufgelöst, als eine der ἐκκλησιάζουσαι den „Schiller des Volkes" ins Treffen führte. Ein Beweis, daß ein Polizeileutnant sehr wohl auch Geschmack haben kann. Man lasse den Frauen ihren Schiller, der ihre Würde so hoch besungen hat. Flechten und weben sie aber himmlische Reden ins irdische Leben, so sollten sie ihren Schiller lieber daraus weglassen; er könnte ihnen sonst bedenklich — zu allererst zu ihrem Nachteil — geschädigt werden.

Gewisse Wahrheiten kann man nicht oft genug wiederholen, und gewisse Irrtümer nicht häufig genug widerlegen. Zu den letztern zählt die nun schon hundertjährige politische Legende von Schiller dem Demokraten. Sie ist darum so schwer auszurotten, weil ein in Sachen Schillers schwer abzuweisender Gewährsmann sie aufgebracht hat, nämlich der junge Schiller selbst. Daß der junge Schiller in dieser Beziehung nicht Schiller, daß er hierin eine Zeiterscheinung ist wie jede andre, wie z. B. jene beiden jungen, nach Tyrannenblut brüllenden und doch sehr bald so lammfrommen norddeutschen Grafen, das will dem nicht historisch geschulten Verehrer freilich schwer in den Kopf. Das ist leider der Erdenrest, welcher dem großen Dichter anhaftet, wie jeder über die Zeit erhobenen großen Persönlichkeit. Das Gedächtnis der Menschheit löst sie ab von ihrer Zeit, sie werden zu Ideen, die dasind wie jede andre, jedes Zeitalter nennt sie die ihren und behandelt sie wie solche rein „aktuell." Aber wie der historische Held, so hat auch der große Dichter, bevor er sich zu seinem Ideale höchster Menschlichkeit durchgerungen, der Zeit seinen Tribut gezollt. Bei jenem zeigt dies gleich seine mit ihr eng verwachsene Gesamterscheinung, bei diesem vermittelte es wie zum Fluche jeder, selbst der bloß idealen Vollkommenheit sein Gesamtwerk. Dicht neben jenen höchsten Äußerungen seiner Individualität liegen hier die rohen Trümmer, denen er sie abgerungen hat, und ohne Scheidung mischt sich dem unkundigen Ohre des fernen Hörers die verklärte Stimme des Genius mit den unvollkommenen, wirren Lauten der Zeit.

Die philanthropisch-kosmopolitische Demokratie des deutschen Sturm und Dranges war ein sehr mannichfach zusammengesetztes Wesen; ein wunderliches Gemisch von französischem Rationalismus und englischer Empfindsamkeit, antikem Schulideal und modernem Radikalismus, poetisch ein Bardentum mit Encyklopädienweisheit, Klopstock und Lessing, kurz, wirklich ein tolles Gebräu, aber von deutschem, von echt deutschem Geschmack. Alte Ideale der vorausgegangenen Jahrhunderte kommen da zum Ausdruck, die Taciteischen Germanen der deutschen Renaissance und die Überzeugungskämpfer, die Volkserlöser, die Weltverbrüderer der deutschen Reformation. Der Kraftstil des sechzehnten Jahrhunderts erwacht und mit ihm die ganze realistische Freizügigkeit des germanischen Kunstgeistes. Das war alles so lange eingedämmt gewesen wie das politische Bewußtsein der Nation und entschädigte sich nun durch tolle Sprünge und Grimassen; das

übertyrannt die Tyrannei der Freiheit, da ist das Gesetz nur eine „Schnürbrust, die zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre," da hat es „noch keinen großen Mann" gegeben unterm Gesetz, „aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus," da ist jeder Gymnasialabiturient ein Rousseau, und sein drittes Wort ist „Brutus." In dieser Welt schrieb Schiller seine „Räuber." Ein deutscher Fürst von damals hätte diese Welt nicht geschaffen, wenn er gewußt hätte, daß Schiller darin seine „Räuber" schreiben würde. Dieser deutsche Fürst hat unglücklicherweise die Zeit der anarchistischen Zeitschriften und nihilistischen Manifeste nicht mehr erlebt. Er hätte diese Welt dann trotz seiner Schöpfungsmühe wieder zertrümmert. Aber die Welt besteht trotz Schillers „Räubern," und sie wird bestehen voraussichtlich auch nach den anarchistischen Zeitschriften. Weder die einen noch die andern haben sie wesentlich geändert; denn sie verändert nur das, was sie erhält, was zwar keine Kolosse und Extremitäten ausbrütet, aber sie selbst erschaffen hat, das in sicherer Majestät langsam, aber stetig wirkende, statt zur dürftigen Umkehr des Gegebenen zum gänzlich Neuen, Ungeahnten fortschreitende Triebrad der Welt: das Gesetz.

Wie es damals still und unvermerkt auf abseits gelegenem Eiland die eiserne Klammer schmiedete für die außer Rand und Band gekommene materielle Welt, so mischte es sich leise in die Kopfrevolutionen der tollen Deutschen. Aus der Freiheit' heraus wuchs der kategorische Imperativ der Körper und des Geistes: Napoleon und Kant. Es ist merkwürdig, sie wirkten positiv und individualisirend, die beiden destruktivsten und abstraktesten Helden der Geschichte und Philosophie. Der eine wandelte mit seinen niederschmetternden Triumphen über die politisch im sechzehnten Jahrhundert stehen gebliebenen südlichen und östlichen Nachbarn den Kosmopolitismus der Renaissance in das moderne Nationalbewußtsein, der andre beschränkte bei seiner Kritik des superklugen Rationalismus die vage kosmische Freiheit der theistischen Systeme auf das Individuum, wies von der schemenhaften Menschheit auf den greifbaren Menschen. Beide bewirkten eine Umkehr: die Revolutionäre kehren zu monarchischen Formen, die philosophischen Köpfe zur Poesie zurück. Der citoyen Gille wendet sich mit Ekel von den Schinderknechten in Paris, aus dem revoltirenden Publizisten wird ein stiller Historiker, aus dem materialistischen Strudelkopf der einsame Kantische Idealitätsphilosoph.

Aber Kant ist der „Philosoph der Freiheit," und in Schillers „Gedichten dritter Periode" heißt es noch: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei — und wär' er in Ketten geboren." Kant, der Philosoph der Freiheit, der demokratischen Freiheit? Man könnte fast versucht sein, es den gebildeten Gleichheitsmachern zu glauben, wenn man nicht zufällig seinen Kant gelesen hätte. Man hört die Worte so oft zusammen: Kant — Freiheit, das Gesetz in uns — (mit der geheimnisvollen Miene des Wissenden) der große Königsberger Philosoph. Der hats schon ganz genau gewußt, wie alles dermaleinst kommen würde, aber

Digitized by Google

er war ein Fuchs, der Alte vom Königsberge: er scharrte seine Weisheit ein in dunkle philosophische Höhlen, damit nur seine Mitfüchse daran kosten könnten. Hat ihm aber alles nichts geholfen. Wir sind rüstige Jäger und haben es aufgestöbert. Ob man uns glaube oder nicht, man hört solche Phrasen. Um nur ein Beispiel anzuführen: wer einmal sich davon unterrichten konnte, was sogenannte philosophische Materialisten sich für einen Kant zu ihrem Privatgebrauch zurecht machen, der wird alles für möglich halten. Das Ansehen Kants im heutigen republikanischen Frankreich steht sicherlich zu diesem demokratischen Kant in Beziehung. Es ist gewiß ein Fortschritt des menschlichen Bewußtseins, daß es — äußerlich wenigstens — keine Geheimlehren mehr duldet, daß der Gedanke frei, das Wort Gemeingut ward, aber das Herz könnte einem bluten, wenn man sieht, in welcher Gestalt sie es mitunter werden.

Kants überaus strenge Rechtsanschauung, die im härtesten Gegensatz gegen alle Nützlichkeits- und Sicherungstheorien das Recht um des Rechtes willen geschehen läßt, sein selbst in Schillers Augen fast in abstoßender Gestalt auftretendes Pflichtgebot, seine Meinung von dem entschiednen Hange der menschlichen Natur, dem in ihr mahnenden Gesetze entgegenzuhandeln (das Radikalböse), endlich seine — aus dem architektonischen Prinzip der menschlichen Vernunft abgeleitete — durchgehende Forderung einheitlicher Direktive lassen den wahren Kant in etwas anderm Lichte erscheinen. Ganz anders liegt die Frage bei Schiller. Der Dichter, und sei er selbst ein so subjektiver wie Schiller, spiegelt immerhin eine ganze Welt, nicht bloß von Gestalten, auch von Meinungen; er läßt sich schwer von ihr sondern, sein Geist, über ihr schwebend und sie durchdringend, ist eben so schwer zu fassen wie der des Makrokosmus. Bei Schiller gilt ferner ganz besonders das einschränkende Urteil, welches er selbst über Kants Art fällt, „daß dieser heitere und jovialische Geist gewisse düstere Eindrücke der Jugend u. s. w. nicht ganz verwunden habe.“ Sie kommen gerade bei ihm noch mitunter zum Durchbruch. Dann spöttelt er wohl gelegentlich über „reichsfreiherrliche Philosophie“ und macht Oger aus seinen Tyrannen. Es ist auch in dieser Beziehung ein Glück für ihn gewesen, daß er wieder zum Dichter ward, daß diese „pathologische Seite,“ welche dem Philosophen, dem Historiker „ein grämliches Ansehen“ gegeben hätte, in seine Dichtung hinüberfließen und zur „menschlichen“ Gestalt werden konnte. Wahrlich, er „machte seine Flügel vom Lebensschmutze los,“ indem er Menschen formte. Wie rein, wie überwältigend groß dann seine Persönlichkeit wurde, hat niemand so beobachten und empfinden dürfen, aber auch können, als sein gewaltiger, diesen Höhenlauf menschlicher Entwicklung bestimmender und begleitender Freund. Man weiß, wie Goethe jede Gelegenheit benutzt, sich vor der Majestät dieser Persönlichkeit zu beugen. Wie man dennoch dazu kommen konnte, aus dieser bis zum Höchstmenschlichen geläuterten Individualität eine Parteinatur und noch dazu die trübere, rohere unter den beiden Grundtypen zu machen, ist bereits

im Eingang angedeutet worden. Für Schillers „demokratiſche Tendenzen“ ſprechen zu bedenklich Epigramme, wie die Dreiheit: „Politiſche Lehre,“ „An einen Weltverbeſſerer“ und beſonders das reſignirte Xenion Majestas populi:

Majeſtät der Menſchennatur! Dich ſoll ich beim Haufen
Suchen? Bei wenigen nur haſt du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle ſind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

Einen fortlaufenden Kommentar zu dieſer polariſchen Entwicklung bieten die proſaiſchen Schriften, in welchen der vom Dichter Schiller bekanntlich oft überraſchend verſchiedene Menſch Schiller redet. Die bezüglichen Äußerungen aus der erſten und zweiten Periode ſind maßvoller, als man von dem Jüngling Schiller, den man nur etwa aus ſeinen Dramen kennt, erwarten ſollte. Auch hier hat er nicht bloß der „ſpekulativen Schwärmerei,“ ſondern auch der hiſtoriſchen und naturwiſſenſchaftlichen Frühfertigkeit und Naſeweisheit des Jahrhunderts ſeine Opfer gebracht, aber ſtets in einer Faſſung und Umgebung, die den unbefriedigt Ahnenden, den fort und höher Strebenden deutlich kennzeichnen. Aufſätze von ſo durchgehender Naivität wie jener „Über die erſte Menſchengeſellſchaft nach dem Leitfaden der moſaiſchen Urkunde“ mit ſeinen Rouſſeauſchen Gedanken über rationaliſtiſche Zurechtlegungen der Entſtehung von Standesverſchiedenheit, Eigentum, Königsgewalt werden in Schach gehalten durch den um ein Bedeutendes reiferen „Die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon.“ Die kleine Abhandlung „Über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“ mit ihren erſten Anſätzen zur Würdigung des Mittelalters bildet unter den hiſtoriſchen einen völligen Einſchnitt, wie der Aufſatz „Über Anmut und Würde“ unter den philoſophiſchen. Er behandelt zwar auch hier noch Natur „die gute Mutter,“ d. h. die Realität, „mit jenen harten Ausdrücken,“ welche Goethen „dieſen Aufſatz ſo verhaßt machten.“ (Zur Naturwiſſenſchaft im allgemeinen. Einwirkung der neuern Philoſophie.) Man ſieht, wie ſchwer es ihm wird, „das Evangelium der (abſolut guten) Freiheit, das er predigte,“ nicht bloß mit „den Rechten der Natur,“ ſondern ſelbſt mit dem Kantiſchen Geſetz in Einklang zu bringen. Nicht der Imperativ, ſondern die Kritik des abſoluten Determinismus und vor allem das Poſtulat war es, was ihn zuerſt zu Kant heranzog. Rührend klingt das aus Sätzen heraus wie folgender: „Über die Sache ſelbſt kann nach den von ihm (Kant) geführten Beweiſen unter denkenden Köpfen, die überzeugt ſein wollen, kein Streit mehr ſein, und ich wüßte kaum, wie man nicht lieber ſein ganzes Menſchſein aufgeben, als über dieſe Angelegenheit ein andres Reſultat von der Vernunft erhalten wollte.“ Aber vor der „Härte, mit der die Idee der Pflicht in der Kantiſchen Moralphiloſophie vorgetragen wird,“ ſchreckt er zurück; er verſucht ſie von dem Syſtem abzulöſen und nur zu einem Korrektiv des „ſchlaffen Zeitcharakters“ zu machen. Kant „war der Drako ſeiner Zeit, weil ſie ihm eines Solons noch nicht wert und empfänglich

ſchien." Doch iſt der Einfluß des Radikalböſen und die Eindrücke gerade der Zeit, in welcher die Schrift entſtand (ſie erſchien 1793 im zweiten Stück der neuen „Thalia") bereits ſehr deutlich. „Was die Natur mit unermüdeter, ſtiller Thätigkeit erbaute, wird oft wieder umgeriſſen von der Freiheit, die gleich einem anſchwellenden Strome über die Ufer tritt." Schiller entlehnt ſeine Bilder im philoſophiſchen Vortrage ſehr gern den politiſchen Verhältniſſen. Das früher ſo beliebte Ideal der Republik fehlt auffallenderweiſe hier vollſtändig. Dagegen erſcheint jetzt zur Veranſchaulichung des einen äſthetiſchen Extrems die „rohe Materie in Freiheit," das Bild „einer wilden Ochlokratie, wo der Bürger durch Aufkündigung des Gehorſams gegen den rechtmäßigen Oberherrn ſo wenig frei, als die menſchliche Bildung durch Unterdrückung der moraliſchen Selbſtthätigkeit ſchön wird, vielmehr nur dem brutaleren Despotismus der unterſten Klaſſen, wie hier die Form der Maſſe, anheimfällt." An der Stelle, wo man zuerſt den Vergleich mit der Republik erwarten ſollte, bei der Erörterung des angeſtrebten Reſultats, des freien Spiels der ſinnlichen und geiſtigen Kräfte, der Aufhebung des Gegenſatzes zwiſchen „ſoll" und „darf," zwiſchen Pflicht und Neigung, wird mit ausdrücklicher Hinweiſung auf ihre (hier ſehr bedeutſame) Übereinſtimmung folgende „bildliche Vorſtellung" ausgeführt: „Wenn ein monarchiſcher Staat auf eine ſolche Art verwaltet wird, daß, obgleich alles nach eines Einzigen Willen geht, der einzelne Bürger ſich doch überreden kann, daß er nach ſeinem eignen Sinne lebe und bloß ſeiner Neigung gehorche, ſo nennt man dies eine liberale Regierung." Daran ſchließt ſich noch als eine in unſerm Zuſammenhang wichtige Einſchränkung die Bemerkung, daß „man großes Bedenken tragen würde, ihr dieſen Namen zu geben, wenn der Bürger ſeine Neigung gegen den Willen des Regenten behauptete; denn in ſolchem Falle wäre ſie garnicht Regierung."

Als der Hofrat und Profeſſor Friedrich Schiller im Jahre 1793 ſein Heimatland wiederſah, das er vor zwölf Jahren als Rebell und Flüchtling verlaſſen hatte, war es wohl natürlich, daß die Genoſſen ſeiner Jugend ihn kaum wiedererkannten. Ein ernſter, ſtiller Mann war aus dem berüchtigten Regimentsmedikus geworden, der damals aus dem „Käficht" entwich, deſſen „Geiſt nach Thaten dürſtete" und deſſen „Atem nach Freiheit," der „mit dem Worte: Mörder! Räuber!" den erſchreckten Schwaben „das Geſetz unter die Füße rollte." Er war ein vornehmer Mann geworden, etwas Unnahbares lag in ſeinem Benehmen, und der Unvorbereitete trat wohl ſcheu einen Schritt zurück vor dem langen, blaſſen Manne mit der ſchlechten Haltung und den hoheitsvollen Zügen, mit dem feurigen Haar und den ruhigen Augen, jenen Augen des „heiligen Willens," in denen „hoch über der Zeit und dem Raume webt lebendig der höchſte Gedanke." Die Freiheit der Gedanken, ſie war ſeine Zuflucht geworden, nachdem er den „ewigen Abgrund" erkannt hatte, der Menſchliches vom Göttlichen trennt; er opferte das heilige Palladium ſeines Menſchentums nicht, aber er trug es in die „heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen," er „ließ die Schönheit

der Freiheit vorangehen," er urteilte, „daß man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zur Freiheit wandert." Damals schrieb er die Briefe „Über die ästhetische Erziehung des Menschen," sein ästhetisches und wohl auch sein politisches Glaubensbekenntnis. Bei ihrer Konzeption waren seine Blicke als Philosoph und Weltmann noch erwartungsvoll auf den politischen Schauplatz geheftet, „wo jetzt, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird." Damals schien es ihm noch, daß „eine Frage, welche sonst nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, nun vor dem Richterstuhl reiner Vernunft anhängig gemacht sei," er „rechtfertigt den Versuch eines mündig gewordenen Volkes, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen," vor dem sittlichen Menschen ist dieser gewordene Naturstaat nur „das Werk blinder Kräfte" ohne eine Autorität, „vor welcher die Freiheit sich zu beugen brauchte," denn schließlich „muß alles sich dem höchsten Endzwecke fügen, den die Vernunft in seiner Persönlichkeit aufstellt." Allein schon im weitern Verlaufe dieser Untersuchung erkennt er, daß „der physische Mensch wirklich, der sittliche dagegen nur problematisch ist," er erkennt, daß seine „den Naturstaat aufhebende Vernunft" den wirklichen Menschen an den problematischen wagt, daß sie „die Existenz der Gesellschaft wagt an ein bloß mögliches Ideal von Gesellschaft." Jedoch dies Ideal ist „moralisch notwendig," es muß in der Idee vorhanden sein, wenn die Würde des Menschen gewahrt bleiben und zu möglichster Verwirklichung gelangen soll. „Das große Bedenken ist, daß die physische Gesellschaft in der Zeit keinen Augenblick aufhören darf, indem die moralische in der Idee sich bildet, daß um der Würde des Menschen willen seine Existenz nicht in Gefahr geraten darf." Es gilt also ein Mittel zu finden, welches unbeschadet dem Bestehen der Gesellschaft den einzelnen Menschen und somit letzten Endes die Gesamtheit jenem Ziele näher bringt, ein Mittel, welches die Gesellschaft „von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig macht" und trotzdem „eine Stütze für ihre Fortdauer" bildet. „Diese Stütze findet sich nicht in dem natürlichen Charakter des Menschen, der, selbstsüchtig und gewaltthätig, viel mehr auf Zerstörung als auf Erhaltung der Gesellschaft zielt; sie findet sich ebenso wenig in seinem sittlichen Charakter, der, nach der Voraussetzung, erst gebildet werden soll, und auf den, weil er frei ist und weil er nie erscheint, von dem Gesetzgeber nie gewirkt und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte." Das Ergebnis ist also wiederum ein ideales: „Es käme darauf an, von dem physischen Charakter die Willkür und von dem moralischen die Freiheit abzusondern — es käme darauf an, den erstern mit Gesetzen übereinstimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, diesen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beiden verwandt, von der Herrschaft bloßer Kräfte zu der Herrschaft der

Gesetze einen Übergang bahnte und, ohne den moralischen Charakter an seiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem sinnlichen Pfande der unsichtbaren Sittlichkeit diente." Einen solchen dritten Charakter erzeugt nun die ästhetische Erziehung. Kann ihr Resultat aber jemals ein solches sein, daß es der „den Naturstaat aufhebenden Vernunft" die erforderliche Stütze mit den nötigen Garantien gewährt? Die Antwort wäre — nach seinen Bedingungen — positiver zu geben als bei Schiller. Jeder individuelle Mensch trägt ja nach seiner Voraussetzung „einen reinen, idealischen Menschen in sich," und der Staat (Ideal- und Naturstaat wird hier nicht unterschieden) ist ja nichts andres als die „Repräsentation dieses reinen Menschen, der sich, mehr oder weniger deutlich, in jedem Subjekt zu erkennen giebt," nichts als die „objektive und gleichsam kanonische Form, in der sich die Mannichfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet." Hat nun ästhetische Erziehung die von ihr gerühmte Kraft, jenen „dritten Charakter" zu schaffen, aus dem individuellen Menschen den versteckten idealen soweit herauszulocken, daß er eine Stütze für den sich bildenden Vernunftstaat wird, warum setzen wir nicht alle Hebel in Bewegung, um dies so sichere Ziel sobald als möglich zu erreichen? Warum lassen wir diese Wunderkraft ungenutzt? Warum quälen wir uns in einem engen, unsichern Dasein, warum behelfen wir uns, um dies zu erhalten, mit komplizirten, niemals zuverlässigen Staatsmaschinerien, statt einfach unser Zauberwerk in Bewegung zu setzen, ästhetische Erziehung in Aktion treten zu lassen und so sofort jenen Mittelzustand herbeizuführen, in welchem „der Mensch der Zeit mit dem Menschen in der Idee zusammentrifft"? Dann wird der einzelne (empirische) Mensch Staat, ohne seine Individualität aufzugeben, der Staat als „der reine Mensch" braucht „den empirischen nicht mehr zu unterdrücken" und kann doch seine Würde als objektive, kanonische Form aller Individuen bewahren. Man könnte freilich einwenden, daß es überflüssig sei, solche Folgerungen erst zu ziehen, da Schiller selbst daran nicht gedacht hat. Andre politische Künstler und künstlerische Politiker aber haben in unserm Jahrhunderte ernsthafte Theoreme darauf gebaut, es diene daher zum Beweise, daß auch das Ausdenken dieses revolutionären Gedankens an Ungeheuerlichkeit verloren hat. Für Schiller gilt dies noch nicht. Überdies war er zu sehr der Mann des Unbedingten, um an pedantischen Anpassungen des Ideals Gefallen zu finden, geschweige denn an Zerrbildern. Schon manches in den obigen Äußerungen hat uns angedeutet, daß er sich schließlich wie mit dem moralischen Gesetze so auch mit dem Staate, seinem Vertreter, so gut es ging, aussöhnte. Geschichte und Drama hatten ihm gelehrt, daß „in seinen Thaten sich der Mensch male." Er beurteilt ihn nicht mehr nach seinen Ideen, er sieht und sieht mit Entsetzen, „wie er sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet." „In den niedern und zahlreichern Klassen stellen sich uns rohe, gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Bande der bürgerlichen Ordnung entfesseln und mit unlenksamer Wut zu ihrer tierischen Befriedigung

eilen. Es mag also sein, daß die objektive Menschheit Ursache gehabt hätte, sich über den Staat zu beklagen; die subjektive muß seine Anstalten ehren. Darf man ihn tadeln, daß er die Würde der menschlichen Natur aus den Augen setzte, so lange es noch galt, ihre Existenz zu verteidigen? Daß er eilte, durch die Schwerkraft zu scheiden und durch die Kohäsionskraft zu binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war?" Wiederum als zeitgemäße Anspielung erscheint folgender allgemeine Satz: „Seine (des Staates) Auflösung enthält seine Rechtfertigung. Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück." Zeigt sich somit auf dieser Seite die prohibitive Notwendigkeit des Staates greller als je, so bietet auf der andern (seinen positiven Nutzen betreffend) „der Anblick der zivilisirten Klassen" weniger als jemals Hoffnung, ihn durch Kultur entbehrlich gemacht zu sehen. „Hier Verwilderung, dort Erschlaffung." Die „Depravation des Charakters" der obern Klassen empört umsomehr, „weil die Kultur selbst ihre Quelle ist." „Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im ganzen einen so wenig veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbnis durch Maximen befestigt. Wir verleugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moralischen ihre Tyrannei zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerstreben, nehmen wir ihre Grundsätze von ihr an. Die affektirte Dezenz unsrer Sitten verweigert ihr die verzeihliche erste Stimme, um ihr in unsrer materialistischen Sittenlehre die entscheidende letzte einzuräumen. Mitten im Schoße der raffinirtesten Geselligkeit hat der Egoismus sein System gegründet, und ohne ein geselliges Herz mit herauszubringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft." Endlich, nach dieser für unser Thema wichtigen Kritik des sozialen Verdienstes der obern Klassen, noch eine kleine Abschweifung in die bezüglichen Ausführungen, die heute vielleicht mehr am Platze sein dürften, als zu der Zeit, da sie geschrieben wurden. „Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, uns in Freiheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfnis; die Bande des Physischen schnüren sich immer beängstigender zu, sodaß die Furcht, zu verlieren, selbst den feurigen Trieb nach Verbesserung erstickt und die Maxime des leidenden Gehorsams für die höchste Weisheit des Lebens gilt. So sieht man den Geist der Zeit zwischen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwischen Unnatur und bloßer Natur, zwischen Superstition und moralischem Unglauben schwanken, und es ist bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt."

Nach solchem Bekenntnisse erscheint es zweifelhaft, ob Schiller bei irgend einem Volke jene „Totalität des Charakters" für möglich hielt, die fähig und

würdig machen soll, „den Staat der Not mit dem Staate der Freiheit zu vertauschen.“ Wie er über die Grenzen des „ästhetischen Staates“ dachte, in dem „das Ideal der Gleichheit erfüllt wird, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisirt sehen möchte,“ zeigt der Schluß der ästhetischen Briefe. „Existirt ein solcher Staat, und wo ist er zu finden? Dem Bedürfnisse nach existirt er in jeder feingestimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigne schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltsten Verhältnisse mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld geht, und weder nötig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmut zu zeigen.“ Welche politische Form er zur steten Aufrechterhaltung der Möglichkeit solcher höchsten menschlichen Gemeinschaft am geeignetsten erachtete, besagt aufs neue der vorhergehende Gedanke: „Wenn es wahr ist, daß der schöne Ton in der Nähe des Thrones am frühesten und vollkommensten reift, so müßte man auch hier die gütige Schickung erkennen, die den Menschen oft nur deswegen in der Wirklichkeit einzuschränken scheint, um ihn in eine idealische Welt zu treiben.“

Wir glauben uns berechtigt, nunmehr folgende Worte aus dem vierten der ästhetischen Briefe als Quintessenz von Schillers politischer Überzeugung hinzustellen: „Eben deswegen, weil der Staat eine Organisation sein soll, die sich durch sich selbst und für sich selbst bildet, so kann er auch nur insofern wirklich werden, als sich die Teile zur Idee des Ganzen hinaufgestimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Menschheit in der Brust seiner Bürger zum Repräsentanten dient, so wird er gegen seine Bürger dasselbe Verhältnis zu beobachten haben, in welchem sie zu sich selber stehen, und ihre subjektive Menschheit auch nur in dem Grade ehren können, als sie objektiv veredelt ist. Ist der innere Mensch mit sich einig, so wird er auch bei der höchsten Universalirung seines Betragens seine Eigentümlichkeit retten, und der Staat wird bloß der Ausleger seines schönen Instinktes, die deutlichere Formel seiner innern Gesetzgebung sein. Setzt sich hingegen in dem Charakter eines Volkes der subjektive Mensch dem objektiven noch so kontradiktorisch entgegen, daß nur die Unterdrückung des erstern dem letztern den Sieg verschaffen kann, so wird auch der Staat gegen den Bürger den strengen Ernst des Gesetzes annehmen und, um nicht ihr Opfer zu sein, eine so feindselige Individualität ohne Achtung darniedertreten müssen.“ Verlangt jemand nach diesen abstrakten philosophischen Formeln noch nach einer leichtfaßlichen, sinnlichen Darstellung derselben, so verweisen wir ihn auf die gutmütig spottende Weisheit der Epigramme:

An die Gesetzgeber.

Setzet nur immer voraus, daß der Mensch im ganzen das Rechte
Will, im einzelnen nur rechnet mir niemals darauf,

und

Die beste Staatsverfassung.

Diese nur kann ich dafür erkennen, die jedem erleichtert
Gut zu denken, doch nie, daß er so denke, bedarf.

So sind wir wiederum beim Dichter Schiller angelangt. Diese Grenze, wo der Denker sich mit dem Dichter berührt, muß bestimmend sein für die Auffassung der etwaigen „Parteitendenz" seiner Dichtung. Trotzdem dürfte noch ein kurzes Eingehen auf diese letztere für unser Thema ersprießlich werden. Nicht für unsern besondern Fall, denn es ist ein billiges Vergnügen, aus einem Dichter — und namentlich einem dramatischen — für und gegen eine Ansicht Belege herauszufischen. Aber die allgemeine Bedeutung der Frage tritt dadurch vielleicht in ein helleres Licht, ob und inwiefern ein Dichter — ein Dichter! man muß das Wort heutzutage ganz besonders aussprechen — einer Partei dienen kann. Sie so zu beantworten, wie es ein zum Gemeinplatz gewordenes Dichterwort thut, erscheint mit Recht trivial und wird daher nicht selten sehr erfolgreich ironisch oder komisch gewendet. Unter den größten Dichtern aller Zeiten erscheinen entschiedene „Bekenner," man denke an Aristophanes und an den Aristophanischen Gegensatz von Äschylos und Euripides, an Dante, an Milton. Shakespeare zeigt sich als rücksichtsloser Verächter des bei ihm durchweg als Pöbel auftretenden Volkes und neigt oft zweifellos zur aristokratischen Oligarchie und zu feudalen Einrichtungen. Ronsard war starrer Katholik und Gegner des seul roy, Corneille wurde von Richelieu als frondeur behandelt. Je weiter die Geschichte und mit ihr, wie es fast den Anschein hat, der Parteienkampf fortschreitet, desto mehr ließen sich Beispiele häufen. Nahm sich schon der antike Lyriker und Epiker, ja der Dramatiker heraus, im Sinne seines Volkes und Stammes die Stoffe seiner Lieder zu wählen und zu gestalten, um wieviel mehr wird es dem in diesem Punkte noch sensibler gewordenen modernen erlaubt sein, ein Herz zu haben für sein Vaterland und seine Sprache, für sein Volk, seine Eigenart und Sitte! Wenn ewige Rechte der Menschheit in Frage kommen, wenn dämonische Mächte von irgend welcher Seite her des Lebens Höchstes zu vernichten drohen, ja schon, wenn dem geringsten Einzelnen im Weltwirrnis sein Menschheitserbe, sein Recht verkürzt wird, wird da der Dichter nicht unter den ersten aufstehen und mit seiner eindringlichen Stimme Klage rufen gegen die Empörer? Wir sind also weit entfernt, kosmopolitische Indolenz und „objektiven" Naturalismus als absolute dichterische Ideale hinzustellen. Aber der Dichter soll sich hüten, Rhetor zu werden und uns mit kleinlichen Plaidoyers und den Zielen des Tages zu behelligen, er trage nur soviel von seiner Partei in die Dichtung hinein, als sich mit ihr, d. h. dem allgemein Menschlichen, verträgt, er sei ein Herold der Zeit, aber nicht ihr Liktor. Selbst der Lustspieldichter, der Satiriker wird sich als Dichter nur soweit in die Dienste einer Partei stellen, als sie die Ausschreitungen einer andern in Schach hält. Ihre eignen Ausschrei-

tungen wird er sich auf seinem Gebiete sehr wohl hüten mitzumachen. Das klingt selbstverständlich, ist es aber durchaus nicht. Es setzt einen sehr klaren und umfassenden Geist voraus, und von den „Tendenzdichtern" unsrer Zeiten wird es so ziemlich in jedem Werke außer Acht gelassen.

Auch Schiller will man dieser Schwäche zeihen, gerade ihn sollen wir zu den Tendenzdichtern zählen, ihn, der wie kein andrer je sich über sich selbst erhob. War Schillers Ideal der Freiheit, wie es auch seine Dramen belebt, ein Parteiidol, ein revolutionäres Programm? Findet sich darin auch nur ein provozirendes Element, bürgerliche „Piquen gegen Pfaffen und Fürsten," wie bei Lessing? Goethe, der solche bei dem großen Pfadfinder unsrer Literatur gutmütig neckend anmerkt, hat sich im Gegensatz dazu gewundert, wie sein aristokratischer Freund, „der unter uns weit mehr Aristokrat war als er (Goethe)," wie Schiller zu dem „merkwürdigen Glück" kam, „als besondrer Freund des Volkes zu gelten." Als beiläufigen Versuch einer Erklärung fügt er hinzu, daß Schiller „weit mehr bedachte, was er sagte." Diese Erklärung kann in der That schon zum großen Teil genügen, wenn man sie nicht bloß in negativem, sondern hauptsächlich in positivem Sinne nimmt. Ja, Schiller bedachte auch als Dichter weit mehr, was er sagte, denn er bedachte stets, daß er zum Volke sprach. Der Dramatiker muß zum Volke reden können, wenn er Wirkung üben will. Schiller besaß dies Talent. Gerade seine Neigung zum Abstrakten, seine — wir wagen die Bezeichnung — metaphysische Phantasie war hier am Platze. Dazu kommt sein hyperbolischer Stil, im Laufe der Entwicklung zum grandiosen gemäßigt, aber niemals aufgegeben, seine Kraft- und Donnerworte, seine Antithesenkunst, stets verbunden mit jener Fähigkeit, denselben Gedanken lebhaft zu variiren, die jedem Volksredner, ob bewußt oder unbewußt, vertraut sein wird. Goethe, der in Lied und Szene die Sprache des Volkes zu treffen wußte wie keiner, dessen plastische Phantasie mit der Natur wetteifert, Goethe, dessen Gestalten für uns eine Wirklichkeit erlangt haben, als hätten sie existirt, Goethe ist immer der Dichter der obern Zehntausend geblieben, während der im Äther der Ideen verlorne Schiller mit seinen Bühnenhelden und -Heldinnen zum Volksdichter wurde. Denn das Theater mit seinem breiten Publikum, mit seiner popularisirenden Tendenz, der sich nichts entziehen kann, was mit ihm in Berührung kommt, das Theater wird doch schließlich immer der hauptsächlichste Erklärungsgrund für Schillers Popularität bleiben. Der große, ideale Dichter war zugleich ein Theatergenie, nicht bloß ein dramatisches wie Shakespeare, das die innern Bedingungen des großen Lebensgedichtes instinktiv erkennt, sondern ein theatralisches, ein unbewußter Kenner der kleinsten dekorativen und szenischen Handgriffe, ein unfehlbarer Sondirer des Publikums und seiner Stimmung, im ganzen ein Virtuose der komplizirten modernen Bühnentechnik. Wir heben aus dieser Sphäre nur das für unser Thema wichtige Moment hervor, die Wahl der Stoffe. Es ist ein in der Geschichte des Dramas ganz einzig dastehender Fall, daß man einem

Bühnendichter in dieſer Beziehung keinen einzigen Fehlgriff nachweiſen kann. In der „Braut von Meſſina“ iſt es die Form, nicht der Stoff, welcher das Stück den Bühnen entfremdet. Der Stoff iſt als Muſter ſogar für die Literatur verhängnisvoll geworden, die Titelrolle noch jetzt das beliebte Meiſterſtück der „Heldenmütter.“ Was aber bewirkt dieſe glückliche Stoffwahl anders als ein ſcharfes Erfaſſen des dramatiſchen Prinzips der Zeit? Unter dramatiſchem Prinzip im allgemeinen verſtehen wir ſtets einen Kampf, den Kampf des geiſtig Bedeutenden mit der materiellen Übermacht, der je nach dem glücklichen oder unglücklichen Ausgange entweder vor oder nach der Peripetie zu tragiſchen Konflikten führt. Die Alten beſaßen in ihrem Kampfe gegen das Schickſal ein eminent dramatiſches Prinzip, denn dieſe großartige Idee mit ihrer zweifelloſen Gegebenheit erleichterte die Expoſition, erhöhte die Würde und Wandlungsfähigkeit der Stoffe. Die Neuern, denen dieſe Idee abhanden gekommen war, mußten ſie durch ihre Rudimente (Unberechenbarkeit des Menſchlichen, unerbittliche Kauſalität, Schuld, Wahnglaube u. ſ. w.) erſetzen. Es iſt natürlich, daß ſich mit der größern Wandelbarkeit der dramatiſchen Machtidee auch die Stoffe leichter verändern. Der Kampf der Zeit tritt in das Drama ein, die Paſſion des Mittelalters, die ecclesia triumphans der ſpaniſchen Dramatik, der Pfaffenſpiegel und das alte Teſtament der Reformation. Daher ſind auch kampfluſtige und an Kämpfen reiche Zeiten, Zeiten, in denen neue Verhältniſſe ſich vorbereiten, politiſche, religiöſe oder rein geiſtige Gegenſätze miteinander ringen, dem Drama ſtets günſtig geweſen. Schon dem griechiſchen Drama, deſſen äußern Höhepunkt Euripides bezeichnet und nicht Äſchylos. So grollt in Shakeſpeare und Corneille zweifellos das große politiſche Gewitter nach, das in ihrer Heimat die Freizügigkeit des hohen Adels am Felſen der monarchiſchen Gewalt zerſchellen ließ. Schiller iſt der Dramatiker der Revolutionszeit. In ſeinen Dramen kämpft die Volksidee mit dem abſolutiſtiſchen Prinzip. Dieſer Gegenſatz geht — die theoretiſch konzipirte „Braut von Meſſina“ ausgenommen — durch alle ſeine Stücke. Auch Wallenſtein iſt ein Volksmann, der ſelbſtgewordene Lagerfürſt, der ſich auflehnen zu können glaubt gegen die ſcheinbare Schwäche einer hiſtoriſch legaliſirten Macht. Maria iſt wieder in anderm Sinne die Volkskönigin, die im Untergange triumphirt über die Vertreter des Geſetzes, in der „Jungfrau“ gar nimmt das apotheoſirte Volk die ganze Souveränität ins Schlepptau und zeigt, daß ſie nichts ſei ohne ſeine Gnade. Bei den andern Stücken iſt auch der kürzeſte Nachweis überflüſſig.

Die Stoffwahl iſt alſo eine von dramatiſchen Rückſichten eingegebene. Goethe hat in ſeinen — eben deshalb — populären Dramen dasſelbe Stoffgebiet berührt. „Götz“ hat eine gewiſſe Ähnlichkeit mit „Wallenſtein,“ „Egmont“ bietet Berührungspunkte mit „Don Carlos.“ Aber man verſuche ſich einmal auszumalen, wie etwa Schiller dieſe Stoffe behandelt hätte! Wie ganz anders hätte er in dieſen von der Zeit diktirten Themen ſich des dramatiſchen Grund-

motivs bemächtigt, wie rücksichtslos hätte er es herausgearbeitet — für uns, die wir jetzt, von Goethes novellistischem und lyrischem Detail verwöhnt, gern das Drama der Dichtung opfern! Schillers Egmontbearbeitung von diesem Gesichtspunkte betrachtet würde manches verständlicher machen, vieles milder erscheinen lassen, was den rein poetischen Beurteiler (Goethe nicht am wenigsten) verletzte.

Man kann jedoch nicht genug betonen, daß diese Stoffwahl das einzige Zugeständnis ist, welches Schiller dem Geiste der Zeit bis an sein Ende darbrachte. Sein dramatisches Gefühl macht es ihm unmöglich, die Bühne zur Kanzel zu benutzen wie Lessing, oder sich in Charakteren und Situationen, wie er, von außerpoetischen Tendenzen bestimmen zu lassen. Es würde zu weit führen, darauf näher einzugehen, man vergleiche selbst daraufhin das Schillersche Jugendstück „Kabale und Liebe" mit dem Lessingschen Pendant „Emilia Galotti." Gustav Freytag hat in der „Technik des Dramas" die rein poetische Kristallisirung des Stoffes der „Luise Millerin" zur Tragödie so auseinandergesetzt, wie sie war, wie sie beim dramatischen Dichter nicht anders sein kann. Schiller war als Dichter „immer gerecht," wie die Natur, die jener herrliche Chorgesang in der „Braut von Messina" deswegen feiert. Schon in den Jugenddramen ist es erhebend, zu bemerken, wie sicher das poetische Urteil durch den Sturm und Drang des aufgeregten jugendlichen Geistes steuert. Alles wirklich Entscheidende ist doch schon hier ins Gebiet des rein Menschlichen verlegt, nicht ins Systematische und Doktrinäre. Schon hier das echt poetische Abwägen in der dramatischen Vorsehung, Point für Point, Schuld und Sühne, Ethos und Pathos. In jenem merkwürdigen Übergangsstücke, das man eine dramatische Konfession nennen könnte, jenem Stücke, in dem der dramatische Gedanke doch Herrscher bleibt über eine ganze andersartige Welt und das darum wie kein andres die Unzerstörbarkeit des dramatischen Genies beweist, im „Don Carlos" steigert sich dies Abwägen bis zur Ängstlichkeit. Philipp steigt, je mehr Carlos fällt, und Posa-Schiller hält die Wage. Wer dramatisch fein empfindet, wird es unterlassen, sich über die Jungfrau zu moquiren, die „sich furchtbar schnell verliebt in den britischen Lord."

Es ist unter solchen Umständen nichts unsinniger, als einen Dramatiker wie Schiller der „Verherrlichung des politischen Mordes" zu zeihen. Der doktrinäre politische Mord ist eben kein poetischer Vorwurf. Es ist gleichfalls aus diesem Grunde ungerechtfertigt, seine Verherrlichung der antiken poetischen Legende unterzuschieben. Die Alten wären nicht die Alten, wenn sie nicht seine Empfindung genug besessen hätten, solche an rein private Vorkommnisse anzuknüpfen, auf rein menschliche Motive zurückzuführen. Harmodios und Aristogeiton, Brutus, Virginius! Und vollends der Tell! Kann man ein unglücklicheres Beispiel wählen? Der Tell, den der weit schärfer blickende Börne gerade deswegen einen Feigling und Philister schalt, weil er unglücklicherweise bloß eine poetische dramatis persona ist und kein Demokrat im Kostüm des vierzehnten

Jahrhunderts! Der Tell übertreibt ja faſt ſeine Verſicherungen, daß er mit dem Landvogt eine Privatſache auszufechten habe, daß er ihm nicht anders beikommen könne, „dem Herzen des Todfeindes, der ihn will verderben.“ Dem Geſchoß, das er ſo unmenſchlich herausgefordert, muß der Unmenſch erliegen, der Unmenſch, nicht der Landvogt. Das iſt der dramatiſche Mord im „Tell.“ Sollen wir uns in Ausführungen ergehen, wie Tell im Stücke auftritt, welche Stellung er dem Bunde gegenüber einnimmt, ſollen wir das Geſpräch mit Walter breittreten? Kennt man den „Tell“ etwa nicht, oder iſt der „Tell“ unklar, daß er des Kommentars bedürfte? Leider, er wird an dieſem Punkte faſt undramatiſch klar. War es wirklich, wie Goethe meint, der Einfluß der Frauen, oder war es wieder Schillers peinliche Gewiſſenhaftigkeit, der wir den traurigen Geſellen, den Parricida, verdanken? Er tritt auf, um ſich ſagen zu laſſen:

Unglücklicher!
Darfſt du der Ehrſucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Notwehr eines Vaters?
Haſt du der Kinder liebes Haupt verteidigt?
Des Herdes Heiligtum beſchützt? Das Schrecklichſte,
Das Letzte von den Deinen abgewehrt?

Nicht umſonſt hat Schiller ſeinen Tyrannen Geßler mit jenen Zügen perſönlicher Grauſamkeit ausgeſtattet. Hier finde unſre obige Andeutung Beachtung, daß der Druck, welcher auf ſeiner Jugend laſtete, in ſeiner dramatiſchen Dichtung zur glücklichen Löſung gelangte. Einen Zug zum Harten und Grauſamen, mindeſtens Abhärtung dagegen haben feinſinnige Kunſtphiloſophen (beſonders Schopenhauer) ſtets als integrirenden Beſtandteil des dramatiſchen Talents erkannt. Goethe, der doch ſo wohl erkannte, weshalb es ihm unmöglich ſei, eine wirkliche Tragödie zu ſchaffen, ſtand dieſem Zuge bei Schiller trotzdem mit Befremden gegenüber. Daß Schiller in der Egmontbearbeitung den Herzog Alba maskirt der Verurteilung beiwohnen laſſen wollte, erſchien ihm als unerklärliche Verirrung. Daher kann er auch Schillers Geßler den ſeinen ſo ruhig entgegenſetzen, wie er ihn für das Tell-Epos plante: „Einen Tyrannen, aber von der behaglichen Sorte, der gelegentlich Gutes thut, wenn es ihm Spaß macht, und gelegentlich Schlechtes thut, wenn es ihm Spaß macht, und dem übrigens das Volk und deſſen Wohl und Wehe ſo gleichgiltige Dinge ſind, als ob ſie garnicht exiſtirten.“ Nein, der tragiſche Konflikt kann ſolche Tyrannen nicht brauchen. Er braucht grauſame Tyrannen, Tyrannen, die menſchlich fehlen und menſchlich dafür büßen. Nur der darf Hand an ſie legen, der ein Recht auf ſie hat als Menſch. Giebt es einen zwingenderen Beleg dafür als Shakeſpeares Macduff? Aber wozu Belege, da dies uns im Gegenteil eine Regel ſcheint, an der man jedes derartige Drama prüfen kann. Es iſt ſehr bedenklich, wenn eines dieſe Probe nicht beſteht.

Dann iſt es aber auch gleichgiltig, wer das Attentat verübt, ob ein Ad-

licher, ein Bürger oder ein Bauer. Er kann zum dramatiſchen Helden und ſeine That poetiſch verherrlicht werden, denn er iſt ein Menſch. Der „politiſche Mörder“ aber kann nie zum dramatiſchen Helden werden, denn er iſt entweder ein Verrückter oder eine bösartige, des einfachſten ſittlichen Gefühles bare Beſtie.

Möchte um dieſes kurzen Reſultates willen die Unterſuchung über das politiſche Bekenntnis unſers großen Dichters nicht als zu umſtändlich befunden werden. Sie erſchien in allen Teilen zu dieſem Zwecke durchaus notwendig. Vielleicht iſt ſie dem und jenem willkommen, dem bei dem vulgären Geſchwätz von Schillers Demokratie mit dem Gefühle der Unrichtigkeit nicht gleich das nötige Beweismaterial aufſteigt. Ob dasſelbe freilich imſtande ſein wird, zu überzeugen, dafür können wir bei der modernen Ausdehnung der Uberzeugungstreue auf alle Gebiete nicht mehr einſtehen.

Margarethe von Navarra.

Unter den Frauen, die ſich in der franzöſiſchen Geſchichte des ſechzehnten Jahrhunderts einen Namen erworben haben, ſei es durch weibliche Tugenden, ſei es durch faſt männliche Herrſchergabe, heben ſich zwei Geſtalten als ganz beſonders geartet hervor: Margarethe von Navarra und ihre Tochter Johanna. Inmitten der Greuel- und Blutſzenen, welche die damalige Geſchichte Frankreichs füllen, gewährt das edle Bild dieſer königlichen Frauen doppelte Freude. An einer guten Lebensbeſchreibung Margarethens fehlte es bisher in Deutſchland. Umſo dankbarer müſſen wir es begrüßen, daß ein ſo berufener Mann wie Lotheißen an das Unternehmen, uns ihr Leben zu ſchildern, herangetreten iſt.*) In glücklich gewählter Form, die dem Gelehrten durch zahlreiche Quellennachweiſe eingehendere Forſchungen ermöglicht und zugleich einem weitern Leſerkreiſe eine anſprechende Erzählung bietet, hat er ſeine Aufgabe in jeder Beziehung vortrefflich gelöſt.

Königin Margarethe war das älteſte Kind des Grafen Karl von Angoulême, im Jahre 1492 geboren, ihr Bruder, der nachmalige König Franz, war zwei Jahre jünger. Ihre Familienverhältniſſe waren die glänzendſten, ihr Vater war ein Sproſſe der Orleans, ihre Mutter Louiſe ſtammte aus dem Hauſe

*) Königin Margarethe von Navarra. Ein Kultur- und Literaturbild aus der Zeit der franzöſiſchen Reformation von Ferdinand Lotheißen. Berlin, Allgemeiner Verein für deutſche Literatur, 1885.

Savoyen. Nach des Vaters frühzeitigem Tode wurde Ludwig von Orleans, der spätere König Ludwig XII., ihr Vormund; weil dieser letztere ohne männliche Erben war, rechnete die Gräfin Louise seit langen Jahren darauf, daß ihr Sohn Franz, „ihr Herr und Cäsar," welcher von ihr und ihrer Tochter fast vergöttert wurde, einst den Thron besteigen würde. Da die vornehmen Frauen der Renaissance in Italien und in Frankreich genau denselben literarischen, ja selbst philologischen Unterricht genossen wie die Männer, so ward auch Margarethens Erziehung darnach gestaltet; unter Leitung des Abbés Jurault lernte sie Lateinisch und Griechisch, Italienisch und Spanisch. Aber auch die Muttersprache ward darüber nicht vernachlässigt; noch in späten Jahren hat sie mit ihrem Bruder darin poetische Episteln und Lieder gewechselt.

Kaum dem Kindesalter entwachsen, wurde sie 1509 mit dem Herzoge Karl von Alençon verheiratet. Politische Gründe gaben dazu die Veranlassung, beide empfanden keine Neigung für einander. Margarethe gab sich von nun ab umso eifriger den Studien, in erster Linie den theologischen hin. Wenige Jahre später, 1515, kam Franz zur Regierung; mit ihm gelangte der Geist der Renaissance in Frankreich zur unbeschränkten Herrschaft, der Hof wurde der Sammelpunkt hervorragender Künstler, eine Stätte heitersten Lebensgenusses, aber auch der tiefsten Sittenlosigkeit.

Der König zog die Schwester häufig in seine Nähe, auf seinen Reisen war sie meist seine Begleiterin und die einzige, welche nach dem einstimmigen Urteil der Zeitgenossen einen günstigen Einfluß auf ihn ausübte. So scharfblickende Beobachter wie die Gesandten der Republik Venedig rühmen von ihr, daß sie durch ihren Verstand nicht allein die Frauen, sondern auch alle Männer übertreffe; über die religiösen Fragen wisse sie wie wenige Bescheid. Kinderlos, an der Seite eines ungeliebten Gemahls, wandte die Herzogin von Alençon ihre ganze Zärtlichkeit dem Bruder zu, dessen Persönlichkeit ganz dazu geschaffen war, Bewunderung und Zuneigung zu erwecken. Man kann sich kaum einen innigeren Verkehr denken, als wie er zwischen dem Könige, seiner Mutter und seiner Schwester bestand. Die Möglichkeit, aus diesem Dreibund als die letzte übrig zu bleiben, betrachtete Margarethe, wie sie ihrem Bruder einmal schrieb, als das höchste Unglück, welches Gott über sie verhängen könnte. „Wir sind ein Herz, heißt es in einem ihm übersandten Rondeau, und ich füge meinen Willen nach dem deinen. So gedenke auch du daran: wir sind ein Herz." Nur jemand, der die Ausdrucksweise des sechzehnten Jahrhunderts nicht kennt, hat aus diesem und andern von ihren Gedichten auf eine unerlaubte Liebe der Schwester zu dem Bruder schließen können.

Noch in Margarethens Kindheit fallen die ersten Versuche der Franzosen, Italien ihrem Einflusse dauernd zu unterwerfen; König Franz verfolgte die Pläne seiner Vorfahren weiter. Seine Gefangennahme in der unglücklichen Schlacht bei Pavia zog auch seine Schwester mit in den Kreis der Politik.

Louise von Savoyen war während des Königs Abwesenheit zur Regentin bestellt worden, mit wahrhaft männlicher Energie ordnete sie die Verteidigung des bedrohten Landes. Margarethens Sorge war damals zwischen dem gefangnen Bruder und ihrem kranken Gemahl geteilt. Durch regen Briefwechsel suchte sie den Gefangnen aufzuheitern, sprach ihm Trost zu, erzählte ihm von seinen Kindern, wie gut sie aussähen und gediehen, in Gedichten antwortete der König, wie es sein einziger Wunsch sei, seine Schwester, die vielersehnte, wiederzusehen. An den schweren Forderungen Karls V. zerschlugen sich die Friedensverhandlungen, Franz wurde von Italien nach Spanien gebracht. Am Hofe zu Toledo suchte man sich auf neue Bedingungen zu einigen, dorthin begab sich nun, da die Regentin selbst nicht reisen konnte, mit großem Gefolge die Herzogin von Alençon, deren Gemahl kurz vorher gestorben war. Nach langem Zögern hatte sie einen spanischen Geleitsschein auf sechs Monate erhalten. Unterwegs kam ihr die Nachricht von einer schweren Erkrankung des Königs zu, mehrere Gedichte, welche damals entstanden, sprechen die Sorgen jener Tage laut aus:

Wenn ich die Angst, die mich bedrückt,
In meinen Versen könnte klagen,
Wär' ich mit Worten recht geschickt,
Nie hörte man wohl Trübres sagen!

Margarethe fand ihren Bruder in Madrid so sehr erkrankt, daß sie sich zunächst mit Hintansetzung ihrer politischen Sendung ausschließlich seiner Pflege widmete. Ihr heiterer Lebensmut, ihre Mitteilungen über die königliche Familie richteten den Kranken wieder auf, sodaß binnen kurzem jede Besorgnis für das Leben des Königs geschwunden war. Hatte sie diesen Teil ihrer Aufgabe so schnell und glücklich gelöst, so waren die darauffolgenden Verhandlungen zu Toledo umso unerquicklicher und langwieriger. Karl V. und besonders seine Schwester nahmen die Herzogin sehr freundlich auf, aber die vielfachen Unterredungen mit dem Kaiser waren erfolglos, sie belehrten Margarethe nur, daß die Spanier an ein Nachlassen in den Hauptforderungen garnicht dächten. Da es zu keiner Vereinbarung kam, scheint sie selbst ihrem Bruder geraten zu haben, auf Burgund zu verzichten. Darauf wollte aber Franz keinesfalls eingehen, vielmehr unterzeichnete er die Urkunde seiner Thronentsagung, welche Marschall Montmorency, und nicht Margaretha, wie man früher annahm, heimlich nach Frankreich brachte. Da der Geleitsbrief für die Herzogin von Alençon bald ablief und eine Verlängerung nicht erlangt werden konnte, mußte sie im Dezember 1525 die Heimreise antreten, unterwegs erhielt sie vom Könige geheimnisvolle Warnungen und die Mahnung zur größten Beschleunigung; in rastloser Eile, fast wie auf der Flucht, erreichte sie noch knapp vor Ablauf der Frist den französischen Boden. Unmöglich ist es nicht, daß die Spanier sich auch ihrer bemächtigen wollten.

Dem Könige blieb nichts übrig, als sich den Bedingungen Karls V. zu unterwerfen, am Tage vor der Unterzeichnung des Friedens protestirte er jedoch in Gegenwart der französischen Gesandten feierlich gegen den aufgezwungenen Vertrag. Sehr zu seinen Ungunsten verändert, kehrte Franz aus der spanischen Gefangenschaft zurück. Seit dieser Zeit treten die Schattenseiten seines Charakters, sein Egoismus, seine Unbeständigkeit, seine Sinnlichkeit, sein Despotismus immer schroffer hervor. Kurz darauf vermählte sich Margarethe mit dem Könige Heinrich von Navarra; sie war damals vierunddreißig Jahre alt, ihr neuer Gemahl zehn Jahre jünger. An eine Heirat aus Neigung ist kaum zu denken, wahrscheinlich lagen auch hier politische Gründe vor. Dem Könige von Frankreich mußte alles daran liegen, Navarra möglichst eng mit Frankreich zu verbinden. Das Reich der neuen Königin war von geringem Umfange und schwach bevölkert, nur Unternavarra und Bearn mit der Hauptstadt Pau gehörten dazu, Obernavarra mit der Hauptstadt Pampelona war seit 1512 im Besitz der Spanier.

Wenn auch der Hofhalt zu Pau an Glanz und Pracht nicht mit den Höfen der Este und Mediei weitteifern konnte, da Heinrichs Mittel sehr beschränkt waren, so fanden doch Poesie, Wissenschaft und Kunst an Margarethens Hofe dasselbe Verständnis und dieselbe Pflege, wie an irgendeinem andern europäischen Herrschersitze. Bücher, Bilder, Bauten waren das Ideal der fürstlichen Männer und Frauen der Renaissance und auch der Königin von Navarra. Trotz ihrer geringen Einkünfte baute sie fortwährend auf ihren Schlössern, ebenso war sie eine große Bücherliebhaberin, ihre eignen Arbeiten ließ sie von einem ihrer Kapläne kunstreich abschreiben, mit farbigen Initialen schmücken und kostbar einbinden, um sie als Geschenke zu verteilen. Die Porträtmaler Corneille und Clouet nahm sie mit nach Bearn, dem Baumeister Sebastian Serlio verlieh sie eine jährliche Pension. Bei ihren Besuchen in Paris und Fontainebleau war war sie die stete Begleiterin des Königs, wenn er die Künstler in den Werkstätten aufsuchte. Für die Errichtung und Unterhaltung des Collège des trois langues (Hebräisch, Griechisch und Lateinisch), später Collège Royal in Paris trat sie energisch ein und setzte aus ihren eignen Mitteln einzelnen Professoren in Paris und Bourges Jahresgehalte aus.

Das Leben an dem Hofe von Navarra ähnelt sehr dem Treiben an verschiednen kleinen deutschen Höfen des vorigen Jahrhunderts, Pau wurde für ein Menschenalter der Mittelpunkt der literarischen und religiösen Bestrebungen Frankreichs. Trotz ihrer Frömmigkeit und ihrer zahlreichen theologischen Freunde wahrte die Königin dem Frohsinn immer seine Stätte. Den begabtesten aller Dichter, welche an den französischen Höfen des 16. Jahrhunderts lebten, Clement Marot, hatte Margarethe schon frühzeitig unterstützt und in ihren Dienst aufgenommen; in ihrer Umgebung ward er mit den Künsten und Wissenschaften bekannt und war bald auch einer der eifrigsten Anhänger der kirchlichen Reform-

Digitized by Google

partei. Margarethe ſandte ihm zuweilen auf ſeine Epiſteln und Rondeaux eine Antwort in dichteriſcher Form; zuweilen entſpinnt ſich zwiſchen beiden ein ſcherzhafter poetiſcher Briefwechſel. Einmal verlor der Dichter, welcher ſich nicht allzu ſelten in Geldverlegenheiten befand, eine Wette gegen eine von Margarethens Hofdamen und mußte ſich mit einem Gedicht auslöſen. Das Epigramm, das er überreichte, ſchloß mit dem Wunſche, daß er alle ſeine Schulden in dieſer Münze berichtigen dürfte. Margarethe entgegnete für ihre Hofdame, wenn ſeine Gläubiger ihn ſo gut kennten wie ſie, würden ſie ſich gern auf gleiche Weiſe bezahlen laſſen, Silber laſſe ſich nach dem Gewicht abſchätzen, aber Marots Kunſt ſei unſchätzbar. Ein weiteres Epigramm Marots erzählt, er habe der Königin Gedicht den Wucherern gezeigt, und Meiſter Michel ſowie Meiſter Bonaventura hätten ſich daraufhin bereit erklärt, nicht allein noch länger zu warten, ſondern auch noch mehr zu geben, und er, Marot, habe gelobt, das Geld der beiden anzunehmen.

Margarethens Ehe war nicht beſonders glücklich, wenigſtens nicht in den ſpätern Jahren; ihr Gemahl, ein echter Bearner, war zwar ein tüchtiger Regent und umſichtiger Verwalter ſeines Beſitztums, doch ohne Neigung zu den ſchönen Künſten, romantiſchen Träumereien abhold, während ſich ſeine Gemahlin, eine Freundin der ſchönen Natur, nicht ungern ihrer ſchweifenden Phantaſie überließ. Seine wenig verhehlten Liebſchaften kränkten die ſittenſtrenge Frau, welche er bisweilen rauh, ja brutal behandelte.

Über Margarethens kirchliche Geſinnung iſt viel geſtritten worden, den einen galt ſie als entſchiedene Anhängerin des Proteſtantismus, andre erklärten ſich ihre den kirchlichen Reformideen günſtige Haltung als die Neugier einer geiſtvollen, allem Wiſſen eifrig zugewandten Natur. Einig ſind beide Parteien darin, daß ſie eine hervorragende Rolle in der Geſchichte der franzöſiſchen Kirche geſpielt hat. Entſcheidend wurde für ihre kirchliche Richtung ihre Verbindung mit dem Biſchof Briçonnet von Meaux, einem Manne von myſtiſcher Richtung, dem Proteſtantismus nicht ganz abhold, der aber nicht den Mut zu entſchiedenem Auftreten beſaß. Auch die Schriften der deutſchen Reformatoren lernte die Königin von Navarra kennen, Graf Sigismund Hohenlohe ſchickte ihr von Straßburg Luthers Schriften in der Überſetzung. Margarethe war bald für eine Reform der Kirche begeiſtert, auch ihr Bruder und ihre Mutter, hoffte ſie, würden ſich zu dieſer Idee günſtig ſtellen. Nach Franzens Rückkehr aus Spanien ſcheint ſie in der That geglaubt zu haben, den König ganz für die Reformation gewinnen zu können; freilich wie weit ſie ſelbſt in der Änderung der kirchlichen Verhältniſſe gehen wollte, bleibt fraglich. Des Königs ſinnliche Natur und die ſtrenge Richtung der franzöſiſchen Proteſtanten ſtanden in ſchroffem Widerſpruche zu einander; viele Männer der Reform mochte er ſchätzen, weil er in ihnen Gelehrte und Vertreter der aufblühenden Wiſſenſchaften ſah, im großen und ganzen aber hat er die Reform nur nach den politiſchen Vor-

teilen gemeſſen, welche ſie ihm verhieß. Margarethe vermochte den leicht zugänglichen Monarchen lange Jahre hindurch wenigſtens zu Maßregeln der Milde und Duldung zu bewegen. In ſolcher Stellung erhielt ſie eine ungewöhnliche Bedeutung für die Proteſtanten. Sie trat in immer engere Beziehungen zu den Freunden der Reform, im März 1526 bat ſie den Grafen Hohenlohe, welcher im Intereſſe der proteſtantiſchen Sache nach Paris kommen wollte, ſich im April am Hofe einzufinden, der König ſelbſt werde nach ihm ſenden. „Ich hoffe, daß das Wort der Wahrheit Gehör finden wird," ſchrieb ſie. Doch politiſche Rückſichten beſtimmten den König, von einem engen Anſchluß an die Reformpartei abzuſehen. Margarethe war genötigt, Hohenlohe von der Reiſe abzuraten.

Für die Lage der Reformirten war es ein ungünſtiges Ereignis, daß Margarethe den König von Navarra geheiratet und den Hof ihres Bruders verlaſſen hatte. Bald brachen über die Anhänger der neuen Lehre die ſchwerſten Verfolgungen herein, die Verſtümmelung einer Marienſtatue zu Paris gab die äußere Veranlaſſung dazu. Trotz der inſtändigſten Bitten Margarethens — „Monſeigneur, ſchreibt ſie einmal, Ihr werdet in Eurer Gnade ſo handeln, daß man nicht ſage, die Entfernung habe Euch Eure unterthänige und gehorſame Schweſter vergeſſen laſſen" — wurde Berquin wegen ſeiner Ketzerei erdroſſelt und ſeine Leiche verbrannt. Die Annäherung des franzöſiſchen Königs an den Schmalkaldiſchen Bund brachte den Reformirten eine kurze Periode ruhigerer Entwicklung. Die Königin von Navarra folgte dem Fortſchreiten des Proteſtantismus in Deutſchland mit aufmerkſamen Blicken. Namentlich arbeitete ſie an einer Einigung der verſchiednen Richtungen der neuen Lehre in Deutſchland; den flüchtigen Franzoſen zu Straßburg empfahl ſie, alle Beſtrebungen dieſer Art zu unterſtützen. Bucer unterrichtet hiervon Luther, teilt dieſem auch mit, daß die „chriſtliche Heldin" niemals beim proteſtantiſchen Gottesdienſte fehle. Von ſtreng katholiſcher Seite wurde ſie heftig angefeindet, Calvin trat mit ihr in Briefwechſel und ſie ſelbſt veröffentlichte in dieſer Zeit zwei Bücher, welche über ihren Standpunkt kaum einen Zweifel aufkommen ließen. Sie bewog den Biſchof von Senlis, ihr Brevier aus dem Lateiniſchen ins Franzöſiſche zu überſetzen (Les heures de la royne Marguerite). Die Überſetzung erregte an und für ſich ſchon Anſtoß, weil ſie die gewohnte lateiniſche Sprache im Gottesdienſte zu beſeitigen und dafür die nationale herbeizuführen drohte, aber noch mehr erbitterte es, daß alle Gebete an die Jungfrau und die Heiligen darin weggelaſſen waren. Zu derſelben Zeit trat Margarethe mit eignen Gedichten Le miroir de l'âme pécheresse (Spiegel der ſündhaften Seele) hervor. Wenn ſich darin — als eine Art Zugeſtändnis an die Katholiken — einige Lieder zum Preis Mariä finden, ſo leuchtet doch aus der ganzen Sammlung der proteſtantiſche Geiſt hervor: der Glaube wird als das einzige Mittel des Heils betont und in dem marianiſchen Antiphon: Salve regina, mater misericordiae beſeitigt Margarethe

die Himmelskönigin und überſetzt: Je te salue, Jésuchrist roy de misérícorde! 1532 ließ ſie ſogar, bei einem längern Aufenthalte in Paris, einen Saal im Louvre als Kapelle herrichten und öffentlich darin lutheriſchen Gottesdienſt halten. Auch ihr Gemahl, welcher der kirchlichen Bewegung ziemlich gleichgiltig gegenüberſtand, fand ſich dazu manchmal ein, freilich mehr aus Neugierde als aus Überzeugung.

Umſo mehr wuchs jetzt auch der leidenſchaftliche Haß der Gegner. Beim Erſcheinen der zweiten Ausgabe des Miroir, welche unter Margarethens Namen 1533 veröffentlicht wurde, beſchloß die Sorbonne, ohne auf die Einwendungen des Biſchofs von Senlis zu achten, das Werk auf den Index der verbotenen Bücher zu ſetzen, ein Vorgang, der den Zorn des Königs aufs höchſte erregte. Die Gedichte entfeſſelten einen wahren Sturm des Unwillens. Ein Franziskaner in Margarethens Herzogtume predigte, man müſſe Margarethe in einen Sack ſtecken und in den Fluß werfen. Selbſt die Pariſer Schulkomödie erſah ſich die reformfreundliche Königin als Gegenſtand ihres zügelloſen Spottes. Um die Anklagen zu entkräften, beauftragte ſchließlich der König den Rektor der Pariſer Univerſität, Nikolaus Cop, die Meinungen der vier Fakultäten über den Miroir einzuholen, worauf die Univerſität nach einer Rede Cops, welche Margarethen als ein Muſter aller Tugenden und die Beſchützerin der geiſtigen Arbeit feierte, die Dichtungen der Königin als frei von jedem ketzeriſchen Irrtume erklärte. Calvin, welcher damals noch in Paris lebte, glaubte, nun habe der Reformgedanke an der Univerſität geſiegt, und traf Anſtalten, ihn offen zum Ausdruck zu bringen. Aber die Ausſöhnung des Königs mit Papſt Clemens VII. vernichtete alle Hoffnungen. Bereits im Jahre darauf, 1533, erlaubte Franz den Inquiſitionsgerichten, die Unterſtützung der weltlichen Behörden in Anſpruch zu nehmen, wenn es ſich um die Ausrottung der Ketzerei handelte, und ein weiterer Erlaß verurteilte jeden zum Feuertode, welcher durch zwei Zeugen des Luthertums überwieſen würde. Calvin und Cop flohen in die Schweiz. Margarethe ſah ihre Ausſichten, den König für die Reformation zu gewinnen, gänzlich vernichtet, ſie zog ſich nach Pau zurück und war bemüht, wenigſtens dort den flüchtigen Proteſtanten eine Zufluchtsſtätte zu bieten. Die Verfolgung begann mit einer in Deutſchland völlig unbekannten Heftigkeit. Die Zahl der damals in der Dauphiné und im Languedoc gemordeten Waldenſer wird auf dreitauſend geſchätzt.

Wenn aber auch in Beziehung auf religiöſe Fragen Margarethens Einfluß auf den König immer mehr geſchwunden war, ſo wurde doch das innige Verhältnis der Geſchwiſter dadurch nicht geſtört; fortwährend ſtanden ſie in Briefwechſel, an Werken der Kunſt, an der Poeſie erfreuten ſie ſich noch gemeinſam. In Angelegenheiten der Kirche und auch der Politik gingen ihre Anſichten weit auseinander, die Margarethen feindliche Umgebung des Königs wußte durch Verleumdungen und Anklagen Mißhelligkeiten unter den Geſchwiſtern zu ver-

breiten, die Margarethe schwer kränkten. Marschall Montmorency sagte eines Tages dem König offen, wenn man mit Erfolg gegen die Ketzer auftreten wolle, müsse man das Übel mit der Wurzel vertilgen und die Königin von Navarra unschädlich machen. In ihrem eignen Lande fuhr die Königin fort, den Protestantismus zu schützen, in Bearn teilte Bischof Roussel — gewiß mit Zustimmung Margarethens — das Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus, und las die Messe in französischer Sprache. Die Verwaltung Navarras war schon zum Teil in protestantischen Händen, trotz der Edikte König Heinrichs, und selbst in ihren französischen Herzogtümern hatte die Königin die wichtigsten Ämter reformfreundlichen Männern übertragen. Freilich vermochte sie in diesen ihr zustehenden Lehen der französischen Krone den Protestanten einen ausreichenden Schutz nicht zu gewähren. So hatte sie einst der protestantischen Gemeindevertretung von Bourges die bevorstehende Ankunft eines ihrer Kapläne angezeigt und in dem Briefe die evangelische Lehre mit Nachdruck empfohlen. Nach kurzer Zeit wurde ihr Schützling, Michel, in Bourges verhaftet, wegen ketzerischer Lehren vor Gericht gestellt und verbrannt, ohne daß ihm seine Herrin Hilfe bringen konnte. Um einen Neffen Melanchthons, Andreas Melanchthon, zu retten, reiste sie nach Bordeaux und begab sich in den Sitzungssaal des Parlaments, wo sie persönlich Fürsprache für den Gefangnen einlegte. Der starre Calvin, welcher stets offenes Bekenntnis forderte, war mit Margarethens Haltung nicht immer einverstanden, doch blieb er in Briefwechsel mit ihr und schrieb noch 1545 an sie: „Ich weiß, welche Gaben unser Heiland Euch verliehen hat und wie er sich Euer bedient, um sein Reich zu fördern"; sie möge Christus und dessen Kirche dienen, wie sie es bis zur Stunde gethan habe.

Calvins Schreiben beweist, daß die Reformirten die Königin mit vollem Rechte zu ihren Anhängerinnen zählten, wenn sie auch nicht offen zur Reform übertreten konnte. Denn eine entschiedne Absage an die alte Kirche lag nicht im Sinne Margarethens, sie glaubte stets, daß eine Besserung auch ohne Spaltung der Kirche durchführbar sei, ihre Duldsamkeit fand die Wahrheit nicht nur auf der einen Seite vertreten, Calvins tyrannische Heftigkeit, ja Fanatismus schreckten sie ab. Auch Rücksicht auf den Bruder und Erwägungen über die politischen Folgen ihres offenen Übertrittes werden dazugekommen sein. Die steigende Verfolgung der Protestanten bekümmerte sie tief; waren doch viele ihrer Freunde, so der gelehrte Stephan Dolet, ein Opfer der Inquisition geworden. In einem Gedichte aus ihren letzten Lebensjahren fleht sie zu Gott um Kraft für seine verfolgten und mit dem Tode bedrohten Bekenner.

Margarethe hatte nur ein einziges Kind: Johanna. Die schwankende Gesundheit der jungen Prinzessin gab oft zu ernsten Besorgnissen Anlaß, mehr als einmal erschien sie dem Tode nahe. Die Verheiratung der herangewachsenen Erbin von Navarra wurde eine Frage der großen Politik, bald war es der Infant Philipp von Spanien, bald der Herzog von Orleans, bald ein Bourbon

oder der Herzog von Cleve, mit welchem darüber verhandelt wurde. König Franz hoffte schließlich durch diese Verbindung Anhang in Deutschland zu gewinnen und bestand darauf, daß Johanna den Herzog von Cleve heiraten müsse. Es kam zu den schlimmsten Auftritten in der Familie, aber jeder Widerstand Margarethens und ihrer Tochter mußte sich vor dem Willen des Königs beugen. Vor der Verlobung wie unmittelbar vor der Trauung schrieb Johanna auf Veranlassung ihrer Mutter in Gegenwart weniger Vertrauten Erklärungen nieder, in welchen sie sich gegen die ihr aufgezwungene Heirat verwahrte. Die Unterwerfung des Herzogs von Cleve durch Karl V. entschied auch über das Geschick seiner jungen Gemahlin. Der Herzog war jetzt für den französischen König ohne Wert. Margarethe schrieb ihrem Bruder: „Jetzt bitte ich Euch inständig um Eure Hilfe, daß meine Tochter nach dem Recht der Kirche und der Menschen frei werde, wie ich weiß, daß sie es von Gott ist.“ Johanna erneute nun ihren Einspruch öffentlich, worauf der Papst 1546 die Ehe für null und nichtig erklärte.

Diese Verhältnisse mögen auf Margarethe schwer gedrückt haben; bald am französischen Hofe, bald in Bearn, an beiden Orten von Vorwürfen bedrängt, immer ängstlich besorgt um das Schicksal ihrer Tochter und selbst dabei leidend, so verlebte sie diese Jahre. Doch hatte auch der clevische Handel den Verkehr mit ihrem Bruder nur vorübergehend stören können; Franz rief die Schwester bei jeder Gelegenheit wieder zu sich.

Als die Kunde vom Tode des Königs nach Bearn kam, war Margarethe selbst so krank, daß man nicht wagte, sie ihr mitzuteilen, erst durch einen Zufall erhielt sie davon Kenntnis. Die Fassung, mit welcher sie die Nachricht vernahm, währte nicht lange, in der Stille und der Einsamkeit des Klosters zu Tusson suchte sie in den nächsten Wochen sich zu sammeln. Ein Lied, welches sie in diesen Tagen verfaßte, klagt, daß sie nun allein stehe, ohne Eltern und Geschwister, alle irdischen Dinge habe sie aus der Erinnerung verbannt, sie lebe nur in Gott und kenne keinen andern Wunsch, als durch den Tod sobald als möglich mit ihm vereint zu werden.

Ihre Pflichten als Königin, die Verwaltung ihrer Güter, die Sorge für die Armen und Verfolgten riefen sie aus der Einsamkeit zurück. Der Tod des Bruders hatte auch ihre materielle Stellung schwer bedroht, doch gewährte ihr der neue König Heinrich II., welcher die Verheiratung Johannas mit dem Herzoge von Bourbon-Vendôme ins Auge faßte, die früher bezogenen Summen, um sie diesem Plane willfähriger zu machen. Am 20. Oktober 1548 ward die Hochzeit gefeiert, Margarethe war von dem Ereignis tief ergriffen, sie beurteilte ihren Schwiegersohn nicht günstig. Diese Heirat steigerte wohl noch die Entfremdung zwischen Margarethe und ihrem Gemahl. Der Einblick in ihre häuslichen Verhältnisse in diesen letzten Lebensjahren ist nicht erfreulich. Heinrich legte sich keinerlei Zwang mehr auf und behandelte seine Gemahlin, die nun jede Stütze

verloren hatte, ganz ohne Rücksicht. Doch konnte sie sich wenigstens überzeugen, daß die Ehe des jungen Paares glücklich war.

Schwach und fortwährend kränkelnd, zog sich Margarethe auf Schloß Odos in Bigorre zurück und war auf ihr baldiges Ende gefaßt. Als sie in einer Nacht einen Kometen beobachtete, erkältete sie sich und beschleunigte so ihren Tod. Sie starb am 21. Dezember 1549 im achtundfünfzigsten Jahre ihres Lebens. Ihr Heimgang erregte allgemeine Trauer. Thuanus sagte von ihrem Tode: „Um das Ende des Jahres starb zu Odos Margarethe, eine durch die höchsten Gaben des Geistes und Charakters ausgezeichnete Frau."

Margarethe von Navarra war duldsam in einem Zeitalter voller Unduldsamkeit; selbst fromm, achtete sie die Überzeugung andrer, auch wenn ihr diese irrig erschien. Fest in der Gesinnung, suchte sie doch zwischen den streitenden Parteien nach Möglichkeit zu vermitteln. Keine der großen Fragen ihres gährenden Zeitalters blieb ihr fremd, der Theologie widmete sie kaum weniger ernste Studien als der Kunst und der Literatur. In fast heldenhafter Seelengröße trat sie in Zeiten drohendster Gefahr ihrem Bruder wie den protestantischen Flüchtlingen schützend zur Seite. Die ernsten, feinen Züge, welche ein Bild aus ihren spätern Lebensjahren erkennen läßt, der Blick voller Güte stimmen zu diesem Charakter.

Wer heutigen Tages von der Königin Margarethe von Navarra spricht, meint wohl immer zunächst die Dichterin. Denn sie war nicht allein eine begeisterte Freundin aller Kunst und Poesie, sie war auch selbst mit dichterischem Talent begabt. In ihren Gedichten lesen wir ihr eignes Leben; die reformatorischen Ideen, das wechselnde Geschick ihres Bruders, Liebeslust und Liebesleid fanden in ihren Versen lebendigen Ausdruck. „Die französische Literatur — urteilt Lotheißen — hat während der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nur einen einzigen Mann, Rabelais, aufzuweisen, der die Königin an Vielseitigkeit und Tiefe der Gedanken übertraf. Allen andern Dichtern und Schriftstellern ihrer Zeit stand sie voran, sie übertraf selbst Marot, wenn auch nicht an Leichtigkeit, so doch gewiß an Empfindung, geistiger Kraft und sittlichem Ernst." Auch zahlreiche Briefe sind von ihr erhalten, die uns einen Blick in die vornehme, feine Natur der königlichen Frau vergönnen; alle zeigen ihre Selbstlosigkeit, ihr warmes Mitgefühl, zeigen, wie sie immer bestrebt ist, ihr Wissen zu erweitern, und nie die Bestimmtheit ihres Denkens und Handelns verleuguet; in ihrer klaren Sprache sind sie der Ausdruck eines praktischen Geistes. Nur die an Bischof Briçonnet gerichteten Briefe bilden mit ihren verworrenen, überschwänglichen, den Stil des Bischofs nachahmenden Sätzen eine Ausnahme.

Von der Dichterin Margarethe und von den Zuständen der französischen Literatur überhaupt entwirft Lotheißen ein lebensvolles Bild; diese Schilderungen gehören zu den glänzendsten Seiten des Buches. Ausführliche Charakteristiken der bedeutenderen Persönlichkeiten aus dem engern und weitern literarischen

Kreise Margarethens sind geschickt in die Erzählung eingeflochten. Doch müssen wir hierfür die Leser auf Lotheißens Darstellung selbst verweisen.

Außer Gedichten und dramatischen Versuchen haben wir von Margarethe eine kleine Sammlung Novellen, das Heptameron, in der Gegenwart jedenfalls ihr bekanntestes Werk. Daß Margarethe die Form des Decamerons gewählt hat, lag in der Richtung der Zeit; Boccaccio war eben damals von einem ihrer Sekretäre ins Französische übertragen worden und hatte allgemeinen Beifall gefunden. Die Einleitung ist zwischen 1544 und 1547 verfaßt, Margarethe hat indessen wohl schon länger vorher Novellen gesammelt, in ihren Mußestunden, auf der Reise in der Sänfte schrieb sie sie nieder. Mit ihrem heitern Gemüt, ihrer scharfen Beobachtungsgabe, ihrer natürlichen Grazie war sie ganz zu diesem Werke geschaffen. Die Sammlung blieb unvollendet, die letzten trüben Lebensjahre mögen sie von dieser heitern Beschäftigung abgehalten haben. Die nächsten Angehörigen der Königin, Personen aus ihrem Hof- und Freundeskreise, werden im Heptameron, wie Felix Frank nachgewiesen hat, unter falschem Namen eingeführt, wirkliche Vorfälle, geschichtliche Begebenheiten, keine Anekdoten, liegen den Novellen zu Grunde, die Luft jener Kreise weht uns darin entgegen.

Ähnliche Geschichten waren im Mittelalter, namentlich in Frankreich, überaus beliebt, die Mehrzahl ist schlüpfriger Natur, und auch das Heptameron behandelt dergleichen Stoffe mit sichtlicher Vorliebe. Uns fällt es auf, wie eine Frau von der Bildung und dem Charakter Margarethens derartige Novellen voller Derbheiten schreiben und in einer Gesellschaft von Herren und Damen vortragen lassen konnte. Aber der Ton der Gesellschaft war eben damals ein andrer, die Zeitgenossen fanden die Novellen nur komisch, nicht anstößig, sonst würde sie die sittenstrenge Johanna gewiß nicht haben drucken lassen.

Das interessanteste an der ganzen Sammlung sind die Unterhaltungen, welche sich an die Erzählungen anknüpfen; in ihnen spiegelt sich die Lebensanschauung der Königin und ihres ganzen Kreises deutlich ab. Die Novellen hatten gewissermaßen den kühnen, reformatorischen Geist der Unterhaltungen zu decken, denn laut und energisch spricht darin Margarethe gegen Unduldsamkeit, Fanatismus und fromme Heuchelei, und besonders auch gegen die privilegirte Unwissenheit und die Sittenlosigkeit der Mönchsorden. Ist eine Geschichte einmal besonders schlüpfrig, so ist sicherlich ein Kapuziner ihr Held. Der protestantische Gedanke von der Rechtfertigung durch den Glauben wird in den Unterhaltungen offen verteidigt. Ein charakteristischer Zug für den literarischen Geschmack der Verfasserin ist ihre Bemerkung, sie habe keine Gelehrten zur Mitarbeiterschaft heranziehen wollen, weil diese mit ihrer schwülstigen Rhetorik die einfachen Geschichten verdorben haben würden.

Um die Frische und Originalität der Sprache, die Naivität und Einfachheit im Heptameron genügend zu würdigen, muß man sie mit der andrer

Proſawerke der damaligen Zeit vergleichen. Dabei iſt Margarethens Stil nicht kunſtlos, einzelne landſchaftliche Schilderungen, kleine Genrebilder erſcheinen noch heute ſtiliſtiſch vortrefflich.

Ein Schlußkapitel giebt eine kurze Geſchichte der Königin Johanna, der Mutter Heinrichs IV.

Hiermit nehmen wir Abſchied von Lotheißens trefflichem Buche, das für den Literarhiſtoriker nicht minder wie für den Kultur- und Kirchenhiſtoriker gleich anziehend und belehrend iſt. Weitere Kreiſe wird die Darſtellung der rein menſchlichen Verhältniſſe kaum weniger feſſeln, als Margarethens ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, der ſie doch ihr Fortleben in der Geſchichte hauptſächlich verdankt.

Nervöſe Maler.

In frühern Zeiten ſtanden vorzugsweiſe Schauſpieler und Sänger in dem Rufe, Lob in unbegrenzten Maſſen ohne die geringſte Beſchwerde zu vertragen, hingegen durch den beſcheidenſten Tadel in eine ſolche Aufregung verſetzt zu werden, daß ſie Kritikern, auf deren Urteil ſie noch am Tage vorher ausdrücklich den allergrößten Wert gelegt hatten, nur noch mit der äußerſten Verachtung begegnen konnten. Seitdem jedoch, dank der unermüdlichen Arbeit der Kunſtwiſſenſchaft, die gebildete Welt ſich allgemeiner und eingehender mit den Werken der bildenden Kunſt beſchäftigt, ſcheinen die Maler den Bühnenkünſtlern jenen Ruhm ſtreitig machen zu wollen. Mit immer ſeltener werdenden Ausnahmen bekennen ſie ſich zu der Anſicht, daß keinem Nichtmaler geſtattet werden dürfe, ſich anders als bewundernd über Bilder zu äußern; das Verſtändnis des Laien reiche gerade ſo weit, um loben und kaufen zu können, nehme er ſich aber heraus, an der Auffaſſung, der Kompoſition, der Zeichnung, der Färbung einer Malerarbeit etwas auszuſtellen, ſo müſſe er mit Nachdruck, womöglich grob an ſein Unvermögen, etwas ähnliches, geſchweige etwas beſſeres zu ſchaffen, erinnert werden. Wir haben nicht nötig, an die zum Teil burlesken Ausbrüche des Malerzorns gegen „Kunſtſchreiber“ aus den letzten Jahren zu erinnern. Während das Seltenerwerden der einſt ſo häufigen Fehden zwiſchen Schauſpielern und Journaliſten vielleicht aus dem jetzt durchſchnittlich höhern Bildungsgrade der erſtern zu erklären iſt, dieſe ſich auch für die geſchichtliche und äſthetiſche Theaterliteratur zu intereſſiren pflegen, tragen viele Maler ihre Abneigung gegen Bildung, ihre Gleichgiltigkeit gegen Geſchichte und Theorie ihrer Kunſt mit einer gewiſſen

Absichtlichkeit zur Schau und greifen zu diesem Zwecke, falls ihre Schulkenntnisse halbwegs ausreichen, gern zur Feder. Es liegt uns fern, den Künstlern literarische Beschäftigung versagen zu wollen: die wissenschaftlichen Arbeiten eines Schinkel, eines Semper sind von kunstgelehrten Kunstfreunden entschieden fleißiger gelesen und unbefangener gewürdigt worden als von der großen Menge ihrer Berufsgenossen; Ernst Förster hat es an Anerkennung von diesen Seiten nicht gefehlt; einem Rietschel, Schnorr, L. Richter u. s. w. folgen wir mit größter Freude, wenn sie das Wort über ihre Kunst ergreifen; in Reinick ehren wir einen liebenswürdigen Dichter, und das journalistische Talent von Ludwig Pietsch wird rückhaltlos anerkannt. Und auch die galligen Ergüsse von Malern, welche entweder ihren Beruf verfehlt haben oder von Eigendünkel verblendet sind, bedauern wir vornehmlich um dieser Männer selbst willen, und um derer willen, die ihnen nachtreten. Die bösen Folgen werden ja in erster Linie die Künstler zu tragen haben, wenn sie sich mehr und mehr in den Zunftgeist verrennen, nicht sehen wollen, was über den Horizont der Werkstatt, der Künstlerkneipe und gewisser „Salons“ hinausgeht.

Für gewöhnlich wendet sich der Grimm der Herren Schreibmaler gegen diejenigen „Kunstschreiber,“ welche sich mit dem Leben und den Werken der Künstler früherer Zeiten befassen und sich dadurch schnöder Mißachtung der Gegenwart schuldig machen sollen. Über diesen Punkt zu rechten, wäre nutzlos. Wenn die Herren überhaupt belehrt sein wollten, so brauchten sie sich nur bei ihren Kollegen vom Stichel und der Nadel zu erkundigen, worin der Reiz alter Kunstwerke besteht, den sie verkennen. Wir würden auch den Gegenstand nicht von neuem berührt haben, wenn nicht einer Anzahl Berliner Maler soeben ein so komisches Malheur (wir wissen keinen hinlänglich bezeichnenden deutschen Ausdruck) begegnet wäre. Die Leser der Grenzboten, der Berliner Post, der Zeitschrift für bildende Kunst und andrer Organe wissen, mit welchem Ernste, welcher Hingebung, welcher geradezu staunenswerten Ausdauer Dr. Adolf Rosenberg in Berlin dem Studium der modernen Kunst obliegt, mit welcher Gewissenhaftigkeit und welchem Takte er seine Doppelstellung als Kritiker der Erscheinungen des Tages und als Geschichtschreiber der neuern Malerei ausfüllt. Ohne Widerspruch zu befürchten, darf man behaupten, daß kein zweiter „Kunstschreiber“ in Deutschland so viel dazu beigetragen hat, das Publikum über die verschiednen Richtungen und Bestrebungen auf diesem Gebiete zu orientiren und die Aufmerksamkeit auf das Bedeutende oder Hoffnungsvolle zu lenken. Dieser Mann hat sich nun herausgenommen, darüber Klage zu führen, daß die Veranstalter des Künstlerfestes auf dem Ausstellungsplatze in Berlin keinerlei Rücksicht auf die Vertreter der Presse genommen haben, während man doch sonst die Kunstreferenten zu finden wisse u. dergl. Diese ganz allgemein gehaltenen Bemerkungen haben eine Anzahl Berliner Maler in den Harnisch gebracht und zu einer öffentlichen Erklärung veranlaßt, in welcher nicht etwa steht, daß jene

Beschwerde unbegründet sei, sondern daß sie, die Unterzeichner, „sowohl der Person des Herrn Adolf Rosenberg als seinen schriftlichen Aufsätzen gegenüber stets die vollkommenste Nichtbeachtung geübt haben." Natürlich fragt sich jeder Leser, was die Herren eigentlich mit dieser Erklärung wollen? Sie leugnen nicht, können also augenscheinlich nicht leugnen, daß bei dem Feste die sonst üblichen Vorkehrungen, um den Berichterstattern ihr mühevolles Geschäft zu erleichtern, vernachlässigt worden sind. Sie, achtundzwanzig Mann hoch, können unmöglich behaupten, daß Künstler im allgemeinen sich nie um die gute Meinung von Kritikern bemüht oder für ein günstiges Urteil sich bedankt hätten. Genannt oder irgendwie gekennzeichnet war keine Person, folglich hatte niemand von den achtundzwanzig das Recht, Rosenbergs Äußerungen als persönlichen Angriff auszulegen. Sie ergriffen eben nur die unpassende Gelegenheit, einem Kunstschreiber öffentlich etwas verletzendes zu sagen. Darauf ist ihnen von Dr. Rosenberg selbst und andern gebührend gedient worden. Nur in einer Beziehung ist wahrscheinlich der Mehrzahl der Unterzeichner, denen sich dann noch fünfzehn angeschlossen haben, Unrecht geschehen, nämlich mit der Behauptung, gerade diese Erklärung beweise, wie aufmerksam die Herren alles läsen, was Personen, denen gegenüber sie angeblich die vollkommenste Nichtbeachtung üben, geschrieben haben. Diesen Schluß halten wir für falsch. Die meisten Maler lesen überhaupt nichts, denn lesen kann es nicht genannt werden, wenn jemand die Berichte über Kunstausstellungen überfliegt, um zu sehen, ob sein Name darin vorkommt. Einer der achtundzwanzig hat bereits reumütig bekannt, die Erklärung zwar unterschrieben, aber nicht gelesen zu haben, ein zweiter wenigstens stillschweigend zugegeben, daß es unbesonnen war, einen Schriftsteller herauszufordern, welcher von ihm schriftliche Beweise des Gegenteiles von Nichtbeachtung in den Händen hat. Einem dritten ist durch Dr. Rosenberg eben derselbe Umstand ins Gedächtnis zurückgerufen worden. Und man wird den meisten mit der Annahme nicht zu nahe treten, daß sie entweder nicht gelesen oder doch nicht überlegt haben, wofür sie ihren Namen hergaben. Einigen mag es willkommen gewesen sein, auf diese Art das Publikum von ihrer Existenz zu unterrichten. Wer einigermaßen Personen- und Ortskenntnis besitzt und sich ein wenig auf den (sozusagen) Stil versteht, kann kaum darüber in Zweifel sein, daß ein streitsüchtiger und durch übermäßiges Lob seiner Virtuosität verzogner Mann es verstanden hat, seinen Kollegen so „einzuheizen," daß sie glaubten, ein Heldenstück auszuführen. In der Hitze ist dann wohl versäumt worden, den Rat eines befreundeten Journalisten einzuholen, der den nervösen Malern vermutlich klargemacht haben würde, daß sie im Begriffe seien, einen dummen Streich zu machen, sie aber sicherlich über den Unterschied zwischen „schriftlich" und „schriftstellerisch" belehrt hätte. Dieses „schriftlich" hat eine fatale Ähnlichkeit mit der lateinisch seinsollenden Aufschrift an dem Hause eines Berliner Künstlers.

So weit ſind die Herren im Vorteil: kein Kunſtſchriftſteller, dem es um die Sache Ernſt iſt, wird ſich durch dergleichen kindiſche Angriffe beirren laſſen. Wenn ſie etwas Gutes hervorbringen, werden ſie Lob ernten, im entgegengeſetzten Falle Tadel, nicht mehr und nicht weniger, als ob die famoſe Erklärung ungedruckt geblieben wäre. Und vielleicht hat der Vorfall in andrer Beziehung ſogar ſein Gutes. Künſtler wie Adolf Menzel, Knaus, Schrader, Guſſow ꝛc. werden, wenn ihr Blut ſich wieder beruhigt hat, hoffentlich zu der Einſicht kommen, in wie hohem Grade ſie den ernſten, ehrenhaften, unparteiiſchen Kritikern, zu denen unbeſtritten Adolf Roſenberg gehört, verpflichtet ſind, wenn ſie die verdiente Anerkennung genießen; ſie werden ſich ſagen, daß ihr Pronunziamento höchſtens die Meinung hervorrufen kann, die Hunderte von Berliner Künſtlern, welche nicht mit unterſchrieben haben, würden wirklich von Roſenbergs Bemerkungen perſönlich getroffen. Und dann werden ſie es künftig andern überlaſſen, mit der Feder ſich zu verſuchen, wenn der Pinſel nicht die gewünſchten Dienſte leiſtet.

Sein Syſtem.

Gemeint iſt natürlich das Syſtem des berühmten Inhabers des Wollregimes, des Herrn Profeſſor Jäger, und zwar — das „Syſtem.“ Ueber die Annehmlichkeit oder den Nutzen der wollenen Kleider wollen wir nicht ſtreiten, wir haben auf größern Reiſen ſelbſt welche getragen, und überlaſſen es jedem, anzuziehen, was er will, und dafür zu bezahlen, ſoviel Herr Profeſſor Jäger will. Uns intereſſirt das „Syſtem,“ ohne welches in Deutſchland nun einmal nicht durchzukommen iſt, ohne welches nicht einmal wollene Unterhoſen verkauft werden können. Dieſem tiefgefühlten Bedürfniſſe nach einem „Syſtem“ hat Herr Jäger in einem im vorigen Jahre erſchienenen Buche*) abgeholfen und uns ſo den Dienſt erwieſen, uns überzeugen zu können, welche Dinge man unter dem Titel „wiſſenſchaftliches Syſtem“ dem ſogenannten gebildeten Publikum in Deutſchland bieten darf. Es iſt keineswegs unſre Abſicht, in nachfolgendem eine Kritik des der Redaktion allen Ernſtes zur Rezenſion eingeſandten Buches zu liefern oder uns mit dem Verfaſſer auseinanderzuſetzen; wir betrachten die Thatſache, daß ein ſolches Buch geſchrieben, gedruckt und — gekauft wird, ſo wie ſeinerzeit Bamberger die Anomalien in der Lohnbewegung, lediglich als ein „intereſſantes Phänomen.“

*) Mein Syſtem. Zugleich vierte, völlig umgearbeitete Auflage von „Die (von die! sic) Normalbekleidung als Geſundheitsſchutz.“ Von Dr. Guſtav Jäger. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1885.

Jägers System besteht aus einer Reihe von Erfindungen, die alle das Gemeinsame haben, daß sie in näherer oder fernerer Beziehung zur Wolltracht stehen. Der erste seiner Grundsätze bezieht sich auf die Verminderung des Wassergehaltes des Körpers. Durch Zunahme des Wassergehaltes wird nämlich die Erkrankungsfähigkeit des Menschen gesteigert, was schon daran zu ersehen ist, daß Leichen von Wassersüchtigen viel schneller verwesen als andre. Die Verringerung des Wassergehaltes, die durch Bewegung, Schwitzen und wollene geschlossene Tracht bewirkt wird, schützt vor Erkältungen, Cholera und andern Infektionskrankheiten und selbst vor dem Alter, denn die Beschwerden des Alters sind als die Folgen fortgesetzter verkehrter Lebensweise zu betrachten. Ebenso steigert sie die Arbeitskraft und Denkfähigkeit — alles dies bei Befolgung des Gebotes: Steigere das spezifische Gewicht des Körpers.

Eine Erfindung wird diese Heilmethode freilich nicht genannt werden können. Die Reihe der Erfindungen beginnt mit der Entdeckung der Seele. Jäger schreibt: Ich habe die Seele entdeckt, sie ist, wie das alte Testament ganz richtig sagt, ein riechbarer Stoff, etwas Irdisches. Bei Jesaias wird das Riechfläschchen mit botte hanefesch bezeichnet, nefesch ist also etwas materielles, ein Duft. Im Unterschiede von der Seele ist der Geist immateriell. Was wir Verstand, Vernunft, Vorstellung, freien Willen nennen, ist Verrichtung des Geistes; was wir Trieb, Instinkt, Gefühl, Gemüt, Leidenschaft, Affekt heißen, wird durch die Seelenstoffe erzeugt. Diese Seelenstoffe werden als Geruch wahrgenommen.

Punktum. Habemus theoriam novam: animam materialem. Warum ist aber nur die Seele materiell, warum nicht auch der Geist? Oder welcher spezifische Unterschied ist zwischen Willen und Begierde? Könnte man nicht, wie einige wollen, auch die Gedanken als materielle Absonderungen auffassen? Offenbar ebensogut, wie Affekte hier Produkte des Seelenstoffes genannt werden. Wo steht denn geschrieben, daß Seele und Geist zwei selbständige Wesen sind? In der Bibel. Alle Achtung vor der Bibelgläubigkeit des Herrn Jäger, aber wenn ich daraus, daß botte hanefesch Riechfläschchen heißt, schließe, daß die Bibel die Seele als Duft auffasse, so kann ich ebensogut in dem Buche eines Materialisten das Wort Spiritus lesen und daraus beweisen, daß der Verfasser an eine Seele geglaubt habe. Aber warum machen wir Schwierigkeiten? Die Sache ist doch so einfach.

Die Seelensubstanz tritt in zwei einander entgegengesetzten Wirkungen, Luststoff und Angststoff, auf. In dem Zustande der Seelenruhe sind die Seelenstoffe im Eiweiß gebunden. Erst wenn das Eiweiß zersetzt wird, werden sie frei, können sinnlich wahrgenommen, gerochen und geschmeckt werden und erzeugen seelische Stimmung, nämlich Luststoff, wenn wenig, Angststoff, wenn viel Eiweiß zersetzt wird. Gemütsruhe tritt ein, sobald keine neue Seelensubstanz mehr frei wird und die freigewordene aus dem Körper herausgeschafft wird. Man rieche und überzeuge sich. Der Luststoff riecht gut, der Angststoff schlecht. Am besten wird beides wahrgenommen, wenn man den Geruch des nicht pomadisirten Haares prüft. Ist einer fröhlich, so duftet er süß, ist er traurig oder in Angst vor Strafe, so duftet er schlimm. Als Experimentirgegenstände werden Kinder empfohlen.

Was nun die Seuchen anbetrifft, so gehört zum Angestecktwerden nicht allein das Vorhandensein von Krankheitskeimen, sondern auch, daß diese Stoffe im Leibe einen günstigen Boden finden. Daß dies durch einen Ueberfluß von Wasser geschieht, ist bereits gesagt worden; es kommt aber hinzu das Vorhandensein von Angststoff, welcher als Gift die Organe und ihre Reaktion lähmt, oder von

Kotstoff, denn die Krankheitskeime lieben alles was stinkt, wie denn die gesamte Krankheitslehre in den runden, netten Satz zusammengefaßt werden kann: Krankheit ist Gestank.

Es kommt also darauf an, den Angststoff aus dem Körper hinauszuschaffen, was durch flotte Ausdünstung und eine derselben günstige Kleidung geschieht. Als Stoff ist einzig und allein Wolle zulässig. Schon leinenes oder baumwollenes Futter wollener Oberkleider ist verderblich. Es ist beobachtet worden, daß, wenn der rein wollene Rock mit einem inkorrekten andern vertauscht wurde, sogleich Angstzustände auftraten. Auch der Schnitt der Kleidung ist von Wichtigkeit. Wollene Taschentücher und ebensolche Hosenträger sind selbstverständlich, doch müssen auch wollene Regenschirme (so zu lesen auf Seite 256!) und wollene Portemonnaies getragen, auch die Vorhänge von wollenem Stoffe angefertigt werden. Der Zweck ist Desodorisation des Körpers zum Gesundmachen des Leibes und zur Herstellung eines erfreulichen und leistungsfähigen Seelenzustandes. Die Erfolge sind ganz enorm.

Nach Einführung des Wollregimes in Jägers Hause legte sich der früher dort vorhandene jähzornige Charakter, Erregungen fanden weniger als sonst statt, die Kinder wurden artiger, die Träume besser, der Schlaf ruhiger, alle wurden genügsamer und zufriedener, was natürlich teils von der Beseitigung des Angststoffes, teils von vermehrter Produktion des Luftstoffes herrührte. Ein Ingenieur und ein Architekt versichern, daß sie seit Annahme des Wollregimes besser zeichnen und weniger Gummi brauchen, ein Geistlicher, daß er geläufiger predige, ein Lehrer, daß er sich weniger ärgere, eine Klavierspielerin, daß sie seltener falsch greife. Ein Verbrecher, welcher von Gewissensangst verfolgt wurde, gewann, nachdem er Wollener geworden war, innere Zufriedenheit und starb als guter Mensch. Die letzte Geschichte stammt zwar aus dem „Kladderadatsch," aber sie kann hier unbedenklich angefügt werden, da sie völlig in das „System" paßt. Denn da alles, was Gefühl, Gemüt und Herz angeht, seelisch ist, also eventuell Angststoff produzirt, so kann durch Beseitigung des Angststoffes das Herz erleichtert und die eben erwähnte Wirkung recht wohl erzielt werden.

In der Fortsetzung seiner Entdeckungen wurde Jäger nunmehr zum Farbstoffregime geführt. Dies Kapitel ist besonders in Beziehung darauf, wie wissenschaftliche Beobachtungen angestellt und verwertet werden, höchst lehrreich. Das gefundene Gesetz gründet sich auf den Unterschied der Wirkung konzentrirter und verdünnter Stoffe. Konzentrirte Stoffe machen müde, kraftlos, traurig, in noch stärkerer Wirkung tot, verdünnte Stoffe sind in Geruch und Geschmack fein; sie machen lustig, kräftig und gesund. Nach der bisherigen Annahme bestand der Unterschied in der Farbe in der Struktur der Körper und die Farbenwirkung in der physiologischen Wirkung der nicht absorbirten Lichtstrahlen. Oder wenn durch Farbstoffe Wirkungen hervorgebracht wurden, so führte man dieselben auf den Einfluß chemischer, zumeist an sich farbloser Bestandteile zurück. Jäger macht auch hier tabula rasa und konstatirt: Farbenwirkung und Wirkung des Farbstoffes sind dasselbe, und zwar: dunkle Farben, weil konzentrirt, sind schädlich, helle Farben, weil verdünnt (wie steht es mit Bleiweiß?) sind gesund. Die Sache wird durch neuralanalytische Messungen, das heißt durch eine Methode, welche mit tausendstel Sekunden rechnet und die größten subjektiven Rechenfehler zuläßt, erhärtet. Es handelt sich um die Zeit, welche zwischen Wollen und Handeln verfließt. Die dunkeln Stoffe verlangsamen diese Zeit, woraus für Jäger alle übrigen gesundheitsschädlichen Wirkungen von selbst folgen. In seinem naturbraunen Anzuge betrug die „Nervenzeit" im Mittel 80 Millesekunden, in dem fast schwarzen Indigoanzuge 100 Millesekunden, im blau-

holzschwarzen 144 Millisekunden. Im braunen Rocke und in der Indigohose (man bewundere die Feinheit des Experimentes!) war die Wirkung um zwanzig Prozent besser.

Hierzu kommt noch folgende geschmackvolle Krankengeschichte, die wir nicht übergehen dürfen, weil sie zur Entdeckung des Farbstoffregimes geführt hat. Jäger trug früher auch schwarze Wolle. Damals sagte ihm ein italienischer Arzt, daß man in Savoyen fast ausschließlich Wolle trage, aber viel an Ischias leide. Sogleich stellten sich bei Jäger Krankheitserscheinungen ein. Da, wo die Hose straff auf dem Gesäß aufliegt, zeigte sich ein Gefühl von Taubheit und unbehaglicher Hitze, welches bei sitzender Lebensweise entstand, sich beim Stehen verminderte, aber sich bei einem heißen Spaziergange im Frühjahr bis zu einer Empfindung steigerte, als sei Senfteig auf die Stelle gelegt. Da besann sich Jäger auf seinen Grundsatz: Krankheit ist Gestank, auf die Thatsache, daß dunkle Kleider leicht stinkend werden und daß der fragliche Teil der Hose dazu ganz besonders geeignet war, vertauschte die Hose mit einer naturfarbenen und siehe da, der Schmerz ließ nach; Jäger maß die Nervenzeit, und die schwarze Hose gab eine Verlangsamung von fünfundsiebzig Prozent. Das Farbstoffregime war gefunden.

Eine wertvolle Bestätigung gab der Hutmacher Wolf, welcher bemerkte: „daß Blauholz die Haut schließlich vollständig gefühllos macht, wissen alle Hutmacher, da sie die Hüte mit Blauholz färben." Zur Bekräftigung nahm er seine brennende Cigarre und drückte die Glut fest auf seine hohle Hand, bis es anfing, nach verbranntem Horn zu riechen. Es steht also fest, daß diese Hornhautbildung nicht von der Beize oder dem Hantiren mit heißen Formen, sondern vom Blauholz herrührt, und es wird klar, wovon mein Nachbar, der Schmied, seine hornigen Hände hat: davon, daß das Eisen, mit welchem er arbeitet, schwarz ist.

Wir kommen zur Kameelwolle. Jäger erklärt: Der eigentümliche Duft der Kameelwolle hat eine so außerordentliche beruhigende Wirkung auf die innerlichen Lebensvorgänge, daß der Stoffverbrauch ein auffällig geringerer wird. Man schläft wie ein Klotz, man braucht kein Frühstück, der Durst hört auf, ebenso schwindet die Neigung zur Müdigkeit, was darauf zurückgeführt wird, „daß das Kameel auch durch seine Ausdauer gegenüber Strapazen berühmt ist." Es wäre hier vielleicht noch zu bemerken, daß Johannes der Täufer, welcher Kameelwolle trug, aus dieser Tracht den Mut schöpfte, einem Herodes die Wahrheit zu sagen.

War es die Aufgabe der Wolle, den Angststoff aus dem Körper hinauszuschaffen, so tritt bei der Kameelwolle der eigentümliche Duft als Gesundheitsförderer auf. In reinster Form geschieht dasselbe durch das Anthropin, einen Stoff, der aus den menschlichen Haaren gewonnen wird, der den diesen Haaren eigentümlichen Seelenstoff enthält und der in unendlicher Verdünnung auf Streukügelchen von Milchzucker fixirt oder zu Genuß- und Toilettemitteln zugesetzt werden kann. Eine Begründung ist kaum nötig, denn die Beziehungen auf Heilerfahrungen des Volkes in der Weise des alten Schäfers Thomas können doch nicht ernst genommen werden. Hierzu kommen neuralanalytische Prüfung, Schmackhaftigkeitsproben, also ganz subjektive unkontrolirbare Dinge und Heilversuche, deren Resultate allerdings haarsträubend sind. Denn das Anthropin übertrifft alle Pillen und Universalmittel, die sonst angepriesen werden, wobei sich noch herausstellt, daß das weibliche Anthropin bei Männern und das männliche bei Weibern wirkt. So verbessert Anthropin Nr. 1, welches von einer gesunden, gut verdauenden Frau herrührt, den Geschmack der Getränke für ältere Männer und hilft gegen Magenleiden. Nr. 2, von einem renommirten Schnellläufer genommen, vertreibt die Müdigkeit und befördert den

Auswurf bei ältern Personen. Nr. 3, Anthropin einer Sängerin, wirkt bei männlichen Personen gegen Kehlkopfkatarrhe und erzeugt bei weiblichen Heiserkeit. Nr. 4 stammt von einem gesunden Manne und ist ein Probatum gegen — Examenangst, Nr. 6 von einem jungen brünetten Sänger verbessert die Singstimmen bei Damen, Nr. 10 von einem kräftigen siebenjährigen Knaben wird gegen Epilepsie angewandt u. s. w.

Doch genug von „Seinem System" oder der Kunst, aus unrichtigen Beobachtungen falsche Schlüsse zu ziehen. Herr Jäger fällt zurück in die symbolische Heilmethode des Mittelalters, das er noch dazu als eine Zeit rühmt, deren Aerzte durch wissenschaftliche Theorien noch nicht voreingenommen waren, und endet als Wunderdoktor unter den lautesten Tönen der Reklame. Wir geben die Schilderung des Jägerschen „Systems" — nicht des Systems wegen, sondern um zu zeigen: Dies kann man den „gebildeten" Ständen unsers Volkes heutzutage bieten, mit solchen Ungeheuerlichkeiten kann man Erfolg haben. Warum? Worin hat denn der Erfolg der Homöopathie bestanden? Darin, daß sie die schwierige Frage nach dem Warum oder Wohin beseitigt und, indem sie nach Symptomen kurirt, jeden, der die Worte Nux Vomica oder Aconit behalten kann, befähigt, den Arzt zu spielen. So versteht es Jäger, dem Laien das zu bieten, was dieser gern und leicht annimmt. Umstände und Denkschwierigkeiten werden kurzer Hand beseitigt; die Gesundheitsregel wird in eine drastische, leicht behältliche Form gebracht und die Methode der Selbstbeobachtung eingeführt, bei welcher es leicht ist, jedes gewünschte Resultat zu erzielen. Die an sich harmlose Wolltracht wird mit den nötigen Anpreisungen versehen und mit Baroquerien umkleidet und wird Mode, Sport. Das ist es.

Allerlei Laufbahnen.

Erinnerungen eines alten Journalisten.

1. Dr. Schmauch.

Den Dr. Schmauch kannte die ganze Universität, an welcher er ungezählte Semester lang angeblich Medizin studirte. Da die Kommilitonen ihm längst den Doktortitel honoris causa verliehen hatten, und die Philister diese Promotion anerkannten, trug er in seiner Bescheidenheit gar kein Verlangen nach weitern Graden, und würde vielleicht noch heute immatrikulirt sein, hätte nicht das Schicksal zweimal rauh und kalt in seine idyllische Existenz eingegriffen. Das erstemal geschah dies, als er mit einigen jüngern Studenten eine „Spritztour" machte. Sie waren in einem Landwirtshause eingeregnet und vertrieben sich die Zeit mit dem dünnen Bier und den abgegriffenen Karten, den einzigen Genüssen, die das Haus zu bieten hatte. Plötzlich blieb die Wirtin, die ab- und zugegangen war und die Gespräche der Studenten gehört hatte, vor Schmauch stehen mit der schüchternen Frage,

ob er ein richtiger, ein Menſchendoktor ſei? Dem Angeredeten kam die Frage bedenklich vor, und er zögerte mit dem Beſcheide; doch ſtatt ſeiner antworteten die andern einſtimmig bejahend, ſeine Kenntniſſe und ſeinen Ruf preiſend. Nun rückte die Frau mit der Bitte hervor, er möge ihrem kranken Kinde ſeine ärztliche Hilfe gewähren. Schmauch erklärte zwar, er könne ſeinem Kollegen im Orte nicht ins Handwerk pfuſchen, als aber die Frau beteuert hatte, es gebe auf mehrere Meilen in die Runde keinen Arzt, mußte er ſich fügen. Er fühlte dem noch nicht jährigen Kinde, das bleich und abgezehrt in einem Alkoven lag, den Puls, horchte an der Bruſt, fragte nach Appetit und Stuhl und empfahl dann der beſorgten Mutter, das Kind nicht der Zugluft auszuſetzen (wie in den Alkoven Zugluft kommen ſolle? meinte ſie), ihm keine ſchweren Speiſen zu geben (o Gott, es genieße ja kaum die Milchſuppe, die ſie ihm koche), kein Schweinefleiſch, keine Spirituoſen, Thee allenfalls, aber ohne Rum. So weit hatte die arme Frau ihn mit wachſendem Erſtaunen angehört, jetzt riß ihr die Geduld und ſie rügte mit bittern Worten und mit Thränen in den Augen, daß er ſeinen Spott mit ihrem Unglück treibe; wenn er nichts beſſeres wiſſe, möge er nur zu ſeinen Karten zurückkehren.

Im nächſten Semeſter ſattelte Schmauch um. Nach reiflicher Erwägung hatte er die Philoſophie erwählt, da er hoffte, bei dieſer nicht dergleichen unangenehmen Erlebniſſen ausgeſetzt zu ſein. Und ſo „ſtudirte“ er denn wohlgemut weiter, ließ, wenn er Geld brauchte, ſichs von ſeinem Bankier auszahlen und blieb Dr. Schmauch nach wie vor. Da wurde ſein Lebenslauf zum zweitenmale und empfindlicher geſtört. Als er eines Tages wieder Geld erhoben hatte, teilte der Bankier ihm höflich mit, daß nun ſein Vermögen bis auf einen kleinen Reſt aufgezehrt ſei. Und da der alte Student ihn zuerſt anſtarrte und dann in die Worte ausbrach, das ſei unmöglich, ſetzte er hinzu, die Thatſache könne doch dem Herrn Doktor nicht neu ſein, er habe ja jedes Halbjahr ſeine Abrechnung erhalten. Abrechnung! Den Wiſch hatte Schmauch ſtets ungeleſen in den Papierkorb geworfen. Alſo wirklich fertig? Vollſtändig! Was nun?

Mehrere Tage lang erwog er alle Möglichkeiten, ſeinen Lebensunterhalt zu erwerben, fand jedoch keine geeignet. Vor allem ſtarrten ihn überall Examina an, und gegen dieſe hegte er einen unüberwindlichen Abſcheu. Als ſeine Gedanken wieder einmal vor dieſem Schlagbaume angelangt waren, kam urplötzlich die Erleuchtung über ihn. Sein einſtiger Verbindungsbruder Ruprecht hatte auch nie eine Prüfung abgelegt und es doch zu Stellung und Brot gebracht, er war Redakteur einer politiſchen Zeitung in der Hauptſtadt. Ihm nach in jedem Sinne!

Ruprecht machte kein übermäßig erfreutes Geſicht, als der Freund bei ihm erſchien mit dem Anſinnen, bei der Zeitung beſchäftigt zu werden; indeſſen glaubte er aus alter Kameradſchaft nicht einfach nein ſagen zu dürfen. So wurde Dr. Schmauch Journaliſt. Um ſich einzuſchulen, erhielt er die Aufgabe, unpolitiſche Tagesnotizen zu redigiren, und bei dieſer in keiner Weiſe anſtrengenden Beſchäftigung befand er ſich eine Zeit lang ganz wohl. Sogar literariſcher Ehrgeiz erwachte in ihm. Er ſetzte ſeinen Stolz darein, die von Reportern und autographirten Korreſpondenzen gelieferten Manuſkripte nicht nur einer grammatikaliſchen und ſyntaktiſchen Kur zu unterwerfen, ſondern ſie umzuſtiliſiren, effektvoller zu machen. Und wenn er die Thatſache, daß ein Pferd durchgegangen oder ein Taſchendieb erwiſcht worden war, zu einem kleinen Romankapitel ausgearbeitet hatte, pflegte er dies mit ſchallender Stimme dem geſamten Redaktionsperſonal vorzuleſen, welches ſich dabei gewöhnlich mehr an ſeiner naiven Selbſtzufriedenheit als an deren Urſache erfreute.

Leider war diese Genügsamkeit nicht von Dauer. Er machte die Entdeckung, daß „geistige Arbeit" viel zu schlecht bezahlt werde, und konnte insbesondre durch das Studium der Inseratenspalten zu den galligsten Aeußerungen hingerissen werden. Welche Summen gaben da Leute, die garnicht studirt hatten, geschweige so viele Jahre wie er, jahraus jahrein für Ankündigungen von allem möglichen Schwindel hin: Beweis genug, daß sie noch viel mehr dabei verdienen mußten! Die Kollegen gingen in der Regel auf solche Betrachtungen überhaupt nicht oder nur in scherzendem Tone ein, bis endlich einer ihm ungeduldig antwortete: er sei ja Doktor, er möge seine Praxis ausüben, das sei gewiß einträglicher. Seitdem legte sich Schmauch über dieses Thema Schweigen auf, wurde auch zurückhaltender mit seinen literarischen Erzeugnissen. Das Verhältnis zwischen den beiden wurde ein still feindseliges, und nicht lange darauf kam es zu einem förmlichen Bruch.

Der gereizte Kollege fing nämlich plötzlich an, spöttische oder wegwerfende Bemerkungen über Leute zu machen, welche sich unrechtmäßiger Weise Titel und Würden beilegten, und wurde endlich in seinen Anspielungen so deutlich, daß Schmauch dieselben auf sich beziehen mußte. Ich versuchte, mich ins Mittel zu legen, indem ich geltend machte, daß so viele Journalisten mit dem Doktortitel angeredet würden, weil es nicht gebräuchlich sei, „Herr Journalist" zu sagen, und daß, wer sich das gefallen lasse, sich noch nicht etwas anmaße, was ihm nicht gebühre. Aber auf eine solche Einrede schien der andre nur gewartet zu haben. Er zeigte triumphirend eine Karte vor, auf welcher deutlich zu lesen stand: „Dr. med. Schmauch." Wir blickten diesen erstaunt an, der noch mehr erstaunt zu sein schien. Weshalb er denn von seinem Titel keinen Gebrauch machen solle? Er besitze doch sein Diplom so gut und so rechtmäßig wie irgend ein andrer! Die Fragen nach dem Wann und Wo seiner Promotion wollte er anfangs nicht beantworten, rückte aber, in die Enge getrieben, zuletzt mit der Wahrheit heraus.

Es war die Zeit, in welcher ein spekulativer Kopf auf einer der britischen Inseln im Kanal in allen Zeitungen den Doctor in absentia ausbot. Daß die amerikanischen Universitäten, von welchen angeblich die Diplome ausgestellt wurden, entweder garnicht existiren oder doch nicht das Recht zur Verleihung akademischer Grade haben, war noch nicht allgemein bekannt, und so hatte sich auch der gute Schmauch verleiten lassen, eine für seine Verhältnisse bedeutende Summe für ein wertloses Pergament hinzugeben.

Alle schüttelten den Kopf über seine Eitelkeit, die ihm niemand zugetraut hatte; bald jedoch sollte offenbar werden, daß wir ihn in ganz anderm Sinne falsch beurteilt hatten: auch er war ein spekulativer Kopf. Wieder war es sein Gegner, der die Enthüllung brachte. Er hatte in den Anpreisungen von Geheimmitteln gefunden, daß Dr. med. Schmauch bezeugte, die Arcana untersucht und als völlig unschädlich, aber sehr wirksam erkannt zu haben. Diese Entdeckung führte zu Auseinandersetzungen mit dem Redakteur, dem eine solche Art von Industrie mit der Würde seiner Zeitung unvereinbar erschien, und zu der gelassenen Erklärung Schmauchs, er sei ohnehin gesonnen gewesen, der Journalistik Valet zu sagen, da ihm seine „ärztliche Praxis" viel mehr einbringe.

Damit schied er — ohne Groll. Das letztere ging schon daraus hervor, daß er nach kurzer Zeit allen ehemaligen Kollegen, auch dem ihm feindlich gesinnten, seine Verheiratung mit einer Witwe anzeigte, die das von ihrem Manne ererbte Droguengeschäft fortführte. Und abermals über ein kleines überraschte er uns durch eine geharnischte Erklärung gegen gewissenlose Konkurrenten, welche die berühmten „Schmauchschen Universalpillen" nachzumachen sich erfrechten oder vielmehr

gänzlich wertlose Präparate unter ähnlichem Namen und in gleicher Verpackung in das Publikum brächten. Letzteres sei daher dringend zu warnen, nur die mit seinem Namenszuge und Siegel versehenen Schachteln enthielten die von allen erdenklichen Leiden befreienden Pillen, gegen die Fälscher behalte er sich gerichtliche Schritte vor.

Ich war stets vortrefflich mit dem närrischen Kauz ausgekommen und machte mir daher den Spaß, sogleich in sein Gewölbe zu gehen, ihn um eine Schachtel Universalpillen zu bitten und zugleich mein Beileid wegen des gefährlichen Treibens seiner Konkurrenten auszusprechen. Er schmunzelte und zog mich in das Nebenzimmer, wo die Frau mit dem Verpacken von Schachteln beschäftigt war — „seit dem frühen Morgen schon," wie er vertraulich erläuterte. „Ja, fuhr er wohlgefällig fort, ich habe nicht umsonst Medizin studirt und in einer Zeitungsredaktion geschwitzt. Das Rezept fand ich im Nachlasse meines Vorgängers und erkannte sofort den Wert der Pillen. Wo sitzt das Leiden der meisten Menschen heutzutage? Hier! (Dabei schlug er sich auf den Bierbauch.) Wer ihnen freien Durchgang verschafft, ist ihr Erlöser. Und die Dinger wirken gründlich. Sie dürfen mir's glauben, ich habe das selbst erprobt. Aber wenn ich mich darauf beschränken wollte, dieses Mittel neben den tausend älteren einfach anzukündigen, würde ich es schwer in Schwung bringen. Die Warnung hingegen macht Aufsehen. Was nachgeahmt wird, muß doch gut sein, denken die Leute, und — hören Sie die Klingel? Einer giebt dem andern die Thür in die Hand, jeder will Universalpillen haben, meine Alte kann kaum schnell genug verpacken. Hier eine Schachtel als Probe! Bezahlen? Lächerlich! Von einem ehemaligen Kollegen werde ich doch kein Geld nehmen. Uebrigens werden Sie das Mittel schon weiter empfehlen, davon bin ich überzeugt."

Später soll Dr. Schmauch wohl mit der Sanitätsbehörde Verdrießlichkeiten gehabt haben, muß aber immer mit einem blauen Auge davongekommen sein. Denn das Geschäft blüht. Unlängst begegnete er mir in offenem Wagen, dessen Hauptsitz er und seine Ehehälfte mehr als reichlich ausfüllten. Er ließ halten und lud mich gemütlich ein, mit ihnen eine Spazierfahrt zu machen. „Keine Zeit? Immer noch beim Zeitungsschreiben? Geben Sie doch das faule Geschäft auf. Wenn ich zurückdenke an die Zeit, wo ich Notizen fabrizirte! Und jetzt! Sehen Sie, diesen Stoß Briefe habe ich eben von der Post mitgenommen, lauter Pillenbriefe. Und Verdienste werden Gottlob auch noch anders anerkannt, allen Neidern und Feinden zum Trotz. Sie wissen doch, daß der Herzog von *** mich zum Sanitätsrat ernannt hat? Das Ding da (er wies auf ein Bändchen im Knopfloche) ist freilich von dort unten her, ich kann den Namen des Ordens nicht einmal aussprechen, aber das Band sieht ebenso aus wie die Ehrenlegion und thut ebenso gut seinen Dienst. Praktisch muß man werden, lieber Freund. Fahr zu, Johann!"

2. Für Moritz ist mir garnicht bange.

Wenn der Kaufmann Lasser die Zukunft seiner drei heranwachsenden Söhne ins Auge faßte, pflegte er mit einem gewissen Galgenhumor zu schließen: „Für Moritz ist mir garnicht bange!" Er ließ sich nicht träumen, daß sein Jüngstgeborner in der That für die Lebensweisheit des alten Gellert zeugen würde, und erlebt hat er das auch nicht mehr. Der älteste Sohn hat das väterliche Geschäft schlecht und recht weitergeführt, der zweite ist ein ganz geschätzter Arzt in seiner

Vaterstadt geworden; doch wie mitleidig blickt auf sie, die begabten, fleißigen Brüder, derselbe Moritz herab, der sie niemals leiden konnte, weil sie ihm von frühester Jugend auf als Muster vorgehalten worden waren! Seine Jugend war insofern recht bewegt, als er von einer Schule zur andern, dann von einem Berufe zum andern fortgeschoben wurde, der eigne Vater, zwei Landwirte und drei Handwerksmeister ihn nicht behalten wollten, weil er zu dumm und zu faul sei. Endlich hieß es: Ins Militär mit ihm! Und da in seinem Vaterlande die Ansicht nicht mehr bestand, daß der überall sonst Unbrauchbare immer noch einen tauglichen Offizier abgeben könnte, schickte man ihn nach Holland. Die Mutter jammerte, aber der Vater blieb unerbittlich, und für Moritz selbst war die Aussicht, Uniform zu tragen, nicht ohne Reiz. Indessen war ihm nicht beschieden, Heldenruhm zu erwerben oder ein Opfer des gelben Fiebers zu werden: noch ehe das Schiff nach Java abging, traf die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Vaters ein, er quittirte sofort den Dienst, kehrte nach Hause zurück, um sein Erbteil zu erheben, und ging dann „auf Reisen," d. h. er fuhr ohne Aufenthalt einem der rheinischen Spielbäder zu, da er sich in den Kopf gesetzt hatte, mit einem Schlage reich zu werden.

Gierig und furchtsam zugleich die grünen Tische umschleichend, bald hier bald dort einige Gulden wagend und verlierend, erregte er die Aufmerksamkeit eines täglichen Gastes der Bank, welcher leicht in ihm das Muttersöhnchen mit gespickter Börse witterte und ihn unter seine Flügel zu nehmen beschloß. Herr von Damnitz, wie der Mann sich nannte und vielleicht wirklich hieß, hatte schon mancherlei im Leben versucht. Er war Offizier, Schauspieler, „Literat," in Amerika Kaufmann, Schullehrer und Packträger gewesen, kannte Paris, London und Newyork „wie seine Hosentasche," sprach manchmal auch von San Francisco und leugnete ein andermal, dort gewesen zu sein. Wie viel er in seinen Erzählungen der Wahrheit zusetzte und wie viel er verschwieg, das hätten auch Gescheitere als unser Moritz schwerlich herausgebracht. Diesem imponirte er durch seine Weltkenntnis und durch seine Ratschläge, bei vorsichtigem, kleinem Spiel mäßigen Gewinn zu machen. Und zwar schlug er dabei einen Ton an, welcher für den holländischen Leutnant a. D. gänzlich neu war: er behandelte ihn nicht als dummen Jungen, sondern als jüngern Freund, welchem es nur an Erfahrung fehlte. So bildete sich zwischen beiden jene Art von Vertraulichkeit heraus, welche häufig Freundschaft genannt wird. Moritz that nichts ohne Damnitz, und Damnitz schien es nicht zu bemerken, wenn Moritz ihre gemeinschaftliche Zeche, Spazierfahrten u. s. w. bezahlte.

Bald kannte der ältere Freund die Verhältnisse des jüngern aufs genaueste und erkannte, daß derselbe von seinen Zinsen nicht leben könne, vielmehr sein Vermögen in nicht zu langer Zeit aufgezehrt haben werde. Das mochte aber nicht in seine Pläne passen. Er riet, irgendetwas zu unternehmen, wobei das Geld mehr Frucht trage. Damit war Moritz wohl einverstanden, aber jede vorgeschlagene bürgerliche Beschäftigung erinnerte an frühere praktische Studien und wurde deshalb ohne Angabe des Grundes abgelehnt. Schon fing Damnitz an, ungeduldig zu werden, als sein Schüler eines schönen Tages ihn mit der Eröffnung überraschte, er habe einen vortrefflichen Plan. Und die Ueberraschung wuchs noch erheblich, als herauskam, Moritz wolle eine Zeitung herausgeben. „Sie — eine Zeitung?" war alles, was der Abenteurer hervorbrachte. Die in triumphirendem Tone gegebene Antwort aber lautete: „Ja, und zwar eine ganz neue Art." Was sämtliche Gäste am eifrigsten lasen, mit Ungeduld einander aus den Händen nähmen? Die Kurliste. Und das mit Recht, denn die sei immer interessant, während alle Zeitungen dummes, langweiliges Zeug enthielten, Politik und dergleichen mehr,

Digitized by Google

was niemand verstünde. Nun gebe es in großen Städten jahraus jahrein so viele Fremde, wie hier während des Sommers. Daher wolle er in einer großen Stadt eine Zeitung gründen, welche nur den Fremdenzettel und Ankündigungen zu bringen habe. Die könne nicht viel kosten und werde den größten Absatz haben. Damnitz erklärte das für Unsinn, aber Moritz blieb mit der Hartnäckigkeit eines beschränkten Kopfes bei seiner Idee und flehte so dringend um die Unterstützung des Freundes, daß dieser endlich einwilligte, sich in den großen Städten umzuthun, ob dort nicht schon ein ähnliches Unternehmen existire.

Sie fanden glücklich einen geeigneten Platz, Lasser erhielt die damals noch erforderliche Konzession zur Herausgabe einer „Täglichen Fremdenzeitung" und wollte sofort beginnen. Mit Mühe war ihm begreiflich zu machen, daß noch für andern Inhalt gesorgt werden müsse, schon weil öfter die Fremdenliste und die Anzeigen das Blatt nicht füllen würden. Allein auch dafür wußte er Rat. Er erinnerte sich aus seinen Schuljahren eines äußerst interessanten Buches, der französischen Grammatik von Sanguin mit einem wahren Schatze der schönsten und drolligsten Geschichten, die man der Reihe nach abdrucken könne, gewiß zum großen Ergötzen der Leser. Was Damnitz mit den Worten: „Ihrer Leser! das ist möglich," und mit dem spöttischen Lächeln eigentlich wollte, begriff der neubackne Redakteur nicht, aber das Benehmen ärgerte ihn, ohne daß er dies merken ließ. Uebrigens gesagt, gethan. Die neue Zeitung begann mit den ersten Anekdoten aus Sanguins Grammatik und fuhr mit diesem Texte regelmäßig fort, und Moritz hatte Recht: die Leser waren damit höchlich zufrieden. Damnitz aber antwortete auf die Frage, was er nun sage: Daß man das Publikum nie für dumm genug halten könne, was den guten Moritz abermals ärgerte. Und auch andrer Aerger blieb nicht aus. Ein Tageblatt, welches in der „Fremdenzeitung" einen Konkurrenten erhalten hatte, entdeckte deren Quelle und machte sich den Spaß, eines Morgens mitzuteilen, die Fremdenzeitung werde um dieselbe Zeit ihren Lesern die nachfolgenden Anekdoten erzählen — was wirklich eintraf — und die Seitenzahl des Sanguin anzugeben. Der Redakteur war empört über die Hinterlist und ratlos, was nun zu thun sei. Denn nun lachte die ganze Stadt über ihn und sein Blatt, auch diejenigen, welche die alten Anekdoten mit Vergnügen gelesen hatten. Diese Verlegenheit wußte Damnitz für sich auszubeuten. Er hielt dem Verstörten eine längere Rede. Er habe den Neuling, der den Rat Erfahrener in den Wind geschlagen, gewähren lassen, um ihn durch Schaden klug zu machen. Was geschehen sei, habe sich voraussehen lassen. Moritz leistete zerknirscht Abbitte und bat nur, der Freund möge ihn nicht verlassen. Was er jetzt thun solle? Bei seinen Lesern sich entschuldigen? Unsinn, entschied Damnitz. Thun, als ob nichts vorgefallen wäre, und fortfahren, Sanguinsche Anekdoten abzudrucken — ja! aber nicht in derselben Reihenfolge und nicht wörtlich. Die Handlung müsse in die Gegenwart verlegt werden und womöglich in ihre Stadt oder deren Umgegend, und wo das nicht angehe, nach Paris, Petersburg, Rom, oder nur mit geheimnisvoller Andeutung, die sich jeder nach Belieben auslegen könne.

So geschah es, und mit dem größten Erfolge. Die Leute lasen mit Staunen die uralten Späße von Gaseognern nun als Ereignisse vom gestrigen Tage und aus ihrer nächsten Nachbarschaft, und fanden, daß kein andres Blatt so gut unterrichtet sei. Bald meldeten sich freiwillige Mitarbeiter mit wahren oder erfundnen Nachrichten, welche Damnitz in ähnlicher Art einkleiden mußte. Das Blatt florirte, allein das Verhältnis der beiden Redakteure zu einander ließ mehr und mehr zu wünschen übrig. Beide rühmten sich, die Fremdenzeitung anziehend gemacht zu

haben, der eine durch den Stoff, der andere durch die Bearbeitung. Damnitz wollte auch einem gebildeteren Leserkreise Nahrung bieten, doch Lasser wies jedes derartige Ansinnen mit den Worten zurück: „Das verstehe ich nicht, und was ich nicht verstehe, verstehen meine Leser auch nicht.“ Dann kam wieder das höhnische: „Ja, Ihre Leser!“ — fielen die ärgerlichen Bemerkungen über die Dummheit des Publikums, die Moritz mit gutem Grunde als persönliche Beleidigungen auffaßte. Der Freund wurde ihm lästig, mehr noch durch seine Ueberhebung als durch seine sich steigernden Geldanforderungen, und er beschloß, sich desselben zu entledigen. Als eines Tages Damnitz wieder eine größere Rechnung zur Zahlung angewiesen hatte, wurde diese von dem Eigentümer des Blattes verweigert, der auf die heftigen Vorstellungen des sich für unentbehrlich Haltenden kühlen Tones entgegnete, es müsse einmal Abrechnung gehalten werden, Damnitz werde ja wissen, wie große Summen er bezogen habe. Natürlich wußte dieser das nur sehr ungefähr und war nicht wenig erstaunt, als Moritz aus seinem Notizbuche jede Kleinigkeit vorlas, die er seit ihrem ersten Zusammentreffen für den Freund entrichtet hatte. Eine erregte Szene mit gegenseitigen Vorwürfen des Undankes endigte mit vollständigem Bruche. Einen Vertrag zu schließen war Damnitz niemals eingefallen, seit langem aus des andern Tasche gelebt zu haben konnte er nicht leugnen, und Beschränkung hatte er sich so wenig aufgelegt, daß seine Honoraransprüche schwerlich würden hoch genug anerkannt worden sein. Er schied als Feind und rachebrütend.

Um einen Ersatz war der nunmehr alleinige Redakteur nicht verlegen. Allerdings standen seine Mitarbeiter gewöhnlich mit der deutschen Sprache auf sehr gespanntem Fuße, und Damnitz, der zu einem andern Blatte übergetreten war, gab Tag für Tag dem Publikum zu lachen, indem er arge Schnitzer aus der Fremdenzeitung zitirte. Ihre Verstöße gegen Grammatik und Syntax, ihre geschichtlichen oder geographischen Böcke, ihre unglaublichen Mißverständnisse und dergleichen mehr wurden sprüchwörtlich; man machte es sich zum Geschäft, die abgeschmacktesten Erfindungen in das Blatt zu schmuggeln und am nächsten Morgen aufzudecken. Aber alles das machte dem gelehrigen Schüler seines jetzigen Feindes keinen Kummer. Er gab keine Antwort, machte keinen Versuch einer Rechtfertigung oder Entschuldigung, er „that, als ob nichts vorgefallen wäre,“ und hielt nur streng darauf, daß bei ihm nichts gedruckt wurde, was er nicht verstand. Er wußte, daß er jetzt als „dummer Kerl“ bekannt war, wie einst als „dummer Junge,“ und trug dieses Prädikat mit demselben Gleichmute. Alle lachten über ihn und hielten dabei sein Blatt, um — darüber zu lachen, wie viele vorgaben. Ihm aber war es einerlei, weshalb sie darauf abonnirten. Er blieb bei seinem Prinzip, keine Anforderungen an die Fassungskraft seiner Leser zu stellen, und wurde dabei zum steinreichen und — einflußreichen Manne und überflügelte alle seine klügeren und gebildeteren Mitbewerber. Und so behielt Gellert Recht.

Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortſetzung.)

Elftes Kapitel.

So die rieſigen Hafenmauern von Liſſabon nach Süden in einen langen, immer ſchmäler werdenden Steindamm ausliefen, der von einer Rundung mit einem kleinen Wachtturme beſchloſſen wurde, einem Turme, auf dem bei Nacht ein Leuchtfeuer entzündet werden konnte, ſtand an heißem Auguſtmittag, auf der Außenſeite der ſteinernen Rundung, ein ungleiches Paar von Männern und blickte auf das leicht bewegte Meer hinaus, während der alte Matroſe, der hier als Wächter ergraute, ſeinen gewohnten ſchattigen Sitz in der Höhlung des Turmes, zwiſchen Thür und Wendeltreppe, ruhig beibehielt. Mochten die beiden Fremden, der blaſſe Senhor, der ſeit Wochen ſchon beim Morgengrauen und oft noch am Spätabend hier erſchienen, und der ehemalige Steuermann mit dem verſtümmelten Arme, welcher heute zum erſtenmale mit dem Senhor gekommen war, über die endloſe Flut hinſtarren und die Segel am Horizonte zählen — was kümmerte es den im Schatten ſitzenden? Als der Edelmann mit dem tiefen, glühenden und dem erloſchenen Auge vor etwa einem Monat zum erſtenmale den Steindamm dahergewandelt war und bei ihm geraſtet hatte, war der Alte mißtrauiſch geweſen. Seit er jedoch wußte, daß ſein Beſucher nichts wollte, als die Einfahrt der kleinen Schiffe beobachten, welche in Zwiſchenräumen von mehreren Tagen von Tanger herüberkamen und im Außenhafen Anker warfen, ſah er ihn ruhig kommen und gehen. Die Schiffe hatten, wie ſelbſt der Turmwächter wußte, Boten und Briefe aus Afrika an Bord, ihnen allein galt die Teilnahme des ſtill Harrenden. So oft von einem dieſer Fahrzeuge ein Boot ausgeſetzt ward und dem Innenhafen und den großen Quais am Tajo zuruderte,

ſo oft war der geheimnisvolle Gaſt des alten Turmwächters den Steinwall eilends zurückgeſtürmt, um zuerſt am Landungsplatze des Bootes zu ſtehen. Seit nunmehr zehn Tagen hatte er übrigens umſonſt ſeine Blicke ſtundenlang über das Meer geſchickt; kein Schiff, das die kleine purpurne Flagge mit den goldnen Kaſtellen trug, hatte ſich je gezeigt. Als heute der Edelmann gar mit einem Begleiter, der ſich Bartolomeo Otaz von Cintra nannte, wieder bei dem Wachtturme erſchienen war, hatte der alte Wächter in ſich hineingelacht: Drei Augen ſehen freilich beſſer als eines, doch wo nichts zu erſpähen iſt, kann auch das eine ſchon zu viel ſein! Und jetzt dehnte er ſich gleichmütig in der Kühle des Turmes, ohne ſich um ſeine Gäſte weiter zu bekümmern.

Draußen aber, auf dem wenige Schritte breiten, mit rohen Steinplatten belegten Raume zwiſchen Turm und Meer, tauſchten Luis Camoëns und ſein Begleiter, nachdem ſie zum hundertſten male ſeit dem Morgen die Flut überſchaut und ſich verſichert hatten, daß kein Fahrzeug der erwünſchten Art herankomme, ihre Beſorgniſſe und ihre geheimſten Gedanken: Du ſiehſt, Bartolomeo, daß leider kein Segel in Sicht iſt. Ich gebe dir mein Wort, daß ich jeden Tag, ſeit wir die Nachricht erhielten, daß der König mit der Flotte Tanger verlaſſen habe, hier verweilte und die Ankunft eines der Poſtſchiffe, die von Afrika herüberkommen, hätte wahrnehmen müſſen! Die Sorge, die mich daheim nicht ruhen läßt, treibt mich mehr hierher, als mir lieb iſt. Die Regentſchaft kann keine neuern und am wenigſten ſchlimme Nachrichten haben, und was ſich geſtern in Cintra herumgeflüſtert hat, ſind die düſtern Gerüchte, die ſeit Wochen wie Vampyre durchs Land ſchwirren, unſer letztes Herzblut heiſchend!

Der Herbergswirt von Cintra ſah Camoëns mit Mienen an, in denen ſich die alte ſcheue Ehrfurcht und Befremdung und ſchlecht verhehltes Mitleid ſeltſam miſchten. Er bemerkte, während er ſcheinbar den Abſtand zwiſchen der Flut und dem Gemäuer maß, daß mit Camoëns, ſeit derſelbe im vorigen Jahre ſo oft ſein Gaſt geweſen war, eine entſchiedne Veränderung vorgegangen war. Die ſtattliche Haltung des ritterlichen Dichters war in eine leicht gebeugte verwandelt, ſein Geſicht von geheimem Gram tief gefurcht, ja der wackere Otaz wehrte ſich vergebens gegen die Beſorgnis, daß Senhor Luis Not leide. Gleichwohl vermochte er nichts andres zu erwiedern als: Gott gebe, daß Ihr Euch nicht täuſcht, Herr! Die ſchlimmen Nachrichten vom Heere, wegen deren ich nach Liſſabon gekommen bin, können jedoch von Ceuta nach Gibraltar und über Land zu uns gelangt ſein. Die Herzogin von Braganza, welche für ſich ſelbſt ſchon ſeit der Abfahrt des Königs und ihrer ſchönen Pflegetochter, von der man ſagt, daß ſie mit dem Könige entflohen ſei, in tiefer Trauer geweſen iſt, hat geſtern Briefe von ihren ſpaniſchen Vettern erhalten, die bei San Lucar ſitzen, und gleich darnach angeordnet, daß ihre ſämtliche Dienerſchaft in Trauer gekleidet werden ſoll. Unſre Regenten haben vielleicht dennoch Botſchaften und

verheimlichen sie dem Volke! In allen Straßen, durch die ich gekommen bin, sah ich bestürzte, blasse Gesichter, hörte unheilvolles Geflüster. Verzeiht mir, Herr, aber vielleicht ist dieser Euer Platz nicht mehr der rechte, um die Wahrheit aus erster Hand zu haben.

Es kann, es darf nicht sein! entgegnete Camoëns mit einem ergreifenden Ausdrucke schmerzlicher Verstörung und offenbar vergessend, zu wem er sprach. Was geschehen ist, war wahrlich entsetzlich genug, doch so viel Schuld, wie du wähnst, häuft das Schicksal nicht auf ein Haupt. Und wie erwachend fügte er hinzu: Du sagst es selbst, Otaz, von Spanien aus werden die schlimmen Nachrichten ins Land geworfen, du solltest doch erraten können, was der Zweck solcher Ausstreuungen ist.

Mögt Ihr Recht haben, Senhor! wiederholte Bartolomeo Otaz. Eure Zuversicht kann ich leider nicht teilen, es liegt ein Unglück in der Luft, schwerer als ein Gewitter, man kann nur beten, daß es nicht zu zerschmetternd einschlage. Senhor Manuel Barreto, Euer Freund, hat nie Gutes von diesem Zuge geweissagt, er wird Recht behalten. Euch aber kann es nicht frommen, Herr, wenn Ihr fürder Eure Tage hier verbringt. Was kommen soll, kommt, es wird Euch wenig dienen, ob Ihr es eine Stunde früher oder später vernehmt. Geht zu Euerm Freunde nach Almoeegema, oder wenn Ihr das nicht wollt, nehmt Herberge bei mir in Cintra, es wird Euch alles besser sein, als daß Ihr hier auf die Unglücksboten aus Afrika harrt und Euer Herz mit tausend schlimmen Möglichkeiten martert.

Es kann nicht sein, es wird nicht sein! murmelte Camoëns vor sich hin und hob das ermüdete Auge wieder empor, um es abermals von der schimmernden Wogenmasse und dem heißen Blau des Mittagshimmels blenden zu lassen. Die letzten Botschaften lauten, daß der König und sein Heer den Marsch von Arzilla nach El Arisch antreten wollten, im Lager herrschte glückliche Zuversicht, es fehlte nicht an Festen und Spielen, und wenn *sie* deren Königin war, so müssen die Herzen der Unsrigen höher geschlagen haben, und der Sieg war ihnen gewiß!

Mit wachsendem Mitleid hörte Otaz die starrsinnigen wie die träumerischen Worte, die er nicht recht verstand, aber aus denen er doch erriet, wie verdüstert Camoëns' Sinn sei. Sein eignes ehrliches Herz war von schwerer Sorge um den König, das Heer und das Land erfüllt, aber ihn dünkte, daß Senhor Luis noch ganz andre Lasten auf der Seele habe. Er versuchte noch einmal den vertraulichen Ton früherer Tage anzuschlagen: Kommt mit mir zurück, Herr! Nicht nach der Stadt meine ich — hinaus aufs Land! Was auch geschehe, Ihr werdet es leichter tragen, wenn Ihr nicht allein seid. Freude ist nirgends in ganz Portugal zu finden, aber auch Trost läßt sich schwer gewinnen, wenn man völlig allein ist.

Camoëns machte eine abwehrende Bewegung, als Otaz auf den Weg zurück-

deutete, den sie gemeinsam gekommen waren. Gehe in Frieden heim, Bartolomeo, sagte er dann, und habe Dank für die gute Meinung. Ich sagte dir beim ersten Begegnen, daß ich nicht daran denken dürfe, Lissabon zu verlassen, bis wir Gewißheit haben; gute Gewißheit begehre ich, Otaz, nicht Trost! Du weißt nicht, was mich bewegt, und ich kann es dir nicht erklären, doch glaube mir auf mein Wort, daß es für mich am besten ist, wenn ich hier ausharre, bis Botschaft kommt. Und gelobe mir noch eins: wenn du wieder in Cintra sitzest und Manuel Barreto bei dir vorspricht, so sage ihm nicht, daß du mich gefunden hast und wie du mich gefunden hast.

Euer Wunsch soll mir ein Gebot sein, Senhor Luis, versetzte zögernd der Herbergswirt. Ihr müßt besser wissen als ich, was Euch frommt, ich wüßte Euch lieber im Hause von Almocegema oder bei mir am Bord, als hier an diesem öden Strandturme. Wenn ich Euch nicht nochmals begegne, Herr, so möge Euch die heilige Jungfrau und alle Heiligen in ihren Schutz nehmen und es fügen, daß wir uns an besserm Tage wiedersehen als am heutigen! Ihr werdet leider erfahren, daß Bartolomeo Otaz kein müßiger Schwätzer ist.

Camoëns reichte dem Weggehenden die Hand und geleitete ihn ein halbes Hundert Schritte auf dem Molo zurück. Er war seit Wochen allen Menschen ausgewichen, so viel er es nur vermocht hatte, doch heute Morgen hatte ihm das unvermutete Zusammentreffen mit dem ehemaligen Seemanne und die herzliche Ansprache desselben flüchtig wohlgethan. Darnach freilich, als er auch aus Bartolomeos Munde die schlimmen Gerüchte vernahm, welche seit einigen Tagen durch Lissabon liefen und beim Vorüberschreiten an schwatzenden Gruppen selbst in sein Ohr geklungen waren, hatte ihn das Verlangen erfaßt, wiederum allein zu sein. Und darum nickte er jetzt Bartolomeo zwar freundlich zu und blickte ihm noch einige Minuten nach, dann aber schritt er doch nach der Rundung zurück und setzte sich, sein Schwert neben sich legend, auf die durchglühten Steinplatten an einer Stelle nieder, wo eben der Turm ein wenig Schatten zu spenden begann.

Und nun lag er wieder, das unabsehbare Weltmeer zu Füßen, von dem eine verlorne Welle von Zeit zu Zeit die steinerne Böschung und seine Sohlen netzte, und mußte um Jahre zurückdenken, an jene Zeit, wo er an tausend Tagen auf dem felsigen Strande des Eilands Macao gelegen und in bitterer Einsamkeit und dumpfer Sehnsucht in die Wasserwüste des indischen Ozeans hinausgeblickt hatte. Damals hatte ihn der Gedanke, daß er das große Werk seines Lebens noch zu thun habe, und die reine Erinnerung an Catarina Atayde, seine Jugendliebe, aufrecht erhalten und über die trostlose Öde seiner Tage erhoben — heute war das große Gedicht vollendet, heute weilte er im Vaterlande, das er damals mit heißen Thränen ersehnt hatte, und dennoch war es in seiner Seele nächtiger als in den dunkeln Tagen der Verbannung! Er hatte den Einklang mit sich selbst, hatte die Freundschaft mit Manuel Barreto dem heißen Ver-

langen nach neuem Leben und spätem Liebesglück geopfert, er war selbst bereit gewesen, für ein Lächeln Catarinas und für das Bewußtsein, sie beschützen zu können, jede selbstsüchtige Hoffnung niederzukämpfen — und mit alledem hatte er nichts erreicht, als sie in die Arme des Königs, in ein Leben voll Abenteuer, voll äußerer, voll schwerer innerer Gefahr zu treiben. Über ihm waltete ein Verhängnis, er mußte des indischen Sprichworts von dem unseligen Manne gedenken, der Palmen pflanzt und einen Giftbaum wachsen sieht. Seit der Stunde, in der er Catarina Palmeirim in Knabentracht am Bord von König Sebastians Schiff erblickt hatte, war kein Laut über sie und ihr Leben zu ihm gedrungen. So viele Boten aus dem Lager er befragt hatte — keiner von allen hatte von jenem Pagen des Königs, den Camoëns mit schmerzlich zuckenden Lippen und niedergesenkten Augen beschrieb, das geringste gewußt, keiner hatte ihm sagen können, daß er unter den wenigen Frauen, die sich in Tanger und Arzille im portugiesischen Lager gezeigt, eine Dame von dem Rang und der Schönheit der Gräfin Palmeirim wahrgenommen habe. Catarina war für ihn verschollen, und Camoëns kannte in dem großen Lissabon niemand, der mehr von ihr wissen konnte, als er selbst. Die Schwelle der Herzogin von Braganza wagte er nicht zu überschreiten, mußte er doch fürchten, daß die Herzogin ihrer Schutzbefohlenen unversöhnlich zürne, und hätte er doch selbst jetzt und nach allem, was geschehen war, kein scheltendes, kränkendes Wort wider Catarina ertragen können. Sie hatte ihm das zweite tiefe und unstillbare Weh seines Lebens zugefügt, aber sie trug so wenig Schuld daran, als einst ihre Mutter. Es war sein Unstern, der ihn bei der ersten Begegnung mit Catarina für sie entflammt, sein Unstern, der ihn über ihr Gefühl verblendet hatte. Wie stolz hatte sie Dom Sebastian noch an jenem Abende widerstanden, als er beide in den Gärten von Cintra belauscht hatte, wie leidenschaftlich hatte der jugendliche König sie umworben, wie verzeihlich schien es dem Dichter, daß sie in entscheidender Stunde von der eignen geheimen Leidenschaft besiegt worden sei! Glücklich, wie er selbst sie gemacht haben würde, konnte sie an der Seite des Königs nie werden; aber zürnen durfte er nicht ihr, nur seinem eignen Mißgeschick, seiner Ohnmacht und Armut! Wenn er niemals Almocegema betreten, dort nicht wochenlang gesäumt hätte, wäre es vielleicht möglich gewesen, ihr zu sein oder zu werden, was er nun nicht mehr träumen durfte. Als er sich endlich mit gewaltsamem Entschluß von Manuel Barretos Hause getrennt hatte, war sein Entschluß schon viel zu spät gekommen!

Alles dies wogte durch Camoëns' Seele, eintönig, unablässig wiederkehrend, wie die Wellen, die an den Steindamm schlugen und deren Schaum wider das graue Gemäuer des Wachtturmes sprühte. Und doch suchte er umsonst seine Gedanken bei Catarina Palmeirim festzuhalten, umsonst jeden Gedanken an das Geschick König Sebastians und des vaterländischen Heeres abzuwehren, vergeblich rief er grollend in sich hinein: da dem König der höchste Gewinn geworden

sei, könne es ihm an jedem andern nicht fehlen. Und selbst wenn ihn der Sieg nicht krönen sollte, wenn der Fürst von dem großen Zuge ruhmlos heimkam, wie er schon einmal von Tanger zurückgekehrt war, so wollte Camoëns darum nicht trauern. Aber mitten in diesen trügerischen Vorsätzen überlief es ihn heiß, er empfand, daß die dumpfe Furcht in seiner Seele, die Ahnung eines ungeheuern Unheils, vielleicht gar einer Schmach der vaterländischen Waffen, unablässig wuchs, er wiederholte sich alle düstern Weissagungen Barretos, er gedachte jenes letzten frevelnden Briefes an den Freund, in welchem er den Ausgang seines Wagnisses als ein Gottesurteil berufen hatte. War das Urteil nicht schon an jenem Morgen wider ihn gefallen, als Catarina Palmeirim auf dem Königsschiffe hinwegfuhr? Es durfte ihn nicht härter, nicht zerschmetternder treffen, es war höchste und letzte Zeit, daß mindestens gute Botschaft aus Afrika kam.

So lag er in unerquicklichem Sinnen und in stummem, grimmigem Hader mit sich selbst am Meeresrande und achtete die Tropfen, welche von einer zerbrechenden Welle in sein Gesicht sprühten, als einzige Erquickung, er merkte, daß die Stunden verrannen, und fand nicht die Kraft, die Stundenschläge von den Türmen zu zählen.

Da, mit einemmale, kam Leben und Bewegung in ihn, in der Richtung der See, in welcher er und Otaz vorhin umsonst ausgespäht hatten, tauchten ein paar dreieckige Segel, ein kleiner Schiffsrumpf auf; vom Südost rasch dahergetrieben, steuerte ein Fahrzeug dem Strande näher. Es hielt sichtlich nicht auf den Hafen und die Einfahrt des Tajo, sondern auf die südliche Außenrhede zu; je gespannter Camoëns hinüberblickte, umso gewisser ward ihm, daß der alte Wachtturm, neben dem er jetzt stand, das Merkzeichen des herankommenden Schiffes sei. Bald ward es klar, daß das wunderlich aussehende, unsicher gesteuerte Fahrzeug nach der sandigen Einbuchtung südlich vom Molo strebte, wohin sich sonst nur Fischerbarken wandten. Einen Augenblick durchzuckte Camoëns der Gedanke, daß es maurische Piraten von El-Arisch sein könnten, welche die Küste hier suchten, bald aber konnte er Gestalten auf dem Deck unterscheiden und glaubte deutlich zu sehen, daß die Herankommenden Landsleute seien. Immer seltsamer schien ihm das Gebahren der Schiffer, immer höher wuchs seine eigne Erregung. Und als vollends das Schiff nur wenige hundert Schritte von dem Steindamme auf den Ufersand lief und alsbald zwei Boote aussetzte, als Camoëns erkannte, daß die gesamte Bemannung vom Deck herab in die Boote sprang, da verließ er eilends den Wachtturm und stürmte den Landenden entgegen. Er wußte, daß es keine Botschaft von Heer und Flotte sein könne, wie er sie sonst hier erwartet hatte, aber von Afrika mochten die Schiffer doch kommen. Jetzt nahm er wahr, daß es Bewaffnete waren, welche die Boote erfüllten, warf einen Blick nach dem alten Turmwächter zurück, welcher gleichfalls aufmerksam geworden und unter die offene Pforte seines Turmes getreten war, dann schritt er entschlossen auf die Kommenden los, die eben ihren Booten entstiegen und den Steindamm aufwärts klommen. Indem er die emportauchenden Köpfe der Männer schärfer ins Auge faßte, fuhr er unwillkürlich zusammen, denn den ersten, der ihm zunächst war, erkannte er, trotz der blutbefleckten Binde, welche derselbe um Stirn und Hinterhaupt geschlungen trug, und trotz seines halb verwilderten, halb erschöpften Aussehens, deutlich. Es war jener Seemann, den er in der Stunde seines Wiedersehens mit Barreto in der Nähe des Klosters zum heiligen Kreuz an der Spitze wilder Genossen erblickt und den er dann in kriegerischem Schmucke

und in kriegerischer Laune in Otaz' Herberge wiedergesehen hatte. Jetzt stand derselbe im durchnäßten Schifferwams, mit zerrissener Schärpe, im Gürtel noch das kurze Schwert, aber ohne Hut und Schuhe, keuchend auf dem Steindamme, und neben ihm wuchs ein Dutzend andrer Gestalten, alle gleich wüst, gleich verstört und matt, die meisten mit Wunden und armseligem Verbande, die Böschung des Dammes empor. Camoëns, der noch immer auf den Vordersten schaute, bemerkte an dem verwundert erschrockenen Blicke des braunen Gesellen, daß auch dieser ihn erkannt habe. Er war mit einem Sprunge neben ihm, faßte ihn heftig am Arme und rief ihm zu: Mensch, wo kommst du her? Wem gehört das Schiff, das Ihr dort verlaßt? Und warst du nicht bei der Flotte oder beim Heere des Königs?

Recht, ganz recht, Senhor, ich war auf der Flotte und auch beim Heere, sagte der Angerufene und trat auf dem Steindamme hin und her, als ob es ihm wohlthue, festen Boden unter den Füßen zu haben. Die mit ihm Gelandeten starrten verwundert auf den Mann, der sie hier aufhielt, einigen von ihnen ward es offenbar schwer, sich aufrecht zu erhalten.

Und wo ließt Ihr die Flotte, wo das Heer? fragte stürmisch Camoëns. Seid Ihr Fahnenflüchtige oder Verschlagene?

Wo die Flotte zur Zeit ist, weiß ich nicht! versetzte der Seemann mit dumpfer Stimme. Admiral Diogo da Sousa hatte uns mit zwei kleinen Schiffen, welche Lebensmittel ins Lager führen sollten, in eine Bucht, halbwegs zwischen El-Arisch und Arzilla, geschickt. Wir brachten die Ladung ans Land und gerieten mit unserm Zuge mitten in die Mordschlacht, die um Mittag noch tobte. Das Heer — König Sebastians Heer, Senhor! — liegt am Ufer des Luceos, bei den Sandhügeln von Alcacer, erschlagen; wie wir hier stehen, sind wir allein von tausenden, die um uns fielen und starben, zur Küste entronnen und haben das Schiff erreicht, welches Ihr dort seht! Wer sonst noch lebt, wir wissen es nicht!

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Zur Bedeutung des Eides bei den Sozialdemokraten. Der Prozeß Berndt-Christensen, welcher aus der Denunziation des Abgeordneten Singer gegen den Schutzmann Ihring entstanden war, hat mit einer Verurteilung der Angeklagten zu einer schweren Strafe geendet. Der Eindruck, den diese Angelegenheit auf das Berliner Schöffengericht machte, zeigt sich in der charakteristischen Begründung des Vorsitzenden, der mit den Worten schloß: „Was in den frühern Zeiten das Stilet that, wenn es galt, den Gegner banditenmäßig umzubringen, das haben die Angeklagten durch ihre verleumderischen Beleidigungen gethan."

Dieser Ausgang des Prozesses hat aber überhaupt die öffentliche Meinung in große Erregung versetzt. Nach den im Brustton der Ueberzeugung vorgetragenen Anklagen des Abgeordneten Singer im Reichstage hatte sich nicht bloß in der größeren Masse, sondern auch in den Kreisen des gebildeten Bürgertums die Meinung festgesetzt, daß es sich hier um das Schandstück eines agent provocateur handle, ersonnen, um harmlose und ehrliche Menschen zu verderben. Das ganze Treiben der Sozialdemokratie trat in den Hintergrund gegenüber dem Verhalten der Polizeiorgane. Ja es war kein Zweifel, daß die Genossen des Herrn Singer, welche demselben so schätzbares Material gegen den Schutzmann Ihring geliefert hatten, die volle und lautere Wahrheit gesagt hatten.

Digitized by Google

Wir hoffen, daß dieses Lügennetz in allen seinen Maschen zerstört sein wird und unsre Sozialdemokraten zunächst auf den Märtyrerkranz werden verzichten müssen.

Es steckt auch heute noch in dem Bürgertume ein starker Widerwille gegen die Polizei, die Epigonen haben die kleinen Scherereien und Chikanen aus der Zeit des Absolutismus und der Treubündlerei noch nicht vergessen, und so kommt es, daß die neuen Aufgaben, welche der Exekutive aus dem Kampfe gegen die Umsturzpartei erwachsen, nicht gewürdigt werden. Vielleicht liegt dies auch daran, daß das Bürgertum sich der Bedeutung dieses Kampfes nicht ganz bewußt ist. Infolge des Sozialistengesetzes sind die Merkmale desselben nicht mehr an der Oberfläche, nicht mehr für jedermann wahrnehmbar. Aber wer die Bestrebungen der Partei, die Aeußerungen ihrer Organe genau verfolgt, der wird erkennen, daß der Kampf gegen die bestehenden Zustände immer erbitterter wird. Daß die Sicherheitsbehörde sich über die Pläne so gefährlicher Gegner der Gesellschaft unterrichten muß, hat zum ersten male in dem vorliegenden Prozeß das Gericht offen ausgesprochen, und der Vorsitzende hat keinen Anstand genommen, die Thätigkeit dieser Polizeiorgane mit der „unsrer Offiziere“ zu vergleichen, „wenn sie in Feindesland gehen.“

Ein Zweifler wird leicht einwenden: „Auch in diesem Prozesse stehen sich Aussagen und Aussagen gegenüber; wo ist da die Wahrheit?“ Allein auch in dieser Beziehung war dieser Prozeß lehrreich, denn das Gericht hat den sozialdemokratischen Zeugen trotz ihres Eides nicht geglaubt. Wie die Sozialdemokraten mit dem Eide umgehen, davon lieferte schon eine Reihe von Prozessen, die sich im Jahre 1880 in Frankfurt a. M. abspielten, einen schlagenden Beweis. Aus einer Untersuchung wegen Verbreitung der Bebelschen Broschüre „Die Frau und der Sozialismus“ entwickelte sich eine Kette von Meineidsprozessen, die jedesmal zur Verurteilung führten. Ein Sozialdemokrat Jahn hatte diese Broschüre verbreitet, darüber war gar kein Zweifel; trotzdem fanden sich unter den Genossen Zeugen, welche in bewußtem Widerspruche mit der Wahrheit dies bestritten. Zu diesen gehörte auch der Sozialist Ibsen, welcher durch Urteil des Frankfurter Schwurgerichts vom 7. Januar 1880 zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Diesen Meineidigen haben die sozialistischen Blätter „Freiheit“ und „Sozialdemokrat“ als Märtyrer der sozialistischen Sache gepriesen. Er selbst äußerte vor Gericht, daß er so leicht ins Zuchthaus gehe, als ob er sich zu einer Gesellschaft oder zu einem Balle begebe. Einer der sozialistischen Zeugen bezeichnete die Züchtlingsjacke des Meineidigen als Ehrenkleid, und der „Sozialdemokrat“ begrüßte ihn nach erfolgter Abbüßung mit einem Dithyrambus: „Willkommen! Willkommen! dem Zuchthäusler, Willkommen! dem Meineidigen. Für uns ist Ibsen ein Märtyrer, kein Verbrecher, darum noch einmal: Willkommen! dem Zuchthäusler.“

Wenn unter den Sozialdemokraten solche Auffassungen über den Meineid herrschen, dann konnte die Antwort auf die Frage des Pilatus auch in dem Prozesse Berndt-Christensen nicht zweifelhaft sein. Es gelang dem Gerichte, auch objektiv die Unwahrheit der Aussagen der zum Schutze der Angeklagten herbeigeschafften Zeugen festzustellen. Aber das ist nicht immer leicht. Auch gegen das „Stilet der frühern Zeiten“ konnte der Bedrohte sich nur schützen, indem er den Banditen durch Klugheit zu übertreffen suchte und jedenfalls nicht erst den Stoß desselben abwartete. Die Frage über das Verhältnis der heutigen Gesellschaft zur Sozialdemokratie beginnt sich immer einfacher zu gestalten: Hammer oder Ambos.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Aus Österreich.

Aus allen Ländern, welche von Deutſchen in größerer Anzahl bewohnt ſind, kommen Kundgebungen der Sympathie für diejenigen Landsleute in Öſterreich, welche den ihnen aufgezwungenen Kampf gegen das Slawentum mit Entſchloſſenheit führen, und insbeſondre erfreut ſich das Wirken des „Deutſchen Schulvereins“ lebhafter Teilnahme. Dabei wird ſelten verſäumt, Bedauern oder Entrüſtung über die durch Verblendete hervorgerufene Spaltung in dem Vereine auszuſprechen, und jeden, der das Überwuchern des Judentums für kein Glück anſieht, als Verräter an der nationalen Sache hinzuſtellen. Das erklärt ſich leicht aus dem Umſtande, daß die Deutſchen außerhalb Öſterreichs ſich über die hieſigen Zuſtände faſt ausſchließlich von Zeitungen unterrichten laſſen, die entweder von Juden geleitet werden oder doch glauben, allen ihren jüdiſchen Leſern „Rechnung tragen“ zu müſſen. Thatſächlich aber iſt jene Darſtellung des Entſtehens der allerdings bedauerlichen Spaltung und Zerſplitterung der Kräfte unrichtig. Der Hergang war folgender. Nachdem anfangs nur „Ortsgruppen“ innerhalb des großen Vereins gebildet worden waren, entſtanden mit Genehmigung der Zentralleitung auch Gruppen, welche nicht durch die Örtlichkeit beſtimmt und begrenzt waren, akademiſche, Frauenvereine ꝛc. Als nun die Wiener akademiſche Gruppe den Grundſatz aufſtellte, nur Chriſten aufzunehmen, und ein vorſtädtiſcher Verein eine Jüdin zurückwies, hielt es die Zentralleitung für angemeſſen, dieſe beiden Gruppen aufzulöſen. Die von den Zeitungen gegebene Motivirung dieſes Schrittes, deſſen formelle Berechtigung außer Zweifel ſteht, iſt durchaus hinfällig: es würden durch das Vorgehen der beiden Gruppen Perſonen abgehalten, ſich an der guten Sache zu beteiligen. Denn es hätte den jüdiſchen

Studenten und Frauen ja freigestanden, eigne Gruppen zu bilden; wenn es ihnen wirklich nur um die Sache zu thun gewesen wäre, würden sie sofort diesen Weg eingeschlagen haben, anstatt sich mit Gewalt in eine Gesellschaft einzudrängen, welche sie nicht haben will. Und die an der Spitze des Vereins stehenden Persönlichkeiten werden, wenn sie anders der Wahrheit die Ehre geben wollen, zugeben müssen, daß sie der Bildung solcher, wenn man will, konfessioneller Gruppen nichts in den Weg gelegt haben würden, wie denn die Presse gewiß den Anlaß benutzt hätte, auf die deutsche Gesinnung der Juden rühmend hinzuweisen. Den Christen aber, den „Deutschen germanischer Abstammung" soll nicht gestattet sein, unter sich zu bleiben! Wir wollen nun die Frage garnicht untersuchen, ob die erwähnten Beschlüsse zweier Gruppen politisch klug waren oder nicht: die Leitung hätte auf jeden Fall so klug sein sollen, die Beschlüsse, die sie prinzipiell nicht billigte, zu ignoriren und den klageführenden Juden die Vereinigung zu eignen Gruppen nahezulegen. Dadurch hätten sie der Spaltung vorgebeugt, die bei unbefangener Betrachtung nur ihnen schuld gegeben werden kann. Aber sie handelten unter dem Einflusse des Terrorismus der jüdischen Presse oder eines unklaren, schwächlichen Liberalismus, von dem sich loszusagen die Deutschösterreicher in dieser ernsten Zeit die dringendste Ursache hätten. Ist doch das Verhalten der Liberalen gegenüber der katholischen Bevölkerung wahrhaft kläglich! Diese empfindet in ihrer ungeheuern Mehrheit wohl mindestens so gut deutsch wie die aus Galizien oder Ungarn eingewanderten Juden, und könnte sie sich von den Liberalen der Schonung ihrer religiösen Überzeugungen versehen, so würde sie nicht dulden, daß ihre Abgeordneten mit den Slawen gemeinsame Sache machen. Aber die Liberalen weichen ängstlich einer so mächtigen Bundesgenossenschaft aus, selbst auf Gebieten, wo das Zusammengehen mit den deutschen Konservativen von ihnen keinerlei Opfer an Grundsätzen erheischen würde, und wenn konservative Abgeordnete für das Deutschtum eintreten, ernten sie von den Zeitungen höchstens höhnische Bemerkungen. Mit welcher Entschiedenheit auch tagtäglich gepredigt werden mag, daß die Erhaltung unsers Volkstums unsre erste und vornehmste Sorge sein müsse, wird doch dieser Satz augenblicklich vergessen vor dem Schreckbilde der konfessionellen Schule. Das wäre begreiflich, wenn nicht unbeschränkte Bekenntnisfreiheit bestünde. Wer seine Kinder nicht im katholischen Glauben und unter dem Einflusse katholischer Priester erziehen lassen will, kann sie Altkatholiken, Protestanten Augsburgischer oder helvetischer Konfession, jüdisch werden lassen, er kann sich konfessionslos erklären, ohne daß ihm oder den Seinen daraus der mindeste Nachteil erwüchse. Aber Übertritte kommen fast nur behufs einer Eheschließung vor. Und so ist garnicht abzusehen, wie die Führer der Liberalen sich die Möglichkeit eines friedlichen Verhältnisses mit dem großen Teile der Bevölkerung vorstellen, welcher aufrichtig katholisch ist und bleiben will und die konfessionslose Schule verabscheut. Die Reformation konnte vor dreihundert Jahren die

Massen der Bürger und Bauern für sich gewinnen, weil sie ihnen etwas Positives bot: hofft man jetzt vielleicht, sie durch die Presse zu Materialisten zu erziehen?

Aber anstatt an Verständigung mit den Stammesgenossen zu denken, von welchen sie nur der Glaube trennt, hetzen sie noch Fraktion gegen Fraktion. Nicht genug, daß die Antisemitenriecherei mit einem Fanatismus betrieben wird wie dereinst die Demagogenriecherei, bekämpfen „Deutsche" und „Deutschösterreicher" einander auf das leidenschaftlichste. Die letztere Fraktion betrachtet sich als diejenige, in deren Hände allernächstens das Staatsruder gelangen müsse, und es ist daher den künftigen Ministern sehr unangenehm, daß eine beträchtliche Anzahl deutscher, namentlich jüngerer und sehr rühriger Abgeordneten ihnen nicht mehr unbedingt Heeresfolge leisten will. Aller Wahrscheinlichkeit nach erhitzen sich die Herren vorläufig ohne alle Veranlassung. In den maßgebenden Kreisen denkt ohne Zweifel niemand daran, das dreimal wenig gelungene Experiment mit einer parlamentarischen Regierung zum viertenmale zu versuchen. Dafür, daß sich eine Wendung im System vorbereite, sprechen allerdings verschiedne Anzeichen, aber die Berufung der Minister Gautsch (Kultur und Unterricht) und Marquis de Bacquehem (Handel) zeigt deutlich genug, daß der Weg eingeschlagen werden soll, der allein aus den jetzigen Wirrsalen herausführen kann. Da die tschechischen und polnischen Minister von ihren eignen Parteien im Stiche gelassen werden, und die Herren Chlumecky, Plener, Sturm u. s. w. in kürzester Zeit ebenso ihren parlamentarischen Freunden gegenüberstehen würden, wie heute die Herren Dunajewski, Praschak ꝛc. den ihrigen, so werden Männer berufen, die entschlossen sind, sich einzig vom Staatsinteresse leiten zu lassen, ohne Seitenblicke auf Parteiprogramme und Parteiwünsche. Was seit Jahren zu wünschen blieb, Energie, scheint wiedergekehrt zu sein, und das verrückte Gebahren der Tschechen und Slovenen mag das seinige dazu beigetragen haben. Wenn in Böhmen die zarte Rücksicht auf den Pöbel bereits so weit geht, daß das Andenken des Kaisers Joseph II. nicht mehr gefeiert werden darf, wenn die österreichischen Farben nicht mehr geduldet werden sollen, wenn die tschechischen Zeitungen sich ganz ungeberdig darüber anstellen, daß der Minister Gautsch Schülern in Pilsen und Budweis eingeschärft hat, Deutsch zu lernen, dann wird es doch offenbar, daß das bisherige System in einer Sackgasse angelangt ist. Die Erklärungen des Grafen Taaffe auf Beschwerden aus Laibach und Prag haben die Deutschen nicht befriedigt und konnten es nicht; sie waren gewunden und spitzfindig, weil die beteiligten Behörden nicht bloßgestellt werden sollten, allein man kann auch manches andre herauslesen. Vor allem liefern die Personalveränderungen in der Generalität in Ungarn den Beweis, daß die Zeit des Spaßens vorüber ist. Der Landeskommandirende, General der Kavallerie Freiherr von Edelsheim-Gyulai, ist pensionirt worden, und diese Thatsache stellt außer Zweifel, daß er die höchste militärische Autorität in Ungarn war, auf

welche Minister Tisza sich berief, als er die Bekränzung des Hentzi-Denkmals inkorrekt und taktlos nannte; wahrscheinlich hat er es sonst auch an der Entschlossenheit und dem Takte fehlen lassen, welche jene Stellung von ihm forderte, denn sonst hätte der Skandal in Pest nicht solche Dimensionen annehmen können. Nun ertönt diesseits und jenseits der Leitha großes Klagegeschrei, man will die einfachsten Verhältnisse nicht begreifen, übertreibt hier und droht dort. Keine bessere Rechtfertigung konnte die Maßregel finden, als die in Ungarn auftretende Forderung einer nationalen Armee! Eben weil man wußte, daß solche Tendenzen bestehen, mußte ja jeder Versuch, die Einheit des kaiserlichen Heeres anzutasten, sofort niedergeschlagen werden. Die Verdienste des aus dem Dienste scheidenden Generals sind in dem kaiserlichen Handschreiben warm genug anerkannt, aber wenn man nun einen Feldherrn aus ihm macht, so ist das Übertreibung, und vor den Freunden, welche ihn jetzt ungefähr wie einen spanischen oder französischen politischen General schildern, wird Herrn von Edelsheim wohl am meisten grauen. Er stammt bekanntlich aus Baden, wo sein Bruder 1866 Minister war, ist frühzeitig in österreichische Dienste getreten und hat sich stets als „schneidiger" Reiteroffizier bewährt. Sein kühner Ritt bei Magenta hat eine Stelle in der Kriegsgeschichte; daß derselbe nutzlos blieb, verschuldete weder der junge Oberst noch seine Husaren. Dagegen ist der Versuch einer Wiederholung des Bravourstücks bei Königgrätz immer als ein zweckloses Hinopfern der Leute angesehen worden. Und auch über die nach ihm benannte Abrichtungsmethode der Kavallerie sind die Ansichten immer geteilt gewesen. Während in den Jahren zwischen 1860 und 1866 seine Anhänger von dieser Methode eine gänzliche Umwälzung erwarteten, hoben andre hervor, daß durch dieselbe gewiß die Leistungsfähigkeit der Truppe bedeutend erhöht werden könne, daß sie aber auch einen sehr großen Verbrauch an Menschen- und Pferdematerial mit sich bringe und zu ausschließlich das alte, aber längst nicht mehr bewährte System ins Auge fasse, welches mit dem Ausdrucke bezeichnet zu werden pflegt: „den Stier bei den Hörnern packen." Edelsheim stand in dem Rufe, die Disziplin mit eiserner Strenge aufrecht zu erhalten, heute rühmt man an ihm vor allem, daß er sich in Ungarn populär zu machen gewußt habe. Nun ist es gewiß sehr erfreulich, wenn von oben herab das Beispiel eines guten Einvernehmens zwischen Militär und Zivil gegeben wird, aber Hauptaufgabe kann das doch nicht für einen kommandirenden General sein, und in ernsten Momenten muß er auch bereit sein, sich unbeliebt zu machen. Gegen die Verfügungen der höchsten Militärbehörde ist vernünftigerweise garnichts einzuwenden. Einer Versetzung hat wahrscheinlich General Edelsheim selbst die Pensionirung vorgezogen; durch die Versetzung des Generals Jansky, der die Schreier in Pest gegen sich aufgebracht hatte, ist weiteren Konflikten vorgebeugt, allein diese Versetzung durfte unter keinen Umständen den Charakter einer Strafe haben, und daher mußte er zugleich befördert werden. Wenn deshalb von der

Wiederkehr der Zeiten von Windischgrätz und Welden gefaselt wird, so sollten die Ängstlichen sich vor allem erinnern, wodurch vor vierzig Jahren das Säbelregiment möglich und — notwendig gemacht wurde.

Allgemeineres über Irland.

Die Betrachtung ausländischer Zustände und fremder Parteiverhältnisse hat eine andre Bedeutung für den Politiker von Fach, als für den, der vor allem den heimischen Zuständen seine persönliche Sympathie zuwendet und diese eignen Interessen verstehen will. Nur jener hat z. B. das Bedürfnis, die ausländischen Dinge in ihren oft so mannichfachen Faktoren so genau zu durchdringen, daß er die Zukunft berechnen kann; dieser ist mehr darauf aus, die eignen Verhältnisse an die fremden zu halten, Befürchtungen und Hoffnungen für die eignen aus den fremden abzuleiten und Heilmittel und vorgeschlagne Reformen gemäß den ausländischen Erfahrungen schärfer zu prüfen. Dies bescheidnere Ziel übersteigt nicht so sehr die uns mögliche Kenntnis des Auslandes, eine Kenntnis, die unsre politische Tagesliteratur keineswegs in besonderm Maße erleichtert. Wir werden durch diese nicht einmal in den Stand gesetzt, die englisch-irischen wohlunterrichteten Stimmen von den andern unbedeutenden neben ihnen zu unterscheiden, die sich ebenso laut in den Angelegenheiten ihres Vaterlandes hörbar machen. Unsre Zeitungen teilen demgemäß ganz Widersprechendes über die Absichten der Führer, selbst Gladstones mit, und ebenso dunkel ist bis jetzt, wie die im allgemeinen Gladstone ungünstigen Wahlen eingreifen werden in die Gestaltung des künftigen englischen Ministeriums, ob es ein aus den großen politischen Parteien gemischtes unionistisches Ministerium sein wird, oder ob noch einmal die reine Toryregierung es unternehmen wird, die irische Frage zu lösen oder die Ruhe durch Gewalt herzustellen. Einige englische Publizisten sehen sehr schwarz; in der „Kölnischen Zeitung" sagt ein offenbar tief eingeweihter Engländer, daß er, selbst wenn Gladstone nicht siege, die Revolution als unvermeidlich erachte; die Unthaten in Irland würden gerade darum nicht abnehmen, Priester und Fenier nicht nachlassen in ihren Anreizungen, weil ein notorisch so hervorragender Mann wie Gladstone mit ganzer Überzeugung für ihre politische und wirtschaftliche Befreiung eingetreten sei. Diese Sache müsse endlich durchdringen. Derselbe Mann spricht von dem Gelde Amerikas, das die irische Revolution bezahle und die fehlende Begeisterung und Kampfesfreudigkeit der Iren mehr als ersetze. Selbst Gladstone hat nach einem

älteren, jetzt erst veröffentlichten Schreiben vor dieser hinter Parnell stehenden Geldmacht seit längerer Zeit Anlaß genommen, den Iren Konzessionen zu machen. Wo so vieles rätselhaft ist, ziemt es gewöhnlichen Beobachtern nicht, bestimmte Voraussagungen über politische Kombinationen zu machen, sondern nur die allgemeinen Verhältnisse, die sozialpolitischen und wirtschaftlichen Prozesse zu erörtern, die nicht in gleicher, aber gleichartiger Weise unsre Zivilisation, insbesondre unsre Landwirtschaft heutzutage kennzeichnen.

Um es kurz zu sagen: Mag Gladstone es sein oder ein andrer, mag es bald dazu kommen oder mag man noch Jahre lang laviren und disputiren, die irische Frage muß in der von Gladstone gewünschten Endabsicht, wenn auch mit etwas andern Maßregeln, gelöst werden. Die amerikanischen Gelder sind Nebensache, die landwirtschaftlichen Zustände in Irland rufen an sich laut genug, und es werden sich immer in England, bei diesem lebhaften männlichen Sinn für Gerechtigkeit, der dort herrscht, Stimmen genug finden, die für Paddys Schicksal kräftig eintreten.

Wir müssen anerkennen, daß auf politischem Gebiete diese Stimmen für Irland schon so ziemlich alles Nötige erreicht haben. Die politische Freiheit in Irland ist so groß, als man sie wünschen kann. In kirchlicher Beziehung sind längst die staatlichen Schranken gefallen. Die kirchlichen Parteien zwar hassen sich gründlich, nach wie vor. Die Protestanten, die sich an den England zugewandten irischen Landstrichen in ziemlicher Zahl, meist in Städten, aber auch auf dem Lande befinden, schließen sich zu energischer bewaffneter Notwehr für alle Fälle der Majorität gegenüber zusammen und machen es dem Staate oft schwer, die Segnungen des Landfriedens zu schützen. Aber der irische Haß richtet sich auf dem kirchlichen Gebiete nicht gegen den Staat, dessen frühere Maßregeln der Nation nicht so tief eingeprägt sind, sondern gegen die Protestanten selbst, die ja meist auch der englischen, nicht der irischen Rasse angehören.

Aber auch in Bezug auf Rasse und Staat überhaupt hat die politische Freiheit manchen Haß abgeschwächt. Man gab allgemein zu, daß die englischen Soldaten in Irland beliebt wären; weder gegen diese Rotröcke, noch gegen die Vertreter und Beamten der englischen Königin übte man Gewaltthaten bis zu dem furchtbaren Meuchelmorde im Phönixpark, der auf einmal einen Abgrund des Hasses enthüllte und zum erstenmale die amerikanischen Hilfeleistungen in größerem Maßstabe kundgab. Wer mit den englischen Verhältnissen etwas bekannt ist, kann sich denken, warum seit jenen Tagen so viele brave Menschen stutzig geworden sind und bekannt haben, daß sie über politische Freiheit bisher etwas schwärmerisch gedacht hatten. In bittern Erfahrungen hatte man zwar einsehen lernen, daß der Fabrikarbeiter und die Seinigen bei aller politischen Freiheit zu Grunde gingen, wenn die Staatsverwaltung und Gesetzgebung nicht noch etwas mehr für sie thue, als daß sie ihnen erlaube, über ihre Arbeitskraft

frei zu verfügen. Man hatte eine große Reihe Factorygesetze zum Schutze der Fabrikarbeiter, ihrer Frauen und Kinder, der Grubenarbeiter u. s. w. gegeben, man hatte Fabrikinspektoren mit bedeutenden Vollmachten, Gewerbegerichte und Einigungsämter eingeführt und sah, daß man das Übel richtig angegiffen hatte. Der Grundsatz des „Gehenlassens" war auf diesem Gebiete nicht mehr durchschlagend, und die tiefe Weisheit des Satzes, daß der ein Giftmischer sei, der den Arbeitern sage, sie könnten es auf andre Weise zu etwas bringen als durch Sparen, wurde nicht mehr so sehr angestaunt. Denn man fühlte die Verpflichtung, erst den Arbeiter so weit zu bringen, daß er sparen könne und wolle. Also wie gesagt, auf diesem industriellen Gebiete war man zwar allmählich entschieden zu positiv wirtschaftlichen Eingriffen des Staates fortgeschritten. Aber nun stellte sich in Irland das ackerbauende Proletariat in ebenso dringlicher Weise reformbedürftig dar, und wenn Thomas Carlyle aus jedem Getümmel und Geschrei eines tobenden Volkshaufens den sehnsüchtigen Schrei heraushören wollte: Ist denn niemand da, der mich führen und regieren will? so muß auch der englische Staatsmann aus dem irischen Revolutionstreiben und agrarischem Meuchelmorde den Ruf gehört haben: Wer schafft dem irischen Ackerbauer so viel wirtschaftliche Hilfe, daß er außer der Freiheit auch noch etwas Freude am Leben und Stabilität in seinen wirtschaftlichen Verhältnissen gewinnt? Wer leistet ihm ähnlich die wirtschaftliche Widerstandskraft, die dem Fabrikarbeiter vom Gesetz allmählich zu teil geworden ist?

Damit ist nicht gesagt, daß die bisherige Ackergesetzgebung Englands in Irland es an der nötigen Freiheit habe fehlen lassen, wie man es sich in unsern Kreisen zuweilen denkt. Es war dort so gut wie anderswo gestattet, Land zu kaufen und zu verkaufen, Pachten einzugehen und aufzulösen, auch die Pachtgrundstücke einem andern zu übertragen. Das Eine war allerdings mißlich, daß bei der schlechten Grundbucheinrichtung ein reiner, unzweifelhafter Besitztitel beim Kaufe schwer und dabei nur mit vielen Kosten zu erhalten war und dadurch das Pachtsystem begünstigt wurde. Aber das war nicht von so durchschlagender Wichtigkeit, um eine so große Schädigung hervorzubringen. Die Übel sitzen tiefer und liegen nicht auf dem Gebiete des Privatrechts. Sie haben sogar einen Jahrhunderte weit zurückliegenden geschichtlichen Hintergrund, der noch jetzt einigermaßen nachwirkt.

Lorenz von Stein und A. Meitzen haben mit Recht auf diese uralte Wirtschaftsform Irlands aufmerksam gemacht, die man das Clanprinzip oder das Tanistrysystem nennt. Es ist wesentlich der Grundkommunismus, das Gesamteigen an Grund und Boden, wie diese Praxis bei unsern Altvordern sich fand, wie sie bei den Südslawen, ja auch in dem russischen Mir noch jetzt vorkommt, freilich im Untergang begriffen. Das Land wurde von einem stellvertretenden gewählten Clan (Tanaist) in Größe von ungefähr je sechs Quadratmeilen den einzelnen Familien zur Benutzung zugewiesen. Dafür lagen diesen

Familien verschiedne Leistungen ob für den Krieg, für anderweitige Bedürfnisse der Verwaltung und der Clane. Ein wirkliches Privateigentum kannte man nur an beweglichem Vermögen, nicht an Grund und Boden. Kann man sich wundern, wenn der Ire auch jetzt noch zuweilen sagt, nur die Rente gehöre seinem Lord, nicht das Land? Ganz passend ist dann die Fortsetzung der Rede, daß der Lord auch die Höhe der Rente nicht zu bestimmen habe, sondern eine Behörde, die das allgemeine Bedürfnis feststetze, das die Verwaltung Irlands in Krieg und Frieden zu befriedigen habe.

Wir erinnern nur darum an diese alten Verhältnisse, weil sie etwas zur Erklärung der Verbissenheit und Grausamkeit beitragen, die sich bei den Iren in ihrer Behandlung der Landbesitzer und großen Pächter zeigt. Dagegen ist nicht zu glauben, daß die jetzigen Iren eine Gütergemeinschaft am Boden einrichten würden, wenn sie vor die Frage gestellt würden. Die Idee des Privateigentums am Boden ist auch bei ihnen durchgedrungen, und nur daß ihnen dieses Eigentum faktisch versagt ist und keine Hoffnung vorhanden ist, es zu erwerben, nicht einmal eine dauerhafte Pacht, das ist es, was sie erbittert.

Wir können also die interessante Frage, ob nicht die „genossenschaftliche" Bewirtschaftung des Bodens, wie der beweglichen Güter und der ganzen menschlichen Arbeit das letzte Wort der Sozialpolitik sei, auf sich beruhen lassen. Vor der Hand fehlen uns die Menschen dazu und noch manches andre.

Beiläufig aber erklärt sich aus dem Umstande, daß das erwähnte Tanistrysystem auch in Schottland bestand, und sogar noch länger als in Irland, daß selbst in den letzten Wahlen die meisten Schotten mit den Iren, insbesondre für Gladstones Reformen, ihre Stimmen abgegeben haben.

Bei den blutigen Kriegen, in denen England die Iren überwand, erlangten die englischen Heerführer und Gewaltigen und ihre Vasallen die Nachfolge der Clans und herrschten nicht mehr als patriarchalische Vertreter des nationalen Bodens an die Familien, sondern als Eigentümer dieses Bodens, den sie wieder zu Eigentum verschenkten, verkauften und verpachteten, nach ihrem Gutdünken.

Eine furchtbare Umwälzung! Seit der Zeit ist die privatrechtliche Ordnung der Dinge in Irland wirksam. Nicht Hörigkeit im germanischen Sinne, nicht feudale Zusammengehörigkeit, vielmehr sogenannte Freiheit und Vertragstheorie mit wachsender wirtschaftlicher Unfreiheit. Schon beim Eintritt dieser englischen Periode war die irische Bevölkerung in jeder Beziehung vernachlässigt. Die fruchtbare Natur des Landes, das nicht einmal ganz der Kultur unterworfen worden war, die leichte Aufrechthaltung ihres sehr bedürfnislosen Lebens in einem Lande, wo es fast keinen Winter gab, hatte die Energie des Leibes und des Geistes nicht zur Entwicklung genötigt; die alten Chroniken teilen aus einer Zeit, wo in England schon viele Verfeinerung des Lebens herrschte, mit, daß in Irland die vornehmsten Damen und Fräulein beim Gehen und Reiten fast unbekleidet alles zeigten, was sonst sorgsam verhüllt wurde. Nun denke man

ſich, wie es wirken mußte, daß gegen 1605 das Taniſtryſyſtem, welches thatſächlich ſchon vielfach verletzt worden war, förmlich aufgehoben wurde und Herrſcher einer andern Raſſe und einer andern Religion die Maſſe nach ganz fremden Grundeigentumsbegriffen behandelten. Konnte es denn etwas weſentliches ändern, daß man den Irländern dafür politiſch gleiche Berechtigungen gegeben hat? Oder daß es eine Menge engliſcher Grundherren gab, die ihre iriſchen Unterthanen mit chriſtlicher Güte und wahrhaft human behandelten? Die Dinge gingen ihren Weg, der nicht von einzelnen Individuen, ſondern von dem ganzen Zuſammenhange der Einrichtungen beſtimmt wird. Die Intereſſen trennten ſich. Der Grundherr wollte hohe Pacht, kurze Pachtdauer, rückſichtsloſe Vertreibung des nicht pünktlich zahlenden Pächters; der Pächter wollte billige Pachtrente, lange Pachtdauer, Erſatz für die in der Pachtzeit von ihm gemachten Aufwendungen (Meliorationen), auch Möglichkeit eines völlig ſelbſtändigen Erwerbes der Grundſtücke. Wird in dieſem Streit der Intereſſen alles dem Privatrecht überlaſſen, ſo weiß man, wie die Folgen dann ſein müſſen, wenn einmal die Machtverhältniſſe von Anfang an ſo ungleich ſind. Die Zuſtände, die nach römiſchem Privatrecht ſich in Sizilien unmittelbar vor den Sklavenkriegen entwickelt hatten, ſind zwar in Irland noch nicht erreicht, aber wir erſchrecken doch, wenn wir leſen, daß 110 Perſonen als große Grundherren den fünften Teil des ganzen iriſchen Landes beſitzen, gegen 350 Herren die Hälfte der Fläche. Was wir bäuerlichen Mittelſtand nennen, was wir durch unſre Stein-Hardenbergſchen Reformen 1807 u. ff. mit großem Eifer und nicht ohne Erfolg zu gewinnen und zu befeſtigen ſtrebten, was auch in Frankreich ſich noch immer als ein ſtaatserhaltendes Element der Bevölkerung erweiſt: eine große Zahl freier kleiner und mittlerer Grundbeſitzer, das fehlt in Irland mehr und mehr. Die tiefe Mißſtimmung, die damit verbunden iſt, giebt ſich nicht nur in der beklagenswert großen Auswanderung kund, ſelbſt der Ertrag des von fremden, unwilligen, hoffnungsarmen Kräften bearbeiteten Bodens iſt völlig ungenügend, obgleich ſonſt die Großwirtſchaft ihre Vorzüge in Bezug auf den Ertrag ſo oft beweiſt. Dabei mehren ſich die Zahlen der Armen in Irland, die auf die geſetzliche Unterſtützung Anſpruch machen. Die Kriſis iſt ſeit Jahren deutlich geworden. Sie wird von den tüchtigſten Männern ſtudirt, und die auf induſtriellem Gebiete, wie oben erwähnt, eingetretene Überzeugung, daß das Privatrecht doch nicht alles leiſte, übt ihre heilſame Wirkung auch auf dem agrariſchen Gebiete. Alle ſagen, daß etwas geſchehen müſſe. Die Titel der Geſetze, z. B. „Zur Verbeſſerung der Geſetze betreffend die Erwerbung und das Eigentumsrecht an Land in Irland," zeigen ſchon, um was es ſich handelt. Die Grafſchaftsgerichte, mehr Selbſtverwaltungsbehörden als Gerichte, ſollen auf Verlangen des Pächters gerechten Zins (fair rent) feſtſtellen; dieſe Feſtſtellung ſoll wenigſtens für fünfzehn Jahre gelten, wenn die Pacht bezahlt wird, die Entſchädigungen für geleiſtete Meliorationen ſollen

ebenfalls öffentlich festgestellt und erhöht werden. Wenn man hört, daß englische Schriftsteller fürchten, diese schönen Bestimmungen würden auf die Schwierigkeit stoßen, daß keine Richter sich finden würden, sie durchzuführen, und daß die Lords sich ebensowenig gefallen lassen würden, bei freiwerdender Pacht durch den Richter sich Bedingungen vorschreiben zu lassen, so versteht man umso besser die stärker werdende Ansicht Gladstones und seiner und Parnells Partei, daß zu allererst Irlands Geschick in Gesetzgebung und Verwaltung von England und seinem Parlament getrennt werden müsse. Man sagt eben, daß es beim besten Willen, wie er durchschnittlich im englischen Parlamente sich finde, von ihm nicht zu verlangen sei, daß es die in Irland gesetzlich herrschende Klasse von Grundbesitzern, die dem irischen Volke fremd bleibe, meist außerhalb Irlands wohne und nur das irische Geld verzehre, so beschränke und expropriire, wie es das Interesse Irlands erfordere. Ob das nun richtig ist, wird sich weder bei uns noch in England im voraus behaupten lassen. Von unsern sozialistischen Führern wurde es auch als selbstverständlich angesehen, daß, wie die ganze Gesellschaft gegenüber der Masse der Proletarier nur als eine reaktionäre Masse anzusehen sei, so auch in allen unsern Parlamenten der Geiz und die Selbstsucht der Besitzenden keine Gesetze durchgehen lassen würde, die den Arbeitern zu Gute kämen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß das nicht richtig war, wiewohl die Prinzipmenschen unter den Roten noch immer bei dieser ihrer Rede bleiben. Es ist wirklich eine ganze Reihe von Gesetzen von der „Bourgeoisie" genehmigt und sogar beantragt worden, die den wirtschaftlich Schwächern auf Kosten der Bessergestellten zu Hilfe kommen. Die Bourgeoisie ist eben besser, als man meinte. Und zwar hat sie diese unerwartete Güte nicht unter dem Drucke einer kommunistischen Not- und Zwangslage gezeigt, in die wir, Gott sei Dank, noch nicht geraten sind, sondern aus einer gewissen sittlich-religiösen Stimmung heraus, vorzüglich angeregt durch die tief empfundene Verpflichtung unsers Kaisers, sich in Hohenzollernscher Weise des Volkes anzunehmen, und durch die erfinderische Kraft und Energie des großen Kanzlers, dem es nicht einmal darauf ankam, vor den Kopf zu stoßen (heurter les susceptibilités), um neue Aufgaben durch neue Personen zu lösen. Wie es aber auch gekommen ist, die Sozialgesetzgebung leistet immerhin auf dem bestehenden Boden einiges. Vielleicht läßt sich auch ohne home-rule von dem gegenwärtigen vereinigten Königreiche, mag es Gladstone oder Salisbury oder Hartington zum Führer haben, etwas Ersprießliches für die Wohlfahrt Irlands erhoffen. Wahrscheinlich eher, als wenn es auf sich allein gestellt ist. Doch das werden die Engländer am besten unter sich abmachen. Als unsre bäuerlichen Verhältnisse im Jahre 1807 geordnet wurden mit kühnem Griffe und mit scheinbarer und wirklicher Verletzung geheiligter Rechte, da kam unsern Bauern manche gute Gewöhnung an Zucht und Arbeit zu Hilfe. Der Gutsbesitzer versöhnte sich bald mit den geänderten Verhältnissen, ja er hatte oft die

Bemerkung zu machen, daß er selbst materiell von der Lösung veralteter Dienstverhältnisse Gewinn hatte. Wenn die englischen Grundherren etwas der Art mit einiger Sicherheit in ihren irischen Verhältnissen hoffen könnten, wie viel leichter würde sich alles finden! Aber die Lage ist zu ungleich, um Analogieschlüsse zuzulassen, wie ebenfalls A. Meitzen verständig auseinandergesetzt hat. Zudem ist der Verzicht auf einen so bedeutenden Grundbesitz, wie ihn auch nur die Hälfte des jetzt ihm zustehenden Bodens bezeichnen würde, für einen englischen Lord eine ganz andre Sache, als für unsre Adlichen diese Schmälerung vor achtzig Jahren gewesen ist. Es kann sich also nicht um Nachahmung unsrer genialen Reformen handeln, sondern um originale, den irischen, alten und neuen Zuständen angepaßte Maßregeln in Gesetzgebung und Verwaltung. Faule und verbissene Menschen darf man, nachdem sie eine Kalamität für England geworden sind, und indem sie zugleich auf eine alte Schuld der Sieger hinweisen, nicht plötzlich in Lagen bringen, die ihre schlechten Eigenschaften verstärken; man wird sie aber auch nicht mit Gewaltmaßregeln niederdrücken dürfen, obwohl man mit festen Strafen und Zähigkeit schon viel zur Abstellung von Gewaltthätigkeiten geleistet hat. Die Erziehung, die unsre Bauern unmerklich durch die allmählich absterbende Hörigkeit und den absoluten Staat in seiner alles nivellirenden Kraft erfahren hatten, muß den Irländern durch die zähe Geduld und Allmählichkeit der agrarischen Reform zu Teil werden. Dies klang auch in einigen Vorschlägen der Zeitungen durch, wenn man z. B. zuerst für die Leute sorgen wollte, die „drei Acker und eine Kuh" für das nächste Ideal ihrer Wünsche ansahen. Es wird auch die traditionelle Weisheit der Angelsachsen, wie banal es auch ist, davon zu sprechen, etwas ähnliches schließlich den radikalen Plänen vorziehen, die sogleich viele Millionen Staatsgelder verwenden wollen, ohne eine Garantie zu haben, daß die Irländer die Wohlthaten, die man ihnen zuwenden will, mit genügendem Verständnis und Entgegenkommen aufnehmen. Denn wenn auch die vielen Schilderungen, die man von der verkommenen Lage der ärmsten Iren liest, sehr übertrieben sind, wenn auch die Lehmhütten mit einer einzigen Thür und einem einzigen Fenster, in denen die Nutztiere sorgfältiger behandelt werden als die kleinen Kinder, nur in einigen schlimmen Gegenden einen erheblichen Prozentsatz ausmachen, so ist doch durch alte schuldvolle Vernachlässigung, infolge der Unbildung der Schule und Kirche, durch den Druck von Schmutz und Elend eine Stumpfheit eingetreten, die nicht einmal von der Leidenschaft des Patriotismus in helle Begeisterung umgewandelt werden kann. Geschwärzte, unkenntlich gemachte Personen übernehmen die gemeine Rache an den wirtschaftlich verurteilten Personen. Wie sollte solche Feigheit, vom Auslande unterstützte Mordleistung Sympathie erwecken? Da sind die polnischen Hängegendarmen von 1863 noch höher anzuschlagen. Aber auch solche Menschen wie die Iren können, wenn die Gesellschaft sie mit Vorsicht erzieht, insbesondre wenn die römische Geistlichkeit, die in großer und,

wie alle versichern, in wohlverdienter Achtung steht, sich an dieser Erziehung beteiligt, nicht bloß in eine gesunde agrarische Verfassung eingesetzt, sondern auch zu der Fähigkeit emporgehoben werden, in dieser bessern Lebenslage alle Tugenden des Menschen und Bürgers zu entwickeln.

In allem Vorstehenden hat uns die Beziehung zwischen den irischen und unsern Zuständen stets im Sinne gelegen. Gerade indem wir dies schreiben, kommt uns die Mahnung zu Gesicht, daß wir bei uns nicht von den Latifundien her, wie in Irland, agrarische Nachteile zu verhüten haben, daß vielmehr die weiter und weiter gehende Zersplitterung des bäuerlichen Grundbesitzes, besonders im Westen und Süden Deutschlands, eines der Übel ist, an denen unsre Landwirtschaft leidet und das bekämpft werden muß, wenn nicht der ohnehin so belastete Grundbesitz durch verkehrte Vererbung die Ertragsfähigkeit gänzlich verlieren soll. Nehmen wir die Notiz nur als das, was sie ist, als Erinnerung an die enorme Verschiedenheit unsrer Verhältnisse von denen der Fremde und an die Notwendigkeit, die Reformvorschläge denen zu überlassen, die die fremden Übel tagtäglich empfinden und den Zusammenhang derselben mit allseitiger Spürkraft gewissermaßen instinktiv erraten.

Hermann Lotzes kleine Schriften.

Von Fritz Koegel.

Die allgemeineren Wirkungen der Lotzischen Philosophie scheinen nach Lotzes Tode erst zu beginnen. Garnicht gewillt, irgendwem den Rang abzulaufen, ganz frei von der Sucht, durch irgendwelche „sensationelle“ Sachen die Aufmerksamkeit der Zeitungs- und Modewelt zu erregen, fesselte er in dem kleinen Göttingen einen verhältnismäßig kleinen Kreis akademischer Hörer und schuf in emsiger, durch körperliche Leiden kaum gehemmter Arbeit die stattliche Reihe seiner Werke, von denen auch die für einen weiteren Kreis bestimmten, trotz des meisterhaften Stils wenig bequem und wenig entgegenkommend, streng aufmerksame Denkarbeit vom Leser fordern. Die Gunst, seine Philosophie in Berlin, wohin zu gehen er sich spät und schwer entschlossen hatte, vom Lehrstuhle Hegels im Angesichte Deutschlands verkünden zu können, versagte ihm der Tod, der ihn wenige Wochen nach seiner Übersiedelung abrief. Daß ein an Tiefsinn, Gründlichkeit und nachhaltiger Kraft ihm so wenig gewachsener Denker wie Eduard von Hartmann bei der gebildeten Menge ihm den Rang abgelaufen hat, ist

nicht verwunderlich. Hartmann besitzt und erstrebt, was Lotze verschmäht haben würde, wenn er es besessen hätte: die Keckheit „sensationeller" Gedankenbildung, die Scheinkunst einer stilistisch nachlässigen, aber pikanten und schneidigen, mit vollklingenden Schlagwörtern prunkenden Darstellung, eine sorglose, von der älteren Philosophie überkommene Konstruktionslust, kühn genug, um denen Bewunderung abzuzwingen, die Lotzes behutsam abwägende, bescheiden zurückhaltende Untersuchung zu zaghaft finden, schließlich jenes weltgewandte, lärmende Auftreten, das, voll von Renommisterei und dem Charlatanismus nahe, heute die lesende und kritisirende Menge zwingt. Aber die Wirkungen Hartmanns sind nun zu Ende, mag auch der schreibselige Philosoph unaufhaltsam in die Breite gehen; Lotze beginnt erst zu leben, nun er im Grabe ruht. Hartmanns Modepessimismus traf glücklich gewisse Modestimmungen gewisser müden Kreise, die mit der Philosophie auch einmal liebäugeln wollten; mit den Ideen und Lebensbedürfnissen unsrer Zeit aber inniger und tiefer verbunden ist die Lotzische Philosophie, welche einerseits die Gedanken des allbeherrschenden Mechanismus tiefer durchdenkt und umfassender begründet, anderseits die ewigen Bedürfnisse des Idealismus und eines im Grunde des Herzens trotz trübster Schatten optimistischen Ethizismus vollständig befriedigt. Kein kühner Systembauer ist er, der alle Weisheit der Welt nun endlich gefunden hat und sicher umschlossen hält, nur langsam, anfangs fast unmerklich, haben seine tiefdringenden Gedanken ihre Ringe gezogen; aber umso tiefer werden diese späten Wirkungen gehen, umso länger werden sie nachzittern.

Von den acht nach seinem Tode veröffentlichten Diktatheften aus seinen philosophischen Hauptvorlesungen, die das gesamte Gebiet der Philosophie umfassen, liegen drei bereits in zweiter, die „Grundzüge der Psychologie" schon in dritter Auflage vor, sein zweibändiges, leider unvollendetes „System der Philosophie" hat eine zweite erlebt, und die drei Bände des Mikrokosmus segeln allgemach durch die vierte Auflage hindurch. Das alles langsam, aber sicher. Darüber kann man es verschmerzen, daß Lotze eigentlich keine Schule hinterlassen hat, oder vielmehr, wenn es zu den Kennzeichen der Schule gehört, daß ihre Anhänger, in gewisse Grundanschauungen häuslich eingewöhnt, gewissen Methoden blind ergeben, verpflichtet und willig sind, alles zu bestreiten, was der Schulmeinung zuwiderläuft, so dürfen wir froh sein, daß, mit durch Lotzes Arbeit, solche Schulen heute unmöglich gemacht sind. Auch das ist zu verschmerzen, daß von den Schriften und Aufsätzen, die sich seither mit Lotze beschäftigt haben, eigentlich keine durch eindringende Gedankenschärfe seiner ganz wert ist. Wohlthuendes Gefühlsverständnis seines Wesens ließen sie nicht vermissen, und schließlich ist es weder nötig noch möglich, daß, so lange die eignen Gedanken des Meisters lebendig weiterwirken, seine Vorzüge sorgsam abgeschätzt, seine Mängel kritisch ermessen und seine geschichtliche Bedeutung abschließend bestimmt werde.

Ein erfreuliches Zeichen von der wachsenden Verbreitung der Lotzischen Philosophie ist es, daß die Verlagshandlung, die fast alle Lotzischen Schriften verlegt hat, jetzt die einzelnen Abhandlungen und Rezensionen zu einer auf drei Bände berechneten Sammlung der „Kleinen Schriften Lotzes" vereinigt, deren erster Band gegen Ende des vorigen Jahres erschienen ist.*) Der vorliegende Band enthält die Schriften bis einschließlich des Jahres 1846. Aufnahme haben gefunden, abgesehen von den beiden Dissertationen, nur wissenschaftliche, nicht als selbständige Werke erschienene Arbeiten aus Zeitschriften, daneben aus Sammelwerken einige für einen weiteren Leserkreis bestimmte Essays. Ungedrucktes aus dem Nachlasse verheißt die Vorrede, wenn auch in sehr geringem Umfange, für den dritten Band. Die Anordnung ist, dem heutigen Gebrauche folgend, eine streng chronologische: sie beruht, nach den Worten des Herausgebers, auf der Einsicht, daß ein volles Verständnis auch philosophischer Werke nur aus dem geistigen Entwicklungsgange ihrer Verfasser zu gewinnen ist. Der Herausgeber, Professor David Peipers in Göttingen, hat mit musterhafter Sorgfalt gearbeitet. Sein Bestreben war, für den durch Druckfehler nicht selten entstellten Text der früheren Drucke herzustellen, was Lotze selbst geschrieben hatte; über die Änderungen, die beim Fehlen der handschriftlichen Vorlagen auf Vermutungen beruhen, giebt er am Schlusse des Vorwortes ausführliche Rechenschaft.

Auf einen weiten Leserkreis rechnen die „Kleinen Schriften" nicht, sie wenden sich an den engeren Ring der Freunde, die, angezogen von den Hauptwerken, mit persönlichem Anteil die Entwicklung der Lotzischen Gedanken auch in gelegentlichen Arbeiten zu verfolgen geneigt sind. Sie beachten in der Werkstatt auch die Schnitzel und Späne, die nebenbei abfliegen. Für sie hat es hohen Reiz, „bei einem Denker von seiner Klarheit und Tiefe die allmähliche Ausgestaltung der Grundgedanken zu verfolgen, zu beobachten, wie er sie fortschreitend auf weitere Gebiete anwendet, und die Entwürfe zu einem Hauptwerke schon geraume Zeit vorher in gelegentlichen Äußerungen sich regen zu sehen." Das Bild der Lotzischen Entwicklung, die, wie Peipers sagt, eine im ganzen stetig fortschreitende, aus gewissen von Anfang an erfaßten Grundüberzeugungen kontinuirlich erwachsende gewesen ist, wird nicht durch abweichend neue Linien umgezeichnet, aber die großen Linien seines festumrissenen Charakterbildes werden durch kleine Striche belebend ausgefüllt, sein Kopf gewinnt an persönlichem Leben durch die Kenntnis einer Reihe feiner Züge.

Die Aufsätze des ersten Bandes fallen in die ersten, fruchtbaren Jahre der Arbeit Lotzes, in die Zeit, wo Jahr um Jahr eins seiner ersten großen Bücher entstand: 1841 die Metaphysik, 1842 die allgemeine Pathologie und Therapie, 1843 die Logik. Zu diesen Hauptwerken geben die hier gesammelten Aufsätze

*) Kleine Schriften von Hermann Lotze. Erster Band. Leipzig, S. Hirzel, 1885.

dankenswerte Ergänzungen und Erläuterungen. Wir sehen den angehenden Forscher in den beiden Dissertationen seine Kräfte regen. Die medizinische: De futurae Biologiae Principiis philosophicis, enthält in einem, fast möchte ich sagen, persönlichen Latein geschrieben, im Keime die Grundgedanken der spätern Physiologie Lotzes: das Bestreben, aus empirischen Kenntnissen durch Zurückführung auf allgemeine Grundsätze philosophisches Wissen zu gewinnen, ferner die Polemik gegen die Lebenskraft und andre mystische Begriffe, welche sich gegen die strenge Durchführung mechanistischer Ansichten in der Physiologie sträuben. Die Grundzüge seiner Pathologie zeichnet in polemischer Begründung die sehr ausführliche Rezension von Starks „Allgemeiner Pathologie" (1839 in den „Hallischen Jahrbüchern" erschienen). Für Laien unverständlich, handelt die mathematische Dissertation vom Jahre 1840 De summis continuorum. Die weiteren Aufsätze zeigen, wie Lotze sich Schritt für Schritt freier auf eigne Füße stellt. Die „Bemerkungen über den Begriff des Raumes" setzen sich in einem Sendschreiben mit Christian Hermann Weiße auseinander, Lotzes verehrtem Lehrer, dessen Unterricht er, nach seinem eignen Geständnisse, nicht nur der Anregungen auf weiteren Gebieten gar viele, sondern auch den positiveren Gewinn verdankt, über einen engern Kreis von Gedanken so belehrt und in ihm gefestigt worden zu sein, daß er diesen wieder aufzugeben weder eine Veranlassung außer sich noch einen Trieb in sich gefühlt hat. Jenes Sendschreiben, sachlich bedeutsam dadurch, daß Lotze in der Begründung seines Raumbegriffes auf Kant zurückgeht, enthält zugleich eine runde Absage an die verschwimmende Unbestimmtheit der Hegelschen Dialektik, die, „weit entfernt, eine philosophische Methode der Entwicklung sein zu können, in Wahrheit nur ein Hilfsmittel ist, bereits erkannte Gruppirungen von Begriffen scheinbar auseinander herzuleiten." Gegen den entschiedensten Gegner Hegels, gegen Herbart, zu dessen Schule man Lotze anfänglich seltsamerweise, vielleicht deshalb zählte, weil er in Göttingen sein Nachfolger war, kämpft die Abhandlung über „Herbarts Ontologie" (1842). So sehr Lotze in dem System Herbarts die richtige Ergänzung findet, die zu jeder ideal konstruirenden Philosophie hinzukommen muß, die Nachweisung der Ursachen nämlich und ihrer Wirkungsgesetze, durch welche der Zweck der Idee verwirklicht wird, so fühlt er sich doch von vornherein durch die Prinzipien der Herbartschen Lehre abgestoßen. Im Grunde weiß sich Lotze auf Seiten der Idealisten, die einen Zusammenhang der Erscheinungen nach einer immanenten Idee, allerdings auf falsch konstruirende Weise, verfolgen, gegen die Lehre Herbarts, dem sich die Kausaluntersuchungen von den Untersuchungen des Zweckes ablösen, für den es keinen Widerspruch enthält, daß eine Welt ohne Zweck schlechthin vorhanden sei. Dem entgegen stellt Lotze die ihm mit unwiderleglicher Gewißheit sich aufdrängende Forderung, Metaphysik nie ohne Rücksicht auf das, was im allgemeinsten Sinne Ethik heißen kann, zu bearbeiten, und ein unerträglich herber Widerspruch liegt für ihn darin, daß ein Seiendes schlechthin dasei, in Beziehungen, die ihm ganz

gleichgiltig sind, von denen aber doch zuletzt die Gestalt des Gegebnen abhängen soll. Gemeinsam ist der Herbartschen und Lotzischen Philosophie von Anfang an kaum ein Punkt der Lehre, höchstens ist ihnen die naturwissenschaftlich induktive, allem Konstruiren abgeneigte Methode gemeinsam, die ihrer Philosophie den Charakter einer naturwissenschaftlichen Lehre erteilt neben den konstruirenden Philosophien jener Zeit, die wesentlich die Natur einer ästhetischen Auffassungsweise an sich tragen. Gleichwohl hat sich die irrige Ansicht von Lotzes Herbartianismus so lange gehalten, daß er noch 1857 in den „Streitschriften" seiner Einreihung in die Schule Herbarts einen förmlichen und entschiednen Widerspruch entgegensetzen mußte. Seine aufrichtige Hochachtung vor der geistigen Kraft Herbarts muß er einer unbesieglichen Abneigung abkämpfen, die ihn gegen die beständige Gespanntheit in den Untersuchungen Herbarts und gegen die geräuschvolle Friedlosigkeit seiner Darstellungen erfüllt. Daß die Beschäftigung mit Herbart entscheidend für ihn gewesen sei, kann er sonach nicht einräumen.

Es folgt die berühmte Abhandlung: „Leben, Lebenskraft," die als Einleitung zu Rudolf Wagners „Handwörterbuch der Physiologie" jenem Mißbegriff der Physiologie endgiltig den Garaus gemacht hat. Sie zu rühmen ist unnötig, auch bin ich nicht der Mann dazu. Auf die kleinere Abhandlung vom „Instinkt" folgt dann eine Reihe Rezensionen aus den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen." Die wichtigste, an geistigem Gehalt reichste ist die über Hartensteins „Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften" (1845), in welcher Lotze der Herbartschen Ethik seine eignen neuen Gedanken entgegenstellt.

Die umfangreichste nach der von der Lebenskraft und die bedeutendste ist die in den „Göttinger Studien" von 1845 zuerst erschienene Abhandlung: „Über den Begriff der Schönheit." Obwohl sie auch als Einzelheft 1847 erschienen ist, hat sie die Beachtung nicht gefunden, die sie verdient. Sie will sehr bescheiden nur eine „durchaus elementare Einleitung zu den Kunstbetrachtungen sein," die sie in eine lehrbare und an einfachen, verständlichen Begriffen hinlaufende theoretische Betrachtung zu fassen sich vorsetzt. „Bestrebt, die willkürlich hervorgebrachte Dunkelheit hinwegzuräumen, die aus der Einführung systematischer Terminologie in dieses Gebiet entsteht," ist sie bestimmt, „durch keinen undeutschen Ausdruck der Sache eine ihr fremde Schwierigkeit zu machen." Durch die Schwierigkeit der Sache aber und ihre knappe Fassung wird sie schwierig genug. Die Vermeidung der herkömmlichen philosophischen Ausdrücke erschwert das Verständnis mehr, als sie es erleichtert. An Gedanken ist die kleine Abhandlung überreich: im Keime enthält sie, abgesehen von der Kunstlehre, die ganze Ästhetik Lotzes; neues giebt sie genug und weniger elementares, als das allzubescheidne Vorwort zugiebt. Umso bedeutsamer ist sie für seine ästhetischen Anschauungen, da Lotze später durch den Tod verhindert wurde, seine Ästhetik in systematischer Darstellung zusammenzufassen. Den reichen Inhalt der Ab-

handlung könnte nur eine eingehende Betrachtung erschöpfen: ihre Grundgedanken knüpfen, nichts gesundes ablehnend, an die Ästhetik Kants, Schellings und Hegels an, nehmen auch Herbarts berechtigte Forderungen auf und runden in fünf Abschnitten die allgemeinen Fragen über das Wesen des Schönen, seine Gebiete, seinen allgemeinen und seinen formalen Begriff, die Stufen der Schönheit und die ästhetischen Weltansichten zu einem scharf umrissenen kleinen Bilde ab.

Die Aufsätze unsers Bandes fallen in das Jahrzehnt, in dem die Naturforschung, besonders die Physiologie, sich mit der Philosophie in Lotzes Zeit und Neigung teilte, in dem Lotze weiten Kreisen erschien als ein Physiolog mit einigen philosophischen Neigungen, die sich verlieren würden. Das Gesamtbild Lotzes, wie es aus dem vorliegenden Bande hervortritt, ist das eines philosophischen Naturforschers oder naturforschenden Philosophen. Es ist beileibe kein Doppelbild: von Anfang an tritt das innige Bestreben hervor, beide Wissenschaften miteinander auszugleichen, sie in sich zu einer zu verbinden. Wie ihm das geglückt ist, wissen wir alle: dem Doppelwesen, das zu einem einheitlichen zu machen der Kraft seines Geistes gelang, verdankt er seine ausschlaggebende Stellung in der heutigen Wissenschaft. Wie fest und sicher er von Anfang an dies Ziel verfolgte, ist klar aus unserm Bande zu ersehen. Auf Ausgleich ist überall sein Streben gerichtet: Ausgleich zunächst zwischen den Kenntnissen der empirischen Naturforschung und den Bedürfnissen der Philosophie. Jene doppelte Buchhaltung, zu der später zum Beispiel Friedrich Albert Lange sich bequemte, ist ihm zuwider; die Wahrheit kann nur eine sein. Gegen die Schellingsche Naturphilosophie, welche durch ihre Ohnmacht, von einem Prinzip in Wahrheit auf auf die einzelne Erscheinung zu kommen, durch die Verflüchtigung des reichgegliederten Inhalts unter wenige dürftige Abstraktionen und überhaupt durch ihr phantasirendes Wesen die Vervollkommnung der physiologischen Lehre auf lange Zeit verhindert hat, kämpft er an, anderseits aber ist ihm der unüberwindliche Haß zuwider, den infolge jener phantastischen Lehren die medizinische Welt gegen jede metaphysische Spekulation gefaßt hat. Er fürchtet eine verderbliche Zerstreuung des wissenden Geistes in die Äußerlichkeit zusammenhangsloser Einzelheiten, bedauert das Mißtrauen der Naturforscher gegen jede in sich zusammenhängende Gedankenreihe und beklagt den übeln Einfluß der Gewohnheit, ohne vorgängige theoretische Überlegung der überhaupt möglichen und denkbaren Erklärungsprinzipien sich den verwickeltsten Erscheinungen ohne weiteres gegenüberzustellen und abzuwarten, welche ganz zufälligen Hypothesen sich wohl aus der Assoziation der hierbei angeregten Vorstellungen entwickeln werden. Die Empirie unsrer Tage hemmt, nach Lotzes Worten, den Fortschritt auf doppelte Weise; sie ist bei weitem nicht exakt genug, um eine wahre Naturwissenschaft in mechanischem Sinne zu begründen; sie ist aber auch größtenteils um dieses Mangels willen anderseits nicht exakt genug, um die Grundlage einer

wahrhaft naturphilosophischen Physiologie zu bilden. Doch ist er überzeugt, daß die notwendige Grundlage aller Physiologie und Pathologie immer naturphilosophische Betrachtungen bilden müssen, und im Ernst kommt es ihm darauf an, der spekulativen Betrachtung das Recht der Entwicklung in Bezug auf den empirischen Inhalt der biologischen Wissenschaft zu sichern. In der Physiologie ist er Anhänger und Vorkämpfer der streng mechanistischen Anschauung, deren unablässiges Grundbestreben es ist, die Erscheinungen des Lebens und seine Störungen auf das Spiel der Wechselwirkungen mathematisch bestimmbarer Grundkräfte zurückzuführen, denen sie, da sie nun einmal räumlichen und zeitlichen Bestimmungen der Bewegung folgen, notwendig unterworfen sein müssen. In diesem Geiste faßt er den körperlichen Organismus als einen physikalischen Mechanismus auf: Organismus ist ihm nichts andres als eine bestimmte, einem Naturzweck entsprechende Richtung und Kombination rein mechanischer Vorgänge, der Körper im Prinzip nicht mehr als eine Maschine, dessen Triebwerk in siebzig Jahren und darüber abläuft, der allmählichen Aufzehrung und allen Mängeln derselben ohne willkürliche Abwehr unterworfen ist. Dem Mystizismus einer vermeintlichen Lebenskraft, die ihre Vorfechter für so vornehm halten, daß sie dieselben vor der Gemeinschaft mit allen sonst geltenden Gesetzen der physikalischen Prozesse behüten möchten, macht er dabei in siegreichem Kampfe den Garaus. Wie weit entfernt die Naturforschung von dem Ziele vollkommener Durchführung der mechanischen Prinzipien ist, verschleiert er nicht: der Gewinn, den die Annahme seiner Prinzipien mit sich bringen würde, besteht ihm hauptsächlich in der Anerkennung des ungeheuern Umfanges und der Schwierigkeit der Aufgaben, in der Erkenntnis von der Unvollkommenheit unsrer naturwissenschaftlichen Erkenntnis, die sich in mancher Beziehung noch in ihrer Kindheit befindet. Aus dem allen aber, hofft er, werde sich eine umso größere Spannung des Untersuchungsgeistes entwickeln.

Lotze sieht ferner in den mechanischen Ansichten über das Leben nicht mehr als den einen Teil der zu einer vollendeten Biologie geforderten Grundlagen. Mechanismus ist nirgends ein Letztes und Höchstes, noch besteht er aus eigner Kraft: die Weisheit Gottes hat ihn geschaffen und ihm, als dem sichersten, niemals eignem Belieben sich überlassenden Diener die Verwirklichung der Naturideen aufgetragen. Jede Naturwissenschaft, die sich nicht völlig verkehrt zu der übrigen Bildung des Geistes stellen will, muß notwendig den Begriff der Schöpfung voraussetzen. Die Welt ist weder durch Zufall geworden, noch hat es ein Chaos vor der Ordnung geben können, sondern eine nach göttlichen Ideen geordnete Welt ist am Anfange geschaffen worden, und uns bleibt nur übrig, den ununterbrochen gesetzmäßigen Zusammenhang dieses bestehenden Vernünftigen zu erkennen und zu bewundern. Hier wölbt sich die Brücke zur Versöhnung des zweiten höhern Gegensatzes: des philosophischen Wissens und Forschens und des allgemein menschlichen Gefühls, eines Gegensatzes, an dessen Aufhebung

Lotze arbeitet. Denn der Philosoph muß sich erinnern, daß die Gedanken, die jedem energisch zuströmen, der mit offenem Herzen und Sinn die Natur betrachtet, ein unveräußerliches und unantastbares Gut sind, welches nicht von einem Gewebe spitzfindiger Spekulationen zerstört werden darf, sondern immer als das Sicherste unsrer Erkenntnis ein wichtiges berichtigendes Gegengewicht gegen die Verwirrungen des grübelnden Verstandes bildet. Jedes lebendige Gefühl aber empfindet davor ein gerechtes Grauen, daß irgendein Seiendes, irgendein Gesetz, irgendein kalter Gedanke allein das Letzte und Erste sei, welches in aller Welt zu Grunde liegt und sich verwirklicht: alles Sein, alles, was Form und Gestalt, Ding und Ereignis heißt, dieser ganze Inbegriff der Natur kann so, wie er ist, nur deshalb sein, weil nur so sich in ihm der unendliche Wert des Guten seine Erscheinung gab. So vereint er im höchsten Sinne die Forderungen des Gemüts mit den Ergebnissen des Wissens, indem er darin, was sein soll, den Grund dessen sucht, was ist, und mit einem kühnen Ausdrucke den wahren Anfang der Metaphysik in die Ethik legt.

Das alles ist aus den „Kleinen Schriften" zu lesen, steht aber auch anderswo. Völlig neu und eigentümlich dagegen wirken die Kritiken dieses Bandes. Zum erstenmale tritt uns Lotze als Kritiker in voller Gestalt überraschend hell beleuchtet entgegen. Vielleicht sind die Rezensionen in gewisser Hinsicht der interessanteste Teil der „Kleinen Schriften." Jede ist ein Muster, und der Kritiker ein Meister, dessen Bild zu zeichnen in einer Zeit lohnt, die viel und schlecht rezensirt. Lotze hat nicht viel rezensirt, andauernd nur in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen": zweiundvierzig Rezensionen in gleichviel Jahren ist nicht viel. Er rezensirt nur gelegentlich und nur, wenn er wirklich etwas zu sagen hat. Er sagt aber auch etwas und spricht sich aus; nichts bricht er übers Knie und huscht nie über Dinge hin, die verweilende Betrachtung fordern. Sein Verfahren ist umsichtig, breit, sorgsam. Voran schickt er, wo es not thut, allgemeinere philosophische, psychologische oder historische Betrachtungen, bestimmt, den Gedankengang des Lesers vorbereitend so anzuregen, daß er zur Aufnahme des Stoffes auf dem richtigen Wege entgegenkommt. Dann giebt er über die äußere oder innere Veranlassung des Werkes, die Absichten des Verfassers, den Plan und die Anlage des Buches Aufschlüsse, daneben aber stellt er dem Leser zur Abschätzung die genaue Bestimmung der wissenschaftlichen Aufgabe, die wirklich zu lösen war, vielleicht aber nicht einmal ganz erfaßt, geschweige denn gelöst ist. Dann begleitet er den Verfasser auf seinem Wege, um zu erforschen, wie die Versprechungen erfüllt, die Aufgaben gelöst werden. Ohne sich kleinlich an unwichtige Einzelheiten zu klammern, verfolgt er Schritt vor Schritt den Gedankengang mit einer meisterhaft geübten, scharfsinnigen Analyse, die in eindringender Betrachtung jeden Fehltritt vermerkt, alle kleinen und großen Widersprüche aufdeckt, in welche falsche Bahnen den Verfasser gezwungen haben. Das lehrreichste Beispiel dieser haarscharfen, allseitig

abwägenden Zergliederungskunst ist die Rezension von Krauses Buch „Über die Wahrhaftigkeit," welche alle die dünngesponnenen, vielverschlungenen Fäden dieser ethischen Erwägungen mit unermüdlicher Geduld und Reinlichkeit des Denkens entwirrt. Das Urteil ist, wenn es not thut, scharf und entschieden, mit ernstem Tadel hält er nicht zurück, entschiedne Verurteilung wird nicht gemieden.

Nicht zufrieden mit der Zergliederung fremder Gedanken, welche die Ansichten des Verfassers aus ihnen selbst in Widersprüche verwickelt, gräbt Lotze weiter den Wurzeln jener Gedanken nach, legt die verschwiegenen, dem Verfasser selbst vielleicht unbewußten Voraussetzungen bloß, auf denen jene erwachsen, und weist so den Ort etwaiger Fehler genau nach. An dies zustimmende oder ablehnende, an sich noch unfruchtbare Urteil schließt sich allerorten die fruchtbare Förderung, die auch den kleinen Lotzischen Rezensionen entsprießt. Er verfolgt die Gedankenwege, auf denen dem Verfasser der Faden gerissen oder verwirrt ist, weist selbst die Wege, die weiterführen, giebt eigne Zusätze und Bestimmungen, stellt neue Forschungsziele und Methoden auf gegen die als irrig erwiesenen und verdrängt die als hohl und unzureichend erkannten Grundsätze durch eigne kräftige und gehaltvolle Anschauungen. So verfährt er vor allem in den eingehenden Rezensionen, die eigne Abhandlungen zu heißen verdienen, bei Stark, Hartenstein und Krause. Nicht selten fügt er psychologisch eindringende Bemerkungen über die Weise des Verfassers, seine geistig-wissenschaftliche Persönlichkeit hinzu und zeichnet mit wenigen Strichen ein Bild seines Wesens. Am Ende faßt dann ein zusammenfassender Urteilssatz das Ergebnis des Buches und der Kritik verständlich zusammen. Ist Lotze zu Ende, so ist die Absicht der echten Kritik vollkommen erreicht: auch der Leser, der das Buch noch nicht gelesen hat, ist über den Verfasser, den Wert oder Unwert seiner Leistung unterrichtet, weiß, was er von dem Werke zu erwarten hat; er sowohl wie der, der es schon kennt, hat für die Auffassung und Beurteilung desselben feste Anhaltepunkte erhalten, und darüber hinaus öffnen sich ihnen weitreichende freie Aussichten in weitere Gedankenbahnen.

Auch für solche Leser, die den behandelten Gegenständen fernstehen, ist das Lesen dieser Rezensionen ein voller Genuß: so groß ist die Kunst und die Gedankenschärfe des Kritikers. Dazu kommt der Reiz des gleichmäßig schönen, kunstvoll runden Lotzischen Stils, der schon in den ersten Abhandlungen lebendig wirkt, und seine feine, bei aller sachlichen Entschiedenheit maßvoll verbindliche Art, die man in Rezensionen und Streitschriften heute oft vergeblich sucht. Es ist die Art eines ohne alle persönlichen Nebengedanken der Wahrheit allein nachstrebenden Gemütes, welches ohne Gunst und Ungunst seine Bemerkungen zur Verteidigung seiner für wahr erkannten Ansichten vorträgt und sich freuen würde, durch zwingende Entgegnungen etwaiger Irrtümer überführt zu werden. Auch in der sachlich schärfsten Polemik klingt der Ton ruhiger Erörterung fort.

Bisweilen nur umzieht die Mundwinkel des Rezenſenten das verſtohlene Lächeln einer feinen Ironie, die hie und da ſelbſt zum Sarkasmus wird. Einige Beiſpiele anzuführen, kann ich mich nicht enthalten. Über die Bemerkung eines franzöſiſchen Kanterklärers, der aus der Bekanntſchaft mit dem Seeleben und dem Treiben der Matroſen ſehr viel Bilder und Vergleichungen Kants erklären will, meint Lotze, daß zur vollendeten Feinheit dieſer Bemerkung nichts als der Nachweis fehle, daß Kant wirklich ſolche Bilder mit Vorliebe gebraucht habe. Darauf fährt er fort: „Wenn wir in dieſen Betrachtungen nur jene Hyperkritik unſrer Zeit ausgedrückt finden, die mit geringen Mitteln und auf einer nadelſpitzigen Baſis eine vollkommene durchdringende Menſchenkenntnis entfalten möchte, ſo wollen wir doch nicht länger mit dem Verfaſſer rechten über dasjenige, was in ſeinem Werke überflüſſig iſt, ſondern lieber zu dem kommen, was uns zu fehlen ſcheint.“ Die Rezenſion über einen andern Franzoſen, Francisque Bouillier, der das Ergebnis ſeiner Histoire et critique de la révolution Cartésienne in den Satz zuſammenfaßt: Le Cartésianisme est mort, mais son ésprit vit en nous, il est l'esprit même de la science, de la philosophie et de la civilisation des temps modernes, ſchließt Lotzé mit folgendem Denkzettel: „Der erſte Satz dieſer Periode iſt eine zugeſtandene Wahrheit, mit dem zweiten charakteriſirt der Verfaſſer ſeine eigne Bildung und mit dem dritten befiehlt er uns nachzuſinnen, inwieweit es den Franzoſen möglich geworden iſt, fremde Literatur und Philoſophie zu verſtehen.“

Wir ſchließen mit dem Wunſche, daß nach der glücklichen Vollendung der „Kleinen Schriften“ eine Geſamtausgabe der Lotzeſchen Werke nicht allzu lange auf ſich warten laſſen möge. Ein Bedürfnis iſt ſie: eine Reihe der ältern Schriften, die mediziniſche Pſychologie, die erſte Logik, die alte Metaphyſik ſind vergriffen. Erſt dann, wenn die ſtattliche Reihe der Werke vereinigt iſt, wird man klar überſehen können, welche Summe von Arbeit und Geiſt in ihnen aufgehäuft iſt. Die Ausſicht auf eine Geſamtausgabe würde es uns auch leichter verſchmerzen laſſen, daß die 1840 erſchienenen „Gedichte“ Lotzes von den „Kleinen Schriften“ ausgeſchloſſen worden ſind. Sie ſind längſt vergriffen, antiquariſch ſchwer zu bekommen und als lyriſche Gedichte auf welcher wiſſenſchaftlichen Bibliothek wohl vorhanden?

Die Hiſtorienmalerei
auf der Berliner Jubiläums-Kunſtausſtellung.

Von Adolf Roſenberg.

1.

So oft man ſich anſchickt, den Inhalt einer großen Kunſtausſtellung zum Zwecke einer bequemen Überſicht und kritiſchen Beſprechung nach Gruppen zu ſondern, erwachſen ſtets dieſelben Schwierigkeiten hinſichtlich der Bezeichnung der verſchiednen Fächer der Malerei. In der Architektur und in der Plaſtik, bei welchen das Techniſche, das Handwerkliche weit mehr in den Vordergrund tritt, iſt eine Gruppirung viel leichter durchzuführen. Es gab zwar und giebt auch heute noch Leute in Berlin, welche ſich mit dem Namen eines „Hiſtorienbildhauers“ ſchmücken; aber ſie bedeuten nichts im Verhältnis zu der Menge derer, welche ſich in den ſtolzen Königspurpur des „Hiſtorienmalers“ hüllen, der oft genug die ſtärkſten Blößen bedecken muß. Selbſt ein Mann wie Cornelius wollte nichts von der „Fachmalerei“ wiſſen und hatte ſtets das Ideal der einen und unteilbaren, alles umfaſſenden Malerei vor Augen. Nun hat es freilich der Natur bis jetzt nur einmal gefallen, in Rubens einen Univerſalmenſchen zu ſchaffen, wie er Cornelius vor Augen ſchwebte, und deswegen haben die Maler nicht Unrecht, wenn ſie, in gerechter Würdigung ihrer individuellen Kräfte, ſich zu Abteilungsmenſchen machen und ſich in Hiſtorien-, Genre-, Porträt-, Landſchaftsmaler u. ſ. w. ſcheiden. Schon die ältern Düſſeldorfer Maler der Schadowſchen Richtung, welche im Gegenſatze zu dem idealiſtiſchen Cornelius den Realismus oder die Wahrheit erfunden zu haben glaubten, nannten ſich „Hiſtorienmaler,“ und wenn einer einmal eine Landſchaft oder ein Genrebild malte, ſo ſah er auf ein ſolches Nebenwerk wohl ebenſo verächtlich herab wie ſeine Kollegen. Noch ſchärfer wurde das moraliſche Übergewicht der Hiſtorienmalerei über die andern Gattungen hervorgehoben, als die neuern Philoſophen ſich der Kunſtlehre bemächtigten und ihre äſthetiſchen Dogmen in Formeln brachten. Wir haben unter den ſpaniſchen Stiefeln dieſer Studirſtubenäſthetik ſo lange gelitten, daß uns ein erfriſchendes Bad in dem Äther der praktiſchen Vernunft dringend nottthut.

Es iſt gewiß keine zufällige Erſcheinung, daß der Drang nach Befreiung von philoſophiſchen Schulbegriffen mit der Erweiterung unſers politiſchen Horizontes, mit der Ablenkung von utopiſtiſchen, traumhaften Schwärmereien auf greifbare Ziele zuſammenfällt. Seit 1870 ſind mit unſerm geiſtigen Leben ſo

radikale Veränderungen vorgegangen, daß wir uns heute noch gar keine Rechenschaft darüber ablegen können. Soviel steht aber fest, daß die hohenstaufischen Kaiser nicht mehr die historischen Symbole sein können, in welche die Gegenwart ihre politische Sehnsucht hüllt. Die Geschichtsforschung hat diese phantastischen Kreuz- und Querfahrer für immer ihrer Gloriole entkleidet. Hat die Geschichtsmalerei immer noch nicht davon gelernt? Sollen wir uns immer wieder die Barbarossas als die verehrungswürdigsten Schatten der Vergangenheit heraufbeschwören lassen, während wir doch eine ungleich herrlichere Gegenwart haben? Um sogleich einem Einwande zu begegnen, fragen wir: Worin liegt der Schwerpunkt der nationalsten aller Malerschulen, der holländischen? in der sogenannten „Historienmalerei" oder in der Schilderung des unmittelbaren Lebens? Wer würde Rembrandts „Nachtwache," den Auszug der Amsterdamer Schützengilde unter pittoresker Beleuchtung, für seine biblischen oder mythologischen Gemälde hingeben, zumal da letztere in erster Linie durch ihre malerische Behandlung, nicht durch den Stoff fesseln? Es wäre daraus der Schluß zu ziehen, daß der ausschlaggebende Moment für die Wertschätzung eines Kunstwerkes nicht in der Wahl des Stoffes, nicht im Gedanken, sondern in der Ausführung liegt, bei welcher die geistigen Eigenschaften des Urhebers ebensowohl in Betracht kommen wie seine technischen Fähigkeiten.

Die Franzosen sind uns, was wir nicht verschweigen dürfen, in der Lösung von solchen Etikettefragen überlegen. Sie fassen alle Gemälde, welche naturgroße Figuren zeigen, unter dem Begriffe der grande peinture, der Malerei im großen, zusammen; alles übrige, was Figuren in kleinem Maßstabe bringt, heißt genre historique oder petit genre, selbst wenn so heilige Personen wie Heinrich IV., Ludwig XIV., Napoleon I., Thiers, Gambetta und Grévy auf den fraglichen Bildern erscheinen. Was direkt auf die Wand gemalt oder an derselben festgenagelt wird, heißt peinture décorative, seltener peinture monumentale. In diesem einen Punkte sind die Franzosen bescheidener als wir, weil sie so außerordentlich viele öffentliche Gebäude an- und auszumalen haben, während wir jeden Entschluß der maßgebenden Faktoren, ein Bild oder ein Wandgemälde auf öffentliche Kosten ausführen zu lassen, als ein Ereignis der „monumentalen Malerei" feiern.

Die französische Klassifizirung von Kunstwerken ist aus den Ateliers erwachsen und deshalb viel einfacher, genauer und weniger schwerfällig als die unsrige, welche mit Hilfe von philosophischen Untersuchungen gewonnen worden ist. Es giebt Leute, welche an diesen Schulbegriffen noch mit solcher Zähigkeit festhalten, daß sie Darstellungen aus der Geschichte der Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit noch nicht zur Historienmalerei rechnen wollen, daß sie insbesondre Schilderungen moderner Schlachten ganz aus dem Gehege derselben ausschließen. Sie würden z. B. hinsichtlich eines so vortrefflichen Werkes wie Bleibtreus „Schlacht bei Großbeeren" in Zweifel sein, ob es bereits oder noch

nicht der Hiſtorienmalerei beizuzählen ſei, und Bilder wie Bleibtreus „Kronprinz bei Sedan" und A. von Werners „Moltke vor Paris" hätten vollends keinen Anſpruch auf die Bezeichnung Hiſtorienbilder. Umgekehrt würde ein Franzoſe kein Bedenken tragen, Gemälde mit lebensgroßen Figuren wie Fleiſchers „St. Gotthard," Kampfs „Letzte Ausſage" und Neides „Lebensmüde" der grande peinture, alſo der Hiſtorienmalerei im deutſchen Sinne, beizuzählen. Man erſieht ſchon aus dieſen Andeutungen, zu welchen Konflikten eine Einteilung nach dem hergebrachten Schachtelſyſtem führen würde. Wenn wir trotzdem in der Überſchrift die Bezeichnung „Hiſtorienmalerei" beibehalten haben, ſo geſchah es nur, um wenigſtens einen Mittelpunkt für die Gruppirung zu finden. Den Begriff gedenken wir möglichſt weit zu faſſen, indem wir dabei zwiſchen deutſchen und franzöſiſchen Anſchauungen vermitteln.

Jene drei zuletzt zitirten Gemälde verdienen ſchon deshalb an dieſer Stelle eine Beſprechung, weil ſie kühne, mit hervorragender Begabung durchgeführte Wagniſſe ſind. Es war bisher in der deutſchen Malerei nicht üblich, Szenen aus dem modernen Leben in naturgroßen Figuren darzuſtellen. Hero und Leander, Paris und Helena, Romeos Abſchied von Julia — dergleichen durfte lebensgroß gemalt werden. Aber ein Liebespaar aus dem Leben der Gegenwart, in Kleidern, wie wir ſie tragen — beileibe nicht! Franzoſen und Belgier haben ſich ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr an dieſes Dogma gekehrt. Die Hauptſache, auf welche es hierbei ankommt, iſt die: Hat Jemand ſo viel zu ſagen, d. h. beſitzt er ſo ausreichende und feſſelnde Darſtellungsmittel, daß er eine große Leinwand gleichmäßig bedeutend und intereſſant geſtalten kann, oder beſitzt er ſie nicht? In letzterm Falle beſchränke er ſich fein auf ein kleines Feld, auf welchem die Lücken ſeines künſtleriſchen Vermögens weniger zu Tage treten. Jene drei Künſtler verfügen jedoch über ausgiebige techniſche Fähigkeiten, und es kann nicht geleugnet werden, daß ihre Schöpfungen gerade durch die Wahl des Maßſtabes einen imponirenden Eindruck machen, der vielleicht bei einer Reduktion des Formates auf das übliche der Genrebilder ausgeblieben wäre. Die Kühnheit des Wagniſſes liegt aber auch in der Wahl des Stoffes. Unſre Künſtler fangen nachgerade doch an, aus dem engen Zirkel der harmloſen Kalenderbilder herauszutreten und ſich das Leben in ihrer Umgebung anzuſehen, das ihnen bisher wie durch eine chineſiſche Mauer verſchloſſen geweſen war. Der Vorwurf, der namentlich der Genremalerei gemacht wurde, daß ihr Horizont durch die vier Wände des Wirtshauſes abgegrenzt ſei, beſteht nicht mehr zu Recht, obwohl es auch auf unſrer Jubiläumsausſtellung noch von Wirtshausſzenen wimmelt. Daneben kommt aber auch ſchon der Salon, das Leben auf den Straßen und Plätzen, der Kampf auf den zahlloſen induſtriellen Gebieten und die Poeſie der Arbeit zur Geltung. Welch einen dankbaren Vorwurf gerade die letztere unſrer Kunſt bietet, hat der in München anſäſſige Maler Philipp Fleiſcher mit ſeinem koloſſalen Gotthardbilde bewieſen. Wir hatten

bisher nur kleine, wenig bedeutende und wenig verſprechende Genrebilder von dieſem Künſtler geſehen. Wie bei vielen andern, iſt ſeine Kraft an der großen Aufgabe gewachſen, deren überwiegend glückliche Bewältigung eine Fülle mühſamer Vorſtudien vorausſetzt. Im Hintergrunde des Bildes ſteigt die Felswand empor, welche der Tunnel durchbrochen hat. Eine dampfende Lokomotive iſt in der ſchwarzen Höhlung ſichtbar, aus welcher ſich ſoeben der Strom der von ihrem Tagewerke heimkehrenden Tunnelarbeiter ergoſſen hat. Die Verheirateten werden von ihren Frauen und Kindern erwartet, und dieſes Wiederſehen nach der harten Arbeit wirft einen verklärenden Schein auf die ernſten Geſtalten. Die Charakteriſtik der verſchiednen Nationalitäten, der Italiener, Franzoſen und Deutſchen, iſt dem Künſtler vortrefflich gelungen. Insbeſondre hat er in den Vordergrund ein paar Geſtalten mit prächtigen Charakterköpfen gerückt. Man kann vielleicht ſagen, daß hie und da noch das Modellſtudium etwas hervorblickt, daß die durch Einzelarbeit gewonnenen Typen nicht ganz gleichmäßig der Textur der Kompoſition eingefügt worden ſind. Aber das ſind Unebenheiten, die ſich durch die Größe der Aufgabe entſchuldigen laſſen und zum Teil auch durch die Kraft der Farbe und die breite Energie der maleriſchen Behandlung ausgeglichen werden. Bedenklicher iſt es, daß die Kompoſition ungefähr in der Mitte auseinanderklafft. Die linke Seite des Bildes wird nämlich von einer vollkommen abgeſonderten Genreſzene ausgefüllt, welche, für ſich betrachtet, von pikantem Reize iſt. Vor einem italieniſchen Wirtshauſe haben ſich nämlich einige jüngere Arbeiter niedergelaſſen, welche dem Mandolinenſpiel und Geſange ſchwarzhaariger Italienerinnen lauſchen. Es iſt bei einem ſo ernſthaft durchgearbeiteten Werke anzunehmen, daß ſein Schöpfer den Riß in der Kompoſition mit Abſicht hergeſtellt hat. Er verband mit der Gegenüberſtellung von ſo verſchiedenartigen Szenen die moraliſche Tendenz, den veredelnden Einfluß des Familienlebens auf die Männer der Arbeit im Gegenſatz zu dem frivolen und entnervenden Wirtshaustreiben zu zeigen. So iſt wenigſtens ein geiſtiger Zuſammenhang vorhanden, wenn auch die künſtleriſche Einheit darüber verloren gegangen iſt. Gleichwohl iſt dieſes Bild eine bedeutende Schöpfung, die einen Platz in einer öffentlichen Sammlung verdient, ſchon deshalb, weil der Staat ſowie die einzelnen Sammlungsvorſtände die Pflicht haben, derartige, im beſten Sinne ideale Beſtrebungen materiell zu unterſtützen.

Ungleich einfacher in der Kompoſition, aber im Motiv ergreifender und dramatiſcher iſt das Gemälde des Königsberger Akademieprofeſſors Emil Neide, der übrigens durchaus nichts Akademiſches an ſich hat. Früher wohl, als er der Meinung lebte, daß Mythologie und Allegorie die ſeiner Begabung am meiſten zuſagenden Gebiete wären. In Wirklichkeit hat er mit ſeinen Bildern dieſer Gattung niemals einen rechten Erfolg erzielt, weil es ſeinem etwas düſtern Kolorit an Klarheit und olympiſcher Heiterkeit fehlt. Er iſt vielmehr der berufene Maler und Darſteller tragiſcher Konflikte, unheimlicher Ereigniſſe, und

die beiden Treffer, welche auf unsrer Ausstellung zu sehen sind, werden ihm hoffentlich seinen bisherigen Irrtum genommen haben. Der eine, den wir hier im Sinne haben, weil er zur Malerei großen Stils gehört, zeigt uns die lebensgroßen Figuren eines Liebespaares in eleganter Kleidung, welches, in inniger Umarmung verstrickt und dazu noch durch ein Seil um die Hüften an einander gebunden, im Begriff steht, an einem trüben, stürmischen Sommerabend von einem Landungssteg in die Fluten eines schilfumkränzten Sees zu springen. Die wilde, verzweiflungsvolle Energie in dem Gesichte des Mannes, die Todesangst des zitternden Mädchens, welches seine Augen fest geschlossen hat, sind so erschütternd, so überzeugend und einfach veranschaulicht, daß der Darstellung trotz des starken dramatischen Accents nichts Theatralisches anhaftet. Denselben Charakter einer schlichten, wahrheitsgetreuen Schilderung hat ein Genrebild desselben Malers „Am Orte der That," die Ausgrabung eines Ermordeten am Waldessaume in Gegenwart des Verbrechers und einer Gerichtskommission. Es ist ein völlig unromantischer Kriminalfall, etwa im Genre der ostpreußischen Kriminalnovellen Temmes, nur unendlich geistreicher und lebendiger erzählt. Das wirklich Entsetzliche wird dem Beschauer wohlweislich entzogen: man sieht nur den obern Teil der Grube, welche das Opfer des Verbrechens birgt. Aber die Mienen der Umstehenden, das kummervolle Gesicht des alten Försters, der sich über die Grube beugt, der ernste Ausdruck in den Köpfen der Gerichtsbeamten führen eine so beredte Sprache, daß hier einmal wieder die Kunstlehre Lessings von dem „fruchtbaren Moment" vor oder nach dem Höhepunkte eines tragischen Vorganges vollauf bekräftigt wird. Neide besitzt eine gewisse Idealität und Vornehmheit des Stils, welche ihn voraussichtlich vor kraß-realistischen Ausschreitungen bewahren wird. Nicht so zuversichtlich läßt sich das von dem dritten der kühnen Neuerer, von Arthur Kampf in Düsseldorf, vorhersagen. Sein ebenfalls durch lebensgroße Figuren dargestellter Kriminalfall „Die letzte Aussage" ist das Erzeugnis eines rücksichtslosen Naturalismus, der in Deutschland bis jetzt wenigstens ziemlich vereinzelt dasteht. Der Schauplatz ist der kahle, graue, kalt beleuchtete Nebenraum einer Wirtsstube, in welcher kurz zuvor ein blutiger Streit stattgefunden zu haben scheint. Das Opfer desselben sitzt auf der Erde mit entblößtem Oberkörper. Aus Stichwunden in der Brust fließt das Blut heraus, welches eine Frau mit Tüchern vergebens zu stillen sucht. Ein Gensdarm nimmt die letzte Aussage des Verwundeten auf, über dessen Schicksal die starren, verglasten Augen keinen Zweifel übrig lassen. Durch die geöffnete Thür zur Rechten dringen Neugierige herein, die aber bei dem grauenhaften Anblicke hart an der Schwelle stehen bleiben. Wir sind weit entfernt, die Wahl solcher Motive zu billigen. Wenn die Jagd nach denselben allgemein würde, könnte unsre Malerei trotz ihres soliden, sittlichen Fonds leicht auf die Abwege der Franzosen geraten. Nichtsdestoweniger verdient der junge Mann volle Anerkennung wegen seines resoluten Griffes in das wirkliche

Leben und wegen seiner überzeugenden Darstellungsfähigkeit, welche in dieser Ausbildung immer noch zu den Seltenheiten in Deutschland gehört.

Wenn man sich eine recht eindringliche Vorstellung von dem Kontraste zwischen diesen Vertretern der modernsten Großmalerei und denjenigen der Historienmalerei alten Stils machen will, braucht man zum Vergleich nur die drei Gemälde von Wilhelm Lindenschmit: „Alarich in Rom," Hermann Kaulbach: „Krönung der heiligen Elisabeth durch Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen" und Hugo Vogel: „Der große Kurfürst empfängt französische Refugiés in Potsdam am 10. November 1685" heranzuziehen. Letzteres ist ein sehr fleißig durchgeführtes Kostümstück, welches die Traditionen der ältern Düsseldorfer Schule, erweitert durch die koloristischen Erfahrungen und die historischen Studien der letzten Jahre, bis in die Gegenwart herabführt. Es ist ein Beispiel dafür, daß ein fleißiger Arbeiter, welchem die Natur die Mitgift des Genies versagt hat, die Täuschung hervorrufen kann, als hätte er etwas Stichhaltiges zustande gebracht. Für einige Zeit wird dieses Zeremonienbild auch seine Wirkung thun, freilich nur eine sehr beschränkte, da die französischen Flüchtlinge heute nur noch in Berlin eine Art von Kolonie bilden, welche ihren heißblütigen Stammescharakter insofern noch nicht verloren hat, als ihre Mitglieder ein nicht unbeträchtliches Kontingent zu der frischen, fröhlichen Opposition gegen alles stellen, was die Maßnahmen der Regierung fromm und geduldig hinzunehmen für gut befindet. Von diesem heißblütigen, energischen Charakter seiner Helden ist freilich auf ihren wohltemperirten Maler nichts übergegangen. Immerhin ist seine korrekte Arbeit frei von jener theatralischen, opernhaften Inszenirung, welche so sehr den Grundzug von Lindenschmits Gemälde „Alarich in Rom" bildet, daß einige wohlgelungene Details unter der Physiognomie des Ganzen garnicht zur Geltung kommen. Nach einer von Gregorovius in der „Geschichte der Stadt Rom" mitgeteilten Überlieferung soll der Westgothenkönig Alarich, als seine Krieger nach der Einnahme der Stadt im Jahre 410 dieselbe mit Mord, Brand und Plünderung erfüllten, durch seine Dazwischenkunft eine Gemeinde von Christen, die sich mit ihren Kirchenschätzen, mit Kruzifixen und Reliquienschreinen aus dem Getümmel flüchten wollte, vor den Gewaltthätigkeiten der entfesselten Horden gerettet haben. Auf den gebieterischen Wink des jugendlichen Königs, welcher eben durch ein Triumphthor eingeritten ist, halten die Barbaren in ihrem Zerstörungswerke, in ihrem Gemetzel inne. In feierlichem Zuge schreitet das Häuflein der Christen durch die rauhen Krieger hindurch. Ein Priester mit der Kreuzesfahne wandelt voran, singende Ministranten folgen, und bekränzte Jünglinge tragen auf einer Bahre die Reliquienbehälter und ein großes Kruzifix, welches eine Jungfrau schützend umfängt. Im Vordergrunde spiegelt sich der Jammer der von ihrer stolzen Höhe herabgeworfenen Weltbeherrscherin in mehreren Gruppen wieder: verzweifelnde Mütter, die ihren Kindern keine Nahrung bieten können, ein Krieger, der ein Mädchen auf seinen

Armen davonträgt, ein hünenhafter Gothe, der zum Todesstoße gegen einen zu Boden gesunkenen Römer ausholt. Diesem reichen Aufwande von Gruppen und Einzelfiguren, welche sich von einer gewaltigen Architektur abheben, fehlt nur eines: das wirkliche Leben. Es ist der Aktschluß einer Oper oder einer historischen Jambentragödie, wo auf einen Wink des Regisseurs Solisten und Statisten die vorher verabredete und einstudirte Stellung einnehmen, um bei elektrischer Beleuchtung und den rauschenden Klängen des Orchesters eine wirksame Gruppe zu bilden. Lindenschmits Gemälde unterscheidet sich nur durch den etwas schwereren, meist ins Bräunliche spielenden Ton von der Pilotyschen Theatermalerei. Wir können dem aufgewendeten Fleiße, dem reichen Apparate akademischen Wissens unsre Anerkennung nicht versagen; aber in unserm Herzen wird beim Anblicke dieses mühsam errichteten Gebäudes auch nicht die geringste Regung laut. Selbst da, wo die Schilderung mütterlichen Schmerzes unser Mitgefühl wachrufen sollte, legen sich die steifen Falten des akademischen Prunkgewandes über den Ausdruck einfacher und wahrer Empfindung. Auch das Historiengemälde von Hermann Kaulbach hat jenen opernmäßigen, melodramatischen Anstrich, welcher die Eigentümlichkeit der Pilotyschen Schule ist. Man sieht sich unwillkürlich nach der Musik um, welche solche Szenen begleiten müßte, um ihre Wirkung auf empfindsame Gemüter zu verdoppeln. Der Stoff des Kaulbachschen Gemäldes ist ohnehin dazu angethan, sentimentale Gefühle zu erwecken, und dazu gesellt sich ein ungleich größerer Reiz der Farbe, als er Lindenschmit zu Gebote steht, und eine romantische Sonnenbeleuchtung, welche der Szene einen überirdischen Glanz verleiht. Der ganze Vorgang ist überhaupt aus der historischen Sphäre in die romantische gerückt. Bald nach dem Tode der 1231 gestorbenen Elisabeth konnte sich die erst 1235 begonnene Elisabethkirche zu Marburg noch nicht so präsentiren, wie es auf dem Bilde Kaulbachs der Fall ist. Der Künstler brauchte aber einen monumentalen Kirchenraum, um die feierliche Huldigung Kaiser Friedrichs II., welcher der auf einem Steinsarkophage ruhenden Leiche der Heiligen die eigne Krone aufs Haupt zu setzen sich anschickt, während er mit der Linken den ältesten Sohn der Verstorbenen umfaßt, durch die Assistenz von Geistlichen, Nonnen und andächtigem Volke möglichst imposant zu gestalten. Alles ist auf Rührung berechnet, und deshalb tragen auch die Männer einer rauhen, kriegerischen Zeit, insbesondre der Kaiser selbst, das Gepräge einer sanften, weichen Noblesse. Weich, harmonisch und abgedämpft ist auch das Kolorit, welches in der Kostümmalerei sein Höchstes leistet, und die im Raume schwebenden Lichtmassen vollenden den malerischen Reiz des Ganzen. Größe und Kraft des Stils, also wesentliche Merkmale der echten Historienmalerei, fehlen aber auch diesem Bilde. Der Accent ist zu sehr auf die koloristische Behandlung des Beiwerkes gelegt, und ein gleiches gilt auch von dem figurenreichen Gemälde von Fritz Neuhaus, einem Düsseldorfer Künstler, welches eine Episode aus der Jugend des großen

Kurfürsten darstellt. Wie der Katalog zur Erläuterung der Situation mitteilt, geriet der Hohenzoller „bei seinem Aufenthalte im Haag auf Anstiften ihm feindlich Gesinnter in die Gesellschaft der sogenannten Medianocte.... Als er merkte, daß es auf Verführung abgesehen war, so sprang er entrüstet von der Tafel auf und entfernte sich mit den Worten: Ich bin es meiner Ehre, meinem Lande und meinen Eltern schuldig, diese Gesellschaft zu verlassen." Es ist schon an und für sich ein mißliches Ding, entscheidende oder charakteristische Aussprüche historischer Persönlichkeiten zum Gegenstande künstlerischer Darstellung zu machen. Man braucht nur an das angebliche Wort Ludwigs XIV.: L'état c'est moi! zu erinnern, welches schon so viele Maler verlockt hat, ohne daß es einem einzigen gelungen wäre, den zu Grunde liegenden Gedanken, den damit symbolisirten Charakterzug des Selbstherrschers zu klarem Ausdruck zu bringen. Wer den weitläufigen Kommentar nicht gelesen hat, der auch noch auf spätere Dinge zurückgreift, sieht auf dem Neuhausschen Bilde nur, daß ein junger Mann mit langem Lockenhaare und ungewöhnlich großem Kopfe mit der pathetischen Geberde sittlicher Entrüstung eine Gesellschaft von lustigen Kavalieren und nachsichtigen Damen verläßt, in welcher es sehr ungebunden zugeht und niemand Anstoß daran nimmt, daß ein fröhlicher Zecher auch einmal unter den Tisch gleitet. Eine große moralische That wird kein Uneingeweihter aus dieser Darstellung herauslesen, bei welcher der Kleiderprunk, die Tafel mit Speisen und Geräten, der Lichterglanz und andre Äußerlichkeiten so sehr betont worden sind, daß man nicht recht an den Ernst des Historienmalers glauben kann. Es wäre ebenso voreilig, als wenn man Hermann Kaulbach nach seinem Elisabethbilde für einen Heiligenmaler erklären wollte, jenen Künstler, welcher vor einigen Jahren eines der frivolsten Motive, die sich eine ungesunde Phantasie erdenken kann, den Tanz der nur mit dünnen Schleiern bekleideten Lucrezia Borgia vor ihrem päpstlichen Vater, ihrem Bruder und dem ganzen sittenlosen Hofstaate behandelt hat. Ein wenig mehr sittlichen Ernstes wäre unsern Künstlern in der That zu wünschen, ohne daß sie deswegen in das Extrem des Puritanismus oder des schwindsüchtigen Nazarenertums zu verfallen brauchten. Eine wirkliche That des großen Kurfürsten, seine Landung auf Rügen, hat uns dagegen der Berliner Albert Tschautsch dargestellt, freilich in kleinern Dimensionen und mit geringern Mitteln.

Auch wer aus seiner ästhetischen Überzeugung unsern Argumenten gegen die traditionelle Historienmalerei nicht beipflichtet, kann sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß über den modernen Historienbildern ein Unstern schwebt. Entweder ist die Wahl des Stoffes eine unglückliche, oder es lassen, falls der Stoff ein allgemeines, tieferes Interesse beanspruchen darf, die künstlerischen Kräfte den Maler im Stiche. Die „Zusammenkunft Kaiser Barbarossas mit Papst Alexander in Venedig" von Erwin Langer in Dresden ist wacker gemalt und zeugt von sorgfältigen Studien. Welche Bedeutung hat aber dieser

Vorgang für uns, und wie viele Leute giebt es, welche im Angesichte desselben die geschichtlichen Konsequenzen aus demselben zu ziehen vermögen, um sich in die nötige weihevolle Stimmung zu versetzen? Die „Auffindung der Leiche Kaiser Friedrich Barbarossas im Calycadnus," welche Wilhelm Beckmann in Düsseldorf gemalt hat, ist gewiß ein tragisches, tief erschütterndes Ereignis. Aber der durch das Motiv bedingte Eindruck ist völlig ausgeblieben, weil die Darstellung äußerst lahm und leblos und das Kolorit so erdfahl und unkräftig ist, daß man an die ersten Versuche der romantischen Düsseldorfer Historienmalerei, an Stürmer und Stilke, erinnert wird. Ausgezeichnete Koloristen, wie der Belgier Ferdinand Pauwels und der Schwede Gustav Hellqvist, haben die Virtuosität ihrer technischen Darstellung in den Dienst von Stoffen gestellt, welche uns Deutschen entweder unverständlich oder gleichgiltig sind. Wir würden vom nationalen Standpunkte aus kein Recht haben, diese beiden Maler wegen der Wahl ihrer Motive zur Rede zu stellen, wenn sie nicht beide als Lehrer an deutschen Akademien wirkten oder zu wirken berufen sind. Wenn die Leiter unsrer Akademien wirklich gezwungen sind, der deutschen Kunst das beschämende Zeugnis auszustellen, daß ausreichende Lehrkräfte nicht mehr aus ihrer Mitte beschafft werden können, so dürfen wir wenigstens das Recht beanspruchen, die zu Lehrern berufenen Ausländer schonend an ihre neue Heimat zu erinnern und ihre Schöpfungen nach dem Maßstabe unsers nationalen Interesses zu beurteilen. Für Pauwels, welcher seit zwanzig Jahren in Deutschland (Weimar und Dresden) als akademischer Lehrer thätig ist, gilt eine solche Kritik nur in bedingtem Grade. Er hat gelegentlich auch Motive aus der deutschen Geschichte behandelt und in seinen Darstellungen aus der flandrischen Geschichte mit Vorliebe den allgemein menschlichen Kern hervorgekehrt. So auch in seinem figurenreichen Bilde auf unsrer Ausstellung: „Regentin Johanna von Flandern, am Charfreitage 1214 Ypern besuchend, giebt Gefangenen die Freiheit im Angedenken an das Leiden und Sterben Christi." Der Schwede Hellqvist, der kürzlich als Lehrer an die Berliner Kunstakademie berufen worden ist, sucht dagegen mit Vorliebe nur solche Episoden aus seiner heimatlichen Geschichte hervor, welche ein sehr eng begrenztes Interesse haben. Überdies hat sein neuestes Bild, die „Brandschatzung der schwedischen Hansestadt Wisby durch den dänischen König Waldemar Atterdag," nicht die sonstigen Vorzüge des Malers. Das Kolorit ist zu bunt und hart und die Komposition zu wirr und überladen. Wenn man beide Gemälde nach dem ästhetisch-philosophischen Systeme klassifiziren wollte, würde man ihnen kaum mehr als den Titel geschichtlicher Genrebilder zuerkennen. Das Zusammenschleppen von kostbaren Gold- und Silbergefäßen und Kleinodien durch erbitterte Männer und verzweifelnde Frauen, welches auf dem Marktplatze der Stadt unter den Augen des finster dreinblickenden Königs und seiner Söldner vor sich geht, ist an und für sich keine Aktion von historischer Bedeutung, sondern nur ein Vorwand für den Maler,

seine malerische Virtuosität an der Beherrschung von Massen und in der Einzeldarstellung von Kostümen und Trachten zu erproben. Kann ein solcher Maler, so darf man billig fragen, seinen Schülern mehr bieten als gewisse technische Kunstgriffe? Ist er befähigt, ihnen den Weg zu höheren Zielen zu öffnen, ihren Sinn für vaterländische Geschichte zu pflegen oder gar ihrem Streben seinen nationalen Inhalt zu geben? Ein unglücklicher Zufall hat es gewollt, daß Hellqvist vor Antritt seines Amtes erkrankt und auf ein Jahr beurlaubt worden ist. Zu seiner Vertretung ist der oben erwähnte Düsseldorfer Historienmaler Vogel bestellt worden. Wenn dieser Maler imstande ist, jenen zu vertreten, wird er ihn auch ersetzen können, und seine Werke sprechen dafür. Unter solchen Umständen ist es doppelt rätselhaft, daß ein zum großen Teile in Paris gebildeter Ausländer mit der Pflege deutscher Malerei an einer deutschen Akademie ersten Ranges betraut wird, da genug inländische Kräfte von gleicher Begabung vorhanden sind.

Die Begründer der Fabrikation europäischen Zuckers.

In unserm vorletzten Hefte haben wir berichtet, die Entdeckung des Rübenzuckers sei von einem Deutschen ausgegangen und andre Deutsche hätten dieselbe zuerst fabrikmäßig auszubeuten versucht. Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß der zweite Teil dieser Behauptung von den Franzosen bestritten wird, und daß z. B. Basset im Vorworte zu seinem Guide pratique du fabricant de sucre wörtlich sagt: „Frankreich allein war es vorbehalten, der Reihenfolge menschlicher Arbeiten diese neue Industrie hinzuzufügen. Die von Napoleon gegen die feindselige Macht der Engländer ersonnene Kontinentalsperre bezweckte zunächst, den fremden Kolonialprodukten unsre Häfen zu verschließen. Die französische Wissenschaft, von dem großen Feldherrn angerufen, über die aus unserm Boden zu ziehenden Erzeugnisse, deren Mangel sich am fühlbarsten machte, zu beraten, beantwortete den Appell des Kaisers mit zwei Wundern: die Industrie des künstlichen Schwefels und die des inländischen Zuckers wurden ins Leben gerufen, und am 15. Januar 1812 sanktionirte Napoleon die letztere mit seiner allgemein verbreiteten Autorität."

Diese Behauptungen beruhen ebenso wie der Anspruch andrer Schriftsteller unter unsern westlichen Nachbarn, daß der in Rede stehende hochwichtige Gewerbszweig ein „echt klassisch französischer, auf französischem Boden entsprungener, allein durch Frankreich entwickelter" sei, entweder auf der bekannten Unwissenheit unsrer Nachbarn in Betreff dessen, was jenseits ihrer Grenzen vor sich gegangen ist und besteht, oder auf ihrer ebenso notorischen Selbstüberschätzung, Anmaßung und Ruhmredigkeit. Ohne den Verdiensten, deren Frankreich sich in dieser

Hinsicht rühmen darf, zu nahe zu treten, dürfen wir dabei bleiben, daß die ersten und eigentlichen Begründer der Rübenzuckerindustrie Deutsche waren, nämlich der Berliner Achard und dessen königlicher Gönner Friedrich Wilhelm der Dritte, der mit wahrhaft landesväterlicher Fürsorge die Arbeiten dieses Gelehrten zu fördern und für Preußens Wohl nutzbar zu machen bestrebt war. Wenn Napoleon die genannte Industrie durch Dekrete schützte und durch Überweisung von Staatsmitteln und großen Ackerflächen für den Bau von Zuckerrüben unterstützte, so war dies von Friedrich Wilhelm schon zwölf Jahre früher, von 1799 an, geschehen; auch ist zu beachten, daß die Dekrete Napoleons, auf die man mit soviel Genugthuung hinzuweisen pflegt, lediglich seiner Feindseligkeit gegen England ihren Ursprung verdankten, während die Verfügungen des deutschen Fürsten nur den Zweck verfolgten, seinem Staate Nutzen und seinen Unterthanen von der ländlichen Bevölkerung lohnende Beschäftigung zu schaffen. Napoleons Verdienste in der Sache sind bei jeder Gelegenheit ans Licht gestellt und gepriesen worden, während die seines deutschen Vorgängers in der Förderung der Fabrikation einheimischen Zuckers bis vor kurzem, wo Scheibler sie aus der Verborgenheit der Archive zog und in der „Festschrift zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Vereins für die Zuckerindustrie Deutschlands" darstellte, kaum bekannt waren. Auch in dieser Gestalt beschränkte sich die Kunde von ihnen auf einen verhältnismäßig engen Kreis, und da einerseits die Wirksamkeit dieses Königs, anderseits die außerordentliche Bedeutung des von ihm zuerst geförderten Industriezweiges eine Bekanntschaft des ganzen gebildeten Publikums mit den betreffenden Vorgängen wünschenswert erscheinen läßt, so teilen wir aus der Scheiblerschen Arbeit, die auch auf Marggraf, den Entdecker des Rübenzuckers, zurückgreift, in möglichster Kürze das Wesentliche mit und fügen hie und da einige Notizen aus andrer Quelle hinzu.

Die Auffindung des Zuckers als eines wesentlichen Bestandteiles im Safte der Runkelrüben war nicht, wie manche andre Entdeckung, Sache des blinden Zufalls, sondern Ergebnis eines langjährigen wissenschaftlichen Strebens. Andreas Sigismund Marggraf, Professor der Chemie und Direktor der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin, seiner Vaterstadt, einer der letzten und bedeutendsten Chemiker des Zeitalters der phlogistischen Theorie, war der Vater dieser Erkenntnis. Indem er sich mit der Aufgabe, die Natur der Pflanzensäfte festzustellen, Jahre hindurch in einer für die damalige Zeit bewundernswerten Weise beschäftigte, zog er schließlich auch die Teile einzelner Pflanzengattungen, welche sich durch süßen Geschmack auszeichnen, in den Kreis seiner Untersuchungen, und zwar mit der bestimmten Absicht, denjenigen Bestandteil, der diesen Geschmack bedingte, für sich abzuscheiden. Dabei fand er verschiedne Pflanzen, besonders Wurzelgewächse (weißen Mangold, Zuckerwurzel, roten Mangold oder Runkelrübe), welche Zucker gleich dem enthielten, der aus Zuckerrohr gewonnen wird. Seine Resultate legte er in einer Abhandlung nieder, welche 1747 in der nach dem

lateinischen Original gemachten französischen Übersetzung unter dem Titel: Expériences chymiques faites dans le dessein de tirer un véritable sucre de diverses plantes, qui croissent dans nos contrées in den Berichten seiner Akademie erschien und in deutscher Übertragung an der Spitze der Anlagen zu der Scheiblerschen Festschrift als „der Grundpfeiler, worauf sich der mächtige Bau der europäischen Zuckerindustrie erhoben hat," mitgeteilt wird. Marggraf war in seiner rein wissenschaftlichen Stellung nicht der Mann, seine Entdeckung praktisch zu verwerten, er begnügte sich, sie zu veröffentlichen. Doch hat er deren Tragweite für die Landwirtschaft sicher weder verkannt noch aus den Augen verloren. In seiner Abhandlung sagt er: „Der arme Landmann könnte statt des teuern Zuckers oder schlechten Syrups unsern Pflanzenzucker gebrauchen, wenn er mit Hilfe gewisser Maschinen den Saft auspreßte, ihn einigermaßen reinigte und ihn schließlich zu Syrup eindickte... Vielleicht könnten auch die Rückstände von den Pressen noch benutzt werden" — eine Bemerkung, in welcher unsre heutige Rübenzuckerindustrie als Keim liegt. Marggraf war ferner darauf bedacht, eine einfache Methode der Zuckerdarstellung ohne Alkohol auszubilden. Endlich ist es gewiß kein Zufall, daß es später einer seiner besten Schüler war, der seinen wissenschaftlichen Fund für das Leben nutzbar zu gestalten erfolgreich bemüht war.

Dies war Franz Karl Achard, 1753 zu Berlin geboren, frühzeitig Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften, nach Marggrafs Ableben Direktor der physikalisch-mathematischen Klasse derselben und Verfasser zahlreicher Schriften über die Kultur der Runkelrüben und die Darstellung von Zucker aus diesen Gewächsen — Gewerbszweige, die er Jahre lang als Landwirt und Fabrikant zu entwickeln und zu verbessern rastlos bestrebt war. Gern, aber zugleich mit Wehmut, folgt man dem Gange dieser Arbeiten, denen er sich lediglich „aus heißer Liebe für das preußische Vaterland," wie er selbst in einer 1799 erschienenen Schrift sagt, widmete, denen er sein Vermögen opferte, und von denen er sich weder durch Mißgeschicke und Enttäuschungen noch durch hämische Angriffe abschrecken ließ, bis er endlich alt und lebensmüde wurde, die Kriegsfackel in Deutschland die Werke des Friedens störte und gefährdete und eine Feuersbrunst seine Fabrik einäscherte. Ihm gebührt die dankbarste Verehrung in den Kreisen aller mittelbar oder unmittelbar zur europäischen Zuckerindustrie in Beziehung stehenden — einer Industrie, deren segensreiche Folgen er voraussah, deren Blüte er aber nicht erleben sollte.

Achard hatte sich zunächst, etwa seit 1786, auf dem Gute Caulsdorf bei Berlin, dann in Französisch-Buchholtz, nicht weit von da, mit der Kultur von Runkelrüben beschäftigt, um die Bedingungen kennen zu lernen, welche zu erfüllen sind, wenn Rüben erzielt werden sollen, die nicht allein reich an Zuckerstoff, sondern gleichzeitig arm an solchen Bestandteilen sind, welche diesen verunreinigen und die Abscheidung desselben erschweren. Als er sich des Er-

folges sicher glaubte, legte er die gesammelten Erfahrungen dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten vermittelst einer Immediatvorstellung vom 11. Januar 1799 vor, worin er unter Hinweis auf die Wichtigkeit einer Gewinnung von Zucker aus Runkelrüben für das Interesse des preußischen Staates und das Wohl der Bevölkerung desselben bat, „ihm ein privilegium exclusivum auf zehn Jahre zu dieser einländischen Zuckerfabrikation allergnädigst zu bewilligen und ihm durch die Schenkung eines Gutes von hinreichendem Umfange, dessen Boden sich für den Rübenbau qualifizire, in den Stand zu setzen, diese Entreprise auszuführen." Schon vier Tage darauf erging eine Kabinetsordre an das Generaldirektorium, welche zeigt, mit wie lebhaftem Interesse Achards Bericht entgegengenommen worden war. Mit richtigem Blicke würdigt sie den bedeutenden Nutzen einer Fabrikation von inländischem Zucker und befiehlt demgemäß sofort umfassende Anbauversuche mit Rüben auf geeigneten Äckern der Domänen aller Provinzen des Staates auf königliche Kosten anzustellen. Achard wird für den Fall der Bestätigung seiner „wichtigen Erfindung" eine königliche Belohnung verheißen, die Erteilung des erbetenen Privilegiums aber im Hinblick auf das Interesse der bestehenden Raffinerien abgelehnt. Wieder nur vier Tage später beauftragte eine weitere Kabinetsordre das Generaldirektorium, die Richtigkeit der Achardschen Angaben und die Ausführbarkeit der Zuckerfabrikation aus Runkelrüben genau zu prüfen. Dies geschah unter Aufsicht einer Kommission im Laboratorium des Professors Klaproth mit einer größern Quantität von Rüben, welche der Gastwirt Sobbe in Halberstadt nach der Kulturmethode Achards erbaut und letzterer angekauft hatte, und schon am 28. März konnte dieser dem Generaldirektorium den günstigen Verlauf der Untersuchung melden. Er lenkte dabei die Aufmerksamkeit jener Behörde auf den Umstand, daß allein die richtige Kultur der Runkelrübe die Basis eines glücklichen Fortganges der Zuckerfabrikation sei, und erbot sich, damit der Bau geeigneter Rüben, d. h. solcher mit viel Zucker und wenig Schleim, bald im Lande verbreitet werde, seine vieljährigen Erfahrungen in der Sache sogleich mitzuteilen, sodaß sie schleunigst durch öffentliche und amtliche Organe publizirt und noch bei der bevorstehenden Rübenaussaat in den preußischen Staaten in Anwendung gebracht werden könnten. Diese Bekanntmachung wurde durch Kabinetsordre vom 1. April 1799 angeordnet, und infolge dessen von Achard eine Abhandlung eingereicht, welche die Kultur der Runkelrübe beschrieb und vom Generaldirektorium veröffentlicht wurde. „Diese Abhandlung ist, wie Scheibler sagt, ein interessantes Zeugnis für die ungewöhnliche Begabung ihres Verfassers. . . . Wie sie zeigt, sind Achard keine Momente unbekannt geblieben, welche beim Rübenbau von schädlichem oder heilsamem Einflusse sind, und er hatte sie alle in verständnisvoller Weise zu umgehen oder zu benutzen gewußt. . . . Man darf ihn sonach als den Begründer nicht allein der Rübenzuckerfabrikation, sondern ganz besonders auch einer rationellen Rübenkultur bezeichnen."

Digitized by Google

Die vom Könige anbefohlenen ersten Versuche mit der Zuckergewinnung nach Achards Angaben hatten im allgemeinen ein gutes Ergebnis geliefert, indes waren sie in zu kleinem Maßstabe angestellt worden, um gewisse Fragen, die wichtig erschienen, z. B. die nach dem Herstellungspreise und die nach der Raffinirbarkeit des Rübenzuckers, mit hinlänglicher Sicherheit zu beantworten. Der betreffende Bericht des Generaldirektoriums hebt zutreffend hervor, daß die Sache noch in der Kindheit sei und nur durch die Privatindustrie zu voller Reife gebracht werden könne, weshalb auf möglichste Ausdehnung des Runkelrübenbaues und der Bereitung von Zucker und Syrup hingewirkt werden müsse. Die königliche Entscheidung, die hierauf erging, stimmte diesem Urteile bei und verfügte ferner, es solle in den Gebäuden des Bergamtes zu Alvensleben eine kleine Fabrik errichtet werden, um unter Achards Oberleitung größere Versuche zur Erledigung der noch schwebenden Fragen vorzunehmen. Dieser Plan kam aber nicht zur Ausführung. Die Alvenslebener Fabrik hätte erst im Herbst 1800 ihre Arbeit beginnen können, während Achard daran lag, noch im Laufe des Winters von 1799 auf 1800 einen zweiten und größeren Versuch in Berlin ausführen zu dürfen. Diesem Wunsche wurde von der Regierung statt gegeben, und der neue Versuch fiel, ebenfalls amtlich überwacht, wesentlich besser aus als der frühere. In dem darüber erstatteten Berichte vom 1. April 1801 heißt es: daß die noch vorhandenen Unvollkommenheiten der Fabrikation sich durch Fleiß sachkundiger Männer heben, die Kosten sich verringern, die Produkte an Güte sich verbessern lassen würden, sei keinem Zweifel unterworfen.

Hiermit schließen die in Berlin vorgenommenen Vorversuche. Im folgenden Jahre finden wir Achard auf seinem Gute Cunern im Wohlauschen Kreise der Provinz Schlesien, das er mit Hilfe eines ihm vom Könige gewährten Vorschusses von 50 000 Thalern gekauft hatte, um hier, gestützt auf die in Berlin gesammelten Erfahrungen, eine Rübenzuckerfabrik größeren Maßstabes einzurichten, die dann im März 1802 in Betrieb kam. Die Achardschen Arbeiten erregten bald auch im Auslande lebhaftes Interesse. Zuerst erhielt Frankreich davon Kunde, und zwar durch einen Brief, den van Mons in den Annales de Chimie im Jahre VIII. der Republik erscheinen ließ und der dann von allen Zeitungen abgedruckt wurde und großes Aufsehen erregte. Das französische Institut erwählte eine Kommission von Chemikern, die seiner mathematisch-physikalischen Klasse angehörten, zur Wiederholung der Versuche Achards. Der Bericht derselben, von Deyeux am 30. Messidor des Jahres VIII. erstattet, bestätigte im allgemeinen die Angaben des deutschen Gelehrten, berechnete jedoch den Herstellungspreis des Zuckers höher, als die Berliner Kommission ihn aus jenen Versuchen abgeleitet hatte. Nachdem dann noch zwei Fabriken auf Grund der Achardschen Methode angelegt und in Betrieb gesetzt worden waren (eine zu Saint Ouen und eine in der alten Abtei von Chelles), aber nicht reussirt hatten, war von dieser Industrie in Frankreich bis 1811 nur noch im Tone leicht-

fertigen Spottes die Rede. Die von dort herüberkommenden unvorteilhaften Nachrichten wirkten bei dem Ansehen, welches damals französische Urteile bei uns genossen, auf die öffentliche Meinung in Deutschland ein. Auch machte das langsame Vorschreiten der neuen Industrie das in solchen Dingen ungeduldige Publikum mißtrauisch, und man fing an, Achard als Projektenmacher zu bewitzeln.*) Mit der Übersiedelung Achards nach Cunern verlor das große Publikum die Bestrebungen desselben für das Zustandekommen einer einheimischen Zuckerindustrie aus den Augen, nicht aber der König, der Achards Arbeiten vielmehr dauernd überwachen und sich über sie periodisch berichten ließ, bis die von Napoleon über das Land gebrachte Kriegsnot den Monarchen an dringendere Aufgaben denken ließen. Die Aufhebung der offiziellen Kontrole über Achards Arbeiten und die von ihm erbetene gänzliche Auseinandersetzung der Regierung mit ihm erfolgte im Juli 1810. In dem dabei erstatteten Berichte der Minister der Finanzen und des Innern interessirt besonders die Stelle, wo es heißt, „alle Nachrichten stimmen überein, das diese Fabrikation jetzt würklich mit Vorteil betrieben werde, und es ist sogar wahrscheinlich, daß noch bey viel niedrigeren Preisen [des Zuckers] dieselbe sich werde erhalten können."

Achard war von jetzt an meist nur noch schriftstellerisch für die Ausbildung der neuen vaterländischen Industrie thätig, doch stellte er seine Fabrik, als sie abgebrannt war, bald wieder soweit her, daß er sie als praktische Lehranstalt verwenden konnte. Überhaupt war er immer mit Freuden bereit, seine Kenntnisse auf andre zu übertragen und so zum Wohle des Vaterlandes zu wirken. Mit großer Gefälligkeit unterstützte er den Freiherrn von Kozpy, als dieser nachdem er 1805 in einem schlesischen Provinzialblatte einen seiner Aufsätze über die Fabrikation von Rübenzucker gelesen hatte, auf dem Rittergute Krayn eine Fabrik errichtete. Auch von der seltenen patriotischen Ehrenhaftigkeit und Uneigennützigkeit dieses trefflichen Mannes besitzen wir ein glänzendes Zeugnis, und zwar aus der Feder keines geringern als des Prinzen Louis Napoleon (des spätern Kaisers der Franzosen), der in seinen Werken (Bd. II. S. 121) schreibt: „Während man in Paris die Zuckerrübe lächerlich machte, nahmen die Engländer sie sehr ernst und suchten nach allen Mitteln, um die mit derselben erzielten Ergebnisse schon im Keime zu ersticken. Man liest im Journal de l'Empire vom 11. April 1811 folgendes: »Eine bedeutsame Thatsache, welche der berühmte preußische Chemiker Herr Achard veröffentlichte, beweist, wie sehr die Engländer durch die Maßnahmen des Kaisers zur Ersetzung des Rohrzuckers beunruhigt sind. Unter dem Schleier der Anonymität wurde Herrn Achard im Jahre 1800 eine Summe von 50 000, dann im Jahre 1802 eine solche von 200 000 Thalern angeboten, wenn er ein Werk veröffentlichen wollte, in welchem

*) Er hatte sich früher mit der künstlichen Darstellung von Edelsteinen beschäftigt auch einen optischen Telegraphen konstruirt, der, auf Pontonwagen beweglich, leicht auf- und verstellbar war.

er gestünde, seine Begeisterung für die Rübenzuckerfabrikation habe ihn getäuscht, seine Versuche im großen hätten ihm die Nichtigkeit seiner ersten Versuche bewiesen, und er habe die sehr verdrießliche Überzeugung gewonnen, daß der Rübenzucker den Rohrzucker nicht zu ersetzen vermöge.« Achard hat sich durch derartige Anerbietungen nie verleiten lassen, zum Verräter an seiner guten Sache zu werden. Sie werden ihn im Gegenteile sicherer gemacht und angespornt haben, dem Ziele mit mehr Eifer zuzustreben. Er hätte es auch erreicht, wenn die Kriegsjahre nicht dazwischen gekommen wären. Nach der Wiederkehr des Friedens war der jetzt dreiundsechzig Jahre alte, von Wassersucht geplagte und geschwächte Mann nicht mehr fähig, schaffend und anregend zu wirken. Das Aufgehen und Blühen der von ihm ausgestreuten Saat sollte er nicht sehen, der königliche Förderer seiner Arbeit dagegen hat noch die Genugthuung gehabt, zu beobachten, wie der in seinen ersten Regierungsjahren sorgfältig von ihm gepflegte Keim zu einer kräftigen Ausbildung für die Landwirtschaft und für die gesamte Volkswohlfahrt gelangte und wesentlich zur Mehrung des Nationalreichtums beitrug."

Unbillig wäre es, die Verdienste Achards mit dem Maßstabe der Kenntnisse unsrer Tage zu messen. Dagegen muß eins derselben besonders betont werden. Die junge Industrie konnte sich nur gleichen Schrittes mit den Hilfswissenschaften emporarbeiten, sie konnte durch politische Ereignisse zum Stillstehen gebracht werden; aber vor völligem Eingehen und Vergessenwerden war sie schon dadurch bewahrt, daß Achard selbst fleißig über sie geschrieben und andre angeregt hatte, über sie zu schreiben. So hatte Deutschland schon ein Jahrzehnt früher als seine Nachbarn eine umfangreiche die Rübenzuckererzeugung betreffende Literatur aufzuweisen (Scheibler führt einundzwanzig von 1799 bis 1812 erschienene Schriften an). In Frankreich entwickelte sich jene Industrie und mit ihr eine Literatur erst von 1812 an, infolge der Anregung, welche Napoleons Dekrete vom März 1811 gaben. Aber diese allein hätten diese Industrie gewiß nicht zu ihrer heutigen riesenhaften Größe emporwachsen lassen. Eine verbesserte Chemie und Mechanik mußte hinzutreten. „Der Ersatz menschlicher Arbeitskraft durch Maschinen, sagt Scheibler, das Kochen der Rübensäfte mit Dampf und unter vermindertem Drucke, die Kalkscheidung und die Anwendung der Knochenkohle waren Faktoren, über welche Achard nicht verfügte und welche in den folgenden Jahrzehnten der Industrie die Richtung gaben, in der sie sich im gemeinsamen Wetteifer der Nationen ausgebildet hat." Aber alle Wege, welche die Rübenzuckerindustrie bei dieser Entwicklung eingeschlagen oder durchlaufen hat, führen auf Achards Laboratorien und Fabriken als auf ihre Ausgangspunkte zurück. Er verdient reichlich, daß Scheibler, selbst vielfach um diese Industrie verdient und jetzt der erste Kenner derselben, ihm literarisch ein Denkmal errichtete.

Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

Camoëns blickte starr auf den Sprechenden, und dann auf dessen Begleiter, von denen sich einige näher herandrängten, als ob sie ihren Genossen schützen wollten. Er vermochte nicht zu sprechen und hatte das Ungeheure, das in den wenigen abgerissenen Worten des Seemanns lag, noch nicht erfaßt. Einer der Ankömmlinge, welcher eine schwere Schulterwunde mit dem Rest seines Linnenhemdes verbunden hatte und mit offenem Wams und nackter Brust vor Camoëns stand, rüttelte den Bestürzten am Arme und sagte: Wir merken, Senhor, daß wir die Ersten sind, welche die Unglückskunde hierher tragen! Das Unheil ist schon vor zehn Tagen geschehen und wird seitdem um nichts besser geworden sein, aber erfahren müßt Ihr hier, was wir dort ertragen mußten!

Der König und des Königs Umgebung und — Haus, was wißt Ihr von ihnen? stieß Camoëns hervor, und sein Blick wie die Farbe seines Gesichts verrieten deutlich, daß er die Botschaft der Flüchtlinge zu begreifen anfing.

Ihr fragt mehr, Herr, als wir wissen! entgegnete der Krieger. Da, Nuno Nunez und Joham Zorro und Pero Ayras haben gleich mir vom frühen Morgen bis zur Nachmittagssonne in den Schlachtreihen gestanden, und meine Wunde habe ich erst empfangen, als nur noch verlorne Haufen und keine Reihen mehr stritten. Mir ist, als hätte ich des Königs großes Banner und ihn selbst noch unter diesem Banner fechten und auf die Mohren eindringen sehen, als wir selbst keinen Streich mehr thun konnten und denen da — er deutete auf den Seemann — nachtaumelten, weil sie den Weg zur Küste zu kennen behaupteten. Joham und Nuno dagegen versichern, daß sie den König schon eine halbe Stunde früher hätten fallen sehen. Wenn Ihr hier noch nichts erfahren habt, Herr, so werden sie wohl Recht haben.

Um aller Heiligen willen! Ihr wagt ja Kopf und Leben, wenn Ihr ſolchen Bericht ins Volk ſchleudert und nicht beſſer ſagen könnt, was aus König Sebaſtian geworden iſt! Wißt Ihr nichts, garnichts von den Begleitern des Königs, von denen, die im Lager um ihn und bei ſeinen Zelten waren? Haben die Marokkaner denn das Lager der Unſern erobert? fragte Camoëns, und ſein Blick hing ſo flehentlich geſpannt an den Lippen des wunden Soldaten, daß dieſer unwillkürlich ein paar Schritte vor dem drängenden Frager zurücktrat.

Ich wüßte nicht, wer es ihnen hätte wehren ſollen! rief der Ankömmling. Noch einmal, Senhor! wir ſind keine Memmen, die in der Schlacht ihre Fahne verlaſſen haben! Wir haben geſtritten, ſo lange wir konnten, und an das nackt Leben erſt gedacht, als alles verloren war. Es giebt kein portugieſiſches Heer mehr, verſprengte Häuflein gleich unſerm irren vielleicht nach der Küſte und ſuchen die Flotte; was die Mohren nicht gefangen haben, liegt erſchlagen, tauſend bei tauſend, und es werden wenige darunter ſein, die ihre Wunden im Rücken tragen! Wenn der König lebt, werdet Ihr es bald genug hören, das Löſegeld wird nicht klein ſein, das der ſiegreiche Sultan von Fes begehren wird.

Das ganze Heer! ſagte Camoëns vor ſich hin und nahm ſeine ſchmerzende Stirn zwiſchen beide Hände, als ob er eine völlig dunkle, verworrene Erzählung vernähme, in die er Klarheit und Sinn hineinbringen möchte. Wie war es möglich, daß wir eine ſolche Niederlage erlitten, daß die Schlacht ohne Rettung verloren ging und alles, alles geopfert ward?

Wie es möglich war? fragte der Soldat finſter dagegen. Malt es Euch aus, wie es um unſer Heer ſtand: glühende Sonne über wüſten Sandflächen und dornigtem Geſtrüpp, und weit und breit kein Schatten, keine andre Erquickung für unſre Schaaren, die ſeit vierundzwanzig Stunden weder Brot noch ſonſt etwas erhalten hatten, als das trübe Waſſer des Fluſſes! Im Heere des Feindes die zehnfache Übermacht, Heuſchreckenſchwärme leichter Reiter, deren Pferde friſch waren, während die unſern ihre Kräfte bei dem Marſche von Arzilla bis zur Ebene von Alcacer erſchöpft hatten! Vor Beginn der Schlacht eine ſchlafloſe Nacht, denn der König ließ die Unſern vor dem Morgengrauen wecken! Nehmt dazu, Senhor: vor der Schlacht befahlen auf unſrer Seite alle und in der Schlacht keiner! Dom Sebaſtian warf ſich gleich zu Anfang mit den Edelleuten ſeines Hauſes und ſeinen Leibwachen auf den Feind, und jeder, der einen Haufen führte, that, was ihm das Rechte ſchien. Die ſchwerbewaffneten Deutſchen erſtickten in ihren Harniſchen, als ſie im Anlauf an den Feind zu kommen ſuchten, jeder Oberſt ſtritt für ſich ohne Plan, und niemand überſah das Schlachtfeld im ganzen. Wir verließen unſer Lager, wo uns Hügel und Gräben notdürftig gegen den Anprall der Mohren gedeckt hatten, wir ſollten von einer Wagenburg umſchloſſen werden, aber die Vortruppen unter dem großen Banner des Königs, das Dom Luis de Meneзes trug, waren ſchon mit den Marokkanern handgemein, ehe ein Karren heranfahren konnte. Unſre

Geschütze feuerten wenigemale und waren dann nutzlos, wir konnten sie nicht in die ungestüme Vorwärtsbewegung hineinreißen, und sie standen den Nachdrängenden im Wege. Ob die Heiden von ihrem Sultan, der während der Schlacht gestorben sein soll, oder vom Satan selbst geführt wurden, weiß ich nicht, aber sie wurden gut geführt. Sie hatten den Fluß vor sich und die Mauern ihrer Stadt Alcacer zum Stützpunkte, sie widerstanden uns im Mittel der Schlacht in trotzigen, dichten Massen und dehnten auf beiden Flügeln ihre Geschwader immer weiter aus, sodaß selbst wir gemeinen Krieger sahen, daß unsre Gewalthaufen in der Begier, sie nicht entrinnen zu lassen, sich zu weit auseinander zettelten. Bald darnach, als die Sonne gegen den Mittag stieg, begannen die Mohren in endlosen Zügen vorzudringen, unsre Reihen schmolzen zum Erschrecken, und auf das Gerücht, daß im Rücken des Heeres das Lager und alle Geschütze genommen seien, fingen die schlechtbewaffneten Leute, welche hinter den Deutschen und den Reitergeschwadern des Herzogs von Aveiro gestanden hatten, an, sich zu zerstreuen. Der Feind drang immer heftiger auf uns ein, die Schaar, bei der ich war und die Dom Antonio, der Prior von Crato, führte, suchte sich mit den Schaaren, die um den König waren, zu vereinigen. Wir konnten noch deutlich erkennen, wie der König an der Spitze von ein paar hundert Reitern sich wieder und wieder auf die maurischen Reihen warf, ohne sie durchbrechen zu können, wir sahen das goldne Kruzifix, das Fray Tellez Almeida, des Königs Beichtvater, hoch trug, weithin glänzen, und des Königs Banner ging noch von Hand zu Hand. Aber rechts und links von uns wirbelte der stäubende Wüstensand und der Pulverdampf in immer dichteren Wolken, unter den Hufen der arabischen Reiterhaufen knickten die Schaaren, die sich ihnen entgegenwarfen, wie Halme im Felde zusammen, zwischen Blutlachen und Leichenhaufen erhoben und sammelten sich stets weniger Kämpfer, rings war alles Sonnenbrand, wilde Flucht und Todeskampf. In den letzten beiden Stunden, da wir fochten, hat keiner mehr einen Befehl vernommen — das christliche Heer ward zwischen den ungeheuern Massen der Ungläubigen schier zermalmt, es war, als ob der rollende Wüstensand unter unsern Füßen sich in Rosse und Reiter verwandelte. Der Weg, auf dem wir flüchteten, war mit den Leichen der Mohren bezeichnet, dazwischen lagen die Unsern. Mit meinen Augen sah ich den Herzog von Aveiro und Dom Ayras de Silva, den Bischof von Porto, Dom Jayme von Braganza und Don Fracisco de Aldana, den Obristen der Spanier, tot liegen, auch Fray Tellez, der das Kreuz noch in seiner blutigen Hand hielt, lag da mit klaffender Stirnwunde! Andre werden Euch andre Namen nennen können, wenn Ihrs begehrt.

Der König hatte Pagen um sich, sagte Camoëns, dessen Erschütterung selbst die halbverwilderten Flüchtlinge ergriff, mit heiserer Stimme. Saht ihr sie weder lebend noch tot?

Nein, Senhor, keinen von ihnen, sie werden liegen, wo Seine Majestät

geblieben ist. Gott tröste Euch, wenn Ihr einen Sohn unter ihnen hattet, es werden sich viel tausend Väter in Portugal trösten müssen. Und nun haltet uns nicht länger auf, wir wollen von hier aus die Straße nach Setubal einschlagen, wo wir im Hospital der barmherzigen Brüder Unterkunft und Hilfe zu finden hoffen. Wir sind nicht die Leute, die auf Straßen und Plätzen von Lissabon verkünden mögen, was geschehen ist; der erste Bote von einem großen Unheile läuft stets Gefahr für sich selbst, und die frommen Brüder in Setubal werden schon sorgen, daß unsre Nachrichten zu den Ohren der Regenten kommen.

Wenn Ihr etwas für uns habt, zu einem Trunk unterwegs, so gebt es uns nur! unsre Löhnung wird mit dem Seckelmeister auf dem Felde von Alcacer verloren sein, mischte sich der braune Seemann, Camoëns vertraulich zunickend, ins Gespräch.

Camoëns griff hastig und verlegen in die Taschen seines Wamses und legte einige Geldstücke in die entgegengestreckten Hände. Es thut mir leid, daß ich Euch nur wenig geben kann, ich bin selbst arm — doch zu einem Trunke reicht es wohl! Er verstummte und wandte sich von den Flüchtlingen hinweg, die ihrerseits den Damm hinabeilten und dann eine Seitenstraße einschlugen.

Der Soldat, welcher die Schlacht geschildert hatte, schien sie zu führen, er war auch der einzige, der noch einen Blick nach Camoëns zurücksandte und dessen Gesicht dem Erschütterten, Verstörten zum andernmale die Gewißheit erweckte, daß er keine wilden Lügen, keine phantastischen Schiffergeschichten, sondern grausige, niederschmetternde Wahrheit gehört habe. Camoëns lechzte umsonst nach einem freien Atemzuge, ihm war zu Mute, als könne er auf derselben Stelle, auf der er das Entsetzliche vernommen hatte, enden, und doch trieb es ihn gewaltsam hinweg, hinein zur Stadt, an jeden Ort hin, an dem er hoffen konnte, Näheres und vielleicht ein Wort über das Schicksal Catarinas zu vernehmen. Wie eine neue Last zu der alten, die seine Seele schon trug, überfiel ihn der Gedanke, daß er vergessen habe, nach Mulei Muhamed, dem Emir, zu fragen, welcher bei Alcacer an der Seite König Sebastians und seines Heeres gefochten hatte. Wehe der Ärmsten, wenn sie in dessen, wehe ihr, wenn sie überhaupt in die Hände seiner Landsleute gefallen war! Er mußte alles versuchen, von ihr zu hören, und gestand sich doch zugleich ein, wie aussichtslos jeder Versuch sein würde. Durch sein Hirn zuckten wilde, wechselnde Bilder, er sah Catarina Palmeirim klagend und verzweifelnd über das Schlachtfeld irren, sah sie auf elender Flucht oder in mauriſcher Gefangenschaft — mit dem Könige zugleich oder ohne ihn, und dann ergriff ihn wild das Gefühl seiner Ohnmacht, er schlug sich vor die fieberheiße Stirn und murmelte vor sich hin: Da gähnt die Kluft wieder, die ich Thor vergaß! Selbst wenn ich das letzte, was ich habe, Leib und Leben für sie hingeben wollte, die Mohren würden des schlechten Tausches spotten — ein alternder Mann für ein blühendes junges Weib! Doch das überlebt sie nicht, es kann nicht Gottes Wille sein, sie in neue, tiefere Schmach zu stürzen, um mich zu treffen.

In seiner dumpfen Verzweiflung eilte Camoëns noch einmal nach dem Wachtturme zurück, um dem alten Wächter, seinem Genossen an so vielen Tagen, in leidenschaftlich fliegenden Worten die erschütternden Nachrichten mitzuteilen. Mit stumpfer Neugier lauschte der Alte der Unheilskunde; dann sagte er: Es wird nicht so schlimm sein, wie die Flüchtlinge berichten. Der König und die großen Herren haben sicher Mittel gefunden, sich zu retten oder zu lösen, die armen Burschе pflegen es allein zu sein, welche die Zeche bei solchem Kriegsgelage zahlen. Ist es aber wahr, ist König Sebastian wirklich tot, so haben wir die Spanier im Lande, ehe viel Zeit hingeht.

Camoëns folgte diesen lauten Betrachtungen schon nicht mehr. Sowie er sah, daß der Hafenwächter ruhig blieb, hatte er sich von ihm hinweggewandt und den Weg über den Molo nach dem Innenhafen und von dort zur Stadt eingeschlagen. Den ersten Menschen, denen er begegnete, sah er es an, daß er nicht der Alleinwisser eines schweren Geheimnisses sei, wie er im Anfange seines Weges geträumt hatte. Wo der Steindamm an den Innenhafen stieß, waren eben ein paar Schiffe ausgerüstet worden, die dem König nachgeschickt werden sollten. Jetzt hatten Schiffsleute und Lastträger die Arbeit eingestellt, standen in dichten Gruppen, rufend, flüsternd, heftig gestikulirend, zum Teil laut weinend beisammen, Camoëns wußte im Vorübergehen schon, wovon sie sprachen. Sie riefen ihn an, ohne ihn zu kennen: Wißt Ihr schon, Senhor? Er konnte nur stumm nicken, sie sahen an seinen Zügen, daß er alles wußte. Je weiter er kam, umso deutlicher ward es, daß inzwischen noch andre Boten der vernichtenden Niederlage nach Lissabon gelangt seien als die Flüchtlinge, welche gegen Setubal hin abgezogen waren. Ein brausender, verworrener Lärm, in welchen sich die Trauerglocken zahlreicher Kapellen und Klöster mischten, scholl dem Näherkommenden entgegen, an dem prächtigen Quai, an dem sich vor nicht zwei Monden König Sebastian und sein glänzendes Gefolge eingeschifft hatten, drängten sich Hunderte von wilderregten Menschen um einen Mann zusammen, der laut redend auf jener steinernen Erhöhung stand, welche die Hafenmauer von der Straße für Fuhrwerke trennte. Die schmerzvollen Ausrufe: Der König! König Sebastian! Unser tapferes armes Heer! die in Camoëns' Ohr drangen, ließen ihn über das, was der Unbekannte verkündete, nicht im Zweifel. Zum Überflusse entdeckte er unter der Menge, welche dort dicht gedrängt stand, den wackern Herbergswirt von Cintra, von welchem er sich vor wenigen Stunden getrennt hatte. Camoëns brachte es nicht übers Herz, an dem Einzigen in dieser Masse vorüberzugehen, den er aus bessern Tagen kannte. Er faßte schweigend seine Hand, und Otaz wandte sich hastig zu ihm herum: Ihr seht, Senhor Luis, daß ich keine Gespenster sah! Wollte der Himmel, ich hätte sie gesehen, denn daß es so, so ganz vernichtend, so trostlos niederschmetternd kommen sollte, als ob Gottes härtester Zorn über Portugal wäre, das habe auch ich nicht gefürchtet! Herr, was soll aus uns, aus diesem armen Lande werden?

Wer ist der dort auf dem Steine? Was erzählt er? Wie hat sich die Unglückskunde mit einemmale verbreitet? unterbrach Camoëns den Schluchzenden.

Es ist einer von den reitenden Boten, welche der spanische Gouverneur von Cadiz mit dem Berichte von der Unglücksschlacht hierher gesandt hat. Er ist aber nicht der einzige! Wie aus der Erde steigen die Unheilsboten mit einemmale auf, es ist, als hätten sie alle auf einen Tag und eine Stunde gewartet. In Lagos sind zwei Schiffe eingelaufen, welche drei Tage nach der Schlacht in Tanger abgesegelt waren. Sie haben ein paar Versprengte von Alcacer und einige aus des Königs Dienerschaft gebracht, welche er in Tanger zurückgelassen hatte! Sie wissen von dem entsetzlichen Ende nicht mehr als jetzt wir alle!

Weißt du nicht, Bartolomeo, wo ich einen von diesen Dienern finden, ihn selbst hören könnte? fragte Camoëns, welcher bei Otaz' letzten Worten aus seiner schmerzlichen Betäubung für einen Augenblick erwachte.

Ich habe nur erfahren, daß sie mit den aus der Schlacht entronnenen und unserm Regenten nach dem Schlosse des Dom Henrique geeilt sind, des Kardinal-Infanten, der unser König sein wird, wenn Dom Sebastian wirklich in der Schlacht gefallen ist. Ob nicht doch einer von ihnen in Lissabon geblieben ist, weiß ich Euch nicht zu sagen, Senhor. Die Leute vom Schlachtfelde widersprechen einander in allem, was sie sagen; unter dem Volke will noch keiner an den Tod des Königs glauben.

Camoëns hörte schon nicht mehr, was Bartolomeo ihm nachrief. Ihn trieb es weiter, zum Palast, zum Profeßhaus der Gesellschaft Jesu, zum Franziskanerkloster, zur Admiralität, in der die Regentschaft ihren Sitz genommen hatte, überallhin, wo er eine schwache Hoffnung hegen durfte, Nachrichten und irgendeine Gewißheit über Gräfin Catarina zu erlangen. Völlig unbekümmert um das Gedränge, in das er geriet, ließ er sich von den Massen, welche in wilder Erregung vom Hafen gegen das Königsschloß hinwogten, forttragen. Ganz Lissabon war jetzt in Aufruhr, die Unheilskunde, welche am Morgen noch scheu und leise durch die Hauptstadt geschlichen war, scholl jetzt von tausend Lippen, abenteuerliche Gerüchte, ja Wundererzählungen, wie der König gerettet worden, wohin er geflüchtet sei, wurden von den Ecksteinen derselben Straßen laut verkündet, durch welche eine feierliche Prozession von Lissaboner Ratsherren mit schwarzen Bannern zog und nach alter Sitte um den Tod des Königs feierlich wehklagte. Die nächsten auf- und abwogenden Volkshaufen vernahmen die eintönigen Rufe des Ratsherren, stimmten in die schmerzlichen Klagelaute ein, wiederholten murmelnd die kurzen Gebete für des Königs Seele und lauschten dann wieder den Berichten unbekannter, welche genau wissen wollten, daß Dom Sebastian in der Nacht nach der Mohrenschlacht die Feste Arzilla erreicht habe und mit der geretteten Flotte in den Tajo zurückkehren werde. Die dumpfe Stille, welche seit Wochen über der großen Hauptstadt gelegen hatte, war plötzlich

einem fieberhaften Leben gewichen, Camoëns hatte das Gefühl, so oft er sich durch eine der wehklagenden, zürnenden und schwatzenden Schaaren hindurchwand, als seien alle Menschen von einem Taumel der Furcht und des Schmerzes ergriffen. Er selbst war am wenigsten frei davon, von Zeit zu Zeit merkte er, daß er durch Straßen irre, die nicht an seinem Wege lagen, und dann fragte er sich bitter, was denn sein Weg sei. Den Gedanken, in die einsame, dürftige Wohnung zu flüchten, in der er verborgen dahingelebt hatte, seit er wieder in Lissabon war, wies er weit von sich. Wie ein Traum am hellen Tage überkam ihn eine plötzliche Sehnsucht nach dem Schatten von König Diniz' Platane und dem hellen Springbrunnen von Almocegema, ein Verlangen, Barreto die ganze Pein zu enthüllen, in der er zur Stunde lebte. Sobald er ernst darüber nachdachte, wußte er auch, daß er um nichts in der Welt dem Freunde hätte begegnen mögen, jetzt, wo jede dunkle Vorhersagung desselben in Erfüllung ging und wo sein eignes Gewissen ihn hart anklagte. In der Nähe der Kirche da Carmo traf der Dichter auf einen Volkshaufen, welcher eine Gruppe älterer Bürger umgab, die laut um ihre erschlagnen Söhne jammerten und grimmige Verwünschungen auf die Häupter aller herabriefen, welche zu dem Zuge nach Afrika geraten hatten. Er sah betroffen auf die schmerzerregten, thränenüberströmten Gesichter, die wild erhobnen Arme und Fäuste, er hörte, zusammenschauernd, die wilden Drohungen wider Dom Joao von Belem, wider Pedro Alcacova und die Räte, denen der König die Regierung des Landes vertraut hatte. Ihn selbst kannte hier niemand, er brauchte, mitten durch die Wütenden hindurchschreitend, keine Furcht zu hegen. Aber es war ihm, als seien in dem wilden Aufschrei, den Klagerufen und Flüchen der Masse nur die tausend Stimmen laut geworden, die in der eignen Seele wider ihn aufschrieen. Jene Verse seiner Lusiaden, in denen er König Sebastian zum Kampf wider die Heiden aufgerufen, dröhnten strafend in ihm wieder, und er wußte, daß er sie nicht zum Schweigen bringen könne!

Endlich stand er vor der geschlossenen Pforte zum Profeßhaus der Jesuiten, in welchem er während des vorjährigen Herbstes Fray Tellez Almeida mehr als einmal besucht hatte. Er zog auch heute, wie er es gewöhnt war, die Thorglocke, und erst nachdem er dies gethan, kam ihm, wie eine Eingebung, der Gedanke, nach Fray Rafael, Tellez' Vorgänger, zu fragen, ihm zu berichten, was er über das Ende des jüngern Ordensbruders vor wenigen Stunden auf dem Steindamm beim alten Wachtturme vernommen hatte. Als der Pförtner ihm nach einigem Zögern öffnete und er die kühle, hohe Vorhalle mit ihren Heiligenbildern betrat, beklemmte ihn die ungestörte, feierliche Stille, welche hier herrschte. Auf sein Verlangen, Fray Rafael zu sprechen, ward er bedeutet, daß sämtliche Bewohner des Hauses eben zu Totengebeten für Dom Sebastian vereinigt seien und er daher im Sprechzimmer warten möge. Er selbst hatte seit dem Zusammentreffen mit den Flüchtlingen von Alcacer nicht mehr am Tode des Königs

gezweifelt. Dennoch ergriff es ihn von neuem mit schmerzlicher Gewalt, daß man auch hier dieses Ausganges gewiß sein mußte. In dem schmucklosen Sprechzimmer ging er ruhelos auf und ab, die halbe Stunde, die er hier verlebte, dehnte sich dem Erregten in qualvoller Weise aus, er mußte sich sagen, wie verschwindend gering die Aussicht sei, hier etwas von dem zu hören, was ihm allein noch wissenswert dünkte, und dennoch zwang er sich, geduldig auszuharren.

Da vernahm er leise Tritte — Fray Rafael, nach der Gewohnheit des Ordens von einem andern Ordensbruder begleitet, kam in das Gemach. Er blickte einigermaßen überrascht auf seinen Besucher, machte aber das Zeichen des Segens und hub selbst an: Wir sehen uns zu schwerer Stunde wieder, Senhor Luis! Es sind harte Prüfungen, die es Gott gefallen hat, uns und diesem Lande aufzuerlegen. Und was führt Euch an solchem Tage zu mir, zu uns? Vermag Euch dies Haus einen Dienst zu leisten?

Ich denke nicht, ehrwürdiger Bruder, versetzte Camoëns. Ich kam zu Euch, um Euch wissen zu lassen, was mir einer der Flüchtlinge vom afrikanischen Schlachtfelde berichtet hat. Euer Ordensbruder, Fray Tellez, der auch mir wohlwollte, hat seinen Eifer für den Glauben mit dem Leben bezahlt; ein Soldat, der mir zuverlässig erschien und der bei den barmherzigen Brüdern in Setubal Zuflucht gesucht hat, will ihn unter den Toten des Schlachtfeldes erkannt haben.

So ließen uns unsre Brüder, die zum Dienste der Besatzung in Arzilla sind, gleichfalls schon wissen, entgegnete Fray Rafael ruhig. Sie hoffen, daß man ihnen den Leichnam des Beneidenswerten, der den Märtyrertod gefunden hat, ausliefern werde. Der neue Sultan von Marokko ist uns nicht feindselig gesinnt, er hat selbst König Sebastians Leiche der Sorgfalt gefangener Portugiesen vertraut, er wird, hoffen wir, nicht zögern, auch sie gegen Lösegeld zur christlichen Bestattung zu überlassen.

Camoëns hörte aus der Antwort des Jesuiten heraus, daß man im Ordenshause nicht erst seit einigen Stunden Nachrichten habe; aufwallend und mit einer Bitterkeit, die er nicht zu besiegen vermochte, sagte er: Ich wußte nicht, ehrwürdiger Bruder, daß Ihr Euch in dem unübersehbaren Elende und Unheile so rasch schon christlich gefaßt hättet! Da Ihr jedoch alles zu wissen scheint, verzeiht mir noch eine Frage. Haben Euch die Ordensglieder in Arzilla nicht auch berichtet, ob unter den jungen Toten aus des Königs Umgebung etwa ein Mädchen — ein Weib gefunden worden ist, welches Seine Majestät in Pagentracht ins Feld begleitet hat? Oder vermögt Ihr, sofern Ihr nichts erfuhrt, noch jetzt nach dem Schicksal einer Unglücklichen, das mir schwer auf dem Herzen liegt, forschen zu lassen?

Camoëns' Blick richtete sich mit Spannung auf die beiden Priester, es war ihm, als ob sich dieselben rasch angesehen und ein Zeichen gewechselt hätten. In seiner Erregung meinte er selbst ein flüchtiges, höhnisches Lächeln auf Fray

Rafaels Lippen wahrgenommen zu haben. Der Jesuit senkte die Augen zu Boden, besann sich kurz und sagte dann tonlos ruhig: Meint Ihr die Gräfin Palmeirim mit Eurer Frage, und wißt auch Ihr von der Versuchung, welcher König Sebastian leider auf kurze Zeit erlegen ist? Auf das Schlachtfeld, auf dem der König einen heiligen Tod als Glaubenskämpfer gefunden hat, ist die unheilige Verführerin nicht gelangt! Das wißt im voraus. Der selige Fray Tellez ist in seiner Pflicht nicht säumig gewesen und, dank seinem Zuspruche, hat sich unser junger Herrscher rasch auf sein besseres Selbst besonnen. Schon in Tanger war bei Dom Sebastian der sündige Rausch verflogen, Gräfin Catarina ist auf des Königs Gebot daselbst zurückgeblieben, und wir haben den Trost, daß der König zu den Vorsätzen seiner makellosen Jugend zurückgekehrt war, manchen Tag, ehe ihn Gott zu den Schaaren der streitbaren Heiligen erhob! Wenn Euch daran liegt, daß Gräfin Palmeirim kein bloßes Schwert blinken gesehen, hinter den festen Mauern von Tanger war sie, glaube ich, sicher genug.

Camoëns verspürte eine Anwandlung, den Priester, der so verächtlich-gleichgiltig von Catarina sprach, an Schultern und Kehle zu packen und ihn zur Abbitte zu zwingen. Gleichwohl durchschauerte ihn mit dem Zorne zugleich ein Gefühl plötzlicher Erlösung, durch die dumpfe Enge, die ihn seit Stunden umfangen, drang es wie ein Strom von Luft, er erinnerte sich an Fray Tellez in dem Augenblicke der Abfahrt und fühlte, daß der ältere Priester, welcher so ernst gefaßt vor ihm stand, in Bezug auf Catarina die Wahrheit gesprochen habe. Wie schwer auch die Last des Schmerzes noch auf ihm lag, um einen Teil ward ihm leichter, Catarina lebte wahrscheinlich, und sie bedurfte seiner vielleicht mehr denn je, wenn auch anders, völlig anders, als er ehedem geträumt hatte! Er verbeugte sich vor Fray Rafael, dankte kurz für die tröstliche Nachricht, und während er noch vermeinte, die dunkeln, prüfenden Augen der beiden Ordensbrüder auf sich ruhen zu fühlen, stand er schon wieder jenseits der Thorschwelle, mitten auf dem Platze vor dem Profeßhause, mitten in dem endlosen Jammer und Getümmel, die ganz Lissabon erfüllten.

(Schluß folgt.)

Notiz.

Das Schauspielertalent der Deutschen. Die bisher unbestrittene Ansicht, daß den Franzosen (und den Italienern) durchschnittlich mehr Begabung für das Theater eigen sei als uns, wird von P. Lindau in seiner Monatsschrift „Nord und Süd" mit dem Hinweis darauf angefochten, daß auf Pariser Bühnen hervorragende Mitglieder mit deutschklingenden Namen nicht selten sind. Angenommen, daß die Träger jener Namen wirklich deutscher Herkunft wären, würde damit natürlich noch wenig bewiesen sein, höchstens, daß auch in deutschen Schauspielern die deutsche Wanderlust und Fähigkeit, sich zu akklimatisiren, steckt — was keines Be-

Digitized by Google

weises bedarf. Allein unter den sechs Namen, welche er aufzählt, lassen vier keinen Zweifel über die Nationalität der Personen aufkommen. Da wird erzählt, daß „die größte Tragödin aller Zeiten, Rachel“ aus dem Aargau stammte, „die Mutter der französischen Chauvinistin und Reklameheldin Sarah Bernhardt“ aus der Gegend von Frankfurt, daß auf dem Théâtre français ein Herr Worms Liebhaber und ein Fräulein Reichenberg Naive spielt. Also lauter Juden, und daß das Judentum gegenwärtig auch das deutsche Theater beherrscht, lehrt jeder Blick auf die Mitgliederverzeichnisse. Und das eine wie das andre sollte Herrn P. Lindau entgangen sein? Zum Glück fällt uns ein, daß er ein großer Satiriker ist, und nun erkennen wir die nach verschiednen Seiten gerichteten Spitzen in jenem Artikel. Indem der Verfasser, der vielleicht kaum mehr die Rachel gesehen hat, sich stellt, als habe er, ein andrer Paris, sämtliche große Tragödinnen aller Zeiten vor sich Probe spielen lassen, verspottet er offenbar die Manier vieler seiner Kollegen, dergleichen unmögliche Parallelen zu ziehen. Und ebenso will er ohne Zweifel auf das Bedenkliche der Methode aufmerksam machen, nach dem Namen die Nationalität zu bestimmen und darnach der betreffenden Nation diese oder jene Eigenschaft beizumessen. In der That ließe sich ebenso behaupten, daß die Deutschen ein besondres Verschwörertalent hätten, weil zahlreiche vorsichtige Nihilistenführer Namen wie Hartmann u. s. w. tragen, oder daß die Deutschen schon mit Vorliebe Wucherer oder Einbrecher würden, weil die Kriminalstatistik aller Länder auf den bezeichneten Gebieten so viele Zusammensetzungen mit Gold und Silber, Löwe und Hirsch, Rose und Feigel u. s. w. kennt. Die Satire ist also berechtigt, nur hat der Verfasser außer Acht gelassen, daß sie, wenn zu fein, leicht für Ernst genommen wird und ihr Ziel verfehlt. Und wenn ihm das begegnete, würde es ihn doch sehr kränken.

Literatur.

Heidelberger Studentenleben zu Anfang unsers Jahrhunderts. Nach Briefen und Akten von Dr. Ed. Heyck. Mit vier Lichtdruckbildern nach Originalen im Besitze der hiesigen Universitätsbibliothek. Heidelberg, Winter, 1886.

Zu Anfang unsers Jahrhunderts erlebte die Heidelberger Universität einen bedeutenden Aufschwung, wozu mehrere Umstände beitrugen. Die großherzoglich badische Regierung zog hervorragende Männer der Wissenschaft, zumal aus Norddeutschland, mit der größten Freigebigkeit heran, um die ihr neu zugefallene, ehemals kurpfälzische Hochschule zu heben. Und anderseits kam die allgemeine politische Lage Deutschlands, welche unter dem Drucke Napoleons schmachtete, und die besonders begünstigte Lage Heidelbergs, welches zu einem Rheinbundstaate gehörte, der von dem gewaltigen Machthaber möglichst geschont wurde, der Frequenz der Universität zu Gute, sodaß von allen Seiten Studenten herbeiströmten, die einen friedlichen Ort für ihre Studien suchten. Dies hatte nun wieder Umwandlungen im sozialen Verkehr derselben zur Folge, und in diese Verhältnisse führen uns die Schilderungen Heycks ein. Im wesentlichen, erklärt er selbst, sind sie Ergänzungen zu den „Heidelberger Erinnerungen“ von Georg Weber; dieser bewegt sich meist im Kreise der Professoren; Heyck, der offenbar noch ganz voll ist von der seligen Burschenzeit, trägt Bausteine zu einer Geschichte des Studententums herbei. Die vier Bilder, welche von dem Vater des jetzigen Universitätsbuchhändlers Winter herrühren, sind eine ebenso anmutige wie charakteristische Zugabe.

Digitized by Google

Die Fee von Heidelberg. Festspiel in drei Aufzügen von K. R. W. Uschner. Zur 500jährigen Jubelfeier der Universität Heidelberg. Heidelberg, Winter, 1886.

Auch das „sonnenhelle Kind, Heilbergis, die blaue Blume der Romantik, Schutzpatronin der Scholaren," die Tochter des Elfenkönigs Alberich, rüstet sich zur Jubelfeier. Auf ihre Bitte löst der Geisterkönig den Bann der Geister: die Elfen und Zwerge, die geschäftigen Wichtelmännchen, die Schabengeister mit den Fackeln, Koboldspuk der Spaßbereiter, die mit Höckerlein und Bäuchlein: der ganze Heerbann wird zum Feste der Fee aufgeboten. Mehr noch: die Chargirten aller frühern fünf Jahrhunderte dürfen aus der finstern Geisterwelt hervor ans Licht des Jubeltages treten, um an dem Bankett, welches die holde Fee im Schlosse giebt, teilzunehmen. Ihr aber ist der „alte Herr" Flammant, kein Geist, sondern ein lebendiger, freilich nunmehr grauer Mann, zumeist ans Herz gewachsen: „aus inhaltsvoller Spätlingsära der Romantik, wo die Träumerei noch hochtrieb im Wogenschwall des Zeitenstromes," ein Student, jetzt Professor, Geheimrat und einsamer Junggeselle. Der „blauen Blume" ist er treu geblieben, und obwohl er zum Feste nur im unscheinbaren Reiseanzug erscheint, alle seine Titel und Orden nur in der Westentasche trägt, hat selbst Vormerk, der Student von 1886, „der sonst nicht ruhmredig für andre ist," Respekt vor ihm. Der Fee Heilbergis Glück ist voll, als sie in dem weißhaarigen Flammant ihren treuen Paladin von vor vierzig Jahren erkennt, dessen „ganzes Streben seither war, ein hier erkanntes Ideal den Menschen zu vermitteln." Bei der Chargirtentafel ist Flammant der Obmann, er erteilt einem jeden das Wort zum Preise seines Jahrhunderts: den ruhmvollsten krönt Heilbergis. Vormerk gewinnt den Kranz mit folgendem Spruch:

Wie kommt die Gegenwart da noch zum Wort,
Wo das Vortrefflichste vorweggenommen?
Da hilft mir einer nur als Rat und Hort,
Und der ist immer noch zurecht gekommen.
Nun — Bismarck meint: was uns das Einst gelassen,
Mag klug die Gegenwart erfassen.
Der Minne süßen Grundton (auf 1386 weisend); dann das Erbe
Von Rom und Griechenland; des Glaubens Reinheit (auf 1486 und 1586 weisend);
Die Einsicht dann, daß uns der Feind verderbe,
Sofern sich Deutschland nicht ermannt zur Einheit (1686);
Dazu der aufgeklärte Geist (1786),
Der unsrer Zeit die höchsten Bahnen weist.
Fürwahr so ist's; die Saat aus vordern Zeiten
Als voller Erntesegen heut gerät;
Das deutsche Reich, es prangt in Herrlichkeiten
Voran mit unsers Kaisers Majestät!
Und ihm denn weih' ich mich mit Herz und Hand
In Pflichterfüllung für das Vaterland!

Die frühern Jahrhunderte sind indes unzufrieden mit dem Schiedsspruche der Fee, wollen dem Vormerk den Lorbeer nicht gönnen; den drohenden Streit schlichtet Flammant mit einer donnernden Bierrede. Der dritte Akt bringt den Einzug König Alberichs. Dies genüge zur Kennzeichnung dieses heitern Festspiels, das freilich zur rechten Geltung nur in einer glänzend ausgestatteten Aufführung kommen könnte.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

K. K. ZEITUNGS-STEMPEL

Die Verwaltung der Ortspolizei in den Städten.

Die Reorganisation der innern Landesverwaltung ist in Preußen allmählich soweit vorgeschritten, daß es nur noch weniger Jahre bedürfen wird, um sämtliche Provinzen nach ihr umgebildet zu sehen; man kann diese Reorganisation im wesentlichen als ein Kompromiß betrachten, durch welches, wenigstens auf dem Gebiete der Gesetzgebung, der Kampf zwischen den verschiednen Ansichten über die Einrichtung der Verwaltung beigelegt ist; ob für immer, muß dahingestellt bleiben. Über einen Punkt aber wird noch lebhaft gestritten: über die Verwaltung der Ortspolizei in den Städten. Unaufhörlich wird im Landtage deren Übertragung auf diejenigen Städte verlangt, welche sie noch nicht haben, und die Regierung scheint, aus finanziellen Gründen, kein Interesse daran zu haben, diesem Verlangen in allen Fällen entgegenzutreten, geschweige denn den entgegengesetzten Weg einzuschlagen und den Städten, welche die Polizeiverwaltung bereits besitzen, diese zu entziehen. Und doch läßt sich die Übertragung der Ortspolizeiverwaltung auf die Städte in keiner Weise rechtfertigen, weder aus prinzipiellen, noch aus praktischen oder finanziellen Gründen, wie im nachfolgenden gezeigt werden soll.

Daß die Polizeigewalt einen Teil der Staatshoheit bildet, wird wohl nicht erst bewiesen zu werden brauchen. Hieraus folgt aber sofort, daß die Ausübung der Polizei an und für sich keine Gemeindeangelegenheit ist, somit auch nicht zu den der selbständigen Verwaltung der Gemeinden verfassungsmäßig garantirten Gemeindeangelegenheiten gehört. Sie kann den Gemeinden nur durch gesetzliche Delegation übertragen werden, und es entsteht die Frage, ob eine solche Delegation die notwendige Folge der Selbstverwaltung sei. Um diese

Frage zu beantworten, müssen wir vor allem feststellen, was unter Selbstverwaltung zu verstehen ist.

Die bei uns entwickelte Selbstverwaltung weicht von dem englischen System grundsätzlich ab. „Das englische selfgovernment — sagt Gneist*) — ist ein System der Staatsverwaltung durch Gemeindegenossen und umfaßt solche Funktionen, welche sich zur Handhabung im Nachbarverbande eignen, also namentlich die Feststellung solcher Fragen, welche, von konkreten, örtlichen Verhältnissen abhängig, durch keine Gesetzesregel zu erschöpfen und zu begrenzen sind. Alles selfgovernment erscheint demgemäß als ein Staatsauftrag an die Kommunen, entweder in Gestalt einer commission oder eines höhern oder niedern Amtes." Diese Art Selbstverwaltung, Besorgung einzelner Zweige der Staatsverwaltung im Staatsauftrage durch Gemeindegenossen im Ehrenamte, hat in Deutschland und insbesondre in Preußen wenig Anklang gefunden. Der Amtmann der östlichen Provinzen, der Ehrenamtmann und Ehrenbürgermeister, wie sie für Westfalen und Rheinland in Aussicht genommen sind, möchten zwar dem englischen Vorbilde entsprechen, allein es ist bezeichnend, daß man neben dem Ehrenamtmann und Ehrenbürgermeister alsbald den besoldeten Amtmann und den besoldeten Bürgermeister ins Auge faßt, falls für diese Ämter unbesoldete Bewerber nicht zu gewinnen sein möchten, und daß man in Hannover und Hessen-Nassau eine ähnliche Einrichtung garnicht erst eingeführt hat. Bei uns wird die Selbstverwaltung, der deutschen Geschichte entsprechend, nicht wie in England, wenn man so sagen darf, von oben herab, sondern von unten herauf konstruirt, die Körperschaften der Selbstverwaltung möchten nicht als Organe des Staates, sondern als selbständige Rechtssubjekte im Gegensatze zum Staate aufgefaßt werden. Dies würde nun ohne Bedenken angehen, wenn unsre Selbstverwaltung auf das rein wirtschaftliche Gebiet beschränkt bliebe, da auf diesem Gebiete das Oberaufsichtsrecht des Staates genügende Sicherheit gegen etwaige zentrifugale Tendenzen gewähren würde. Da jedoch keine wirtschaftliche, sondern eine obrigkeitliche Selbstverwaltung erstrebt wurde, so hat sich bei uns, wie bemerkt, auf dem Wege des Kompromisses auf dem Gebiete der Staatsverwaltung ein System der Selbstverwaltung entwickelt, nach welchem staatliche Funktionen von einem staatlich bestellten und regelmäßig besoldeten Beamten unter der kontrolirenden ortssachverständigen Mitwirkung von gewählten Mitgliedern des Gemeindeverbandes, auf dessen Bezirk die Thätigkeit des Beamten sich erstreckt, ausgeübt werden; die Polizeiverwaltung ist aber diesen Organen der Selbstverwaltung insoweit entzogen, als diese nur zum Erlaß von Polizeiverordnungen ihre Zustimmung zu geben oder bei der Entscheidung von Verwaltungsklagen gegen Polizeiverfügungen mitzuwirken haben. Nur für die Stadtkreise ist eine Ausnahme gemacht dahin, daß auch

*) Das englische Verwaltungsrecht der Gegenwart in Vergleichung mit den deutschen Verwaltungssystemen. Dritte Auflage. Band I, S. 260 ff.

der dem Landrat obliegende Anteil an der Kreisverwaltung von städtischen Behörden wahrgenommen wird. Diese Ausnahme läßt sich dadurch rechtfertigen, daß es sich bei den einschlagenden Geschäften meist um Dinge handelt, welche bis zu einem gewissen Grade mit der Gemeindeverwaltung in Verbindung gebracht werden können, und weil es thatsächlich undurchführbar wäre, den städtischen Behörden für die Verwaltung der Kreisangelegenheiten einen staatlichen Beamten vorzusetzen. Anders liegt es bei der Polizeiverwaltung, welche, genau genommen, mit der städtischen Verwaltung weiter nichts gemein hat, als das Gebiet, auf welchem beide ausgeübt werden, der Gemeindeverwaltung sogar häufig geradezu entgegensteht und dieser wie jedem andern Rechtssubjekte gegenüber im Staatsinteresse gewisse Handlungen oder Unterlassungen erzwingen soll, welche das Gemeindeinteresse an sich nicht fordert, weshalb denn auch die städtischen Polizeiverwaltungen unmittelbar unter die vorgesetzten staatlichen Verwaltungsbehörden gestellt sind, wodurch gerade der Übelstand eintritt, den man durch die Organisation der Stadtkreise für die Organe der Kreisverwaltung beseitigt hat. Es geht hieraus hervor, daß die Delegation der Polizeigewalt auf städtische Behörden unserm Systeme der Selbstverwaltung durchaus nicht entspricht. Daß die Städte trotzdem so lebhaft dafür arbeiten, eigne Polizeiverwaltungen zu erhalten, welche als eignes Recht von ihren Behörden ausgeübt werden soll, entspricht dem allen Deutschen innewohnenden zentrifugalen Charakter und zielt darauf ab, ähnlich wie im Mittelalter, den Städten eine Art Immunität zu geben, sie als möglichst wenig von der Staatsgewalt beeinflußte Gemeinwesen hinzustellen; dies paßt aber nicht mehr in unsre neue Zeit, welche dem Staate gegenüber keine Städter und Landleute, sondern nur noch Staatsbürger kennt, und es enthält einen Widerspruch in sich selbst, daß die Städte, deren Bewohner sonst so besonders lebhaft gegen eine ständische Gliederung des Staates arbeiten, in dieser Richtung das ständische Prinzip aufrecht erhalten wollen. Unsre Selbstverwaltung kann nur dann mit Erfolg durchgeführt werden, wenn jeder Zweig der öffentlichen Thätigkeit genau dem zugewiesen wird, dem er zukommt, da andernfalls eine Thätigkeit die andre durchkreuzt und dadurch hemmt oder gar aufhebt. Daß dies bei Übertragung der Polizeiverwaltung an städtische Behörden der Fall ist, werden wir weiter unten sehen.

Ließe sich aber auch die Übertragung der Polizeiverwaltung auf die Städte entgegen der hier entwickelten Ansicht prinzipiell rechtfertigen, so stehen derselben doch sehr erhebliche praktische Bedenken entgegen. Es mögen hier einige solche hervorgehoben werden, welche aus der Abgrenzung der Polizeibezirke, deren Widerstreit zwischen den städtischen und staatlichen Interessen, der Stellung der städtischen Polizeibeamten und der Zersplitterung der Polizeiverwaltung hervorgehen.

Das Polizeiinteresse verlangt oft eine Abgrenzung der Polizeibezirke, welche sich mit den Stadtbezirken nicht deckt, der Gemeindebezirk greuzt eine wirt-

schaftliche Gemeinschaft von ihren Nachbarn ab, während oft solche wirtschaftlich getrennte Gemeinwesen doch durch den Verkehr der Bevölkerung Beziehungen zueinander haben, welche eine Gemeinschaft der Polizeiinteressen im Gefolge haben. Bei dem heutigen Wachstume unsrer Städte sind viele derselben mit benachbarten Orten thatsächlich zusammengewachsen, während sie in der Verwaltung getrennt sind. Weil nun die Bevölkerung beliebig in solchen aneinander gewachsenen Gemeinden umherzieht, mancher der Billigkeit der Wohnungen halber, mancher auch vielleicht gerade mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Polizeiverwaltung mit Vorliebe seinen Wohnsitz in diese Vororte verlegt, so entsteht dadurch eine bedeutende Erschwerung der Polizeiverwaltung z. B. bei der Überwachung verdächtiger Personen, der Vornahme von Ermittelungen oder gar der Ausführung gleichzeitiger Haussuchungen, da in den Vororten stets nur auf Grund eines Ersuchens eingeschritten werden kann und es keiner Bemerkung bedarf, daß auch beim besten Willen hierdurch leicht unersetzbare Zeitverluste entstehen, und die erst infolge eines Ersuchungsschreibens vorgenommenen Handlungen nicht immer mit der Frische ausgeführt werden, mit der dies von der ersuchenden Behörde geschehen sein würde, nicht zu gedenken der so leicht vorkommenden Fälle gegenseitiger Eifersucht zwischen den verschiednen Polizeiverwaltungen. Andre Orte sind zwar nicht unmittelbar mit den Städten zusammengewachsen, aber doch so nahe herangerückt, daß zahlreiche Leute, welche tagsüber in der Stadt arbeiten, sich dort niederlassen und daher abends dorthin zurückkehren; hier sind die bei Ausübung der Polizeiverwaltung entstehenden Schwierigkeiten, wenn auch nicht ganz so groß wie bei den erstgenannten Orten, doch immer noch erheblich genug, um oft schwer empfunden zu werden. Diese Schwierigkeiten sind, wenn man nicht die kleinere Gemeinde der größern einverleiben will, was nur zu leicht auf eine Vergewaltigung hinausläuft, nur durch Einrichtung einer staatlichen Polizeiverwaltung zu umgehen, da einer solchen die verschiednen Gemeinwesen unbeschadet ihrer wirtschaftlichen Interessen unterstellt werden können, während von den rechtlich einander gleichstehenden Gemeinden nicht die eine unter die Polizeigewalt der andern gestellt werden kann.

Sodann lähmt der Widerstreit der städtischen und der staatlichen Interessen die Polizei in jeder Richtung. Den Stadtgemeinden liegt in erster Linie die Pflege wirtschaftlicher Interessen ob, und je eifriger ihre Verwaltungen diese Interessen wahren, umso weniger Interesse können sie an der Polizeiverwaltung haben, deren Kosten bei oberflächlicher Betrachtung leicht als eine unfruchtbare Kapitalanlage erscheinen, zumal da der Laie das thatkräftige Eingreifen der Polizei sehr leicht als Hemmung der wirtschaftlichen Entwicklung auffaßt. Man versucht deshalb mit möglichst wenigen und möglichst billig bezahlten Arbeitskräften die Polizeiverwaltung zu führen und muß bei der Besetzung der Stellen, namentlich bei der des mit der Leitung der Polizei betrauten Magistratsmitgliedes, insbesondre wenn dies der Bürgermeister oder dessen Stellvertreter selbst ist,

mehr Wert darauf legen, daß sich der Bewerber für den Dienst in der städtischen Verwaltung als im Polizeidienst erprobt hat oder dafür geeignet erscheint. Mancher dienstunfähig gewordene Beamte wird auch der Ersparnis der Pension halber im Dienste behalten. Die Maßnahmen der Polizeiverwaltung oder ihre Anträge auf Herstellung dieser oder jener Anlage, auf Vornahme irgend einer Arbeit werden fast ausschließlich nur von dem Gesichtspunkte aus betrachtet, welche Kosten sie verursachen und ob ihnen nicht eine entsprechende Einnahme entgegengesetzt werden kann, vielleicht auch, ob nicht etwa irgend eine in der Stadt maßgebende Person ein Interesse dafür oder dawider hat. Beispiele für diese Behauptungen beizubringen ist unnötig, jeder Leser der Grenzboten wird solche aus seinen Gemeindeverhältnissen selbst entnehmen können. Es soll damit keiner Stadtverwaltung ein Vorwurf gemacht werden, es entspricht dies alles der Natur der Sache: die Stadtverwaltung soll, wie bemerkt, in erster Linie eine wirtschaftliche sein und muß daher diese Interessen bis zu einem gewissen Grade einseitig vertreten, und daß den Mitgliedern einer städtischen Verwaltung, welche ja meist nicht Berufsbeamte, sondern Männer sind, die das städtische Amt nur neben ihrem bürgerlichen Gewerbe bekleiden, nicht in jedem Augenblicke der Unterschied ihres und des öffentlichen Interesses einleuchtet oder die Kraft innewohnt, ihr persönliches Interesse einem ihnen möglicherweise noch zweifelhaften öffentlichen Interesse unterzuordnen, kann niemanden, der die menschliche Natur kennt, verwundern. Das ist ja gerade der heute leider so gründlich verkannte Vorzug des Berufsbeamten vor dem aus den Gemeindegenossen gewählten Mitgliede der Selbstverwaltungsbehörden, daß der Berufsbeamte nur das Interesse seines Amtes kennt und deshalb die verschiednen ihm bei dessen Ausübung entgegentretenden Interessen unparteiisch abwägen kann, während der „Mann aus dem Volke“ zunächst darauf angewiesen ist, sein eignes Interesse zu fördern, und aus Mangel an Schulung nie oder doch nur schwer den objektiven Standpunkt des Berufsbeamten erreichen kann. Die Ansichten der nicht berufsmäßigen Mitglieder der Stadtverwaltung oder die Wünsche einer Stadtverordnetenversammlung üben immer einen sehr lebhaften Einfluß auch auf die städtischen Berufsbeamten aus; Ausgaben, die für polizeiliche Zwecke zu machen sind, stoßen bei der Bevölkerung besonders leicht auf Widerstand, da ihr, die stets die Überzeugung hegt, selbst genügend das polizeiliche Interesse zu wahren, das Verständnis für solche Dinge regelmäßig fehlt. Besonders nachteilig wirkt aber das bei unserm jetzt lebhaft erregten politischen Leben so stark wuchernde Parteiwesen in den Städten, nicht bloß bei Besetzung der Stellen, da man diese nur an Anhänger der herrschenden Partei zu vergeben wünscht, sondern auch bei der Handhabung der Stadtverwaltung, indem dabei alles vermieden werden muß, was geeignet wäre, der Bevölkerung Zweifel an der Unfehlbarkeit der herrschenden Partei zu erregen, sei es durch Erhöhung der dem Stadtsäckel obliegenden Ausgaben, sei es durch

Zustimmung zu Maßregeln, welche der Bevölkerung nicht genehm sind, wie dies ja meistens bei allen polizeilichen Maßregeln der Fall ist. Ja man verlangt womöglich, daß die Polizei selbst eine der herrschenden Parteirichtung entsprechende Parteistellung nehme. Die Aufsichtsbehörde aber wird unaufhörlich in die Lage gesetzt, bei der Bestätigung von Wahlen zwischen den städtischen und staatlichen Interessen zu wählen; ganz andre Grundsätze würden z. B. für sie maßgebend sein, wenn bei der Wahl städtischer Beamten nur die Eigenschaft derselben zur Vertretung der städtischen Interessen zu berücksichtigen wäre, gar mancher Gewählte könnte unbedenklich der Bestätigung teilhaftig werden, der jetzt nicht bestätigt werden kann, weil er mit der Bestätigung als Mitglied der Stadtverwaltung gleichzeitig das Recht zur Ausübung der Polizei erhalten würde. Von einer Prüfung wirklicher Befähigung zur Ausübung der Polizei kann schon gar keine Rede sein, und verweigert die Regierung nun einmal die Bestätigung wegen allzugroßer Oppositionssucht des Bewerbers, so wird, wie die Landtagsverhandlungen bei den letzten Etatsberatungen wieder zur Genüge zeigten, mit größtem Eifer über den Eingriff des Staates in die Selbstverwaltung der Städte geklagt, obwohl doch die Regierung einem erklärten Oppositionsmanne unmöglich ein Amt zukommen lassen kann, welches die unbedingte Ausführung der von der Regierung ausgehenden Anordnungen zur Pflicht macht. Wie bei der Bestätigungsfrage, ergeht es aber auch bei der laufenden Polizeiverwaltung: sobald die Regierung ernstlich darauf dringt, daß diese nicht nach der Bequemlichkeit der Stadtverwaltung, sondern, so wie der Staat es verlangen muß, geführt werde, so erwacht der Geist des Widerspruches wegen angeblicher Eingriffe des Staates in die Rechte der Städte, es tritt sofort hervor, daß die Städte nicht die Polizei haben wollen, um den Staatszwecken zu genügen, sondern um den Einfluß des Staates auf diesen wichtigen Zweig der Verwaltung in ihrem Bezirke soweit als möglich auszuschließen. So läßt denn der Staat auch die Sache gehen, so lange es irgend mit angesehen werden kann, die städtische Polizei genießt aber mit Rücksicht darauf im allgemeinen die Beurteilung, nicht auf der Höhe ihres Berufes zu stehen. Ganz besondre Schwierigkeiten bringt ferner der Widerstreit der städtischen und staatlichen Interessen für den städtischen Polizeiverwalter und dessen gesamte ausführende Beamten mit sich. Niemand kann zween Herren dienen, der städtische Polizeiverwalter soll, so lange er diese Stellung bekleidet, sich als Mitglied der städtischen Verwaltung im bewußten Gegensatz gegen die Staatshoheit und als Polizeiverwalter in polizeilicher Hinsicht als Vertreter der Staatsgewalt auch gegenüber der Stadt fühlen; je nachdem er sich nach der einen Seite hin neigt, stößt er auf der andern an. Da er im Rate der Stadt nur eine Stimme hat gegenüber den mehreren seiner Kollegen, so wird es ihm stets schwer, wenn nicht unmöglich werden, mit seiner Ansicht über Maßnahmen, welche aus polizeilichen Rücksichten von der Stadt ausgeführt werden müssen, durchzudringen, für die Vornahme dieser Maßnahmen ist er aber allein verantwortlich, und so wenig Rücksicht auf seinen

Standpunkt genommen wird, so viel Rücksicht wird von ihm verlangt, nicht nur für das ausschließlich städtische Interesse, nein, auch für das persönliche Interesse der Kollegen, für das der herrschenden Partei. Wendet er diese Rücksichten an, so ist die Polizei schlecht, ist er sich selbst bewußt, die Rechte des Staates auch gegen die Stadt vertreten, sein Amt, wie es das Gesetz verlangt, nur im Namen des Königs führen zu müssen, sollte er sich gar erdreisten, gegen die Stadtverwaltung Zwangsmaßregeln ergreifen zu wollen, so läuft er Gefahr, nicht nur bei Ausübung seines Amtes auf dornenvollem Pfade zu wandeln, sondern auch beim Aufrücken in bessere Stellen, bei Meldungen zu Stellen in auswärtigen Stadtverwaltungen meist schlecht empfohlen zu sein. Den ausführenden Beamten der städtischen Polizeiverwaltung ergeht es aber im Verhältnis ebenso wie ihrem Leiter.

Ein fernerer Übelstand der Übertragung der Polizeiverwaltung an die einzelnen Städte als eignes Recht ist die dadurch bewirkte Zersplitterung der Polizeigewalt. Es ist fast unmöglich, diese Verwaltungen nach einem Geiste führen zu lassen, so nötig es auch wäre; an jedem Orte bildet sich eine eigne, in irgend einer Beziehung von der Regel abweichende Praxis aus. Eine Versetzung eines Beamten von einem Orte, wo er nicht an seinem Platze ist, an einen andern, wo er recht gut verwandt werden könnte, ist natürlich unmöglich, und so wird ein Beamter zum Nachteil der Polizeiverwaltung mit fortgeschleppt, den man nicht loswerden kann, oder es muß in einem Disziplinarfalle, wo man gegen einen Staatsbeamten wohl nur auf Versetzung erkennen würde, Dienstentlassung ausgesprochen werden, weil man sich in andrer Weise nicht aus der Verlegenheit retten kann.

Ein nicht zu unterschätzender Grund gegen die Übertragung der Polizeiverwaltung auf die Städte ist schließlich auch die für die beteiligten Städte dadurch erwachsende Überbürdung mit Lasten, welche dem ganzen Staate, nicht den einzelnen Gemeinden zukommen. Werden für die ländlichen Polizeiverwaltungen die Kosten, wenn nicht ganz, so doch großenteils durch Unterhaltung der Gensdarmerie, der Landräte, der besoldeten Amtmänner und Bürgermeister ꝛc. vom ganzen Staate und also auch von den Städten mit aufgebracht, so ist es nicht mehr als billig, daß die Polizeiverwaltung der Städte ebenfalls vom Staate und somit auch von den Landgemeinden, welche doch auch großen Nutzen, z. B. durch Erleichterung des Verkehrs, durch Ermittlung gestohlener Sachen ꝛc., davon haben, mitgetragen werden. Insbesondre ist dies eine Benachteiligung der betreffenden Städte gegenüber den Städten, welchen auf Staatskosten königliche Polizei gestellt wird. Prinzipiell ist diese Belastung der mit eigner Polizei versehenen Städte nicht zu rechtfertigen, und diese tragen auch nur deshalb schweigend diese Lasten oder erstreben es sogar, denselben unterworfen zu werden, weil sie möglichst frei von der Staatsgewalt existiren möchten.

Man kann diesen Ausführungen nicht entgegen halten, daß doch der Artikel 105 der preußischen Verfassungsurkunde neben der bereits besprochenen

Bestimmung auch die weitere enthalte, daß „über die Beteiligung der Gemeinden bei Verwaltung der Ortspolizei" das Gesetz entscheiden solle. Denn so gut das Gesetz in allen Landesteilen die Polizeiverwaltung in erster Linie den Gemeinden, wenigstens den Städten übertragen hat, ebenso kann es ihnen dieselbe auch wieder nehmen; es wird sogar nach den bestehenden Gesetzen regelmäßig nur der Bewilligung der betreffenden Geldmittel an die Regierung bedürfen, damit diese auf dem Wege eines Ministerialbeschlusses die Polizeiverwaltung, soweit sie auf dieselbe verzichtet hat, wieder an sich ziehen kann. Es wäre also auch auf dem Boden der jetzigen Gesetzgebung vollkommen zulässig, daß der Staat die Polizeiverwaltung in den Städten selbst in die Hand nähme; es ließe sich aber auch, falls es für nötig befunden werden sollte, nichts dagegen einwenden, daß man zur Erreichung dieses Zweckes die Gesetzgebung abänderte; der eben erwähnte Absatz des Artikels 105 der Verfassungsurkunde könnte dabei doch zur Verwirklichung gelangen, indem ein Teil dessen, was man zur Polizei rechnen kann, von der Thätigkeit der Polizeiverwaltung abgetrennt und den Stadtverwaltungen übertragen würde, damit die Auseinandersetzung zwischen Gemeindeverwaltung und Polizei endlich einmal vollständig stattfände. Damit kommen wir zum Schlusse dieser Betrachtungen, nämlich zur Beantwortung der gewiß begründeten Frage, was dann an Stelle der als falsch bezeichneten jetzigen Einrichtungen treten solle.

Zunächst scheide man von der Polizei alles das aus, was, wenn auch von der Wissenschaft zur Polizei gerechnet, doch mehr mit der örtlichen Verwaltung zusammenhängt und deshalb ohne Mangel an Folgerichtigkeit besser der Verwaltung des wirtschaftlichen Gemeinwesens überlassen wird; dies lasse man auf die Stadtverwaltung als einen integrirenden Bestandteil übergehen, alles andre behalte man der Polizeiverwaltung vor. Man hat eine solche Trennung auf dem Wege versucht, daß der Polizeiverwaltung die Sicherheitspolizei, alles übrige der Stadtverwaltung übertragen werden sollte; dies ist aber undurchführbar, weil der Begriff der Sicherheitspolizei ein sehr bestrittener ist und weil es Dinge giebt, welche sowohl in das Gebiet der Sicherheits- als auch in das der Wohlfahrts- oder Ordnungspolizei fallen, wie die Entscheidung des Ministers des Innern zur Schlichtung des bekannten Streites über die Polizeiverordnung des Berliner Polizeipräsidiums bezüglich des Fahrens mit Velocipeden beweist.

So weise man denn der Stadtverwaltung die Armenpolizei, die Beaufsichtigung der Kost- (Halte-) Kinder, das Schulwesen und die Sorge für den richtigen Schulbesuch, die Beaufsichtigung der Medizinalpersonen und -Anstalten einschließlich des Impfwesens zu, ferner das Feuerlöschwesen, die Herstellung und Instandhaltung von Kirchhöfen, Straßen und Brücken, die Sorge für die Straßenbeleuchtung, die Beaufsichtigung der städtischen Anlagen und der Landwirtschaft, den Forst- und Feldschutz, die Instandhaltung und Herstellung der Flußläufe, Flußufer, Kanäle und Brunnen, die gewerblichen Konzessionen, soweit diese nicht

den Stadt- oder Kreisausschüssen überwiesen sind, das Aichwesen, die Innungsangelegenheiten, sowie endlich die Beaufsichtigung der von der Stadt eingerichteten und betriebenen gewerblichen Anlagen.

Der Polizeiverwaltung übertrage man die Kriminal-, Fremden-, Paß-, Preß- und Vereinspolizei, einschließlich der Bekämpfung der Sozialdemokratie, die Verhütung von Tumult und Aufruhr, die Unfalls-, Ordnungs- und Sittenpolizei, die Feuer-, Gesundheits- und Straßenpolizei, das Versicherungswesen, die Baupolizei einschließlich der Genehmigung von Neubauten und baulichen Änderungen und die Polizei bezüglich der verlorenen oder gefundenen Gegenstände.

Über die ihr zugewiesenen Gegenstände kann die Stadtverwaltung nur statutarische Bestimmungen treffen, die etwa erforderlichen Polizeiverordnungen hat die Polizeiverwaltung zu erlassen. Um der durch den § 143 des Landesverwaltungsgesetzes geschaffenen Schwierigkeit bezüglich der Entscheidung, welche Polizeiverordnungen der Zustimmung und welche nur der Anhörung des Gemeindevorstandes bedürfen, zu entgehen, ist auch hier der Begriff der Sicherheitspolizei zu streichen und die Polizeiverwaltung hat die Zustimmung des Gemeindevorstandes einzuholen zum Erlaß von Polizeiverordnungen bezüglich der der Stadtverwaltung überlassenen Gegenstände, den Gemeindevorstand aber nur anzuhören bei Verordnungen über die der Polizei zugewiesenen Gegenstände. Polizeiliche Strafverfügungen kann auch nur die Polizeiverwaltung erlassen.

Es ließe sich die hier vorgeschlagene Teilung der Geschäfte vielleicht in Einzelheiten anders treffen, im allgemeinen dürfte sie aber wohl jeder Verwaltung das ihr zukommende Gebiet anweisen.

Die für die Polizeiverwaltung vorbehaltnen Geschäfte müssen nun staatlich einzusetzenden Polizeibehörden übertragen werden. Eine finanzielle Schwierigkeit für diese Übernahme liegt nicht vor, da ja die städtischen Polizeiverwaltungen jetzt auch bezahlt werden müssen, es würde nur den Städten die alleinige Tragung der Kosten entzogen und diese Last auf das ganze Land übertragen werden, sodaß die nötigen Summen nicht mehr als Gemeinde-, sondern als Staatsabgaben erhoben werden würden, womit freilich die Steuerlast der Bewohner der Landgemeinden oder der bereits mit königlicher Polizeiverwaltung versehenen Städte etwas zunähme. Man spricht aber soviel von der Notwendigkeit der Entlastung der Städte, daß man hier einmal die Gelegenheit zur Durchführung dieser Entlastung ergreifen könnte. Sollte man aber vor dieser anderweiten Austeilung der Lasten zurückschrecken oder sollte die augenblicklich noch starke Vorliebe für möglichst ausgedehnte Selbstverwaltung als Hindernis im Wege stehen, so ließe sich die Polizeiverwaltung in den Städten ähnlich dem Institut des Amtmanns der östlichen Provinzen regeln. Die Städte hätten unter Beibehaltung der vollständigen Trennung zwischen Gemeinde- und Polizeiverwaltung eine in der Polizeiverwaltung freigewordene Persönlichkeit dem Regierungspräsidenten, Oberpräsidenten oder Minister zu präsentiren, welcher

dieſe Perſönlichkeit, wenn ſie die genügende Eigenſchaft beſitzt oder vielleicht in einer feſtzuſetzenden Probedienſtzeit nachgewieſen hat, im Namen des Staates ernennt. Die Städte hätten alsdann immer noch das die Koſten der Polizeiverwaltung aufwiegende wichtige Recht der Präſentation und brauchten bei dieſer nur die Eigenſchaften der Beamten für den Polizeidienſt, nicht auch für die übrige ſtädtiſche Verwaltung zu berückſichtigen, die Stellung der Beamten aber wäre ſofort eine ganz klare, es wäre für den ganzen Staat die Einheit der Polizeiverwaltung hergeſtellt. Die Gehalte der Polizeibeamten müßten durch den ganzen Staat gleichmäßig normirt werden, und es wäre eine große Penſionskaſſe zu bilden, in welche die einzelnen Städte regelmäßige, genau feſtzuſtellende Beträge einzuzahlen hätten, ſodaß nicht eine Stadt gezwungen wäre, um ſich die Laſten übermäßiger Penſionen fernzuhalten, dienſtuntauglich gewordene Beamte noch im Dienſte zu halten. Hierdurch würde ſich die Verſetzung der Polizeibeamten von einer Stadt in die andre ſehr erleichtern, und der Staat käme in die Möglichkeit, die nun in ſeinem Dienſte ſtehenden Beamten der ſtädtiſchen Polizeiverwaltungen in die unmittelbare Staatspolizeiverwaltung zu übernehmen und damit die Erfahrungen auszunutzen, welche dieſe Beamten in ihren bisherigen Stellungen geſammelt haben. Wo eine Stadt zu klein wäre, um dem Polizeiverwalter genügende Arbeit zu geben, könnte dieſer noch z. B. mit den Geſchäften des Amtsanwalts betraut werden, auch würde natürlich die Gehaltsabſtufung Rückſicht auf den Umfang der Dienſtgeſchäfte nehmen müſſen. Wo es aber erforderlich wäre, mehrere ſelbſtändige Gemeinden zu einem gemeinſchaftlichen Polizeibezirke zu vereinigen, da hätten die Vertretungen dieſer Gemeinden gemeinſchaftlich zu präſentiren und gemeinſchaftlich die Koſten der Polizeiverwaltung zu tragen.

Es wäre erfreulich, wenn bei dem Fortgange unſrer Verwaltungsorganiſation wie ſo manche andre Streitfrage, ſo auch die bezüglich der Polizeiverwaltung einer günſtigen Erledigung entgegengeführt würde. —d.

Skizzen aus der Levante und Griechenland.

Von H. Scherer.

3.

Seitdem man in den erſten Zeiten der Unabhängigkeit, insbeſondre unter der Präſidentſchaft Capo d'Iſtrias, Griechenland oft als einen vorgeſchobnen Poſten der ruſſiſchen Propaganda bezeichnete, ſo hat dies jetzt gänzlich aufgehört. Der griechiſche Patriotismus kennt nur ſich ſelbſt, die griechiſche Nationalität iſt von der exkluſivſten Art, und vor allem proteſtirt ſie aufs feierlichſte gegen jede Kombinirung

oder gar Zentralisirung mit und in dem Panslawismus, vielleicht umso schärfer, als man damit das in Europa seiner Zeit verbreitete Vorurteil, die heutigen Hellenen seien eigentlich Slawen, widerlegen will. Mit Rußland speziell sind alle Verbindungen abgebrochen, die Sympathien der Königin für ihre Heimat erstrecken sich nicht weiter als auf die häufigen Besuche, die sie von ihren Verwandten erhält, welche sich ganz gut amüsiren, aber so harmlos und inoffensiv als möglich auftreten. Der König ist Protestant geblieben, die Kinder dagegen werden im griechischen Glauben erzogen. Gegen Österreich, seit es Bosnien und die Herzegowina okkupirt hat und Miene macht nach Salonichi vorzudringen und ein Südslawenreich unter sein Protektorat zu nehmen, hat die öffentliche Meinung ebenfalls Front gemacht, obgleich in dieser Richtung eine entschiedne Aktion wohl weder von Wien noch von Pest aus zu befürchten steht. Die byzantinische Idee, d. h. die Wiederherstellung eines griechischen Kaisertums, ist zwar noch nicht ausgestorben, aber doch in weite, ungewisse Ferne gerückt. Durch die Bildung neuer und an materieller Kraft Griechenland überlegner Staaten auf der Balkanhalbinsel, wie z. B. Rumäniens, sind für die Erbschaft des kranken Mannes am Bosporus Konkurrenten entstanden, mit denen man rechnen muß. Für die zukünftige Gestaltung des Orients wird jedenfalls die griechische Nation das wichtigste Kulturelement bilden, ob sie aber die politische Hegemonie zu führen vermag, darüber maße ich mir nicht an zu urteilen. Auf den Inseln und in Kleinasien stünden die Aspekten schon etwas günstiger, allein wenn man schließlich die Türken aus Europa vertreibt, muß man sie doch wenigstens in Asien lassen.

Beinahe ganz ihres Ansehens und Kredits verlustig gegangen sind die sogenannten Fanarioten, d. h. jene Griechen, welche nach der Eroberung Konstantinopels dort zurückblieben und durch List, Biegsamkeit und Intriguen aller Art bei den neuen Herren sich in Gunst zu setzen wußten. Sie bewohnen das stille, abgelegne Quartier Fanar — daher der Name — am Fuße des nördlichsten Hügels von Stambul, wo sich das goldne Horn nach den süßen Wassern hin verengt, wo die Kaiserpaläste der Paläologen und Komnenen standen und noch heutzutage melancholische Erinnerungen aus verfallenen Säulenhallen und Kirchenruinen sprechen. Die Fanarioten sind mehrfach die Überreste des alten byzantinischen Adels, so gehören ihnen die Maurokordatos, Kalimachis, Ypsilantis, Soutzos, Ghikas u. a. an, die früher, als die Türkei noch in ihrer Integrität bestand, in hohen Verwaltungsstellen als Hospodare der Donaufürstentümer (Walachei und Moldau) verwendet wurden oder sich im Handel und als Bankiers und Finanzpächter enorme Vermögen erwarben, wie z. B. das Haus Beltazzi. Mit jenen Ämtern und Würden hat es jetzt ein Ende genommen, und was die Geldgeschäfte betrifft, so wendet sich die Pforte mit mehr Vertrauen den Armeniern und Juden zu. Wenn die Fanarioten gewissermaßen die griechische Aristokratie zu repräsentiren sich das Ansehen geben, so wolle man damit nicht

unſre Begriffe vom Adel verbinden. Dergleichen giebt es, wie ich ſchon bemerkte, in ganz Griechenland nicht, und noch weniger weiß man in der Türkei, was „blaues Blut“ heißt. Mögen daher auch die Fanarioten eine Ahnentafel aufweiſen, um welche ſie mancher unſrer Junker beneidet, ſie ſind doch nur ſimple „Herren“ geblieben und dürfen ſich offiziell nicht einmal mit einem „von“ ſchreiben. Die griechiſchen Prinzen und Fürſten, die zu Zeiten bei uns einkehren, ſind ſelbſtgemachte Arbeit. Der Titel eines Hoſpodaren erbte nie auf die Kinder. Mit dem Sack Dukaten, womit ſie früher auf Reiſen erblickt wurden, ſind ſie heute ziemlich auf den Grund gelangt. Bekannt iſt, daß ſie zweierlei Viſitenkarten haben, die eine für Baden, Paris und andre Hauptſtädte, die zweite für ihre Heimat. Auf jener heißt es: Le prince Isidore Callimachi, auf dieſer: Mr. Isidore Callimachi. Die Vernünftigen unter ihnen fügen ſich in die neuen Verhältniſſe und treten in den bürgerlichen Verband des Stammlandes über, die unverbeſſerlichen Reaktionäre verſteinern in ihren Ruinen in Stambul und ſterben nach und nach aus.

Von der Wißbegierde und der Luſt zu lernen und zu ſtudiren läßt ſich erwarten, daß Gutenbergs Erfindung durch zahlreiche Anſtalten vertreten iſt. Man zählt im Lande über fünfzig Druckereien, wovon die Hälfte allein in Athen iſt. Neuerdings ſind große Schriftgießereien begründet worden, obgleich noch der Hauptbedarf vom Auslande bezogen wird. Die meiſte Arbeit liefern die Journale, worin bis jetzt die Nationalliteratur ihren weſentlichen Ausdruck gefunden hat. Ich glaube, daß neben den Engländern und Amerikanern die Griechen die eifrigſten Zeitungsleſer ſind, und zwar bis in die unterſten Stände und in die abgelegenſten Orte, wo kaum einmal in der Woche die Poſt hinkommt. In der Hauptſtadt erſcheinen über 20 Zeitungen mit unbeſchränkter Preßfreiheit und nicht ohne Talent geſchrieben, dabei ganz anſtändig ausgeſtattet und äußerſt billig, die Nummer 5 Leptas (4 Pf.). Als hervorragendſte verdienen Erwähnung die alten und neuen „Ephemerides“ (Tagblatt), der „Äon“ (Jahrhundert), die „Hora“ (Stunde), letztere offiziös. Die große Mehrzahl gehört zur Oppoſition, die vielen unbeſchäftigten Advokaten ſind die fleißigſten Mitarbeiter. Es giebt auch zwei franzöſiſche Blätter, die aber wenig behagen und meiſt Pariſer Klatſch reproduziren. Ein großes, gediegnes Organ in dieſer Sprache wäre gewiß erwünſcht, um das Ausland mit den hieſigen Zuſtänden bekannt zu machen, Griechiſch wird auswärts zu wenig verſtanden, und was wir in der Schule gelernt haben, haben wir verſchwitzt. Daß in der Tagespreſſe die Politik obenan ſteht, bedarf keiner Verſicherung. Die Leidenſchaft dafür iſt epidemiſch, der Schauplatz iſt unter freiem Himmel vor dem Kaffeehauſe. Die Blätter werden noch feucht den Trägern aus den Händen geriſſen. Findet ſich ein zündender Leitartikel, ſo ſpringt der erſte beſte auf den Tiſch und trägt ihn der Gemeinde vor. Dabei wird das Gedränge und der Lärm manchmal ſo arg, daß ein Fremder glaubt, es werde mindeſtens eine Straßenemeute ausbrechen. Da man aber

weiß, daß nirgends mehr als in Griechenland das Sprichwort gilt: Viel Geschrei und wenig Wolle, so läßt man gewähren, und der Tumult legt sich ohne Polizei von selbst am schnellsten und sichersten.

Neben den Druckereien haben auch die Buchhandlungen hübsch zu thun. Es werden Bücher nicht nur gelesen, sondern auch gekauft, und jede bessere Familie hat ihre Hausbibliothek, darunter die klassischen Schriftsteller, Volksausgaben der vaterländischen Geschichte und Biographien berühmter Landsleute. Für die Unterhaltung wiegt der französische Roman vor, für wissenschaftliche Werke dagegen Deutschland. Dieselben finden, zumal in den gelehrten Fächern, vielen Absatz, und da ein großer Teil der gegenwärtigen Generation auf deutschen Universitäten studirt hat, so ist auch unsre Sprache ziemlich verbreitet. In der Philologie und Archäologie sind wir ganz eigentlich ihre Lehrmeister gewesen, sie haben ihre Geschichte erst durch unsre Forschungen kennen gelernt, und was in Olympia und in Mykene gethan worden ist, würde einen bessern Dank verdienen, als uns bisher dafür zu Teil geworden ist, von dem Blute nicht zu reden, welches seiner Zeit die deutschen Philhellenen für das Ideal ihrer klassischen Phantasien vergossen. Mit dieser Schwärmerei hat es Gott sei Dank jetzt wohl für alle Zeit aufgehört, man ist zur Genüge ernüchtert worden, selbst in der Schablone der Stangenschen Reisegesellschaften läßt sich diese Farbe nicht mehr verwenden.

Die bildenden Künste, welche uns in ihren Trümmern mit Bewunderung erfüllen, haben bis jetzt keine „Renaissance" gefunden, wenigstens ist mir der Grieche unbekannt, der in der Malerei, in der Bildhauerei und Architektur außerordentliches geleistet hätte. Was sich unter den Neubauten auszeichnet, wie die Akademie, das Museum, die Universität und einige Privatpaläste, entstammt den Plänen eines Dänen, Hansen, und eines Deutschen, Hiller. Es soll inländischer Nachwuchs vorhanden sein, der aber noch seine Probe abzulegen hat; die neue Kathedrale wenigstens ist so geschmacklos ausgefallen, daß man am besten garnicht davon spricht. Daß die Natur den Griechen Sinn und Ohr für Musik geradezu versagt hat, habe ich schon erwähnt. Auch die „Götter Griechenlands" sind in Weimar eher zu dichten gewesen als in Athen. Die Poesie der alten Mythologie ist in ihrer Heimat ausgestorben und hat einer entsetzlichen Prosa Platz gemacht — vom Kothurn auf den Soccus. Wollte man einen Tempel wiederherstellen, so wäre es der des Merkur, der seinen beflügelten Stab über das ganze heutige Hellas schwingt. Allenfalls auch der Tempel der „Selbsterkenntnis," wie er einst zu Delphi gestanden hat, damit man in sich Einkehr halte und dem Größenwahn und Eigendünkel entsage. Bei dem Dorfe Kolonos, dem Schauplatze von Sophokles' Tragödie Ödipus, wird an den noch heute schattigen und wohl angebauten Ufern des Kephissos die Stelle gezeigt, wo die Akademie gestanden und Plato seine göttlichen Gespräche gehalten haben soll. Die Philosophie der Gegenwart aber heißt ver-

dienen und Geld erwerben. Auf einem angrenzenden Hügel steht ein modernes Denkmal, aber es trägt einen fremden Namen, den Namen einer Zierde der Wissenschaft — Otfried Müller. Hier ruht er üppig umblüht von Asphodelen im Angesicht des wundervollen Schauplatzes, den sein scharfer, ins Wesen der Dinge dringender Geist durchforscht hatte. Man darf indes nicht zu weit gehen und über die Zukunft absprechen. Ein Land, das nahezu vierhundert Jahre türkische Herrschaft getragen hat, hat für seine staatliche Bildung andre Sorgen und Mühen als Bilder malen, Statuen formen und Verse machen. Kunst ist immer nur da zur Blüte gelangt, wo materieller Wohlstand zu Hause war und wo die ausreichende Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse es gestattete, auch an die schönern Seiten ihres Daseins und Wirkens zu denken.

Fremde von Distinktion leben wenige in Athen, doch nehmen die Touristen merklich zu. Wer eine gesunde Lunge hat und etwas Wind verträgt, kann für den Winter kein schöneres Klima finden. Ich ziehe es Rom und Neapel vor und stelle es mit Palermo auf gleiche Stufe. Der attisch-ionische Himmel ist von unvergleichlicher Durchsichtigkeit, die Luft rein ohne alle Miasmen, wie sie am Tiber und in der Kloake zu den Füßen des Vesuvs so häufig vorkommen und die ansteckenden Krankheiten erzeugen. Das Unterkommen in den Gasthöfen hat sich wesentlich gebessert, auch die Kost. Man trinkt jetzt ganz vortreffliche Weine von Patras und Korinth, die auch im Auslande mehr und mehr Beachtung finden und ein bedeutender Handelsartikel zu werden versprechen. Jetzt gehen noch die größten Sendungen (zum Teil in Korinthen) nach Frankreich, von wo sie wieder als Bordeaux ausgeführt werden. Dem sogenannten Resinawein (der Haltbarkeit wegen mit Harz versetzt) begegnet man nur unter dem Volke und auf dem Lande. Bei längern Ausflügen dahin muß man sich allerdings auf verschiedne Entbehrungen gefaßt machen, zumal in der Fastenzeit, die mit unglaublicher Strenge eingehalten wird. Selbst Eier sind verboten, in der Charwoche sogar Fische und der sonst unvermeidliche Kaviar (nicht flüssig wie bei uns, sondern hart zum Schneiden). Mit Fleisch ist es seit einiger Zeit ganz leidlich bestellt, aus Thessalien kommt gemästetes Vieh, und wenn, wie verlautet, dort einige deutsche Kolonien sich niederlassen wollen, so kann die Viehzucht erfreulichen Aufschwung nehmen, die natürlichen Bedingungen dafür wären vorhanden. Man muß von der Fütterung des Orients mit dem ewigen Hammel- und Lammfleisch übersättigt sein, um den Genuß eines Beefsteaks oder Kalbsfricandeaus nach Gebühr zu schätzen. Die allgemeine Lebensweise ist überhaupt recht primitiv, mehr für Vegetarianer als Gourmands eingerichtet, von Gefräßigkeit aber keine Spur, jeder befleißigt sich der größten Mäßigkeit, eigentliche Trunkenbolde giebt es nicht, wennschon man bemerken will, daß in neuester Zeit etwas tiefer ins Glas geguckt wird, besonders die Herren Studenten darin etwas ihre deutschen Kameraden nachzuahmen anfangen. Mit Ausnahme des Weines stimmt sonst die Nahrungsweise der christlichen Volksstämme in der

Levante mit der türkiſchen faſt ganz überein. Reis iſt das Alpha und Omega jeder Mahlzeit, und ein ſolcher „Pillaf“ mit ſeinen verſchiednen Ingredienzien kann es mit jedem italieniſchen „Riſotto“ aufnehmen. Sehr beliebt ſind die ſüßen Speiſen, meiſt mit Honig bereitet, der noch ſein altes Renommee vom Hymettus behauptet. Gemüſe und Obſt könnten in dieſem herrlichen Klima wohl beſſer ſein, es geſchieht eben nichts zu ihrer Veredlung. Der Grieche findet an der Landwirtſchaft nur mäßigen Gefallen, hat auch wenig Sinn für die Schönheiten und Annehmlichkeiten der Natur, und die Albaneſen, welche den Markt von Athen hauptſächlich verſehen, verharren in ihrem Schlendrian. Gartenkunſt und Botanik ſtehen auf tiefer Stufe. Der Schloßgarten iſt zwar das unvergängliche Denkmal der Königin Amalie und verdankt ihrer Freigebigkeit und dem Talent eines deutſchen Direktors, was er geworden iſt; doch erkennt man nur zu ſehr, daß jetzt beide fehlen. Der botaniſche Garten hat gleichfalls deutſche Leitung, hat aber mit Unzulänglichkeit der Mittel zu kämpfen. Ich habe in ganz Athen keinen Blumenladen entdeckt, man zieht es vor, ſich mit Flitter und Tand zu ſchmücken, und das Talmigold findet reißenden Abſatz bis in die unterſten Schichten. Allerdings iſt der ſteinige, trockene Boden Attikas der Flora wenig günſtig, am meiſten ſieht man ihre Kinder noch bei den Toten, mit denen man hier überhaupt in eigner Weiſe umzugehen pflegt, ſodaß jeder Reiſende ſelbſt bei kurzem Aufenthalte ſich dies Schauſpiel nicht entgehen laſſen ſollte. Die Toten werden nicht nur im offnen Sarge für alle Welt ausgeſtellt, ſondern auch ſo durch die Straßen bis zum Friedhof hinausgetragen. Die Leiche iſt ſo fein als möglich gekleidet, mit Schmuck überladen, mit Blumen garnirt. Um die Schrecken des Todes zu entfernen, ſind die Lippen und Wangen mit Karmin gerötet. Die Einſegnung geſchieht unter ohrenzerreißenden Lamentationen, wer an der Kirche vorübergeht, wird eingeladen, einzutreten, und erhält eine brennende Kerze. Nach der Zeremonie nahen die Verwandten und Freunde dem Toten und küſſen ihm mit Profuſion Hände und — Geſicht. Darauf ſetzt ſich der Zug in Bewegung und es iſt Sitte, daß, wer ihm begegnet, ein paar hundert Schritte ihn begleitet. Alle Fenſter öffnen ſich, und die Arme bewegen ſich mit mechaniſcher Gewohnheit in Kreuzesform. Was ſo jeder Tote von nur einiger Bedeutung an Ehren genießt, tritt natürlich bei hohen Perſönlichkeiten, beſonders Geiſtlichen, in verſtärktem Maße hervor. Ich erinnere mich noch an meinen erſten Aufenthalt, daß ein Erzbiſchof geſtorben war. Sein Leichnam wurde ſitzend auf dem Kirchenſtuhl getragen und zwar ſo tief, daß das niederknieende Volk die herabhängenden Hände ergreifen und küſſen konnte. Damit er nicht nach vorwärts falle, war er an die Lehne angebunden. Der Prozeſſion wohnte der geſamte Klerus in vollſtem Ornate — und die byzantiniſche Goldſtickerei iſt das vollkommenſte, was man ſehen kann, der römiſchen weit überlegen —, die Miniſter, das Militär, kurz alles, was in Staat und Stadt Rang hatte, bei. Daß es an Rauchwerk nicht mangelte, läßt ſich be-

greifen, es ist dies auch nötig, zumal an heißen Tagen, sonst möchte sich ein andrer Geruch geltend machen. Auf dem Friedhofe hört die Feierlichkeit auf, denn da wird der Tote unerbittlich aller seiner Kleinodien entkleidet, man läßt ihm nur das Hemd, ein paar Blumen und eine Orange als Labung für die große Reise. Dann wirft, wer kann, ein Hand voll Erde in die Grube, und die Andacht hat ein Ende. Man eilt auf die Seite, rollt seine Zigarette, zündet sie gegeneinander an und geht scherzend und lachend nach Hause. Die Gassenbuben belustigen sich mit ihren Heiligenfahnen, die fast alle den St. Michael oder St. Georg mit einem fürchterlichen Drachen im Schilde führen. Der Friedhof selbst ist ein reizend gelegner Cypressenhain und der Weg dahin ziemlich weit, aber reich an den effektvollsten Ansichten des Altertums und Durchblicken auf Berg und Meer. Man geht bei der berühmten Quelle Kallirrhoë vorüber und kann sich noch heute freuen an den wasserschöpfenden Frauen und wie anmutig sie verstehen, die antik geformten Krüge auf dem Kopfe zu tragen. Die Grabmonumente selbst, in kostbarstem Marmor gearbeitet, bekunden dagegen sehr den tiefen Stand des Geschmacks. Wie in Italien, besteht die Unsitte, das Porträt des Verstorbenen in einer fast lebensgroßen, gewöhnlich bemalten Photographie am Grabe aufzuhängen. Die ästhetischen Kontraste treten gerade hier, wo man ein paar hundert Schritte davon die Meisterstücke des Altertums vergleichen kann, umso greller hervor.

Die Griechen gelten für orthodox, sind es wohl aber mehr aus politischen Gründen als aus religiöser Überzeugung. Sie wissen, daß die Kirche für sie das große Bindemittel der nationalen Einheit ist. Es gehört zum guten Tone, seine Messe und Vesper zu besuchen, und niemand hält sich hier so hoch gestellt, daß er nicht neben dem ärmsten Glaubensgenossen seine Anzahl Kreuze schlüge und das Heiligenbild küßte. Von jeher hat der byzantinische Klerus mehr mit dem Volke gelebt als der katholische. Daß der niedern Geistlichkeit die Ehe gestattet ist, erhält sie im Zusammenhange mit der bürgerlichen Gesellschaft, und da sie vom Staate nicht bezahlt, sondern nur auf die schmalen Einkünfte des Kirchenvermögens und hauptsächlich auf freiwillige Beiträge — der Klingelbeutel macht während des Gottesdienstes unausgesetzt die Runde — angewiesen ist, so findet man die „Papas“ daneben als Krämer und Gastwirte beschäftigt, und nicht selten setzt sich einer zum Kartenspiele, wenn es an einer Person dazu fehlt. Seine Frau, die „Papadia,“ verrichtet die Haus und Feldarbeit. Dies alles macht den Klerus populär, ohne der Achtung seines Standes Eintrag zu thun.

Wer in das Innere des Landes reist, wird oft in die Lage kommen, die Gastfreundschaft der Klöster, da andres Unterkommen nicht vorhanden ist, in Anspruch zu nehmen. Dieselben sind zahlreich, folgen fast sämtlich der Regel des heiligen Basilios und zerfallen je nach ihrer Einrichtung und Lebensweise in zwei Hauptklassen. Die eine beruht auf der Gemeinschaft von Hab und Gut:

wer eintritt, hat seinen Besitz, ob groß oder klein, dem Kloster zu schenken; bei der andern besteht eine Art von Teilung, sodaß jeder Mönch ein abgegrenztes Stück Land erhält, das er bebaut oder bebauen läßt und über dessen Erträgnis er verfügen kann. In frühern Zeiten war dies ganz bedeutend, die griechische Regierung hat aber viel davon eingezogen und trachtet darnach, das ganze Institut aufzuheben. Dagegen begegnet man ihm noch häufig in den türkischen Provinzen, und seinen berühmten Sitz und Mittelpunkt hat es auf dem heiligen Berge der Halbinsel Athos. Nonnenklöster kommen nur auf den Inseln vor, sie rekrutiren sich meist aus den Frauen der Papas, die sich, wenn sie in ein höheres Amt aufsteigen, von ihnen trennen müssen. Für die Krankenpflege bildet man jetzt barmherzige Schwestern aus, aber ohne Ordensregel und Gelübde. Überhaupt steht der Cölibat in Griechenland durchaus nicht in Ansehen, man sucht vielmehr eine Ehre darin, sich frühzeitig zu verheiraten und möglichst viele Kinder in die Welt zu setzen. Seit der politischen Selbständigkeit ist die Kirche von dem Patriarchat in Konstantinopel vollständig emanzipirt, dasselbe genießt nur noch formelle Auszeichnung, so sendet es z. B. das heilige Salböl. Die oberste Kirchengewalt bildet eine Synode von fünf geistlichen und zwei weltlichen Mitgliedern. Der höchste Würdenträger ist der Metropolit in Athen, sodann giebt es zehn Erzbischöfe und vielleicht die doppelte Zahl von Bischöfen, außerdem viele Archimandriten (Diakonen). Alle werden vom Staate bezahlt, aber in überaus bescheidenem Maße. Der höchste Gehalt ist zehntausend Franks.

Ich bin manchmal in Klöstern eingekehrt, habe sie aber mehr weltlich als geistlich gefunden. Der Hegumenos (Abt) desjenigen, das auf dem Schlachtfelde von Chäronea liegt, hatte unter Oberst Fabrier in Morea gekämpft, und in seiner Zelle hingen verschiedne erbeutete Türkenwaffen, sogar die Trophäen eines Schädels. Dabei war er Freund und Kenner der alten Literatur, und als ich ihn begrüßte, legte er ein Buch weg, das sich später als Theokrits Idyllen erwies. Wie alle Griechen sind auch die Priester leidenschaftliche Politiker, aber keine Reaktionäre, wie bei uns, sie erstreben für sich keine Herrschaft und sind Patrioten mit Leib und Seele.

Das Hauptfest der Griechen ist Ostern und es wird mit einer Ausgelassenheit und einem Lärm begangen, wie sie sich aus den strengen Fasten, die vorausgegangen sind, erklären. Auch im ärmsten Hause darf das Lamm nicht fehlen, und der Wein fließt in Strömen. Um Mitternacht, wo Ostern anbricht, löst sich der Bann. Die Kirchen sind gepfropft voll, den Kanonenschuß als Signal erwartend. Sobald er erdröhnt, entzünden sich unzählige Kerzen, bengalische Feuer flammen auf, und der schlechteste Schießprügel muß herhalten, um loszuknallen. Die Griechen kennen nun einmal kein Vergnügen ohne Pulver, und es ist um diese Zeit lebensgefährlich, auf der Straße zu sein, da Unglücksfälle nicht selten sind. Man hat daher neuerdings in Athen Einschränkungen anbefohlen, doch

läßt sich die alte eingewurzelte Gewohnheit selbst mit militärischer Dazwischenkunft nicht ganz unterdrücken. Der Unfug in seiner ganzen Größe besteht bei den Griechen unter türkischer Herrschaft. Diese kennt keine Polizei und läßt mit vollkommener Indolenz gewähren. Man muß das Schauspiel des ewigen Feuers in der Grabeskirche in Jerusalem gesehen haben, um sich davon einen Begriff zu machen.

Apropos Polizei. Daß die Rotjacken mit schmutzigen Hosen und zerrissenen Stiefeln und meist ohne Kopfbedeckung, welchen diese wichtige Errungenschaft europäischer Zivilisation zur Ausübung obliegt, mit der Strammheit und Sauberkeit deutscher Schutzmänner keinen Vergleich aushalten, will ich gern zugeben. Es ist indes darum mit der Ordnung und Sicherheit in Athen nicht schlechter bestellt als in unsern großen Städten, wo man an jeder Ecke hört und liest, was alles bei Geld- und Freiheitsstrafe verboten ist. Die Statistik unsrer Kriminal- und Zuchtpolizeigerichte füllt weit längere Tabellen aus. Man glaubt hier eben nicht alles reglementiren und disziplíniren zu sollen, und wo man eingreifen muß, geschieht es in maßvoller Weise und mit Einhaltung anständiger und höflicher Form, die in südlichen Ländern den Leuten im Blute liegt und die keiner dem andern versagt. Wer lange in der Fremde gelebt und verkehrt hat, wird diesen Unterschied sehr angenehm empfunden haben.

Die Historienmalerei

auf der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung.

Von Adolf Rosenberg.

2.

Am größten wird die Schwierigkeit bei der Klassifizirung von Gemälden geschichtlichen Inhalts, wenn man das eigentliche Historienbild von dem historischen Genre scheiden und dabei nur die Bedeutung des Gegenstandes, nicht die Art der künstlerischen Ausführung, als Maßstab gelten lassen will. Der Kunstkritiker muß sich das Rüstzeug des Historikers leihen, um das geschichtlich Bedeutende und für die Folgezeit Nachwirkende von dem Nebensächlichen und Genrehaften zu trennen. Dabei wird er nur in seltenen Fällen zu einer sichern und unanfechtbaren Entscheidung gelangen. Es kann z. B. keinem Zweifel unterliegen,

daß A. von Werners „Kaiserproklamation in Versailles," ein in kleinem Maßstabe ausgeführtes Bild, welches dem Fürsten Bismarck von der kaiserlichen Familie geschenkt worden ist, trotz seines geringen Umfanges ein Historienbild ist, ebenso gut wie die Darstellung desselben Moments in naturgroßen Figuren, welche die deutschen Fürsten dem Kaiser verehrt haben. Darf man aber ein gleiches von dem Kongreßbilde desselben Künstlers sagen? War der Berliner Kongreß von 1878 eine politische Aktion von nachhaltiger, tief in das Leben der Völker eingreifender Bedeutung? Erscheint er uns heute nicht vielmehr nur noch im Lichte einer Zeremonie, durch welche zu einem bestimmten Zeitpunkte das moralische Übergewicht Deutschlands über die andern Nationen dargethan worden ist? Hat nicht auch der Künstler alles gethan, um die dargestellte Szene, die freundschaftliche Verabschiedung der Diplomaten von einander am Schlusse der letzten Sitzung, in die Sphäre des Familiären, man möchte sagen Trivialen herabzudrücken? Das Bild enthält eine Reihe interessanter Charakterköpfe, deren Besitzer zum Teil einen Platz in der politischen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts auf die Dauer behaupten werden. Aber die Charakteristik geht nirgends in die Tiefe. Keine Figur ist von innen heraus erfaßt, sondern jede ist so oberflächlich, so geschäftsmäßig hingestrichen, wie es eben der ganzen Eigentümlichkeit des Künstlers entspricht, dessen Darstellungsmittel versagen, sobald er in die Breite geht. Wir haben eine mit mäßiger Routine in Farbe gesetzte Illustration in lebensgroßem Maßstabe vor uns, deren nüchterne Auffassung vollkommen den Charakter eines photographischen Momentbildes an sich trägt. Das ist das günstigste Urteil, welches sich nach gewissenhafter Prüfung über das Kongreßbild fällen läßt. Die Abwesenheit auch des geringsten malerischen Reizes liegt nicht so sehr in der Eigentümlichkeit des Künstlers begründet, als in seiner Unfähigkeit, umfangreiche Flächen koloristisch zu bewältigen. So wie A. von Werner ins Große geht oder nach großartiger, monumentaler Auffassung strebt, wird er fade und unbeholfen. Er steht dann seinem Stoffe etwa so gegenüber wie der Protokollführer einer Gerichtsverhandlung. Er beschränkt sich auf die Wiedergabe der nackten Thatsachen, ohne eigne Bemerkungen zu machen. Als ein ganz andrer zeigt sich der Künstler, sobald er sich auf den Maßstab beschränkt, für welchen seine Begabung ausreicht. Dann ist er bis zu einem gewissen Grade geistreich, stets aber lebendig und wahr in der Schilderung und anziehend im Kolorit, welches sogar auf einem ältern Bilde „Moltke mit seinem Stabe vor Paris," vielleicht der besten Schöpfung des Malers, namentlich im landschaftlichen Teile bis zu einer ungewöhnlichen Wärme gesteigert ist. Den humorvollen, schlagfertigen Illustrator Scheffels erkennt man auch in einer komischen Episode aus dem Kriege von 1870, dem Abschiede eines kriegsgefangnen Franzosen von Weib und Kind in einem Dorfe vor Metz, wieder.

Was wir von A. von Werner sagen mußten, gilt in noch höherem Grade von Paul Thumann, dessen jüngste Versuche auf dem Gebiete der monumentalen

Historienmalerei, die Rückkehr Hermanns des Cheruskers aus der Schlacht am Teutoburger Walde und die Taufe Wittekinds, die vollkommene Unfähigkeit des Künstlers für diesen Zweig der Malerei unzweideutig dargethan haben. Auf unsrer Ausstellung werden wir durch ein älteres Bild Thumanns „Die Trauung Luthers“ von neuem daran erinnert. Wie flach und ausdruckslos sind die naturgroßen Köpfe! Wie matt, flau und kraftlos ist das Kolorit! Kein Leben, keine Wahrheit, nichts von der Energie und der wuchtigen Breite seines Lehrers Pauwels! Wie bei A. von Werner liegt auch der Schwerpunkt von Thumanns Kunst in der Illustration und im kleinen Genre, nur daß der Gesichtskreis Thumanns noch viel enger begrenzt ist, da ihm kaum etwas andres glückt als die Darstellung des Empfindsamen und des Ruhig-Anmutigen. An einer gleichen Verkennung der Grenzen seines Talents leidet auch Defregger, der sich gar zu gern an Historien- und Genrebilder mit naturgroßen oder doch halblebensgroßen Figuren wagt, um immer von neuem den Nachweis zu liefern, daß seine koloristischen Fähigkeiten an ganz bescheidne Dimensionen gebunden sind, für welche sie auch nicht immer ausreichen. Die drei neuen Bilder, welche er auf unsre Ausstellung geschickt hat, leiden eigentlich alle an diesem Mangel. Die schon in einem andern Zusammenhange hier erwähnte Madonna mit dem Kinde, in Wolken schwebend, am meisten, weil die Figur naturgroß ist. Auch ist Defregger nicht der Mann dazu, bei einer Operation mit fast ausschließlich weißen, grauen und schwarzen Tönen zu einer so pikanten Wirkung zu gelangen, wie sie z. B. Gabriel Max mit seiner gleichfalls in den Wolken schwebenden Astarte (nach Byrons „Manfred“) erreicht hat. Defreggers Gebiet ist das Spiritualistische und Transcendentale überhaupt nicht. Er ist der Maler des Handgreiflichen, der schlicht-bürgerlichen Existenz und am glücklichsten dann, wenn er durch eine humoristische Pointe oder durch gemütvolle Auffassung den Blick des Beschauers von der äußern Form der Darstellung ablenken kann. Eine solche Pointe hat das zweite Bild „Zur Gesundheit!“, eine Gruppe von zwei Mädchen und drei Bauernburschen in einem Wirtshause, deren einer sein Glas erhebt, um einem andern, nicht auf dem Bilde sichtbaren Gaste zuzutrinken. Die Wirkung würde eine vollkommene gewesen sein, wenn der Maler nicht auf den unglücklichen Gedanken gekommen wäre, die Figuren in halber Lebensgröße zu halten. Wer nur die verkleinerten Photographien und Lichtdrucke sieht, wird sich an der hübschen Komposition und dem liebenswürdigen Humor erfreuen. Vor dem Originale beeinträchtigt das harte, einförmige, undurchsichtige Kolorit den Genuß. Schwer, bräunlich und trüb ist auch die Färbung des dritten Bildes, welches den unerschrockenen Vorkämpfer Hofers, Franz Speckbacher, darstellt, wie er die heimlich in einem unterirdischen Raume zusammengekommenen Tiroler Landleute zum Kampfe gegen die Franzosen anfeuert und durch seine glühende Beredsamkeit in den Unentschlossenen die Thatkraft erweckt. Doch entschädigt die Mannichfaltigkeit und Energie in der Charakteristik der

zahlreichen Köpfe für die Reizloſigkeit des Kolorits. Der alte, urſprüngliche Defregger, der ſich ein begründetes Anrecht auf die Liebe des deutſchen Volkes erworben hat, erſcheint nur auf zwei ältern, durch Nachbildungen allgemein bekannten Genrebildern, dem „Zitherſpieler“ und dem „Beſuch auf der Alm.“ Hier decken ſich die Mittel der Darſtellung mit dem Stoffe ſo vollkommen, daß man dieſe Bilder zu jenen Schöpfungen zählen darf, welche dereinſt das Kunſtvermögen unſrer Epoche ehrenvoll charakteriſiren werden.

Jenes Speckbacherbild ſowie eine Epiſode aus dem Leben Andreas Hofers, die Überreichung der Geſchenke des Kaiſers Franz an den Volkshelden in der Hofburg zu Innsbruck, würde man nach altem Brauche wegen ihres Inhalts, nach neuer Meinung wegen der Kleinheit der Figuren in die Kategorie der hiſtoriſchen Genrebilder einreihen müſſen. Dahin gehört auch ein glatt und gewandt durchgeführtes Koſtümſtück des Pilotyſchülers Max Adamo: „König Karl I. von England empfängt den Beſuch ſeiner jüngſten Kinder bei Maidenhead,“ während ein Bild ſeines in dieſen Tagen verſtorbenen Meiſters „Der Rat der Drei in Venedig,“ vor welchem drei Bravi nach erbrachtem Beweiſe ihren Lohn für eine ihnen aufgetragene Blutthat in Goldmünzen empfangen, dem reinen Genre beigezählt werden muß, weil keine beſtimmte hiſtoriſche Perſönlichkeit auf dem Gemälde erſcheint. Man ſieht auch aus dieſem Beiſpiele, wie feine und umſtändliche Unterſchiede bei der Einteilung der verſchiednen Gattungen der Malerei nach der alten Methode gemacht werden müſſen. Piloty, den der Tod bei der Arbeit an einem koloſſalen Gemälde für die Berliner Nationalgalerie: „Der Tod Alexanders des Großen,“ überraſchte, hat übrigens in dem venezianiſchen Genrebilde den Beweis geliefert, daß ſeine große koloriſtiſche Kraft ihm bis an ſein Lebensende treu geblieben iſt. Die Charakteriſtik der Köpfe zeigt freilich wieder jene unheimliche Schärfe, die auf Pilotyſchen Bildern oft genug zur Übertreibung und Verzerrung ausgeartet iſt.

Die Größe der Figuren ſowie die Bedeutung des dargeſtellten Moments geben zwei Bildern Adolf Menzels, der „Krönung König Wilhelms in Königsberg“ und „Friedrich und die Seinen bei Hochkirch,“ den unzweifelhaften Anſpruch auf den Namen von hiſtoriſchen Gemälden. Bei beiden wirken große maleriſche Vorzüge ſehr erheblich mit, um ſie zu bedeutſamen, für die Berliner Malerei charakteriſtiſchen Kunſtwerken zu machen. Als Menzel mit ihnen beſchäftigt war, hatte er ſich noch nicht in die barocke Anſicht verrannt, daß das höchſte Ziel maleriſcher Darſtellung in flüchtiger, alles Weſenhafte ſummariſch andeutender Skizzenhaftigkeit zu ſuchen ſei, wofür ſein ebenfalls ausgeſtellter „Gemüſemarkt in Verona“ ein abſchreckendes Beiſpiel liefert. Er ſah damals noch auf eine im weſentlichen plaſtiſche Formenbehandlung und auf Genauigkeit und Schärfe der Konturen, was ſelbſt bei dem Nachtſtücke „Friedrich und die Seinen bei Hochkirch“ noch zur Geltung kommt, ſoweit man auf dieſem Bilde Umriſſe und plaſtiſche Formen überhaupt noch verfolgen kann. Das Problem,

Digitized by Google

welches sich Menzel hier gestellt hat, liegt, wie so manches andre, eigentlich bereits außerhalb der Grenzen der Malerei, deren Hauptelement immer das Licht ist. Wenn auch das Dunkel der Nacht durch die Flammen des brennenden Dorfes erhellt ist, so reicht diese Beleuchtung doch keineswegs aus, um eine umfangreiche Komposition in allen Teilen gleich deutlich zu machen. Das ganze Bild hat etwas Gespensterhaftes, Unheimliches. Die Komposition läßt sich nicht mit einem Blicke überschauen, weil man sich die Details erst mühsam zusammensuchen muß. Der große König, der mitten unter den Seinen bis zum letzten Augenblicke Stand hält, erscheint uns beinahe wie ein Schatten aus einer andern Welt. Viel handgreiflicher und realistischer sind die großen Figuren der Grenadiere im Vordergrunde gehalten, welche unsre Aufmerksamkeit von dem geistigen Mittelpunkte der Komposition mehr als nötig ablenken. Doch hält die dunkle Tonstimmung des Ganzen die verschiednen Teile noch leidlich zusammen. Wo aber die dem Künstler eigentümliche Färbung fehlt und die Zeichnung allein eine große Fläche interessant und bedeutend gestalten soll, bleibt auch Menzel hinter den höchsten Anforderungen zurück. Der durch die Erfolge der letzten Jahre verwöhnte Künstler hat sich verleiten lassen, aus der wohlthätigen Verborgenheit seines Ateliers einen Karton hervorzuholen, welchen er im Jahre 1847 für einen Kunstverein in Kassel gezeichnet, später aber, in richtiger Erkenntnis der für einen so großen Mann gebotenen Notwendigkeit, Mißlungenes dem Anblicke des gläubig gemachten Publikums zu entziehen, wieder zurückerworben hat. Menzel ist unbestreitbar ein großer Künstler, so lange er kleine Illustrationen mit dem Stifte, der Feder, der Kreide und dem Pinsel in Wasser- oder Gouachefarben zeichnet. Seine Öltechnik kann — trotz ihrer unleugbaren Härten und Einseitigkeiten — auch noch bis zu einem gewissen Grade gelten. Ein Kartonzeichner ist Menzel aber nicht. Hier hat selbst die Begabung dieses Universalgenies ihre Grenze. Es ist übrigens seltsam, daß sich zu einer Zeit, wo die Berliner Künstlerschaft gegen die ihnen von außen her aufgezwungene Kartonmalerei eines Cornelius bereits scharfe Opposition machte, der nationalste unter den Berliner Malern dazu bewegen ließ, einen Karton zu zeichnen, und zwar einen Karton, dessen Thema mit seiner Eigenart garnicht im Einklange stand. Ein Mann, der kurz zuvor die Werke Friedrichs des Großen mit köstlichen Illustrationen voll satirisch-voltairianischen Geistes geschmückt hatte, sollte eine feierliche Zeremonie aus dem Mittelalter zur Anschauung bringen, den Einzug der Herzogin Sophie von Brabant mit ihrem Söhnchen in Marburg (1247). Für die Zeit, wo er diesen Karton zeichnete (1847), hat Menzel eine ungewöhnlich große Kostümkenntnis entfaltet. Es fehlt auch nicht an interessanten Charakterköpfen, wohl aber an innerm Leben. Der Künstler brachte zur Lösung der ihm gestellten Aufgabe offenbar nicht diejenige Begeisterung mit, welche er für die fridericianische Epoche besitzt. Das Mittelalter ist ihm trotz einzelner wohlgelungenen Kostümstudien fremd, und diese Thatsache ist durch die

Ausſtellung eines längſt vergeſſenen Kartons, der bei ſeinem erſten Erſcheinen ſchon von einem ſo enthuſiaſtiſchen Menzelverehrer wie Franz Kugler verurteilt worden war, von neuem erhärtet worden.

Dieſer Menzelſchen Arbeit weit überlegen ſind zwei Kartons zu den geſchichtlichen Wandmalereien im Rathauſe zu Erfurt von Peter Janſſen, welcher immer noch der bedeutendſte Vertreter der monumentalen Malerei in Deutſchland iſt, ſoweit ſich dieſelbe mit hiſtoriſchen Stoffen beſchäftigt. Die beiden Kartons „Bonifazius als Heidenbekehrer“ und „Das tolle Jahr in Erfurt,“ welche ſchon das Fegefeuer von ſechs oder ſieben großen Ausſtellungen durchgemacht haben, ſind Muſter des hiſtoriſchen Stils in monumentaler Darſtellungsform, knapp und ſcharf in der Kompoſition und in den herrſchenden Linien und doch wuchtig und von dramatiſcher Kraft im Ausdrucke des Einzelnen, der ſelbſt in der tumultuariſchen Revolutionsſzene des zweiten Bildes die der monumentalen Kunſt geſteckten Grenzen nicht überſchreitet. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ein Künſtler von ſolcher Begabung auch die in Angriff genommenen Friesgemälde in der Aula der Düſſeldorfer Kunſtakademie, deren Skizzen, das Menſchenleben als Gegenſtand künſtleriſcher Phantaſie behandelnd, er zu unſrer Ausſtellung geſchickt hat, ebenſo würdig und kraftvoll ausführen wird wie den Bildercyklus im Rathausſaale zu Erfurt.

Janſſen, deſſen Arbeiten uns auf den monumentalen oder dekorativen Zweig der Hiſtorienmalerei geführt haben, iſt ein Künſtler von urſprünglicher Begabung, ein Mann, der ſich ſeinen eignen Weg gebahnt hat, ohne nach Michelangelo und Raffael zu ſchielen. Der Eklektizismus iſt ihm verhaßt. Er iſt lieber ſchlicht und einfach er ſelbſt, als daß er ſich eine feierliche pathetiſche Maske borgte, welche nur für kurze Zeit eine Täuſchung hervorrufen kann. In einer ſolchen keineswegs beneidenswerten Lage befindet ſich der Maler Friedrich Geſelſchap, welcher vor zehn Jahren bei Gelegenheit der Konkurrenz um die Wandgemälde im Kaiſerhauſe zu Goslar aus der Verborgenheit auftauchte und einige Jahre darauf den Auftrag erhielt, die Kuppelhalle im Berliner Zeughauſe mit großen Malereien zu dekoriren. Der Ruf, der dieſem plötzlich zum Heile der monumentalen Kunſt erſchienenen Meſſias vorausging, war ein ganz gewaltiger. Es handelte ſich um nichts geringeres als um die Entthronung Michelangelos und Raffaels von ihren mit Unrecht uſurpirten Ehrenſitzen. Das erſte, was Geſelſchap zu ſtande brachte, ein römiſcher Triumphzug im Innern der Kuppel, erweckte auch die beſten Hoffnungen. Es war wenigſtens auf einen Künſtler zu rechnen, der in Italien die guten Muſter der Wandmalerei mit Verſtändnis ſtudirt und ſich ein ſicheres Gefühl für monumentale Größe und Würde angeeignet hatte. Leider ſind wir in dieſer Vorausſicht durch den großen Karton zu einem Lünettenbilde, eine Symbolik des Krieges, bitter getäuſcht worden. Das Aufgebot gewaltiger Mittel, rieſengroßer, bald übermäßig ſchlanker, bald übermäßig kräftiger und plumper Figuren kann den

gänzlichen Mangel eigner Erfindungskraft nicht verdecken, und zwar erstreckt sich dieser Mangel ebenso sehr auf den Inhalt als auf die Formengebung. Die Komposition ist nichts mehr als eine akademische Umschreibung und Erweiterung der genialsten Schöpfung, welche Cornelius jemals gelungen ist, der apokalyptischen Reiter, die ihrerseits wieder auf Dürer zurückgehen. Cornelius' Formensprache stellte sich bekanntlich, nachdem sie vollkommen ausgereift war, als eine Ableitung von Michelangelo und Raffael und eine ziemlich willkürliche Vermischung der Ausdrucksweise beider Meister heraus. Die Fresken oder vielmehr die Kartons zu den Fresken in der Münchener Glyptothek sind das am meisten bezeichnende Denkmal des Cornelianischen Stils. Ruft man sich die Formenbehandlung dieser Kartons ins Gedächtnis zurück und thut man noch etwas von den übertrieben schlanken und hagern Figuren aus den in Berlin entstandenen Kartons für den Camposanto hinzu, so hat man den ganzen Gesellschap. Der letztere hat in seiner Komposition in der Absicht, etwas besser zu wissen oder zu können, die Unklugheit begangen, das gewaltige Ungestüm, mit welchem die vier apokalyptischen Reiter, Krieg, Pest, Tod und Hunger, über die Menschheit hinwegbrausen, durch eine Teilung in zwei Paare weniger eindrucksvoll und erschütternd zu machen. Aus einem Thore zwischen ihnen stürmt eine hohe Frauengestalt auf einem von Furien gezogenen Kriegswagen hervor. Sie hat ungefähr den Typus einer Minerva und erhebt in der Rechten ein flammendes Schwert, während ihre Linke mit einem Schilde bewehrt ist, welcher das von der Schlange umwundene Kreuz als Zeichen trägt. Ihr rechter Arm wird von einer Genossin unterstützt, die genügend als Stärke charakterisirt ist, und unter dem Schilde steht die Personifikation der Gerechtigkeit. Wer aber ist die Frau in der Mitte, die Hauptfigur? Bellona, die Kriegsgöttin? oder die Nemesis mit dem flammenden Schwerte? Der Krieg ist bereits unter den vier apokalyptischen Reitern vertreten, also kann es nur die Nemesis sein. Ist diese ein volkstümlicher Begriff oder soll die ganze Lünettenmalerei nur dazu dienen, den Scharfsinn archäologisch gebildeter Interpreten zu reizen? Und damit kommen wir auf den wundesten Punkt der ganzen Malerei Geselschaps. In einem Bauwerke, welches der Erinnerung an die Heldenthaten der preußischen Heere gewidmet ist, malt uns Geselschap einen römischen Triumph und eine halb heidnische, halb jüdisch-christliche Allegorie, deren Bedeutung unserm modernen Volksbewußtsein völlig fremd ist. Er hat also nichts Neues sagen und das Alte auch nicht in eine neue Form kleiden können. Das Resultat, welches aus so mühevollen Aufwendungen gezogen werden muß, ist daher leider gleich Null. Wir haben wieder einen Ballast akademischer Produktion mehr, ohne einen Schritt vorwärts gekommen zu sein. Geborgte Größen gelangen frühzeitig zu Fall, weil sie meist kurze Beine haben.

Daß an die Stelle der Wandmalerei gegenwärtig sehr oft ein Surrogat, die Oelmalerei auf Leinwand, tritt, die nachträglich an der Wand befestigt wird, ist eine stilwidrige Unsitte, da die Oeltechnik über ganz andre Ausdrucksmittel verfügt, als die Freskomalerei, und die letztere dadurch in Nachteil kommt. Wenn man jedoch in Betracht zieht, daß klimatische Umstände, Orts- und Temperaturverhältnisse den Malern die Arbeit auf der Wand erschweren und verlängern, wird man sich mit dem Notbehelf der Oelmalerei zufrieden geben müssen. Die Freskotechnik ist in der That für unser Klima, für unsre Luft- und Lebensverhältnisse nicht geeignet, selbst für Innenräume nicht. Die im Festsaale des Berliner Architektenhauses von Hermann Prell ausgeführten Fresken haben der

Einwirkung des Gaslichtes, der hohen Abendtemperatur, dem Rauch, Dunst und Staub nicht lange standgehalten. Sie sind blind und trüb, und eine Reinigung würde, wenn sie überhaupt möglich ist, sehr mühevoll sein oder gar auf eine vollständige Auffrischung hinauslaufen. Diese Gründe haben offenbar dazu geführt, daß der junge, sehr begabte und sich immer prächtiger entwickelnde Künstler das Deckengemälde in Oel auf Leinwand zum Einsetzen in die architektonische Umfassung gemalt hat. Da in dem Festsaale die Preisverteilung des Architektenvereins stattfindet, ist die „Siegende Kunst" (Ars victrix) das Thema der Komposition geworden. In blauem Aether und auf lichten Wolken schweben die Göttinnen des Sieges und der Kunst mit Lorberzweigen und Palmen, die Musen mit dem Pegasus und ihre begleitenden Genien, ein lebhaftes Gewoge, welches den Charakter des Deckengemäldes sowohl, das in einem festlichen Raume den Ausblick auf den freien Himmel ersetzen soll, als den der dekorativen Malerei im besten Sinne herauskehrt. Ein gleiches gilt auch von dem Deckengemälde in der innern Kuppel über der Empfangshalle des Kunstausstellungsgebäudes, welches, ein ähnliches Motiv behandelnd, von Woldemar Friedrich ausgeführt worden ist. Ein Illustrator und Genremaler, der mit seinen Kleinigkeiten nur in kleinen Kreisen Beifall fand, hat sich hier mit Glück an eine große Aufgabe gewagt. Die Komposition sowohl wie die technische Ausführung bewegen sich freilich nur in den Grenzen der Nachahmung. Die erstere erinnert an die gewagten Kuppeldekorationen eines Tiepolo, die koloristische Behandlung, die Kostümirung und Bildung der Gestalten an Paolo Veronese. Doch hat der moderne Maler immerhin ein gewisses Gefühl für monumentale Größe zur Stelle gebracht, weshalb seiner Arbeit der Eindruck des Imponirenden und Großartigen nicht fehlt. Es fragt sich nur, ob seine Technik genug Solidität besitzt, um auch aus der Nähe betrachtet standzuhalten. Die Komposition dieses Kuppelbildes schildert die Huldigung der an der Spitze eines Künstlerzuges einherschreitenden Germania vor der thronenden Berolina, welche die Gastfreundschaft in dem Tempel der Kunst übt, dann den Genius des Ruhmes, eine heroische Frauengestalt, welche Kränze und Siegespalmen verteilt, und die Personifikation der deutschen Kunst, welche, von Musen geleitet, zu dem aus dem Zenith der Kuppel erscheinenden Gotte des Lichts und der Künste in bescheidner Demut emporschwebt.

Von dekorativen, zum Schmucke der Häuser bestimmten Malereien sind dann noch die vier Friesbilder für die Berliner Universitätsbibliothek von Otto Knille, zwei ähnliche für die Aula des Gymnasiums zu Bromberg von Otto Brausewetter und vier Lünettengemälde für das neue kunsthistorische Museum in Wien von Hans Makart zu nennen. Die Arbeiten von Knille und Makart stehen koloristisch auf einer Stufe. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß der mancher genialen Schwunges, trotz viel geringerer Sorgfalt der Zeichnung und Vorzug Willkürlichkeiten in der Erfindung, auf Seiten Makarts liegt. Er hat vier berühmte Meister, Dürer und Holbein, Tizian und Rubens in Halbfiguren bei der Modellmalerei dargestellt: Dürer, wie er eine trauernde Madonna malt, Holbein vor einer weltlichen Schönheit seiner Zeit, die er unter dem zweideutigen Namen Laïs Corinthiaca porträtirt hat, Tizian und Rubens vor einer Venus und einer Bacchantin in unverhüllter Leibespracht. In der dekorativen Malerei lag Makarts Stärke: das predigen diese Bilder so laut und deutlich, daß man nur die Verirrungen bedauern kann, welche den vor der Zeit dahingegangenen Künstler zu oft von dem richtigen Wege seines Talentes abgeleitet

haben. Knilles Arbeiten, die antike, mittelalterliche, Renaissance- und moderne Geisteskultur in ihren Hauptsitzen Athen, Paris, Wittenberg und Weimar durch ihre vornehmsten historischen Vertreter darstellend, sind glänzend kolorirt, vortrefflich gezeichnet und in streng geschichtlichem Stile gehalten. Aber die Korrektheit wird nirgends von dem Feuer des Genius durchglüht. In dem letzten Bilde haben wir nur eine sehr nüchterne Aneinanderreihung von Kostümfiguren vor uns, welche die klassische Epoche Weimars ungefähr wie ein biographisches Lexikon illustriren. Brausewetters Kompositionen sind in der Farbe, in der Zeichnung in der Erfindung so mittelmäßig, daß jedes Wort der Kritik überflüssig ist. Ein Genremaler von bescheidner Begabung, der zur Not einige Kostümfiguren richtig in eine Landschaft oder in einen Innenraum hinstellen kann, wird trotz ehrenvoller Aufträge nicht im Handumdrehen zum Historienmaler. Wandlungen des Genies lassen sich nicht durch amtliche Dekrete herbeiführen.

Allerlei Laufbahnen.

3. Auch wenn du Ischarioth hießest!

Der „alte Rosenstiel," unser gewissenhafter Korrektor, war bei der ganzen Redaktion beliebt, ungeachtet seiner wenig einnehmenden Erscheinung und der orthographischen und stilistischen Schrullen, mit denen er sich manchen Eingriff in die Rechte der Autoren erlaubte. Mit seinem Gesichte und seinen Manieren söhnten uns die harmlose Gutmütigkeit und Bescheidenheit aus, mit seinen eigenmächtigen und unnötigen Korrekturen die sorgsame Ausbesserung nicht nur der Setzfehler, sondern auch der Versehen, die bei dem atemlosen Schreiben in einer Zeitungsstube so leicht vorkommen. Denn er war ein grundgelehrtes Haus und hätte es bei seinem vielseitigen Wissen zu ganz andern Lebensstellungen bringen können, wäre er nicht so träg und unbeholfen in seinen eignen Angelegenheiten und dabei anspruchs- und bedürfnislos bis zum Cynismus gewesen. Der größte Teil seines Lebens war mit Unterrichten in allen möglichen Dingen hingegangen, für seine alten Tage war ihm das Korrekturenlesen bequemer, das ihn notdürftig ernährte und ihm Zeit ließ für seine Sprachstudien. Für ein großes Werk über den Talmud sammelte er Berge von Excerpten und Notizen, aber zum Verarbeiten derselben ist er nie gekommen.

Als er eines Tages in seinem niemals gelüfteten, mit mehr Büchern und Papieren als Möbeln angefüllten Dachstübchen saß und stillvergnügt über einem Folianten brütete, stellte sich ihm ein Jüngling in sehr abgetragenen, staubbedeckten Kleidern als Verwandter vor, welcher zu Fuß geradeswegs aus Polen angekommen war, um „sein Glück zu machen." Dazu solle der „Onkel" ihm behilflich sein. Der Alte war nicht übermäßig erfreut über diesen Besuch, aber seine Gutherzigkeit und der nationale Familiensinn hielten ihn zurück, den „Neffen" einfach abzuweisen, dessen in fürchterlichem Kauderwälsch dargelegte Abstammung kaum den Anspruch auf Verwandtschaft, selbst in nichtjuristischem Sinne, rechtfertigen konnte. Er nahm eine Art Prüfung mit dem Ankömmling vor, deren Ergebnis ihn ganz bekümmert ausrufen ließ: „Du willst dein Glück in der großen, fremden Stadt machen? Du kannst ja nicht einmal Deutsch, kannst überhaupt nichts, absolut garnichts!" Er werde schon lernen, was nötig sei, meinte der Junge, setzte aber, als Rosenstiel

sich erbot, ihm Unterricht zu erteilen, und sofort den Anfang machen wollte, hinzu, aus Büchern brauche er nichts zu lernen. Der Onkel sei ja bei einer Zeitung, und bei Zeitungen hätten schon mehrere aus seiner Heimat ihr Glück gemacht; der Onkel möge ihm nur ein Pöstchen verschaffen, das Weitere werde sich schon finden. Eine solche Verwegenheit war dem Alten noch nicht vorgekommen, und der Unternehmungsgeist, welchen der Junge im weiteren Gespräch an den Tage legte, setzte ihn mehr und mehr in Erstaunen und nötigte ihm einen gewissen Respekt ab, der mit Mißtrauen durchsetzt war. „Bei unserm Blatte ist kein Platz für dich," sagte er endlich, indem er den Nachsatz: „da sind lauter anständige Leute," verschluckte; „doch bei der * Zeitung kenne ich den Expeditor, der kann dich vielleicht unterbringen. Aber," und dabei spielte ein sarkastisches Lächeln um seinen zahnlosen Mund, „wenn du dein Glück machen willst, darfst du nicht Kohn heißen, und nun gar Isaschar Kohn. Das dürfte sich nur ein reicher Mann erlauben; wer kein Geld hat, setzt sich damit dem Spott aus." Der Jüngling war bisher auf seinen Namen sehr stolz gewesen, wollte ihn indessen gern opfern, wenn er seinem Glücke im Wege stünde. Es wurden mehrere Variationen versucht, alle waren dem Alten „anrüchig," König fand zuletzt Gnade; „Isidor König, ja das klingt."

Wenige Tage später war Isidor König wohlbestallter Zeitungsträger, rannte straßauf, straßab, gewann in kürzester Zeit Ortskenntnis, verriet ein überraschendes Gedächtnis für Namen und Personen, und lernte bald sich verständlich machen. Seine Talente blieben nicht unbemerkt, man gab ihm einen Platz in der Expedition. Da wußte er ebenfalls rasch Bescheid, hatte die Augen und Ohren überall und behielt beim flinksten Arbeiten immer noch Zeit übrig, mit den Kunden zu plaudern. Hatte er da eine Stadtneuigkeit erfahren, so brachte er sie in seiner Weise zu Papier, malte I. K. davor und schickte das Manuskript in die Redaktion. Wenn am folgenden Morgen die Notiz wirklich erschien, war sie allerdings gänzlich umgestaltet, doch das hielt ihn nicht ab, jedermann auf „seinen Beitrag" aufmerksam zu machen. Er war „Mitarbeiter," und sein Ansehen stieg mächtig bei dem Personal, welches sich sonst über sein originelles Deutsch lustig gemacht hatte, und bei seinem Publikum.

Aber solche kleine Erfolge konnten den Ehrgeiz Isidor Königs nicht befriedigen. Eines Tages meldete er sich beim Eigentümer des Blattes und setzte ihm kurz und gut auseinander, das Unternehmen werde nach falschen Prinzipien geleitet. Für jede Zeile berechne die Redaktion Honorar, umgekehrt müsse die Redaktion für jede Zeile Honorar einnehmen. Der Eigentümer hatte anfangs nicht übel Lust, dem zudringlichen Narren die Thür zu weisen. Aber der führte seinen Satz mit ebensoviel Zuversicht als Zungenfertigkeit aus: jeder Aufsatz, jede Nachricht bringe doch irgend jemand Nutzen, und dafür müsse dieser Jemand zahlen. An der neuesten Nummer demonstrirte er, daß die Artikel über Literatur, Musik, Theater, bildende Kunst, über Handel und Gewerbe, ja sogar über Prozesse nicht nur zur Unterhaltung der Abonnenten dienten, die dafür ihren Tribut entrichteten, sondern zugleich für Anstalten oder Personen Reklame machten, und daß die Zeitung keine Veranlassung habe, solche Dienste umsonst zu leisten. Eifrig rief er: „Die Schriftsteller, die Buchhändler, die Komponisten, die Theaterdirektoren, Schauspieler und Musiker, die Maler und Bildhauer, die Kaufleute, Industriellen, Banken, alle machen sie Geschäfte durch die Zeitung, soll die Zeitung kein Geschäft dabei machen? Was haben Sie davon, daß Sie die langen Reden der Advokaten und der Abgeordneten abdrucken? Wollen die ihre Reden lesen, sollen sie dafür zahlen! Ich möchte den Minister nicht nennen, wenn ers umsonst haben will!"

Mit wachsendem Staunen hatte der Zeitungseigentümer zugehört, und als der Redner endlich atemlos innehielt, sagte er wohlwollend: „Junger Mann, Sie sind ein Idealist. Freilich wäre das der normale Zustand, denn jetzt arbeiten wir, wie Sie richtig bemerken, fortwährend für andre und ernten keinen Dank dafür. Aber wir leben in einer unvollkommenen Welt und müssen uns mit dem Bewußtsein zufrieden geben, das Wahre, Gute und Schöne mit allen Kräften zu fördern, also die Menschheit ihrem großen Ziele näherzuführen. Indessen will ich mir die Sache überlegen, vielleicht lassen sich Ihre Ideen wenigstens nach und nach verwirklichen. Mit einem Schlage ist eine bedeutende Reform nicht durchzusetzen, die Gemüter müssen langsam an das Neue gewöhnt, müssen überzeugt werden. Wenn man der großen Menge plötzlich, ohne Vorbereitung, ein Licht aufstecken wollte, würde sie nur geblendet und verblüfft werden. Wir sprechen noch darüber." Für sich dachte er: „Der Mensch ist ein Genie."

In der That wurde die „Reform" sogleich in Angriff genommen, nicht so stürmisch und radikal, wie Isidor König gewünscht hatte, sondern Schritt für Schritt. Und wie sich von selbst versteht, erhielt er dabei eine, um nicht zu sagen die entscheidende Stimme. Er wurde beauftragt, jedes gedruckte Blatt genau zu prüfen, den Wert der Mitteilungen zu taxiren und eine Liste derjenigen Personen oder Institute und Geschäfte anzufertigen, welche nach seiner Ansicht in Kontribution gesetzt werden mußten. Zum Schmerze des kühnen Reformators wurden diese Listen regelmäßig gekürzt und die Summen herabgesetzt, da der bedächtige Eigentümer stets in Furcht vor öffentlichem Aergernis schwebte. Doch das Prinzip war anerkannt und König gefürchtet wie der Großinquisitor. Denn falls er keinen Schuldigen außerhalb der Redaktion ermitteln oder erreichen konnte, hielt er sich an den Verfasser des Artikels, belastete dessen Honorarkonto und stellte ihm frei, sich schadlos zu halten. Zu Anfang rebellirten zwar die Mitarbeiter oder verspotteten sein System. Wenn z. B. gemeldet worden war, daß Louis Napoleon sich nach Plombières begeben habe, so fragten sie den „Administrator" (welcher Titel ihm beigelegt worden war), ob er dem Kaiser schon die Rechnung geschickt habe. Allein Widerspruch und Spott verstummten, als sich zeigte, welchen Einfluß er sich erworben hatte, daß er rachsüchtig war und keine Beleidigung vergaß. Auch das Publikum ließ sich die neue Art von Steuer nicht ganz geduldig aufbürden, mehrmals versuchte jemand, eine Koalition ins Leben zu rufen, um das Unwesen öffentlich zu brandmarken, und immer erklärten viele, ein solcher Schritt werde sehr nützlich sein; nur unterschreiben wollte niemand. Wer wollte es auch mit der verbreiteten Zeitung verderben! Man murrte und zahlte.

Die weitere Entwicklung hat nichts überraschendes. Isidor König betrieb den Verkauf der Zeitung an eine Aktiengesellschaft und wurde „Direktor." Nach einigen Jahren waren die meisten Aktien in seinen Händen, und so weiter.

Bevor er noch den Gipfel seiner Macht erklommen hatte, wurde ihm eines Tages gemeldet, daß der Onkel Rosenstiel im Sterben liege. Er fand den Alten in demselben Dachzimmer, das noch ebenso ärmlich, unordentlich und schmutzig aussah wie damals, als Isaschar Kohn es zum erstenmal betrat. Gerechter Stolz mußte die Brust des Mannes schwellen, welcher jetzt, frisirt und parfümirt, nach der neuesten Mode angethan, eine Brillantnadel im roten Halstuch, an dem Bette des Gelehrten stand. Der aber betrachtete ihn voll gutmütiger Schelmerei. „Ich muß dich um Verzeihung bitten," sagte er, „ich habe dich um deinen ehrlichen Namen gebracht. Das wäre nicht notwendig gewesen, du hättest dein Glück gemacht, auch wenn du Ischarioth hießest."

4. Blumberg und Bergblum.

Es gab einmal zwei schöne Seelen, Blumberg und Bergblum, die sich gefunden und verbunden hatten zur Herausgabe eines merkwürdigen Journals, dessen Titel mir entfallen ist. Der eine hatte die „geistige" Leitung, der andre die „geschäftliche," aber diese Arbeitsteilung war nur nominell, galt nur für gewisse Fälle, in welchen es dem einen oder dem andern bequem sein konnte zu sagen: „Davon weiß ich nichts, das ist Sache meines Administrators." Der „Administrator" war dann stets der andre. In der That beteiligten sich beide in ganz gleicher Weise an den Redaktions- und Expeditionsarbeiten. Die ersteren bestanden vorzugsweise darin, in dem Adreßbuche nach Personen zu suchen, welche vielleicht bereit sein würden, sich einem Organe, welches ihren vermeintlichen Verdiensten zur öffentlichen Anerkennung verhülfe, dankbar zu erweisen. Die Personen, zu welchen die Redakteure dies Zutrauen hatten, erhielten Mitteilung von der guten Absicht der letzteren. Viele ließen sich willig finden, „gegen Ersatz der Druckkosten" berühmt zu werden. Zeigte sich jemand nicht ehrsüchtig, oder war ihm das vorgeschlagene Mittel nicht genehm, oder schienen ihm die „Druckkosten" zu hoch, so erhielt er gewöhnlich nach einiger Zeit die vertrauliche Mitteilung, daß bei der Redaktion ein Artikel eingelaufen sei, dessen Abdruck ihm unangenehm sein werde, die Redaktion selbst wünsche nichts sehnlicher, als von der Unwahrheit des Inhaltes durch ihn überzeugt zu werden. Dann beeilte sich mancher, die gewünschte Ueberzeugung herzustellen. Wer auch gegen solche Mahnung taub blieb, hatte es sich selbst zuzuschreiben, wenn in dem geschätzten Blatte kleine gehässige Notizen über ihn oder leicht verständliche Anspielungen auftauchten, aber in so vorsichtiger Fassung, daß er keinen Schutz dagegen anrufen konnte, ohne sich selbst anzuschuldigen oder lächerlich zu werden. So verdienten Blumberg und Bergblum redlich ihr tägliches Brot und teilten es redlich miteinander.

Leider war jeder von des andern Redlichkeit nicht in dem Grade überzeugt wie wir. Bald hegte dieser, bald jener den Verdacht, bei einem Beutezuge übervorteilt worden zu sein. Und so oft auch dergleichen kleine Differenzen auf gütlichem Wege ausgeglichen wurden: endlich erklärten doch beide einstimmig, mit einem so ausgemachten Schurken könnten sie nicht länger in Verbindung bleiben. Jeder gründete ein eignes Blatt. Nennen wir der Kürze halber das eine den „Blumenberg," das zweite die „Bergblume." Beide unterschieden sich von ihrem gemeinschaftlichen Vorbilde dadurch, daß sie es sich neben der Verherrlichung verdienstvoller und zahlungsfähiger Mitbürger zum Geschäfte machten, die Korruption in der Presse zu bekämpfen. Blumberg warnte seine Leser vor Bergblum, Bergblum die seinigen vor Blumberg als einem Verworfenen, welcher das Hohepriesteramt der Publizistik entweihe, mit der Feder den schmählichsten Mißbrauch treibe, das öffentliche Interesse seinem privaten opfere, die Ehre der Familien, den Frieden des Hauses antaste aus schnöder Gewinnsucht u. s. w., und die Gerechtigkeit erfordert, anzuerkennen, daß sie für ihre Anschuldigungen stets schlagende Beweise anführten. Wenn sie ihrer gegenseitigen Verachtung immer stärkern Ausdruck gegeben hatten und endlich keine Steigerung mehr ersinnen konnten, erklärten sie emphatisch, es sei unter ihrer Würde, sich ferner mit einem so schmutzigen Gesellen zu befassen, und sie würden daher allen Beschimpfungen und Verleumdungen des Gegners nur noch das Schweigen der Verachtung entgegensetzen. Nach einiger Zeit wurde die Verachtung dann wieder sehr beredt, und so fort mit Grazie.

Insoweit jedes Blatt seinen besondern Leserkreis hatte, nahm dieser lebhaft Partei für seinen so kühn und unerschütterlich für Recht und Ehre kämpfenden Redakteur und teilte dessen Entrüstung über den gesinnungslosen Gegner. Aber jeder Kreis war nur klein. Blumberg „vernichtete" Bergblum, dieser jenen fast in jeder Nummer, nichtsdestoweniger existirte jeder von ihnen weiter und fuhr fort, das Geschäft des andern zu stören. Und als beide einmal in dem Vorzimmer eines reichen Mannes zusammengetroffen, ungeberdig und lärmend geworden waren, und sich plötzlich durch denselben Bedienten vor die Thür gesetzt fanden, erinnerten sie sich der besseren, einträglicheren Zeiten ihres einträchtigen Wirkens. Ohne sich in nutzlose Erörterungen über die jüngste Vergangenheit einzulassen, vergruben sie die Streitaxt, und in der nächsten Woche konnte jeder Redakteur die frohe Mär verkünden, daß es gelungen sei, den hochgeachteten, in den weitesten Kreisen geschätzten Schriftsteller Herrn u. s. w. für das Blatt zu gewinnen, welches fortan ohne Aenderung der Tendenz, aber mit verstärkten geistigen und materiellen Fonds unter dem Titel „Die Blumenbergblume" erscheinen werde.

Und was sagten die Leser dazu? Die meisten garnichts. Gäbe es nicht ein so nachsichtiges und gedächtnisschwaches Publikum, wie sollten derartige Blätter überhaupt möglich sein! Daß die Verschmelzung der beiden trefflichen Organe nicht die erwarteten Früchte trug, hatte einen ganz andern Grund, als daß den Lesern, geheimen Mitarbeitern und Inserenten die Augen aufgegangen wären. Unsre beiden Helden hatten Nachahmer gefunden, und von diesen hatte einer durch Erweiterung des Wirkungskreises und Benutzung der Holzschnittillustration einen gewaltigen Vorsprung gewonnen. In seinem Blatte befand sich neben der „Ehrenhalle" für verdiente Mitbürger auch eine „Schandhalle" für hervorragende Einbrecher, Falschmünzer, Mörder, Selbstmörder u. s. w., und zwar „in Wort und Bild." Es mag Uebertreibung gewesen sein, wenn begeisterte Anhänger dieses neuen Blattes behaupteten, es liefere pünktlich sogar die Bildnisse unbekannter Thäter von Verbrechen. Dagegen ist es erwiesen, daß die Redaktion stets einen großen Vorrat von Phantasieporträts hielt, um sogleich, wenn der Telegraph einen sechsfachen Mord und Selbstmord diesseits oder jenseits des Ozeans meldete, die ganze unglückliche Familie in effigie vorführen zu können, und daß mehr als einmal irgendein Ortsbürger, welcher seine silberne Hochzeit gefeiert oder sonst eine edle That begangen und dafür einen Platz in der Ehrenhalle erhalten hatte, einige Monate später als flüchtiger Kassierer oder Bigamist in der andern Abteilung figurirte.

Blumberg und Bergblum versuchten zwar den Wettlauf mit dem Rivalen, vermochten aber dessen Genialität nicht zu erreichen. Ihr Stern verblich, und sie mußten froh sein, von dem großmütigen Sieger in dessen Redaktionsstab aufgenommen zu werden, welcher nach und nach alle hervorragenden Talente für diese Gattung von Schriftstellerei in sich vereinigte. Wohl ist dann und wann an den Chefredakteur die Versuchung herangetreten, mit Hilfe der glänzenden Federn, welche ihm zu Gebote stehen, sein Blatt in ein sogenanntes vornehmes umzugestalten, doch bleibt er seinem Vorsatze treu, für die Erziehung des Volkes zu wirken, und wahrt treulich auch die äußern Kennzeichen eines echten Volksblattes: graues Papier und schmierigen Druck. Sein Wahlspruch ist „Ehrlich währt am längsten," und er erläutert denselben folgendermaßen: „Die Verbrecherbiographien nehme ich ohne alles Honorar auf, und sie nützen meinem Blatte viel mehr als die bestbezahlten Hymnen auf Männer, welche unsrer Zeit zum Ruhme gereichen."

Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Schluß.)

Unheimlich widerſpruchsvoll, wie niemals zuvor, war es jetzt Camoëns inmitten dieſes Getümmels zu Mute. Er empfand wie die klagenden Tauſende, zwiſchen denen er ſich hindurch und wieder nach dem Hafen drängte, und dennoch verſchieden von ihnen! Das Unheil der Niederlage, die düſtre Ausſicht in die Zukunft, in der ſein Vaterland in ſpaniſche Hände fallen mußte, brannten in ſeiner Seele, er ſah im Geiſte das Schlachtfeld von Alcacer mit den Leichen derer bedeckt, die vor kurzen Wochen ſtreitfroh und ruhmesdurſtig durch eben dieſe Straßen gezogen waren, die glutroten Wolken, in denen die Sonne niederging, gemahnten ihn heute ſo ſeltſam an Blut — und doch war es ihm, als habe mit einemmale ſein Daſein, mitten in all dem Jammer, wieder einen Zweck erhalten. Er erblickte in dem troſtloſen Dunkel ein Licht, flackernd und ſchwankend, aber dennoch erreichbar. Er ſchlug abermals den Weg zum Hafen ein, nicht um in dumpfer Spannung neuen erſchütternden Nachrichten aus Afrika entgegenzuharren, ſondern um zu erforſchen, wie bald ein Schiff nach Tanger hinübergehen werde. Ein paarmal blickte er auf die Spange ſeines Wamſes, in welcher der große Smaragd des Maharadſcha von Dharwar noch funkelte, und ein ſchwaches Lächeln ſtahl ſich über ſein Geſicht. Es war gut, daß er dies einzige Kleinod noch zu opfern hatte, denn völlig mittellos durfte er die Ausfahrt nach Catarina Palmeirim nicht wagen.

Fort und fort kehrten ſeine Gedanken zu ihr zurück: aus den kurzen, verächtlichen Worten des ehemaligen königlichen Beichtvaters erriet er, was vorgegangen war, was die Ärmſte gelitten haben mußte. Sie hatte dem Könige ihr volles, reines Herz, ihre Jugend und Schönheit freudig hingegeben, um nach wenigen Tagen den Ermahnungen Fray Tellez Almeidas ſchnöde aufge-

opfert zu werden. Und während sie sicher in der dunkeln, engen Mauernstadt am afrikanischen Strande auf das Wiedererwachen von Dom Sebastians Neigung und Leidenschaft gehofft hatte, war die Kunde seines jähen Todes zu ihr gedrungen! Camoëns dachte an Catarina mit einem tiefen Mitleid, aus dem jede selbstsüchtige Regung, jeder Traum glücklicher Zukunft verflogen war. Er wollte und begehrte nichts mehr, als der Gebrochenen den Rest seines unnützen Lebens zu weihen, und schon erfüllte es ihn mit heißer Ungeduld, daß ihn ein Stück Weltmeer und eine Reihe von Tagen von dem traurigen Verbannungsorte Catarinas trennten.

Der Abend sank heute auf Lissabon herab, ohne Abendruhe zu bringen. Die erregten Volksmassen, welche die Straßen durchzogen und in immer lautere Verwünschungen aller Ratgeber ausbrachen, die den König und Portugal in die unselige Unternehmung gestürzt hatten, lechzten dabei nach neuen Erregungen, nach Einzelheiten des ungeheuern Unglücks. Weil sie wußten, daß die königliche Flotte der Vernichtung entgangen sei, schaarten sie sich um das Hafenbecken, als ob deren Segel in der nächsten Minute sichtbar werden könnten. Camoëns suchte sich einen Pfad zum Hause der Admiralität zu bahnen, wo er am ehesten erfahren konnte, ob morgen ein Schiff nach Tanger gehe oder nicht. Ehe er indes den Eingang zu dem langgestreckten Gebäude gewann, unter dessen Fenstern gleichfalls tobende, drohende Volkshaufen standen, vernahm er aus einer Gruppe von Schiffern und Hafenwächtern, daß vom Wachtturme am südlichen Molo zwei Schiffe aus Tanger signalisirt seien. Die Nachricht bannte ihn auf die Stelle, an der er sie vernommen hatte. Nicht wahrscheinlich, aber möglich war es doch, daß sich am Bord dieser Fahrzeuge jemand befand, welcher die Gräfin Palmeirim in Tanger gesehen hatte und ihm ein Wort, ein tröstliches Wort über sie berichten konnte.

Von den gewaltsamen Eindrücken des Tages tief erschöpft und völlig stumm, lehnte sich Camoëns an einen der Pfeiler mit eisernen Ringen, an denen die landenden kleineren Fahrzeuge festgelegt wurden. Er sah über die Hafenflut hin, in welcher sich die letzten farbigen Wolken spiegelten, und vernahm hinter sich den brausenden Lärm, aus dem immer aufs neue Wehklagen, Gebete und Verwünschungen erschollen. Ihm war unsäglich schwer und wirr zu Mute, er fühlte, des Königs gedenkend, bald die tiefste Trauer, bald einen raschverlodernden Zorn über das Weh, das Dom Sebastian der Gräfin Catarina bereitet hatte. Dazu erfüllten stumme Anklagen wider sich selbst seine Seele, so oft er der Toten auf dem fernen Wüstenschlachtfelde gedachte, ergriff ihn ein dumpfer Schauder und er mußte den Rest seiner Kraft aufbieten, um aufrecht zu bleiben. Dann scheuchte er auf Minuten die quälenden Gedanken von sich und blickte den beiden Schiffen entgegen, welche im Halbdunkel langsam, viel zu langsam für seine brennende Ungeduld von der Rhede heraufsegelten. Es ward immer nächtiger rings umher, der Hafenvogt ließ ein paar Pechpfannen anzünden,

deren greller Schein weit hinaus auf das Waſſer und weit über den Platz leuchtete, die rote Helle lockte neue Menſchenſchwärme heran, und die Kunde, daß jene beiden Schiffe von Tanger kämen, flog von Mund zu Munde. Camoëns achtete nicht auf die Geſichter derer, welche ſich hinter ihm ſammelten, er hörte nicht, daß ſein Name mit drohendem Murren genannt ward. Auch an Bord der Schiffe wurden jetzt Lichter entzündet, ſie näherten ſich der Landeſtelle, die Bemannung drängte ſich nach dem Vorderteil, Ankerketten raſſelten und ſtarke Taue wurden ans Ufer geſchleudert. Eines derſelben traf Camoëns an der linken Schläfe und betäubte ihn für eine kurze Zeit. Über die hölzernen Landebrücken erdröhnten Tritte, vom Bord erſchollen Weherufe, welche aus den Reihen der am Ufer ſtehenden erwiedert wurden, die erregte Menge umringte die erſten Männer, welche vom Deck herüberkamen, und vernahm enttäuſcht und dumpf grollend, daß keine Geretteten von Alcacer, ſondern nur Verwundete aus früheren Gefechten an Bord ſeien. Indem Camoëns wieder zum Bewußtſein kam und unter den aus dem nächſten Schiff ſteigenden umherblickte, wen er anſprechen könne, ſchlug eine Stimme an ſein Ohr, die er, zuſammenſchreckend, erkannte, er vernahm durch das Getöſe die bittenden Worte: Gebt ein wenig Raum, ihr Leute! und verhelft mir, wenn ihr könnt, zu einer Sänfte oder einem Maultier für meine kranke Dame! Ich werde den, welcher mir herzuruft, was ich bedarf, nach Kräften reich belohnen.

Camoëns wandte ſich blitzſchnell um, der zweiten der Landebrücken zu; in dem Augenblicke, wo er den Sprecher, den alten Miraflores, den Stallmeiſter der Gräfin Palmeirim, vor ſich ſah, beugte ſich derſelbe, ohne ihn zu erkennen, nach dem Schiffsrande zurück und bot ſeine Hand einer Frauengeſtalt, die in dunkle Gewänder gehüllt war, deren Geſicht niemand wahrnehmen konnte und die der Herzuſtürzende doch erkannt haben würde, und wäre ſie noch tiefer und dichter verhüllt geweſen. Camoëns beugte ſeine Kniee vor ihr, er verſuchte umſonſt ihre Hand zu erfaſſen und rief mit einer Stimme, die von ſchmerzlicher Bewegung und wildem Entzücken zugleich halb erſtickt war: Ihr ſeid es ſelbſt, Herrin! Das heiß' ich Gottes reinſte Gnade mitten in Gottes Zorn. Erlaubt, daß ich Euch beiſtehe, und verfügt über mich, wie über Euern letzten Knecht!

Die Verhüllte zuckte wie bei einem ſchmerzlichen Stich zuſammen, als ſie in dem roten Scheine am Ufer den vor ihr knieenden erkannte. Mit zitternder Hand ſchlug ſie den Schleier zurück und enthüllte das bleiche, edle Geſicht, dem folternder Gram und Thränen ſeine Schönheit nicht geraubt hatten. Aber aus dieſem Geſicht ſahen die dunkeln Augen jetzt nicht verweint, ſondern zornſprühend, mit wildem Haß auf Camoëns. Sie ſtreckte ihre Hand gegen ihn aus, als ob ſie ihn zurückſtoßen wolle, und ſagte mit bitterm Tone: Was wähnt Ihr, was ſtellt Ihr Euch in meinen Weg, Luis Camoëns? Ihr ſeid es geweſen, der mit ſeinem falſchen Lied des unglücklichen Königs Entſcheidung herbeigeführt hat, Ihr habt ihn bethörend, ruhmverheißend angeſpornt, in die Speere der Mohren

getrieben, als ihn mein Flehen ein letztesmal zögern ließ! Ich — kenne Euch ganz; Fray Tellez Almeida hat mich nicht umsonst in der Stunde, da er Dom Sebastian grausam von mir trennte, an Euch verwiesen. Ich war bereit, für meine Sünden jede Buße auf mich zu nehmen, aber daß eben Euer Antlitz das erste sein muß, das ich in Portugal erblicke, ist härtere Buße als ich verdient habe! Reiche mir deinen Arm, Miraflores, wir dürfen hier nicht warten. Nach dem Kloster der heiligen Anna, wie ich es gesagt!

Catarina Palmeirim verstummte und wandte sich, ihre leidensblassen Züge wieder verhüllend, ab. Aber auch Camoëns war nach einem einzigen lauten Aufschrei verstummt, und während in den gedrängten Zuschauerreihen, die sich vor der hohen Frauengestalt bereitwillig und ehrfurchtsvoll öffneten, sein Name unter Flüchen und Drohungen wiederholt ward, lag der Träger dieses Namens bewußtlos zwischen den verwundeten Kriegern, welche man aus den Tangerschiffen getragen und am Ufer niedergelegt hatte.

Zwölftes Kapitel.

Im Sonnenuntergange eines Frühlingsabends, in dem die blühenden Gärten längs des Tajo wie die Wellen des Stromes in rosiges Licht getaucht schienen und die scheidenden Sonnenstrahlen die ersten berauschenden Düfte der Lenznacht hervorzulocken begannen, gingen in einem entlegenen Stadtteile von Lissabon drei Gestalten hin und wieder, die in minder stillen Straßen durch die Verschiedenheit ihrer Erscheinung, wie durch den Eifer ihres Gesprächs aufgefallen wären. Hier freilich, zwischen den langgestreckten Garten- und Hofmauern, über die man nur von fern einige Gebäude und sonst nur lange Reihen von Baumwipfeln emporragen sah, welche in voller Blütenpracht standen, begegnete den dreien so gut wie niemand, und Senhor Manuel Barreto hatte auch vorhin, als er seiner jungen Gemahlin aus der Sänfte half und die Träger nach einer weit zurückliegenden Kirchenpforte wegschickte, die einsame Straße mit umso größerer Zufriedenheit begrüßt, als er den Mann in ihr harren sah, den er hier zu finden gewünscht hatte. Bartolomeo Otaz, der ehemalige Steuermann, war mit stürmischer Eile auf seinen alten Gönner zugeschritten, aber die edle Haltung und die fremdartige Schönheit der jungen Frau neben Senhor Manuel ließen ihn bald etwas zögern und zuletzt mit einem ungeschickten Versuche enden, der Dame den Saum des dunkelgrünen reichen Seidenkleides zu küssen. Esmah Catarina, welche Otaz aus Erzählungen ihres Gatten kannte, reichte ihm lächelnd ihre Hand zum Kuß und sah gleich Barreto erwartend auf die Lippen des Wackern, die sich heute nicht öffnen wollten.

Nun Alter, wir sind deinem dringenden Rufe gefolgt und hoffen, daß du diesmal glücklicher gewesen bist, als früher wir selbst! hub Barreto an. Sowie

mir Jayme Leiras die Kunde brachte, daß du eine Spur des verschollenen Freundes aufgefunden hättest, brachen wir von Almocegema auf. Wir wären früher hier gewesen, doch du weißt, wie es steht, das Land ist unsicher und wimmelt von spanischen Dieben und Strolchen, die Quartier machen für den Herzog von Alba und König Philipp, welche nachfolgen werden. Ich konnte mit meiner Frau nicht ohne bewaffnetes Gefolge zur Hauptstadt kommen. Aber es ist besser, so wenig wie möglich davon zu sprechen. Was weißt du über Camoëns?

Otaz zog die krause Stirn in noch tiefere Runzeln, als gewöhnlich. Er erwiederte leise, von Esmah ein wenig abgewandt: Ich hatte die Wohnung gefunden, in der er sich verbarg, wie ein wundes Edelwild in der Höhle. Erlaßt mir zu sagen, welch eine Wohnung es war — freilich dem Himmel näher als der Erde — in den hohen Häusern, die Mascarenhas, der Bahiakaufmann, hinter der Praca da Figueira errichtet hat, im fünften Geschoß, eines Edelmannes und vollends eines Mannes, wie er, unwürdig; allen heiligen Nothelfern sei Dank, daß er von dort hinweg ist!

Ich fürchtete es, daß er in tiefster Not wäre, versetzte Manuel Barreto. Doch wenn er hinweg ist, wo sollen wir ihn finden, was weißt du? Laß uns nicht warten, Bartolomeo!

Ich höre, daß er Aufnahme im Hospital der heiligen Anna gefunden hat, sagte Otaz. Ich wollte Euer Kommen erwarten, Herr, ehe ich dort anpochte, wollte hören, wie Ihr zu helfen gedenkt —

Zuerst müssen wir erfahren, Freund, ob er uns sehen will und kann! fiel der Fidalgo dem Geschäftigen ins Wort. Dreimal war ich in Lissabon, seit die Unheilskunde von Alcacer uns zu Boden warf, dreimal bot ich alles auf, den Freund zu finden, seitdem du mir von deiner Begegnung mit ihm an dem Tage, wo die Kunde hierher gelangte, erzählt hast; an jedermann, der ihn auch nur flüchtig kannte, habe ich mich gewandt, immer aufs neue, immer umsonst. Du weißt, Esmah, daß wir längst fürchten mußten, er lebe in tiefster Bedrängnis. Warum sollte ich es dich nicht wissen lassen, Bartolomeo? Als ich meine Auswanderung aus unserm unglücklichen Lande vorzubereiten begann, die nun beschlossene Sache ist, suchte ich einen Teil meines Gutes in Juwelen anzulegen, welche man leicht mit sich führen kann. Und unter den köstlichen Steinen, die mir die Juwelenhändler von Lissabon vorlegten, fand sich auch der Smaragd, denn ich wohl kenne und den Camoëns in bessern Tagen nicht von sich ließ. Als ich diesen erblickte, wußte ich alles, und doch blieb er unauffindbar, selbst der Drucker seiner Lusiaden konnte mir nichts sagen, als daß er ihn bei dem großen Totenamt für König Sebastians Seele zuletzt gesehen habe und daß er damals krank und verstört gewesen sei. Der Mann hatte nicht sonderlich darauf geachtet; wie sollte er auch! krank bis ins Mark und verstört waren wir alle, nachdem gekommen war, was kommen mußte! Daß sich Camoëns selbst in

ſolcher Lage nicht zu mir wandte, verrät mir nur zu wohl, daß er das Tafeltuch zwiſchen uns zerſchnitten glaubt und vielleicht ſelbſt fürchtet, daß mir ſein Unglück nicht heilig ſein würde. Ich habe redlich um ihn gebangt, ſeit er — am Tage unſrer Trauung, Esmah! — mein Haus verließ, und doch muß ich mich ſelbſt jetzt fragen, ob es ihm wohlthätig ſein wird, uns wiederzuſehen. Der Ärmſte muß innerlich Schweres erlitten haben, und er muß ſchwer krank ſein, Bartolomeo, im Hoſpital des Annenkloſters nehmen ſie nur ſolche Kranke auf.

Der Herbergswirt von Cintra ſah forſchend Barreto an, er konnte deſſen Meinung im Augenblick nicht erraten. Ehe er ein Wort der Erwiederung fand, rief Esmah, die jetzt der Landesſprache völlig mächtig war, lebhaft: Umſo weniger laß uns zögern, Manuel! Wenn dein Freund traurig, hilflos und krank iſt, ſo mußt du dreifach eilen, zu ihm zu kommen. Wir ſenden Otaz voraus, der ſich überzeugt, daß Senhor Luis wirklich in dem Hoſpital des Kloſters Aufnahme gefunden hat, und wir bitten den Arzt oder einen Prieſter, daß er ihn auf unſre Ankunft vorbereitet. Ob er es wollen mag oder nicht, er muß unſre Hilfe annehmen, wenigſtens ich habe ein gutes Recht auf ihn, da er mir in ſchweren Tagen hilfreich geweſen iſt.

Barreto ſah glückſelig auf das junge Weib, das ſich ſo frei und ſicher an ſeiner Seite bewegte, und aus deren braunen Augen ein tiefes Mitgefühl für die Trauer ihres Gemahls und doch zugleich die Zuverſicht jugendlichen Mutes leuchtete. Bartolomeo Otaz nickte zu dem, was er hörte, und drückte ſeine Zuſtimmung auf ſeine Weiſe aus, indem er kurz ſagte: Die Pforte zum Annenhoſpital findet ſich in der nächſten Straße. Die Straße ſteigt ein wenig den Hügel aufwär s; wenn Ihr mit Eurer Herrin langſam folgen wollt, Senhor Manuel, ſo habe ich Zeit genug, meine Frage zu thun und für Euch, wie für mich, um Einlaß zu bitten. Wollte Gott, Ihr fändet Senhor Luis in glücklicheren Umſtänden, als Ihr glaubt, und ſein Wort vermöchte über Euch, was unſer aller Bitten nicht vermochte! Ihr denkt noch immer daran, das Land zu verlaſſen?

Mehr als je, Alter! entgegnete der Schloßherr von Almoeegema. Du biſt verſtändig genug, um zu wiſſen, wie es hier ſteht. König Sebaſtians alter Oheim, der die Krone trägt, wird nicht viel Jahre zu leben haben, Portugal fällt — dank König Sebaſtian, ſeinen Kloſtergelübden und ſeinem Maurenzug! — in ſpaniſche Hände. Der Prior von Belem und die Geſandten des katholiſchen Königs, die vor zwei Jahren unter deinem Dache herbergten, haben das Netz wohl geſtrickt, dem wir uns nicht entwinden können. Unſer Schwert liegt gebrochen bei Alcacer, und es wird langer Zeit bedürfen, ehe es wieder zuſammengeſchweißt werden mag! Du kennſt mich genug, um zu wiſſen, daß ich gern mit dem Lande leiden würde. Allein König Philipp würde mir ſelbſt dazu wenig Zeit gönnen. Ich ſtehe oben auf der Liſte derer, die er zum Tode beſtimmt hat. Als ich vor zwanzig Jahren mit Dom Antonio Pacheco an

seinem Hofe war, habe ich mir den Haß des katholischen Königs durch ein allzu keckes Wort zugezogen, König Philipps Haß aber verzeiht und vergißt nie. Auch hätte er es allzuleicht, mich tief ins Leben zu treffen, seit ich Esmah mein Weib nenne! Du weißt, wie sie Christin ward, und wie leicht es die Diener des heiligen Amtes haben würden, sie von meiner Seite zu reißen und zum Scheiterhaufen zu schicken, und das, Freund Otaz, will ich nicht erleben! Ich gehe, sobald König Henrique die Augen schließt, Almocegema soll hinfort den Hospitaliten gehören gegen die Verpflichtung, immer ein halbes Dutzend portugiesischer Krieger oder Seeleute im Hause aufzunehmen, welche in Indien gefochten haben, so lange sich deren melden. Jetzt aber laß uns an nichts und an niemand denken, als an ihn, den wir suchen.

Er wandte sich nach Esmah um, welche, einen rotblühenden Mandelbaum betrachtend, hinter den beiden Männern einige Schritte zurückgeblieben war, und deutete durch einen Blick seinem Begleiter an, nach Verabredung vorauszueilen. Bartolomeo verstand die stumme Mahnung und obschon er gern seinem ingrimmigen Schmerze über alles, was er von dem Edelmanne vernahm, Luft gemacht hätte, mußte er sich doch eingestehen, daß sich dazu ein andrer Tag und eine bessere Stunde finden werde. So schritt er rüstig die Straße entlang, in der die Begegnung stattgefunden hatte, den Hügel empor, von dem der große Klosterbau herabsah. Manuel Barreto und sein Weib waren wieder allein, Esmah legte ihren Arm fester auf den ihres Gemahls und blickte einige Minuten schweigsam in seine Züge. Ihre ernsten, prüfenden Augen begegneten einem mutigen Lächeln, gleichwohl sagte sie leise: Ich hörte es, Manuel, daß es vor allem die Sorge um mich ist, welche dich von Herd und Heimat treibt. Ich wußte es nicht, als ich flüchtig und hilfeflehend zu dir kam, womit ich dein Leben belastete, geliebter Mann, sonst hätte ich an jenem Abende, als ich mich durch Jayme Leiras von Cintra nach Almocegema führen ließ, doch wohl gezögert.

Die heilige Jungfrau sei gepriesen, Esmah, daß du es nicht wußtest! rief der Edelmann. Ich kann dir kein Opfer bringen, welches du mir nicht zuvor reich gelohnt hättest, und mein Entschluß, Portugal zu verlassen, sobald es in des spanischen Königs harte Hände fällt, wäre auch gereift, wenn ich noch allein durchs Leben ginge. Ich hoffe, daß wir auf Malta ein andres Almocegema gewinnen werden, und wenn nicht, uns selbst, unser Glück werden wir dort erhalten, so lange es Gott gefällt. Wollte der Himmel, wir könnten noch einige Jahre glücklicher Ruhe mit unserm armen Freunde teilen.

Ich wünsche nichts Besseres, aber ich wage es nicht zu hoffen, versetzte Esmah, indem sie neben Barreto langsam die Hügelstraße hinaufzusteigen begann. Ich habe nie völlig verstanden, was der Grund seiner plötzlichen Trennung von dir, von uns war, Manuel, aber ich bitte dich, berühre ihn mit keinem Worte mehr, wenn wir Luis Camoëns wiedersehen.

Ich möchte ihm wohl- und nicht wehthun, verſetzte Barreto. Nicht ich, ſondern er wird es ſein, welcher des Vergangnen gedenkt. Ich werde ihn bitten, um deinetwillen alten Zwiſt und Dinge, die längſt eitel und nichtig geworden ſind, ruhen zu laſſen. Dort iſt die Pforte des Hoſpitals, Esmah, und Otaz hat Einlaß gefunden. Faſt will michs bedünken, als wäre er in ſeiner ſchlichten Treue der beſſere Mann von uns beiden, er hat nicht abgelaſſen, nach Camoëns' Schickſal zu forſchen, hat tagelang wieder und wieder Liſſabon nach ſeiner Spur durchſucht, ſich von keinem Mißlingen abſchrecken laſſen, und wir danken es ihm allein, wenn wir den Freund finden.

Sie gingen im Abendlichte von Zeit zu Zeit ſtillſtehend an der Kloſtermauer hin, und ehe ſie die große Pforte des Hoſpitals erreichten, zeigte ſich ihr belobter Gefährte ſchon wieder unter derſelben. Er winkte den Näherkommenden in einer Weiſe, aus der ſie errieten, daß er erwünſchten Beſcheid erhalten habe. Der Herr und die Herrin von Almoceçema beſchleunigten jetzt ihre Schritte, ſie ſahen im Näherkommen, daß ein greiſer Prieſter und der Thürhüter des Hoſpitals hinter Bartolomeo Otaz ſtanden und ihnen entgegenblickten. Euer Freund iſt hier, Senhor Manuel — leider ſchwer krank, wie Ihr gefürchtet habt, flüſterte der Herbergswirt, während er von der Schwelle hinwegtrat, um Barreto und ſeine Gemahlin einzulaſſen. Sie grüßten ehrfurchtsvoll den alten Prieſter, deſſen klare, milde Züge und deſſen Geſtalt Esmah an Pater Henriques mahnten, der ſie getauft und getraut hatte. Ehe Barreto eine Frage zu thun vermochte, nahm der Prieſter das Wort und ſagte: Ich vernehme von dieſem Manne hier, Senhor Manuel Barreto, daß Ihr Luis Camoëns, den Dichter, ſucht und ein Freund des Kranken ſeid, der ihn zu ſehen und zu tröſten begehrt. Er hat ſeit wenigen Tagen hier Aufnahme gefunden, niemand ahnte ja, daß der Ruhmreiche in hilfloſer Verborgenheit lebe und der Barmherzigkeit andrer bedürfe. Wir würden es heute noch nicht wiſſen, wenn nicht eine der Schweſtern, die ſich hier der Krankenpflege und frommen Übungen widmen, vor Monaten ſelbſt in lange, ſchwere Krankheit gefallen wäre und in dieſer Krankheit den Namen Camoëns unabläſſig genannt hätte. Die Kranke ſchien ſich einer Schuld gegen ihn zu zeihen; um ihrer Geneſung, ihrer Seelenruhe willen begannen wir Nachforſchungen nach ſeinem Schickſale. Er war ſeit dem großen Unglück, das über Portugal hereingebrochen, nirgends mehr öffentlich geſehen worden, es hielt ſchwer, ihn aufzufinden, und als es endlich gelang — aber Ihr werdet ſelbſt ſehen, Herr, und auch Ihr, edle Frau, wie wir ihn fanden. Immerhin war es ein Tropfen Linderung für die gequälte Seele unſrer Geneſenden und Erquickung auch für den Sterbenden, daß er in dies Haus gebracht ward.

Ihr glaubt, daß ſeine Tage gezählt ſind? fragte Barreto in tiefer Bewegung.

Ich fürchte, ſeine Stunden ſind es, Senhor! entgegnete ernſt der Hoſpitalprieſter, indem er den Beſuchern voranſchritt. Esmah aber hielt Manuel zurück

und flüsterte ihm ins Ohr: Ich errate, wer die fromme Schwester ist, welche in der Unruhe ihrer Krankheit um sein Schicksal Sorge getragen hat! Die Herzogin von Braganza hat mir die Wahrheit gesagt, als ich sie flehentlich um ein Wort über Catarinas Schicksal bat. Sie lebt, sucht für sich Frieden in Werken des Erbarmens für andre, sprach sie kurz und ihr finsteres Gesicht erhellte sich für einen Augenblick, dann brach sie kurz ab. Du warst es, Manuel, der an ihren Tod glaubte; jetzt aber bin ich gewiß, daß Catarina sich hier verbirgt und daß ich auch sie sehen werde.

Sie folgten dem greisen Priester durch die hochgewölbten Gänge des Erdgeschosses und hielten die Schritte inne und den Atem an, als er vor einer Zelle stillstand. Esmah richtete einen fragenden Blick auf den ehrwürdigen Führer und flüsterte: Ist es hier, mein Vater, wo unser Freund weilt? Und pflegt ihn jene Schwester, von der Ihr sagtet?

Niemand pflegt ihn, als die alte Schwester Ines, entgegnete der Priester mit einiger Befangenheit. Der Kranke darf nicht wissen, daß die, welche um ihn und für ihn gesorgt hat, in diesem Hause weilt, nur Euch ward es gesagt — vielleicht wäre es meine Pflicht gewesen, auch gegen Euch zu schweigen!

Seid unbesorgt, Ehrwürdiger, wir werden Euer Vertrauen zu ehren wissen, versetzte Barreto und wandte sich dann zu seinem Weibe und seinem alten Steuermann. Geht Bartolomeo voran und bereitet ihn auf unser Kommen vor?

Nicht doch! fiel Esmah mit lebhafter Bewegung ein. Ich werde zuerst eintreten, mein Anblick wird ihn nicht erschrecken, noch erregen. Ihr aber harrt meines Rufes und sollt nicht lange harren.

Der Hospitalpriester hatte die Thür zu der Zelle geöffnet, Esmah folgte ihm lautlos in das hochgewölbte längliche Gemach. Es war völlig schlicht: eine Strohmatte über dem steinernen Fußboden, ein gutes Lager, ein Holztisch, ein Sessel für die Pflegerin und ein schlichtes Kruzifix bildeten die ganze Ausstattung. Aber das geöffnete einzige Fenster war hoch und breit, der Blick des hier ruhenden konnte auf die blühenden Bäume des Klostergartens schweifen und ein Stück des lichten Abendhimmels sehen. Der Kranke, welcher niemand als den Priester oder die pflegende Ordensschwester erwartet hatte, wandte sein Haupt langsam der Thür zu, Esmahs Augen, die sich augenblicklich mit Thränen füllten, schauten in ein bleiches Gesicht, mit tiefen Leidensspuren, aber von edlem, stillgefaßtem Ausdruck. In Camoëns' Auge blitzte, wie sie hinter dem Priester hervortrat, ein Strahl des Erkennens auf, er streckte die Hände vor sich hin, sie wußte nicht, ob seine Bewegung freudig oder abwehrend sei, aber sie trat rasch an sein Lager heran, bot ihm ihre Wange und sagte herzlich: Gott sei gepriesen, daß Ihr es seid, Senhor Luis, Manuel wollte an das Glück des Wiederfindens nicht glauben, ich aber war gewiß, daß Ihr zu uns gekommen sein würdet, wenn die Krankheit nicht Euern Vorsatz gehemmt hätte.

Camoëns schüttelte leicht das Haupt: Ich wagte nicht zu hoffen, Herrin,

daß Euer Gemahl meiner noch ohne Groll und Fluch gedenke. Ich habe es nicht um ihn verdient und hätte seinen Zorn in Reue und Demut getragen. Ist es aber anders, ist er in Lissabon, so laßt ihn wissen, daß ich ihm gern vor dem letzten Scheiden noch ein Wort gesagt hätte.

Esmah lächelte dem Erschütterten so herzlich zu, daß er die Wahrheit erkennen mußte. Ihr seid mit Manuel gekommen, sagte er lauter. Er vermag vielleicht meinen Ruf zu hören; wenn ers vermag, so weiß er, daß ich mich nach ihm sehne.

Der Priester trat einen Schritt nach der Schwelle, aber Barreto, dem vor der Zellenthür kein Wort entgangen war, kam seinem Winke zuvor. Er stand alsbald neben Esmah, und die Arme des Kranken umschlangen die hohe, kräftige Gestalt des Fidalgo. Auch Otaz schlich in die Zelle, blieb aber an der Thür stehen und blickte gleich dem Priester mit feuchten Augen auf das Wiedersehen der Freunde, welche lange Minuten kein Wort fanden. Das thränenüberströmte Gesicht Barretos beugte sich liebevoll zu Camoëns' Haupt herab, das wieder auf die Kissen gesunken war. Endlich richtete sich Camoëns von neuem empor und sagte laut und ruhig: Ich habe mich auf ein Gottesgericht berufen, Manuel, und Gott hat gerichtet! Daß Ihr zu mir gekommen seid, nehme ich als ein tröstliches Unterpfand, daß meine Reue den Irrtum meines Herzens aufgewogen hat. Ich habe gebüßt, wie ein Mensch büßen kann, habe in öder Verzweiflung, in bitterer Not und trostloser Einsamkeit gelitten, als trüge ich allein die Schuld am Elend des Vaterlandes und am Niedergange unsers alten Ruhmes. Ihr wißt es, Manuel, daß auch ohne mich geschehen wäre, was auf uns allen liegt, Ihr wißt auch, wie ich dazu gekommen bin, mit meiner Dichtung den Brand zu schüren, der Portugal verzehrt. Daß Ihr mir vergeben könnt, stärkt meine Hoffnung, daß mir bei Gott vergeben sei!

Sprecht nicht von Vergebung, Luis! bat Manuel Barreto. Hat Euer Irrtum mir weh gethan, so that er es immer nur um Euertwillen! Maßt Euch keine größere Schuld bei, als die Ihr tragt und mit Tausenden teilt — faßt neuen Mut, neue Hoffnung!

Mut zum Ende, Manuel, Hoffnung auf Gottes Erbarmen, antwortete ruhig der Kranke. Habt innigen Dank, daß Ihr meine letzten Stunden schöner erhellt, als es der Frühlingssonnenschein draußen vermochte — Dank, daß ich Euch glücklich neben Frau Esmah schauen darf. Meine Schuld wog doch schwerer, als die der Tausende, und ich sühne sie wahrlich auch schwerer. Ihr wißt, daß mein Leben keinen Zweck und keine Frucht gehabt als jenes Werk, das den Ruhm und die Ehre unsers Volkes feiert und das nun mit Portugal selbst, mit dem Glanze unsrer Seefahrten und Siege, mit dem Namen der Lusitanen in Vergessenheit sinkt!

Luis Camoëns, was sagt Ihr? rief Barreto aufwallend. So gewiß unser Volk nicht untergeht, so gewiß die Welt unsre Thaten nicht vergißt, so gewiß

werden Eure Lusiaden leben. Eine schwere Zeit ist gekommen — König Sebastians unseliger Zug und sein unglückliches Ende haben dem Lande die Kraft zum augenblicklichen Kampfe gegen Spaniens Übermacht genommen. Aber Ihr, in dem die Seele unsers Volkes gelebt, Ihr müßt es fühlen, daß unsre Unterwerfung nicht dauernd sein kann, daß die Portugiesen keine Spanier werden und über unsern Gräbern bessere Tage aufgehen werden, als die gegenwärtigen. Euer Gedicht wird leben, wird ein Denkmal und Zeugnis unsers unvergänglichen Ruhmes, unsers heiligen Rechtes sein, ein eigen Volk zu bleiben. Eure Gesänge werden wach erhalten, was der Spanier einschläfern, lebendig, was er töten will! Ich habe Euch nie ein Wort gesagt, Freund, das nicht tief aus meiner Seele kam, heute sage ich Euch: entschlagt Euch unedeln Kleinmuts und seid stolz, daß Euer Werk eine Kraft mehr ist, die dies Land und dies Volk besitzen, um dem Untergange zu trotzen.

Mit einem wunderbaren Aufleuchten in seinen Zügen hatte Camoëns den Worten Barretos gelauscht, dann senkte sich sein Blick, und er hauchte kaum hörbar: Und wenn es kommt, wie Ihr liebevoll verheißt, Manuel, wenn das Land sich dereinst neu erhebt, so steht zwischen mir und dem Andenken bei meinem Volke, um das ich mein Leben eingesetzt habe, jene unselige Huldigung an König Sebastian, die nur halb aus meinem Herzen kam, die mich zerbrochen hat vor meiner Zeit.

Befehlt das der Zukunft, die gegen Euch nicht unbilliger sein wird, als gegen unsern unglücklichen jungen König. Haltet nur das eine bis in Eure letzte Stunde fest, daß Ihr für die Prüfung, die uns bevorsteht, den Glanz, den Mut, den Lebenshauch unsrer großen Tage in Euer Gedicht gerettet habt. Wills Gott, so erfahrt Ihr noch selbst, was Eure Gesänge uns in der Zeit der Trübsal bedeuten werden. Ich verlasse Portugal, Luis, sobald die Krone an Philipp von Spanien fällt, ich gehe, um Esmahs willen, nach Malta, und überlasse meine Güter den Rittern auf jenem Eiland, um Esmah, wenn ich nicht mehr bin, einen mächtigen Schutz zu sichern. Ich lasse Euch nicht, nachdem ich Euch wiedergefunden, Ihr werdet genesen, werdet mit mir gehen!

Ich muß Euch allein erfahren lassen, Manuel, was mein armes Werk zu wirken vermag, entgegnete der Dichter. Seht mich an und sagt Euch selbst, ob ich auf etwas andres hoffen darf, als auf ein Grab in heimischer Erde. Euch mögen so gute Tage blühen, als es fern vom Vaterlande giebt, und in Eurer Todesstunde sei es Euch ein Trost, daß Ihr Erquickung in mein wundes Herz geträufelt habt. Ihr wißt nicht, was ich erlitt, Manuel, für mich allein erlitt, neben dem, was alle erleiden. Catarina Palmeirim, für die ich mich zu opfern glaubte, hat mir ihren Haß, ihre Verachtung ins Gesicht geschleudert, hat mich des Unwürdigsten angeklagt in dem Augenblicke, wo ich des einzigen Wunsches voll war, der Gebeugten, Schmerzgebrochenen zu dienen. Das war mehr, als ein Mensch trägt, in jener furchtbaren Stunde ist mir der Mut zum

Weiterleben erstorben. Wenn Ihr sie noch einmal sehen solltet, laßt sie wissen, daß sie mir zuviel gethan hat, und daß die Strafe, die ich verdient habe, nicht von ihr hätte kommen sollen. Oder meint Ihr, daß eben dies gerecht gewesen?

Ich meine nichts, Luis, als daß Ihr der Ärmsten nicht grollen dürft. Nach dem Entsetzlichen, das sie erlebt, war sie ihres Urteils schwerlich Herr, aber wir reden zu andrer, besserer Zeit darüber. Jetzt ist Bartolomeo Otaz hier, der so treu nach Euch gesucht hat, der nach Euerm Anblick verlangt; wollt Ihr ihn nicht sehen?

Camoëns gab mit einem Blick seine Einwilligung, Otaz war schon herzugetreten, und der Kranke hieß ihn mit Lächeln willkommen. Du wirst es keinen guten Tag nennen, Bartolomeo, an dem wir uns wiedersehen, und dennoch, wie unendlich besser ist er als der, an dem wir uns zum letztenmal begegneten!

Er behielt Otaz' braune kräftige Hand in seiner Linken, seine Rechte ruhte noch immer in Barretos Händen. Sein Auge schloß sich für eine kurze Zeit, weder er noch selbst Manuel hatten bemerkt, daß Esmah aus der Zelle unhörbar hinweggeglitten war. Der Priester war ihr gefolgt, war alsbald zurückgekehrt und machte jetzt, als Barreto empor- und betroffen um sich sah, ein beruhigendes Zeichen. Senhor Manuel erriet augenblicklich, was sein Weib hinweggetrieben habe, er sah wieder auf Camoëns herab, welcher im Halbtraum der Erschöpfung lag, aber nach kaum einer Viertelstunde wieder erwachte. Er schien über das eben Erlebte nachzusinnen, und da er Esmah nicht gewahr wurde, so richtete er sich lebhaft auf und fragte: Euer Weib, Manuel — ich sehe sie doch noch hier? Wir thaten gut, sie gegen König Sebastians heidnischen Bundesgenossen und gegen den König selbst zu schützen — und Ihr, Ihr seid ganz glücklich?

Ihr sollt und müßt es in Almoeegema sehen, Camoëns! lächelte Barreto. Er wollte mehr sagen, aber die Worte erstarben ihm zwischen den Lippen. Es war dämmerig in dem hohen Gemach geworden, in dem letzten Tagesschein, welcher mit dem Blütenduft zugleich ins Gemach quoll, erkannte der Fidalgo, daß die Erregung dieser Stunde Camoëns' Gesicht verklärt, ihm aber keine neue Kraft gegeben hatte. Er bedeutete den schluchzenden Otaz, sich zu bezwingen, und rückte mit liebevoller Sorgfalt das Kissen wieder zurecht, auf welches Camoëns Arm und Haupt stützte.

Vom Gange draußen erklangen leichte Tritte, Barreto unterschied, daß es nicht nur die Esmahs waren. Auch der Kranke sah in plötzlicher Unruhe nach der Thür, über die Schwelle traten zwei Frauen, Hand in Hand, Esmah in ihrer Jugendblüte, ihrer reichen weltlichen Tracht, und eine schlanke Gestalt im dunkeln Kleide der Schwestern von Santa Anna, mit bleichem Gesicht, aus welchem die dunkeln Augen in unsäglicher Wehmut herausschauten. Die Bleiche kam so langsam näher, als ob es ihr nicht leicht falle, die wenigen Schritte bis zum Lager des Kranken zurückzulegen. Aber sie folgte willig der Leitung Esmahs, und während Camoëns noch immer ungewiß auf die Erscheinung hin-

blickte, ſtand ſie neben ihm, beugte ſich zu ihm nieder, ihre Lippen küßten ihn und mit zitternder Stimme ſagte ſie: Zürnt mir nicht zu ſchwer, Luis Camoëns, und klagt mich nicht zu hart an, wenn Ihr vor Gottes Thron meiner Mutter begegnet. Ich habe Euch in meines Herzens Bitterkeit ſchwer weh, ſchwer Unrecht gethan, ich hätte mein Leben hingegeben, es gut zu machen, und doch, ohne Esmah, ohne die Schweſter, die ich Euch danke, nicht die Kraft gefunden, zu Euch zu kommen. Wollt Ihr mir ſagen, daß Ihr mir verzeiht?

Euch verzeihen, Herrin? daß Ihr mich unter die Seligen erhebt? fragte Camoëns, und ein Schein der Jugend und des Glückes war mit einemmale auf ſeinem Geſicht, ſeine Stimme klang wieder hell wie in ſeinen guten Tagen. Manuel, unſre Träume werden doch wahr, was ich jetzt lebe, träumte ich ſchon, als ich neben Euch an Otaz' Bord lag. Habt tauſend Dank, Esmah! möge jeder Eurer Schritte ſo geſegnet ſein, als Eure Schritte heute waren!

Sie drängten ſich alle näher zu ihm heran, Catarinas Hand lag kühlend auf ſeiner Stirn, Esmah und Manuel faßten ſeine Hände. Sein Auge leuchtete auf, mit ſeligem Ausdrucke rief er: Catarina! Catarina! — ſie errieten, daß er eine lichte, verklärte Geſtalt vom Jenſeits und das bleiche Mädchen neben ſeinem Lager nicht mehr unterſcheide. Als der Hoſpitalprieſter gleichfalls herzutrat, war Luis Camoëns, den geliebten Namen auf den Lippen, in den großen, ſeligen Traum hinübergeſchlummert.

Notizen.

Goldwährung. Die Bewegung gegen die deutſche Goldwährung ſcheint matter zu werden. Es ſind neuerdings einige populäre Broſchüren erſchienen, die am Ende für die Doppelwährung gewinnen ſollen; aber die Herren haben wohl ſelbſt nicht die Meinung, daß ſie das Problem gelöſt haben. Die Sache iſt recht ſchwer. Die letzte Parole der Bimetalliſten, auch ohne Englands Beitritt ſolle man den Währungsbund wagen, findet mehr nnd mehr Widerſpruch. Selbſt der ſonſt. ſo angeſehene Bimetalliſt Ottomar Haupt warnt vor dieſem Verſuche und kündigt an, daß, wenn man ihn mache, Deutſchlands Goldvorrat unbedingt verloren gehe. In wahrhaft kindlicher Weiſe wird der Abtrünnige wegen dieſer Störung der Agitation heruntergemacht. Wenn der Mann nur geſchwiegen hätte, ſo ginge es noch, aber jetzt verrät er ja die alten Brüder. Die Zerſtörung der franzöſiſch-lateiniſchen Doppelwährung (von 1865) iſt ein harter Schlag für die allgemeine Doppelwährung, auch die Nichtaufhebung der Blandbill in Amerika ſtört die Erwartungen, zudem iſt keine von den Vorausſetzungen der Bimetalliſten in Erfüllung gegangen, nicht einmal die Goldknappheit und das ſich Ueberbieten der Banken in Goldländern um den Alleinbeſitz des gelben Metalls. Das Heruntergehen der Preiſe vieler Waaren dauert freilich fort, aber daß es von der Goldwährung herkomme, iſt bis jetzt von niemand bewieſen worden. Man kann behaupten, daß die übermäßige Betonung der Währungsfrage nicht vorteilhaft gewirkt hat. Sie

ist wenigstens mit daran schuld, daß man die Ueberproduktion, an der wir leiden, und die mangelhafte Verteilung des Einkommens, die damit zusammenhängt, weniger scharf und beharrtich ins Auge faßt. Oder: wenn die Freunde der Landwirtschaft so recht fühlten, mit welchen unglaublichen wirtschaftlichen Dummheiten der Bauern die Antiwuchervereine zu kämpfen haben, wie leicht es die Wucherjuden haben, ihre Opfer zu umgarnen, so würden sie gewiß die Währungsfrage noch lange ruhen lassen und ein ganz elementares Gebiet der Belehrung in Angriff nehmen.

Von dem Verein gegen Wucher im Saargebiet war in diesen Blättern schon die Rede. Die Sache nimmt guten Fortgang und bekundet ein erfreuliches Zusammenwirken der Vereinsmitglieder mit der Regierung zu Trier. Vieles ist schon erreicht, namentlich durch Bedrohung der Wucherer mit Veröffentlichung der Sache und dadurch, daß gewisse Dinge, die sonst im Verborgnen bleiben, auf Kosten des Vereins anhängig gemacht werden. Um die Bauern vom Wucherer los zu machen, haben sich einige Sparkassen entschlossen, Versteigerungsprotokolle (Zessionen) zu übernehmen. Während die Wucherer früher 8 bis 15 Prozent Rabatt bei solchen Uebernahmen für sich berechneten, ist bei der bloßen Ankündigung der erwähnten Maßregel der Sparkassen jener Rabatt schon auf 3 bis 5 Prozent zurückgegangen, und die Kasse selbst thut es jetzt für 1 bis 2 Prozent, je nach der Zahl der Fälligkeitstermine. Da wird der Bauer wenigstens einen Vorwand weniger für sein dummes Kreditnehmen haben.

Sehr wichtig ist es auch, wie man dem Wucher einen Hauptanlaß, der im Viehhandel liegt, entreißen will. Der Verein spricht sich darüber noch mit Zurückhaltung aus, aber er hat einen außerordentlich wichtigen Punkt angefaßt. Die Wucherer verkaufen unter einander nicht mit sogenannter „Garantie," aber der dumme Bauer muß, wenn sie bei ihm kaufen, immer „Garantie" leisten. Sie wissen, wie leicht es ist, hinterher Fehler an dem gekauften Tiere nachzuweisen und von der Kaufsumme dadurch einen beträchtlichen Teil abzuziehen oder daran neue Wuchergeschäfte zu knüpfen. Auch die Tierärzte sollte der Verein ernstlich ins Interesse ziehen und sie unter Umständen bedrohen.

Auf alles hat der Verein die Aufmerksamkeit gerichtet. Es heißt in dem Berichte am Schluß: „In allen Fällen trat einerseits eine oft bis zur höchsten Gaunerei ausgebildete gewissenlose wucherische Ausbeutung vonseiten der Händler, anderseits eine beispiellose Unselbständigkeit und Vertrauensseligkeit der Beoucherten zu Tage. Sehr auffällig vermerkt wurde allerseits, daß in einem Falle eine Reihe von Akten, aus welchen die Uebervorteilung der Partei auf den ersten Blick ersichtlich war, unbeanstandet von ein und demselben Notar aufgenommen worden war. Beschlossen wurde noch, alle gegen geldverleihende Händler auf Abrechnung gerichtete Klagen auf Kosten der Vereinskasse zu führen, da erfahrungsgemäß die Händler zur Uebervorteilung der kleinen Leute diese Jahre lang über ihre Verpflichtungen im Ungewissen und sich zu keiner Abrechnung bewegen lassen, um endlich mit ihren Forderungen vorzugehen zu einem Zeitpunkte, zu welchem sie bei ihrem nichts buchenden Schuldner Abschlagszahlungen u. s. w. in Vergessenheit geraten glauben. Beschlossen wurde endlich auch, die einzelnen Wucherfälle, sobald dieselben hinlänglich aufgeklärt sind, unter Nennung der betreffenden Namen zu veröffentlichen."

Wir wünschen dem Vereine sehr viele Nachfolge. Ein wichtiger Umstand ist dafür, daß der Verein für Sozialpolitik im September d. J. zu Frankfurt am Main

Digitized by Google

das Wucherthema behandeln wird, voraussichtlich in derselben gründlichen Weise, die wir an ihm kennen.

Weimar und Umgebungen. Wenn wir den ersten Band von A. Huschkes „Illustrirtem Städteführer von Thüringen" hier kurz anführen, so glauben wir uns dazu berechtigt, weil wir an einen Führer durch Weimar höhere Anforderungen stellen als an irgend einen andern Städteführer. Robert Springer hat bereits 1868 und 1869 „Weimars klassische Stätten" und „Die klassischen Stätten von Jena und Ilmenau" als Beiträge zur Goetheliteratur in zwei Büchern behandelt, aber viel zu weitschweifig für den, welcher beim Besuche der klassischen Stätten sich dieser Hilfsmittel praktisch bedienen will, als selbständige Schriften nicht durchweg erfreulich. Hermann Franke dagegen, dessen liebenswürdige kundige Führung mehr als einer der Teilnehmer der Versammlung der Goethegesellschaft dankbar zu rühmen hat, giebt uns auf hundert Seiten seines höchst anziehend ausgestatteten Büchleins eine gedrängte Zusammenstellung der klassischen wie der neuern Sehenswürdigkeiten Weimars. Ebenso praktisch angeordnet wie in den Angaben durchaus gründlich und zuverlässig, ist das Buch geeignet, sowohl dem frommen Weimarpilger zum treuen Führer zu dienen, wie den flüchtig durchstreifenden in wenigen, aber charakteristischen Zügen über Weimars Geistesgeschichte und ihre äußern Denkmale zu belehren. Gerade jetzt, wo das neu eröffnete Goethehaus und Goethemuseum manche Besucher an die Ilm zieht, kommt das hübsche kleine Büchlein einem Bedürfnisse entgegen, und viele werden es dem Herausgeber zu danken wissen, daß er ihnen zum Führer geworden.

Literatur.

Charakterbilder aus der neueren Geschichte Italiens. Von Alfred von Reumont. Leipzig, Duncker und Humblot, 1886.

Diese Charakterbilder aus der neueren Geschichte Italiens schließen sich Reumonts frühern Werken, den „Zeitgenossen" und den „Biographischen Denkmalen," an; auch sie beruhen wesentlich auf persönlichen Erinnerungen. Reumont hat von Jugend auf in den Kreisen der vornehmen Gesellschaft verkehrt und namentlich lange in Italien gelebt, wo er mit zahlreichen politisch, künstlerisch und besonders auch literarisch hervorragenden Persönlichkeiten in Berührung kam. Diese Männer der Periode vor 1859 dem Andenken der Nachwelt zu überliefern, hat er sich hier zur Aufgabe gesetzt. Es sind keine eigentlichen Lebensbeschreibungen, sondern nur Umrisse, leichtskizzirte Charakterbilder, verbunden mit anziehenden Schilderungen des literarischen, gesellschaftlichen und politischen Lebens, die Reumont mit seiner Beobachtungsgabe hier zeichnet. Eine kurze treffende Schilderung der Landschaft, irgend eine ortsgeschichtliche Episode, ein Vorgang aus Reumonts eigner politischer Thätigkeit führt den Leser geschickt in die Erzählung ein. Mit den aristokratischen Kreisen teilt der Verfasser die Vorliebe für Stammbäume, und hie und da ist auch etwas eingemischt, was man sich im Salon erzählen mag, was aber für das größere Publikum kaum Interesse hat. Reumonts politische und kirchliche Stellung ist be-

kannt, sie kommt auch hier wieder zum Ausdruck. Dem geeinten Italien steht er kühl gegenüber, man beachte z. B. die Erzählung von dem Denkmal, welches Giovanni Dupré, ein Freund der alten Zustände und somit Reumont sympathisch, für Cavour schuf. Tiefes Bedauern über den Zusammensturz der weltlichen Herrschaft des Papsttumes spricht sich namentlich in der biographischen Skizze Don Michelangelo Caetanis aus: ihm kann er es nicht verzeihen, daß er 1870 Viktor Emanuel, „dem Könige von Sardinien," das Ergebnis der römischen Abstimmung überbracht hat, ein Vorgang, welchen Reumont als „kläglichen Fall" bezeichnet. An dem Tage, an welchem die Italiener durch die Porta Pia in die heilige Stadt einzogen, ist „das Rom des Dichters — heißt es in dem Aufsatze über Pietro Ercole Visconti, den letzten Kommissar der römischen Altertümer —, des Künstlers, das Rom des Friedesuchenden und Weltmüden, des Denkers und des Dulders, das Asyl, wo alle eine Stätte und eine Heimat fanden, zerstört worden."

Der ehemalige Herzog von Lucca und Parma Karl Ludwig von Bourbon, eröffnet die Reihe der Porträts. Von der Teilnahme Ricasolis an den toskanischen Angelegenheiten berichtet Reumont nicht ohne einen Anflug von Mißmut. Den Italienern sind mit gutem Rechte zwei Ausländer beigesellt, Rawdon Brown, bekannt durch seine Studien auf dem Gebiete der venetianischen Geschichte, und, obschon dieser Generation vor 1859 etwas ferner stehend, unser Landsmann Karl Hillebrand.

Jugenderinnerungen mit Blicken auf das spätere Leben. Von Friedrich Heinrich Ranke, Oberkonsistorialrat in München. Zweite Auflage. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1886.

Dieses Buch des Bruders von Leopold von Ranke hat es wohl verdient, zum zweitenmale aufgelegt zu werden. „Ich kenne kaum ein Buch, schrieb darüber der berühmte Geschichtschreiber im Dezember 1876, in welchem sich die Persönlichkeit des Verfassers so vollkommen darstellte, wie es in diesen Erinnerungen geschieht. Mein Bruder wird nicht allein im Jenseits, wie sich versteht, sondern auch im Diesseits unvergänglich fortleben. Die gegenwärtige Generation und die künftige werden sich an seinen Erinnerungen freuen. Einige Stellen sind unübertrefflich gelungen, z. B. die Christmette in Wiehe, die Aufnahme und das Leben in Schulpforta, die Gefahr des Ertrinkens in der Saale, vor allem die erste Begegnung mit Baier."

Die unzähligen Verehrer Leopolds von Ranke werden vieles in dem Buche finden, was sie interessiren wird. „Leopold war längst schon zum vollen Bewußtsein erwacht und erregte bei dem Vater die größten Hoffnungen, als ich noch im Traume der Kindheit befangen war. Seine Fortschritte müssen ganz ungewöhnlich groß gewesen sein, was ich immer rühmen hörte, auch selbst gern anerkannte, jedoch ohne ihm ebenso rasch folgen zu können. Erinnere ich mich recht, so gehörte er zu den seltenen Knaben, bei denen es früh zu einer bestimmten Erkenntnis des Rechten und Guten und zu dem bestimmten Vorsatze kommt, davon nicht abzuweichen. So wurde er schon in frühester Jugend die Freude und die Hoffnung der Eltern, besonders des Vater, mit dem er die Gabe der Rede und den unermüdeten Fleiß gemein hatte. Er liebte das Freie nicht weniger als ich; ich erinnere mich gemeinsamer Gänge, besonders in unser schönes Besitztum, das wir den Berg nannten, auch gemeinsamer Spiele im Hofe mit ihm. Aber ich denke, es wird nicht vorgekommen sein, daß er die Bücher verlassen hätte, wie ich es liebte, um das Freie zu suchen." Aber nicht bloß Leopolds wegen soll man das Buch lesen, sondern auch des Verfassers selbst wegen, in dem ein rechter Mann

ohne Falsch, von gediegen christlichem Wesen, vor uns steht. Auch die Zeitereignisse spielen herein; es gehört zu den frühesten Erinnerungen des 1798 gebornen und längst entschlafenen Mannes, daß die Flucht der bei Auerstädt geschlagenen Preußen durchs Thal der Unstrut und durch Wiehe ging. „Es dauerte nicht lange, so zeigten sich fliehende Truppen. Es war schon dunkel, da hielten, wenn ich nicht irre, sächsische Dragoner auf der Straße, ohne zu wissen, wo sie eine kurze Rast finden könnten. Da ging der Vater hinaus und holte sich einige zwanzig Mann herein; die Mutter bereitete ihnen schnell ein Abendessen, und die Pferde nahm der Vater in die Scheune und Stallung unsers eignen Hofes auf. Die Leute waren sehr ernst und still; doch dankten sie für die Liebe, die sie erfuhren. Als wir am andern Morgen aufstanden, hatten sie sich längst davongemacht. Am folgenden Tage zeigten sich schon Franzosen, die den Fliehenden nacheilten, bei uns aber eine bedeutende Kontribution erhoben. Dem Vater wurde damals die goldne Uhr, die er bei sich trug, abgenommen."

De sculptura von Pomponius Gauricus, mit Einleitung und Übersetzung neu herausgegeben von Heinrich Brockhaus. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886.

Nachdem die Herausgabe der „Quellenschriften für Kunstgeschichte," welche R. Eitelberger von Edelberg in Wien leitete und welche bereits vor dessen Tode ins Stocken geraten war, völlig aufgehört hat, sind wir auf einzelne Ausgaben angewiesen, die, zumal wenn sie sich der systematischen und zweckmäßigen Art des ältern Unternehmens in Form und Anlage anschließen, sicherlich den Anspruch auf dankbare Anerkennung erheben dürfen. Diese verdient auch die vorstehende Ausgabe des italienischen Theoretikers Pomponius Gaurieus, welche H. Brockhaus mit einem einleitenden Kommentar (bereits 1885 als Habilitationsschrift des Verfassers bei der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig erschienen) und einer deutschen Uebersetzung versehen hat.

Pomponius Gaurieus, dessen Chronologie infolge einiger widerspruchsvollen Daten schwer mit Sicherheit zu bestimmen ist, nimmt unter den italienischen Kunstschriftstellern des Cinqueeento eine eigentümliche Stellung ein. Er ist weder theoretisirender Künstler wie Alberti, Piero della Francesca u. a., noch auch Belletrist, wie die Kunstschriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts Lodovico Dolce, Castiglione und Francesco d'Ollanda, sondern ausschließlich Gelehrter, man könnte ihn also füglich den Vater einer eigentlichen Kunstwissenschaft nennen. Durch diese seine Stellung erklären sich viele Mängel und Vorzüge in seinem kunsttheoretischen Traktat über die Bildhauerkunst. Trotz seines regen Verkehrs mit paduanischen Künstlern behält seine Auffassung etwas abstraktes und äußerlich schematisirendes an sich, was namentlich bei der Gliederung des Stoffes auffällt. Schon die ausschließliche Berücksichtigung der Metallkunst, die er in die Empästik und Gießkunst gliedert, beweist, daß der Gelehrte sich der wichtigen stilistischen Konsequenz nicht bewußt war, welche die Verschiedenheit des Materials mit sich bringt. Er beruhigt sich dabei, daß in der Kunst selber und den Zielen alle Arten der Bildnerei übereinstimmen (arte vero ipsa atque intentione conveniunt, S. 128).

Gleichwohl finden sich in allen Abschnitten viele für die Kunstanschauung der Zeit wichtige Bemerkungen, die unsre Kenntnis von der Gedankenwelt, in der sich ein Künstler um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts bewegte, bedeutend erweitern. Die wichtigsten Kapitel sind wohl die über die Perspektive, den Bronzeguß (das letztere hätte wohl einen eingehenderen Kommentar verdient) und über die berühmten Bildhauer. Wenn das letztgenannte Kapitel auch nicht gerade viel neue

kunstgeschichtliche Thatsachen bringt, so ist doch die Beurteilung, die der gelehrte Humanist den Zeitgenossen angedeihen läßt, von hohem Interesse.

Wir müssen es uns versagen, an dieser Stelle aus dem reichen Inhalte Einzelheiten herauszuheben, und verweisen auf die Lektüre des Werkes selbst, welche durch die gewandte und geschmackvolle Uebersetzung des Herausgebers auch Nichtfachleuten erleichtert wird.

Die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau. In amtlichem Auftrage bearbeitet von Hans Lutsch, Regierungsbaumeister. Breslau, W. G. Korn, 1886.

Auch im Osten des Reiches macht die Inventarisation der Bau- und Kunstdenkmäler erfreuliche Fortschritte. Das erste Heft der Kunstdenkmale der Provinz Westpreußen erschien im vorigen Jahre und ihm folgt nun der erste Band eines „Verzeichnisses der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien," der sich ausschließlich mit der Regierungshauptstadt Breslau beschäftigt. Man hat mehrfach darüber Klage geführt, daß nicht für alle Gebiete Deutschlands ein gemeinsamer Plan der Inventarisirung durchgeführt worden ist, und in der That ist die Zersplitterung des Unternehmens im Interesse einer übersichtlichen Zusammenfassung der gewonnenen Resultate zu beklagen; doch darf auch nicht verkannt werden, daß die materiellen Bedingungen durchaus nicht in allen Provinzen des Reiches dieselben sind und sich infolge dessen eine Verallgemeinerung der für das Unternehmen maßgebenden Grundsätze nur schwer durchführen ließe.

So hat man in Schlesien, wo man sich bereits seit 1870 mit dem Gedanken einer Inventarisirung der Kunstdenkmäler trug — die ersten Anregungen gingen von dem verdienten Oberpräsidenten Grafen Stolberg aus — von der Beigabe erläuternder Abbildungen aus Rücksicht auf die augenblickliche finanzielle Lage der Provinz absehen müssen. Desto gewissenhafter ist die beschreibende Darstellung, welche Regierungsbaumeister Lutsch den Bauwerken Breslaus angedeihen läßt. Die an direkten Vorarbeiten reiche Literatur über die schlesische Kunsttopographie ist sorgfältig zusammengestellt und benutzt, was bei einem Manne, der rein theoretischen kunstwissenschaftlichen Studien fernsteht, doppelte Anerkennung verdient. Erklärlicherweise treten die darstellenden Künste hinter der Architektur etwas zurück, so namentlich die Denkmäler der Malerei. Es ist fraglich, ob nicht eine kurze Aufzählung der wichtigsten Werke des Breslauer Museums bei dem Fehlen eines selbständigen Kataloges desselben, sowie einige Angaben über die in den Bibliotheken befindlichen Bilderhandschriften vielen Forschern in diesem Zusammenhange erwünscht gewesen wäre. Bergau stellt in seinen Vorschlägen für eine einheitliche Behandlung des Inventars der Kunstdenkmäler Deutschlands (Deutsche Bauzeitung 1879, S. 185) eine solche Orientirung über den wesentlichen Inhalt der Museen, Bibliotheken und Sammlungen als eine der Hauptforderungen auf, und sicher würde jedes Inventar dadurch an Brauchbarkeit gewinnen. Wir haben indes guten Grund, mit dem Gebotenen zufrieden zu sein und dem unter erheblichen Schwierigkeiten begonnenen Unternehmen glücklichen Fortgang zu wünschen. Der Fundamentirung der deutschen Kunstgeschichte ist durch das jüngste Denkmälerverzeichnis ein nicht unwichtiger Baustein eingefügt worden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Chauviniſten und Regierung in Rußland.

1.

Von Zeit zu Zeit ſteigen an unſerm öſtlichen Horizonte Fragen auf, die, wenn die Fortdauer des Friedens von ihnen nicht unmittelbar bedroht wird, doch inſofern Bedenken erwecken, als ſie auf Zuſtände und Beſtrebungen ſchließen laſſen, welche dieſelbe in Zukunft ernſtlich gefährden können. Die ruſſiſche Regierung unterhält mit ihren weſtlichen Nachbarn gute Beziehungen, der Zar hat mit den Herrſchern des deutſchen Reiches und Öſterreich-Ungarns in Skiernewice und Kremſier freundſchaftliche Verſicherungen und friedfertige Zuſagen ausgetauſcht, und die Kabinette der drei Kaiſerſtaaten haben ſich mit Erfolg bemüht, die Entwicklung der Kriſe, welche auf der Balkanhalbinſel ausbrach, in Bahnen zu lenken, in welchen ſie, wenigſtens für die Gegenwart, gefahrlos erſcheint. Die maßgebenden Kreiſe in Petersburg haben zwar wenig Anlaß, über den Gang der Dinge in Bulgarien und Serbien beſondre Befriedigung zu empfinden, und ſie mögen auch in andern Richtungen meinen, daß Rußlands Intereſſe nicht genügend gewahrt ſei, aber ſie ordneten ihre Mißſtimmung dem Bedürfniſſe nach Erhaltung des Friedens unter, und wir haben Urſache, anzunehmen, daß ſie dieſe Politik weiter verfolgen werden, ſo lange ſie können. Die Frage iſt nur, wie lange ſie es können werden. Neben ihnen beſteht eine chauviniſtiſche Partei, welche, indem ſie ſich das Anſehen giebt, im Namen des ruſſiſchen Volkes zu ſprechen und deſſen wahres Intereſſe zu vertreten, andre Wege als die von der Regierung eingeſchlagnen empfiehlt und die letzteren bisweilen mit einem Ungeſtüm verurteilt, welches befremden muß, weil es von einer Macht geduldet wird, die es nicht nötig zu haben ſcheint, ſich Oppoſition in ſolchem Tone gefallen zu

laſſen. Wäre jene Partei, die wir auch als die ruſſiſche Kriegspartei bezeichnen dürfen, etwa auch eine Macht? Müßte man ſie berückſichtigen, ſie gewähren laſſen?

Ein Schreiben, welches vor kurzem in der „Politiſchen Korreſpondenz“ erſchien und, offenbar aus offiziöſer Quelle in Petersburg ſtammend, Aufſehen erregte, ſtellte dieſe Bedeutung der Chauviniſten und ihrer Preſſe ſehr entſchieden in Abrede und erklärte es für Pflicht, „das europäiſche Publikum darauf aufmerkſam zu machen, daß die fanatiſchen Tiraden einiger Schreier nicht als Ausdruck der Geſinnungen des ruſſiſchen Volkes angeſehen werden dürfen.“ Das letztere ſei, ſo fuhr das Schreiben fort, durchaus dem Frieden zugeneigt, dabei aber auch jederzeit bereit, ſeine Intereſſen und ſeine Würde kräftig zu ſchützen, es ſei ferner groß und ſtark, und es gehöre zu jenen Völkern, „die im kritiſchen Momente energiſch handeln und ihre Zeit nicht mit unnötigen Kundgebungen verlieren. Jene Schreier — hieß es weiter — können nicht einmal den Patriotismus, mit dem ſie ſich brüſten, als Entſchuldigungsgrund für ihre aufregende Sprache geltend machen; denn der wahre Patriotismus beſteht darin, daß man ſchweigend über die öffentlichen Intereſſen wacht, um durch die That alle Anſtalten zum Schutze derſelben zu treffen, nicht aber darin, daß man ſeine moraliſche Kraft in Deklamationen verſchleudert und ſein Vaterland andern Staaten gegenüber durch leere Drohungen kompromittirt und bei allen Freunden des Friedens Argwohn hervorruft.“ Das enthielt ohne Zweifel viel Wahres, aber wenn es eine Entſchuldigung vor den von der chauviniſtiſchen Preſſe angebellten weſtlichen Nachbarn ſein ſollte, ſo konnte man darin zwiſchen den Zeilen auch eine Verteidigung der Regierungspolitik gegen die Vorwürfe der Chauviniſten leſen. Dieſe Partei konnte alſo nicht ſo klein und unbedeutend ſein, als das Schreiben an mehreren Stellen verſicherte, und das iſt ſie in der That nicht. Der ruſſiſche Chauvinismus iſt eine Erſcheinung von altem Datum, er hat nicht immer die Stellung einer Oppoſition eingenommen, und es iſt nicht undenkbar, daß er, welcher wiederholt ſchon die Regierung verhängnisvoll beeinflußte, einmal völlig an die Regierung kommt. In den „Ruſſiſch-Baltiſchen Blättern“ finden wir einen Blick auf das Weſen und die Geſchichte dieſer Erſcheinung,*) eine Betrachtung, deren Ausführungen und Ergebniſſen wir zwar nicht in allen Stücken beiſtimmen können, die aber augenſcheinlich auf guter Kenntnis beruht und inſofern Beachtung verdient, weshalb wir im Folgenden das Weſentlichſte daraus, ſoweit es mit unſrer Überzeugung ſich deckt, mitteilen.

Der ruſſiſche Chauvinismus exiſtirt nicht, wie manche meinen, ſeit geſtern, und wird nicht morgen verſchwinden. Er iſt das jüngſte Glied einer langen Kette von Beſtrebungen, die urſprünglich und bis zum Anfange unſers Jahrhunderts, praktiſch-politiſche Ziele verfolgend, nur in den höchſten ſtaatlichen

*) Heft 1, Wolken im Oſten.

und kirchlichen Kreiſen ſich bewegten, dann aber breitere Schichten des Volkes ergriffen, den hierarchiſch-politiſchen Charakter faſt ganz verloren und zu einer ſozial-politiſchen, die weſtliche Kultur leidenſchaftlich anfeindenden und bedrohenden Maſſenagitation wurden. Dieſes Hinabſteigen des Chauvinismus aus den höhern klerikalen und Hofkreiſen in das Volk fand ſchon unter dem erſten Alexander ſtatt und hatte in dem Dekabriſtenaufſtande von 1825, der die Errichtung eines Bundes ſlawiſcher Republiken unter der Hegemonie Rußlands zum Ziele hatte, ſeinen praktiſchen Ausdruck. Daran ſchloſſen ſich in den dreißiger Jahren in Geſtalt theologiſch-philoſophiſcher Velleitäten die Beſtrebungen der erſten Moskauer Slawophilen, der Kirejewsky, Akſakoff und Chomjakow, die ihre Spitze bereits deutlich gegen die weſtliche Bildung und Sitte kehrten, und bei denen zugleich in verſchwommener Weiſe an eine Umgeſtaltung des ruſſiſchen Staates im demokratiſchen Sinne gedacht war. Zar Nikolaus hatte die Dekabriſten rückſichtslos niedergeworfen, er maßregelte ſtreng auch die Erzväter des Slawophilentums, aber deren Ideen verbreiteten ſich weiter und nahmen dabei eine immer entſchiednere revolutionäre Farbe an. In einem verwandten Ideenkreiſe bewegten ſich die Mitglieder der Genoſſenſchaft, deren Mittelpunkt Petraſchewsky war, doch beſchäftigten ſie ſich nicht bloß mit liberalen Theorien, ſondern auch mit Vorbereitungen zu einer Revolution, ja Doſtojewsky, der zu ihnen gehörte, bezeichnet ſie geradezu als die eigentlichen Väter des Nihilismus. Wenn dieſer hervorragende Slawophilenführer und ſeine Mitverſchwornen harte Beſtrafung erfuhren, ſo erging es den Moskauern, als ſich ſich nach Abſolvirung ihrer theologiſch-philoſophiſchen Periode mit auswärtiger politiſcher Propaganda beſchäftigten, beſſer; ſie durften während des ungariſchen Aufſtandes von 1849 eine offiziöſe Thätigkeit entwickeln. Nicht minder geſchah dies bei den „wiſſenſchaftlichen“ Miſſionen Pogodins, die ihn in die öſterreichiſchen und türkiſchen Slawenländer führten, und von denen er dem Miniſter der Volksaufklärung und dem Thronfolger nur über Erfolge und Ausſichten der Propaganda für die ruſſiſchen Intereſſen berichtete. Später geberdete ſich der chauviniſtiſche Slawophilenkreis faſt wie eine Abteilung des auswärtigen Amtes in Petersburg: er durfte den diplomatiſchen Agenten Rußlands in der Levante Verweiſe erteilen und empfing deren gehorſamſte Entſchuldigung, Angehörige der Partei wurden Konſuln und ſogar Botſchafter (der Philolog Novikoff beim Wiener Hofe). In dieſer Vorſchule erwarben ſich die Moskauer die Fertigkeiten, mit denen ſie ſpäter ſich an ihre „innere Miſſion,“ d. h. an die Anfeindung und Zerſtörung deſſen machten, was weſtliche Kultur innerhalb Rußlands ſelbſt geſchaffen. Vorher mußte die Partei aber erſt einige ihrer Glaubensſätze opfern und andre dafür annehmen. Sie mußte ſich Katkoff, der durch Aufſtellung des „ruſſiſchen Staatsgedankens“ eine Macht geworden war, anſchließen und unterordnen und dabei einesteils ihre Vorliebe für den altruſſiſchen „Semsky Sſobor“ (Volksrat), andernteils ihre Hinneigung zur Sache der Polen auf-

geben. Aus dieſem Übertritte der Slawophilen in das Lager des abſolutiſtiſchen „ruſſiſchen Staatsgedankens," dieſer Verſchmelzung ſich von Natur einander ausſchließender Elemente erklärt ſich das nunmehrige Schillern der Partei, welches ſie und ihre fernere Thätigkeit für den Nichtruſſen ſo ſchwer verſtändlich macht. Er ſah vor ſich Verwandte unſrer Romantiker mit byzantiniſchen Idealen, die an einem durchaus modernen Werke mitarbeiteten, und er ſah in ihnen Demokraten, die ihre Zwecke unter dem Zeichen der Autokratie verfolgten. Sie halfen bei der gewaltſamen Ruſſifizirung Polens und liefen mit Katkoffs Anhängern gegen die alten Einrichtungen der baltiſchen Provinzen Sturm. In Gemeinſchaft mit jenen nahmen ſie dann nach Gründung des Norddeutſchen Bundes ihre „auswärtige Miſſion" wieder auf, bewirkten, daß die Moskauer ethnologiſche Ausſtellung den Charakter eines Kongreſſes mit der Beſtimmung annahm, die öſterreichiſchen „Slawenbrüder" zu Rußland herüberzuziehen, und bereiteten den letzten Krieg mit der Türkei vor, wobei ſie in Fühlung mit den Nihiliſten gerieten, indem ſie die Regierung, die ihre Pläne ausführen ſollte, aber anfangs ſich dagegen ſträubte, gleich jenen durch Drohungen zur Aktion zu nötigen verſuchten. Dies gelang allmählich. Schon 1875 war ein auffallender Widerſpruch zwiſchen den friedlichen Kundgebungen des Zaren und dem Verfahren ſeiner von den Chauviniſten beeinflußten Räte zu bemerken. Anfang Auguſt hatten ſich die drei Kaiſer über die Beruhigung Bosniens und der Herzegowina verſtändigt, und am 8. Dezember ſprach Alexander II. beim Georgsfeſte ſein Feſthalten an dieſer Vereinbarung feierlich aus, nachdem inzwiſchen, am 6. November, der „Regierungsanzeiger" in entſchiednem Widerſpruche mit ihr die Sympathien Rußlands mit dem Aufſtande der Serben kundgegeben hatte. Im Juli 1876 wurden, abermals in ſchroffem Gegenſatze zu den Tendenzen des Dreikaiſerbündniſſes, allgemeine Kirchengebete für den Erfolg der ſerbiſchen Waffen angeordnet. Gleichzeitig wühlten die „Slawenkomitees" unter den Augen der Regierung ganz unverhüllt und nahmen zuletzt den Charakter förmlicher Werbeſtellen für die ſerbiſche Armee an. In der erſten Hälfte des November fanden in Livadia Miniſterkonferenzen unter Teilnahme Ignatieffs, des leitenden Geiſtes der chauviniſtiſchen Partei, ſtatt, bei denen der Zar ſich für die Wahrung des Friedens bemühte. Am 2. November verpfändete er dem engliſchen Botſchafter Lord Loftus gegenüber ſein Ehrenwort dafür, daß dieſe ſein Wille ſei. Die Regierung aber löſte dasſelbe nicht ein, ſondern begann mit Kriegsvorbereitungen, und am 6. November durfte Iwan Akſakoff im Moskauer Slawenkomitee eine Brandrede halten, in welcher der Thron mit dem Unwillen der Nation bedroht wurde, falls er der Pforte nicht den Krieg erklärte. Als die Zeitungen dieſe Rede, ohne Anſtand zu finden, wiedergaben, ſah man dieſelbe im Auslande als Manifeſt der Regierung an, das ernſtlicher zu nehmen ſei als die Phraſen der ruſſiſchen Diplomatie. Disraeli antwortete darauf mit einer kriegeriſchen Bankettrede, und jetzt fiel es den Rat-

gebern des Zaren nicht ſchwer, ihn zu dem bekannten Kaiſerworte in Moskau zu bewegen, das, obwohl es noch keine beſtimmte Erklärung kriegeriſcher Abſichten enthielt, doch einen großen Erfolg der Chauviniſten einſchloß. Sie konnten jetzt die Bemühungen, mit denen ſie die Nation in den Krieg hineindrängten, als im Einklange mit der oberſten Staatsleitung ſtehend darſtellen, und kriegeriſche Adreſſen, die auf Weiſung des Miniſteriums des Innern von den Gouverneuren angeregt wurden, nahmen den Charakter von Dankbezeugungen für jene Moskauer Kundgebung des Souveräns an. Schlag auf Schlag folgten jetzt Maßregeln zur Einleitung des Feldzuges, ein Beweis, daß alles von langer Hand vorgeſehen war. Die Rede Akſakoffs hatte alſo nur das Zeichen zum Ausbruche der Verſchwörung gegeben, welche der ruſſiſche Chauvinismus im Einverſtändniſſe mit der ruſſiſchen Regierung gegen den Monarchen in Szene geſetzt hatte. Da es indes bekannt war, daß der letztere noch immer die Erhaltung des Friedens wünſchte, wurde von den Chauviniſten weiter gedroht und gedrängt. Zunächſt gehörte vermutlich der Nihiliſtenkrawall, der am 18. Dezember vor der Kaſanſchen Kirche ſtattfand, in dieſes Syſtem von Preſſionen. Im folgenden Frühjahre aber bekämpfte man die Friedensliebe des Zaren in weniger zweideutiger Weiſe. Die Konferenz in Konſtantinopel hatte ſich reſultatlos aufgelöſt, Gortſchakoffs Depeſche vom 31. Januar wenig gewirkt, Ignatieffs Rundreiſe, die ſie unterſtützen ſollte, gleichfalls nicht viel geholfen; die ruſſiſche Preſſe fing an, Vernunft zu predigen, und Serbien ſchloß am 1. März 1877 Frieden mit der Pforte. Es ſchien, als hätte der ruſſiſche Chauvinismus vergeblich gearbeitet, und als wollte die von ihm aufgewühlte Flut ſich in Ebbe verwandeln. Da griff man zu einem draſtiſchen Mittel, und wieder that es ſeine Wirkung. Am 18. März ſchoß Akſakoff eine zweite oratoriſche Brandrakete im Moskauer Slawenkomitee ab. Zar Alexanders Sorge für die Erhaltung des Weltfriedens wurde hier als verächtlich bezeichnet, die Haltung Rußlands gegenüber dem Weſten als Verrat an der Nation, die darüber vor Scham und Entrüſtung erröte. „Wir — ſo ließ ſich der Redner vernehmen, indem er ſeine Partei meinte — haben das Volk hinter uns, und vor uns die Worte, die der Zar vom Kreml herab geſprochen hat,“ und, ſo durfte man weiter ſchließen, wenn er ſie nicht einlöſt, werden wir mit dem Volke hinter uns den Krieg ohne und gegen ihn führen. Das war offenbar Hochverrat, aber Katkoff brachte die Rede getroſt in ſeiner „Moskauer Zeitung,“ und ſiehe da, es erfolgte darauf nichts als die Beſchlagnahme der betreffenden Nummer und auch die erſt, nachdem Tauſende von Exemplaren ſchon das in ihnen enthaltene Gift ins Publikum getragen hatten. Zu gleicher Zeit wurde mit Variationen des von Akſakoff behandelten Themas: „Die Dynaſtie iſt in Gefahr“ auf den Kaiſer durch deſſen nächſte Umgebung, deſſen Familie, gewirkt und der Einfluß Baſchanoffs, ſeines geiſtlichen Gewiſſensrates, benutzt. Die geiſtlichen Helfer verſuchten durch die fromme Kaiſerin zu wirken. Dieſe hatte zwar keinen

Einfluß auf ihren Gemahl, wußte aber, daß deſſen Mätreſſe, die Dolgorucky, ihn umſtimmen könne, und gewann ſie dazu, indem ſie die Dame ſelbſt und ihre Kinder empfing und letztere ſegnete. So trat die ruſſiſche Armee denn am 13. April den Marſch nach dem Pruth an, und am 21. erfolgte die Kriegserklärung. Timaſcheff, der Miniſter des Innern, und Potapoff, der Chef der Staatspolizei, deren dienſtliche Pflicht es geweſen wäre, gegen Akſakoff und Katkoff als Hochverräter einzuſchreiten, ließen ſie gewähren, entweder weil ſie ihre Politik billigten, oder weil ſie eingeſchüchtert waren. Potapoffs Vertreter, der General Meſenzoff, der am 13. März dem Kaiſer Vortrag über die Slawenkomitees gehalten und dabei energiſches Vorgehen gegen deren Treiben empfohlen hatte, war damit nicht durchgedrungen. Erregt hatte er beim Heraustreten aus dem Zimmer des Monarchen zu dem dienſthabenden Generaladjutanten geäußert „Könnte ich nur alle Slawenkomitees in die Feſtung ſperren, ſo hätten wir weder Krieg, noch würden wir Nihiliſten haben.“ Als Chef der geheimen Polizei konnte er wiſſen, ob zwiſchen der Partei Akſakoffs und Katkoffs und den Nihiliſten ein Zuſammenhang beſtand, und dieſem Wiſſen und ſeiner entſchloſſenen Feindſchaft gegen beide galt ſeine ſpätere Ermordung.

Kein Zweifel kann jetzt mehr darüber walten, daß der Krieg von 1877 von einer Gruppe verwegener und keine Mittel ſcheuender Chauviniſten erzwungen worden iſt, die unter der Führung Akſakoffs und Katkoffs und unter der Mitwirkung der Geiſtlichkeit ihre eigne Politik trieben, in ſchroffem Gegenſatze gegen die Neigungen ihres Monarchen und keineswegs im Einklange mit den breiten Schichten der Nation, aber dennoch erfolgreich, weil ſie energiſch und konſequent verfuhren und ſich gegenüber Charaktere hatten, deren Weſen und Handeln dieſe Eigenſchaften vermiſſen ließ.

Die Anfänge des Krieges waren kläglicher Art. Schon die Beſchaffung der finanziellen Mittel dazu ſtieß auf Schwierigkeiten. Der Verſuch, eine Anleihe im Auslande aufzunehmen, gelang nur, als man ſich einen Emiſſionskurs von 74 gefallen ließ. Die militäriſchen Operationen, die hierauf begannen, rechtfertigten zuerſt die Siegeszuverſicht wenig, mit der man ausgezogen war. In Armenien ruſſiſche Schlappen, in Bulgarien Gefahr, gänzlich von der Donau abgeſchnitten zu werden, wenn die türkiſchen Korps gut zuſammenwirkten, dann mehrere vergebliche Stürme auf die improviſirten Schanzen von Plewna und geringe Ausſicht auf beſſere Erfolge. Sofort waren die Chauviniſten mit der Behauptung bei der Hand, die abſolutiſtiſche Regierungsform habe ſich ohnmächtig gezeigt, und ſo müſſe das Volk an der Regierung beteiligt werden. Der „ruſſiſche Staatsgedanke“ Katkoffs, dem die Slawophilen ſich angeſchloſſen hatten, verlangte zu ſeiner Verwirklichung die unbeſchränkteſte Autokratie, aber jetzt waren dieſe ſchillernden Opportuniſten auf einmal wieder die alten Demokraten. Wieder ergriff Akſakoff in ihrem Namen das Wort zu einer Brandrede. Am 8. Oktober klagte er in öffentlicher Sitzung des Moskauer Slawenkomitees über

die „schlaffe“ Kriegführung und erklärte, das Volk begreife nicht, warum der Krieg so und nicht anders geführt werde; es habe erkannt, daß derselbe nicht nach den Willen des Zaren unternommen worden, sondern aus der zwingenden Erkenntnis der Nation hervorgegangen sei; der Krieg sei nicht sowohl Sache des Zaren als Sache des Volkes, und er habe keinen Sinn, wenn er nicht als Rassen- und Religionskrieg geführt werde; die Siege würden vereitelt durch die Sünde und Schuld, welche auf dem Mittelpunkte der Gesellschaft laste — die schwere Sünde der Entfremdung von der russischen Nationalität. Auch diese Rede Aksakoffs enthielt nach allgemeinem Urteil eine Drohung gegen die Krone; sie erklärte mittelbar: erweist sich der Beherrscher Rußlands unfähig, den deutlich kundgegebenen Willen des Volkes, der energische Kriegführung verlangt, zu vollstrecken, so wird das Volk, d. h. die Gesamtheit des Slawenkomitees als Vertretung des Volkes, den Krieg in solcher Weise ohne den Zaren, nach Beseitigung desselben, fortsetzen. Der Krieg nahm indes jetzt eine bessere Wendung für Rußland. Als aber schließlich der Gewinn, den er gebracht, zusammengerechnet, und die Summe der Opfer, die er gefordert, davon abgezogen wurde, fand man, daß die Chauvinisten mit aller ihrer Mühe nur ein Fiasko erzielt hatten. Der Berliner Vertrag schwächte Rußlands Einfluß im Orient und verhalf Österreich zu einer günstigen Stellung auf der Balkanhalbinsel. Dafür hatte man viele Tausende russischer Krieger in Schlachten, in Lazareten, in Schnee und Eis sterben lassen und die russischen Finanzen heillos zerrüttet. Zar Alexander wich verständig dem einmütigen Willen der übrigen Großmächte, begnügte sich mit den Zugeständnissen, die er den Balkanchristen erkämpft hatte, und verzichtete darauf, den Weltfrieden ferner zu stören. Den Chauvinisten aber erschien dieser Verstand als Verrat, diese Mäßigung als Schwäche, die unverzeihlich war. Nach dem Berliner Frieden beginnt, wie wir in einem Schlußartikel zeigen werden, eine Ära von Attentaten gegen die Person des Monarchen und seine treuesten Diener, zunächst mit geistigen Waffen vonseiten des Slawenkomitees, dann mit Pistolen und Dynamitbomben vonseiten der freiwilligen Mitarbeiter derselben, der verwandten, nur mehr links in der Opposition stehenden Nihilisten.

Etwas über Sklaverei.

Je länger wir uns im Besitze von Kolonien befinden, umso häufiger tauchen Fragen vor uns auf, die uns so gut als neu sind, weil wir von ihnen bisher wohl gehört und geredet haben, aber praktisch mit ihrer Lösung nie etwas zu thun hatten. Meist sind es Fragen praktischer Art aus den Gebieten des Handels, des Plantagenbaues u. s. f., die nicht anders als auf dem Wege langer Erfahrung be-

antwortet werden können. Allein es haben sich auch bereis solche von mehr theoretischer Artt gezeigt, die eine prinzipielle Antwort herausfordern. Zu diesen gehört die Sklavenfrage.

Ich gestehe meinerseits von vornherein, daß ich auch hier am liebsten keine sogenannte Prinzipienfrage vor mir sähe. Wären wir Europäer nicht zum größten Teile von Vorurteilen befangen so gut als irgend ein Negervolk, so gäbe es eben keine Sklavenfrage in dem Sinne, wie sie bei uns meist gefaßt wird. Denn der ganze Unterschied zwischen unsern Vorurteilen und denen der Neger liegt darin, daß wir, indem wir unsre Vorurteile für gut und die der Neger für schlecht erklären, die Stärkeren sind. Da das indessen nun einmal so ist, und da wir aus der Sklaverei allmählich eine These von höchst ethischer und höchst abstrakter Art gezogen haben, so müssen wir schon mit denen rechnen, welche nicht nur die Sklaverei als solche und überall glauben bekämpfen zu müssen, sondern überhaupt von einer solchen Frage garnichts mehr hören wollen, da ihrer Meinung nach die Berechtigung der Sklaverei ebenso wenig fraglich sein könne als etwa die Berechtigung des Diebstahls. Man hat eben die Sklaverei wegen ihres verderblichen Mißbrauchs auf den sittlichen Boden gestellt, der von unsrer Kultur geheiligt ist, und sie noch dazu mit dem Fluche des Christentums belastet, obwohl meines Wissens weder das alte noch das neue Testament diesen Eifer teilt.

Ich will nun nicht weiter diese durchaus ethisch-religiöse Seite der Sache hier verfolgen; genug, daß diese Auffassung in unsrer Kulturwelt sehr verbreitet ist, und daß auch wir Deutschen sie in der Mehrzahl teilen, obwohl wir praktisch seit sehr langer Zeit nicht mehr in der Lage gewesen sind, Sklaven zu haben und dieses Institut, welches so alt ist wie das Menschengeschlecht, und so verbreitet war oder ist, als der Mensch wohnt, aus eigner Erfahrung kennen zu lernen. Erst unsre neuesten Berührungen mit außereuropäischen Völkern und unsre staatlichen Erwerbungen über See haben uns genötigt, die Sache uns nochmals reiflich zu überlegen und praktisch Stellung dazu zu nehmen. Und vielleicht giebt das den Anstoß dazu, daß wir nicht mehr wie bisher bloß nachsprechen, was Engländer und andre über die Sache uns vorgesprochen haben, sondern genauer untersuchen, was Vernunft und Moral uns hier zu thun und zu lassen vorschreiben und wie sich das Ergebnis dieser Untersuchung mit unsern kolonialen Bedürfnissen und Plänen in Einklang bringen lasse.

Bekanntlich sind es die Engländer gewesen, welche an der Spitze derer standen, die den Kampf gegen Sklavenhandel und Sklaverei begannen und durchführten. Sie haben dafür einen großen und zum Teil gerechtfertigten Ruhm erworben und sind noch heute überzeugt, daß sie damit einen der größten und sittlichsten Siege höchster Kultur nicht bloß, sondern höchster Opferbereitschaft eines Volkes errungen haben. Auch wird niemand das Verdienst schmälern, in dem Sklavenhandel eines der grausamsten Gewerbe bekämpft und für einen großen Teil

der Erde zerstört zu haben. Wenn aber die Bewegung gegen dieses Gewerbe von wirklich edeln Motiven amerikanischer und englischer Männer ausging und erfüllt wurde, wenn auch der Kampf Englands gegen die Sklaverei selbst aus dieser edeln Quelle zuerst gespeist wurde, so braucht man doch nicht an der Thatsache stumm vorüberzugehen, daß, was England zu Anfang des Jahrhunderts für die Freiheit seiner und fremder Sklaven an Geld geopfert hat, gegenübersteht einem unvergleichlich viel größern materiellen Schaden, den es durch die Zerstörung des Sklavenhandels Ländern zufügte, welche teils seine Feinde, teils seine Nebenbuhler auf wirtschaftlichem Gebiete waren, und daß so diese edle That mittelbar von erheblichem Nutzen für England geworden ist. Ebensowenig braucht man zu vergessen, daß England bei all seinem Haß gegen Sklaverei im Jahre 1861 sich ruhig — und, ich meine, sehr verständigerweise — auf die Seite der Sklavenbarone in dem Sezessionskriege der Vereinigten Staaten stellte. Und wenn heute England nach wie vor die Sklaverei für abscheulich erklärt, so thut es sich selbst damit auch heute noch keinerlei Schaden, da der Teil der englischen Kolonien, auf welchem das Sklavenhalten von bedeutendem Vorteil wäre, sehr gering ist. Wo Engländer arbeiten können, wäre es Thorheit, Neger arbeiten zu lassen, und im übrigen kann mit Geld leicht eine Sklaverei hergestellt werden, die das Gesetz nicht verletzt, aber gerade so gut ist wie die ungesetzliche Sklaverei. Und in Englands Hauptkolonien, in Indien, da haben Religion und Kultur den Herren ohnehin eine geschloffne Arbeiterkaste in die Hand gegeben, die die Sklaverei ausreichend ersetzt. Es ist wirklich ebenso erstaunlich als ergötzlich, wie bei so praktischer Sachlage die Engländer, von ein paar hundert Millionen Dollars, die sie geopfert haben, abgesehen, bis heute auch auf diesem Felde thun, was für sie nützlich ist, und andern einreden, daß sie höchste Moral thäten. Sie sind aber neben ihrem guten Idealismus Leute von Erfahrung und praktischem Willen, in deren idealen Bewegungen meist ein tüchtiges Stück derber Verständigkeit zu finden ist. So sind denn auch wir Deutschen soweit gekommen, daß, sobald von Sklaven die Rede ist, die Mehrzahl die Augen verdreht. Wir waren auch bisher gewiß ganz im Recht, uns so zu geberden, und zwar aus verschiednen Gründen. Erstens kostete uns das durchaus nichts. Zweitens kamen wir dadurch auch, gleich den Engländern, ein wenig in den Geruch, gebildete Leute zu sein. Drittens war für unsre politischen Spaßvögel die Sklaverei ein herrlicher Gegenstand, um auf Kirmessen u. dergl. daran die Grausamkeit, Verworfenheit und den Reichtum von Sklavenhaltern, Gutsbesitzern und andern Edelleuten deutlich vorzudemonstriren. Und viertens wußten wir es eben nicht besser, als wie Engländer, Professoren und Kirche im Verein es uns seit bald hundert Jahren dargestellt haben.

Neuerdings nun kommen wir in die Lage, nicht mehr so ganz umsonst den Ruhm von Sklavereibekämpfern uns erhalten zu können. Es wird Zeit, daß

wir ernstlich uns die Sache anschauen, ehe wir mit Geld und Blut an Kolonisation in Afrika gehen. Und besonders am Platze wäre es, genau nachzuforschen, was unsre Afrikakenner über die Sache sagen. Wenn wir nun von der Mission absehen, die ja von einem Ideenkreise ausgeht, den ich nicht angreifen will und den ich hier auch beiseite lassen darf, so sagen meines Wissens alle unsre Reisenden, daß ohne Zwang der Neger in den Tropen nicht arbeitet, und daß ohne Negerarbeit in den Tropen nichts erreicht werden kann. Alle sagen, daß, wenn man die Sklaverei in Afrika gewaltsam aufzuheben versuchen wollte, die Zustände dort, wo man es unternehme, sich verschlimmern würden. Alle sagen, daß hauptsächlich der Handel mit Sklaven grausam getrieben werde und die Quelle neuer Grausamkeiten bilde, der Sklave jedoch meist in erträglicher Abhängigkeit von seinem Herrn stehe. Alle halten die allgemeine Aufhebung der Sklaverei für unmöglich und die Aufhebung im einzelnen Falle für wenigstens vorläufig schädlich, sowohl für den Europäer, der dort etwas erreichen will, als für den Neger selbst. Das sollte unsre Freiheitsschwärmer doch stutzig machen. Worin liegt denn das Gehässige der Sklaverei? Vom religiösen Standpunkte aus darin, daß ein Mensch mein Eigentum ist, den das Christentum für meinen Bruder erklärt. Aber mein Bruder doch nur im Verhältnis zu Gott und in dem Sinne, daß ich ihn lieben soll wie meinen Bruder. Warum sollte ich nun meinen Sklaven nicht so gut lieben als meinen freien Diener? Ich vermute sogar, daß unsre Fabrikherren ihre Arbeiter um nichts mehr, sondern vielmehr um vieles weniger lieben, als Plantagenbesitzer von gleicher Bildung und Charaktergüte ihre Sklaven lieben. Der Freiheitstrompeter sagt: Sklaverei erniedrigt sowohl den Sklaven als den Herrn; sie drückt die Moral herab, lähmt das Selbstbewußtsein und bewirkt dadurch, daß auch der materielle Gewinn schwindet, indem der freie Arbeiter mehr leistet, die Sklavenarbeit aber das Land am allgemeinen Emporkommen hindert. Endlich heißt es mit Pathos: Die Würde des Menschen verträgt keine Sklaverei! Ja, recht schön gedacht, wenn es sich darum handelte, in Berlin die Sklaverei einzuführen und den Freiheitstrompeter in Fesseln zu schlagen. Bisher aber handelte sichs nur um Afrika und um Neger, und da paßt nichts von den schönen Redensarten hin. Zu erniedrigen ist da nichts, denn der Neger ist schon auf der letzten Stufe; Moral ist nicht zu erwerben, denn sie ist in dem Sinne nicht vorhanden, daß der Neger seine Sklaverei als eine Erniedrigung empfände; keine Menschenwürde wird verletzt, wo durch die Sklaverei auch dem gefangenen Häuptling nichts andres zum Bewußtsein kommt, als die natürliche Ordnung der Dinge. Eine Störung des sittlichen Bewußtseins des Negers würde erst eintreten, wenn man ihm etwa klar zu machen, ihn zu überreden suchte, er sei ebensoviel wert als ein Weißer. Diese Unwahrheit würde ihren bösen Eindruck machen, wie jede andre Unwahrheit. Denn der Instinkt macht dem Neger die Rassenüberlegenheit des Weißen so unzweifelhaft, daß er ohne jeden sittlichen Schaden

wohl sein Sklave werden, aber nicht zu seinem Bruder erhoben werden kann. Beweise hierfür liefern uns alle Berichte aus dem Leben in den Faktoreien; sobald der Neger etwas Englisch radebrechen und schreiben lernt, ohne vorher in strammer Zucht das Arbeiten gelernt zu haben, so fährt gewöhnlich ein maßloser Dünkel und nichtsnutzige Faulheit in ihn. Es ist eitel Gaukelei, wenn man uns vorreden will, daß selbst die Schwarzen in Nordamerika sich auf gleicher Stufe fühlten wie die Weißen. Die Wirklichkeit läßt sich in diesem Maße und dauernd nicht mit Gesetzen und Reden wegkuriren. Und die Wirklichkeit ist, daß der Europäer soweit über dem Neger steht, daß nichts die Entfernung völlig ausgleichen kann. Das Blut macht den Unterschied, das ist alles. Wir sind nun einmal ein Herrengeschlecht auf der Erde und wollen es sein. Und nun glaubt man sogar den Suaheli in Afrika davon überzeugen zu können, daß er es ebensoweit bringen könne wie wir, wenn er nur wolle und glaube. Das sind Thorheiten und Lügen, an die der Suaheli am allerletzten glaubt. Dazu, um sich das einzubilden, muß man in Europa geboren sein. Wir sind ein Herrschergeschlecht, rühmen uns dessen mit Fug und wollen es vorläufig auch bleiben. Aber weil wir das sind, haben wir Pflichten so gut als Rechte gegenüber den niederen Rassen und Völkern. Indem man uns die Herrscherrechte abspricht, gelangt man zu einer sonderbaren Verwirrung von Rechten und Pflichten. Wir sollen den Neger zur Kultur erziehen, ist ein allgemeiner Satz. Wie aber soll denn das ohne Zwang geschehen? Und ist etwa die Sklaverei oder ein ähnliches Verhältnis unter Umständen nicht ein Erziehungsmittel wie ein andres? Sind die Neger in den Vereinigten Staaten nicht trotz Sklaverei weiter gekommen als die so pomphaft zu freien Männern erklärten Stammesgenossen von der modernen Republik Liberia? weiter als die freien Stämme in ganz Afrika? Wir sehen an ihnen, wir sehen auch an Krunegern, Sansibarern und andern, daß der Neger bildungsfähig ist, und soweit der Kampf um Raum und Leben es gestattet, wird auch in Afrika voraussichtlich einmal die europäische Erziehung ihr Werk thun. Nur soll man nicht wähnen, daß es mit Schulen, Missionen und Reden allein geschehen könne.

Es kann sich natürlich nicht um legale Rehabilitirung der Sklaverei handeln. Niemand hat in unsern Kolonisationsgesellschaften vorgeschlagen, die Sklaverei in der Weise in Anwendung zu bringen, wie es die Spanier vor hundert Jahren zur Zeit ihrer Assinatopolitik, oder wie es die Römer in der Kaiserzeit thaten. Indessen wird von andern Seiten gegen jeden Zwang, der nur entfernt an Sklaverei erinnert, gepoltert, und nur freie Arbeit soll heilsam und statthaft sein. Die ist aber erfahrungsmäßig nicht oder nur sehr unvollständig zu haben. Der Neger arbeitet nur aus Hunger und aus Furcht. Will man ihn arbeiten machen, so muß auf eines dieser Motive gedrückt werden. Und arbeiten soll er ja, denn sonst giebt es für uns keine Tropenkolonien, sonst fehlt auch in der Arbeit selbst das wesentlichste Mittel der Erziehung des Negers.

Man sollte sich vor allem darüber klar werden: Wollen wir die Neger zu Arbeit und Kultur zwingen oder nicht? Ich habe gegen diejenigen nichts zu sagen, welche der Meinung sind: lieber mögen die Neger in ihrer Wildheit bleiben, ehe wir ihnen mit Gewalt die Kultur aufzwingen. Das ist klare Sache; dabei hat man einfach alle Kolonisation in den Tropen und in dem größten Teile des subtropischen Afrikas, Asiens und der Südsee für lange hinaus aufzugeben. Diese Leute wollen eben keine Kultur der Neger und andrer Wilden. Ich aber will dieselbe. Ich bin meinesteils keineswegs jener Meinung von der Unsittlichkeit der Gewalt, sondern halte Gewalt für ein vortreffliches und sehr sittliches Mittel, um Neger, Papuas u. s. w. in unsre europäischen Interessen hineinzuzwingen. Es kommt nur auf die Weise an, wie die Gewalt geübt wird.

Sehe man sich doch ein wenig um in einigen Ländern, wo man mit großer Selbstzufriedenheit die Sklaverei seit einigen Jahrzehnten verfehmt hat, und prüfe genau die Folgen. Sind denn wirklich Gewalt, Rohheit, Grausamkeit überall verschwunden, indem man die Sklaverei verbot? Ist die Kultur dadurch gefördert, sind die arbeitenden oder die besitzenden Klassen sittlich oder materiell gebessert worden? Keineswegs! Die Südstaaten von Nordamerika sind ruinirt worden, Brasiliens Plantagen verfallen, Haytis Reichtum ist geschwunden, Liberia ist eine Diebshöhle geworden, kurz, in den Tropen ist die Kultur überall dort zurückgegangen, wo man die Sklaverei rechtlich oder thatsächlich abgeschafft hat, ohne daß man den Sklaven zuvor zur Freiheit erzogen, das Land für freie Arbeit vorbereitet hätte. Wie es in den freien Negerstaaten aussieht, gestehen die Engländer, welche sie frei machten, heute selbst mit Kopfschütteln ein. In der African Times vom 1. Januar d. J. werden aus einem andern Blatte (Good words) die Äußerungen eines Herrn Thomson angeführt, welcher die Küste von Westafrika bereist hat. Er sagt: „Meine Reise längs der afrikanischen Küste und meine Besuche in allen Hauptplätzen haben mich tief erschreckt. Ich bereitete mich mit Freuden auf das Studium des Einflusses vor, welchen ein Jahrhundert der Berührung mit der Zivilisation auf die wilden Stämme der Küste werde geübt haben. Das Ergebnis ist eine unaussprechliche Enttäuschung gewesen. Von den Städten Sierra Leone und Lagos abgesehen, wo die Bedingungen abnorme gewesen sind, ist überall die Tendenz in der Richtung auf Verschlechterung gewesen. Es giebt absolut keinen einzigen Ort, wo die Eingebornen ihrem eignen freien Willen überlassen waren, an welchem sich das leiseste Zeichen eines Wunsches nach Besserung der Dinge gezeigt hätte. Die schlimmsten Laster und Krankheiten Europas haben einen fruchtbaren Boden gefunden, und der Geschmack für Spirituosen ist außer allem Verhältnis zu dem Wunsche nach Bekleidung gestiegen — für viele das Kriterium des Wachstums in der Gnade. . . . In diesen Dörfern folgen euch Männer, Weiber und Kinder, mit kaum einem Fetzen auf dem Leibe, um etwas Gin oder Tabak bettelnd. Ewig Gin, Tabak oder Pulver! Das sind die einzigen Bedürfnisse, welche ein

Jahrhundert des Handels und der Berührung mit Europäern hervorgebracht hat. Und wie wird dennoch dieses Gebiet in England geschildert? Nun, als ein Feld »reif zur Ernte.« Der Afrikaner wird geschildert als von unsrer Regierung eine mehr geordnete Verwaltung erwartend; als zu den Kirchen rufend: »Kommt herüber und helft uns«; zu den Kaufleuten: »Wir haben Öl, Kautschuk und Elfenbein, gebt uns zum Tausch Eure Kleider und Schmiedewaaren« — »Ihr sehet uns nackend und kleidet uns nicht«; zu den Philanthropen: »Wir sind fähig und willig zur Arbeit, kommt nur und weist uns den Weg.« Ich bitte, bannt all solchen Schutt aus euerm Denken. Es ist einfach Fabel."

Nicht viel anders sind die Zustände in dem zweiten aus und mit mißverstandener Humanität gegründeten freien Negerstaate, in Hayti. Diese herrliche, einst reiche Insel ist unter der Negerregierung allmählich zu den elendesten Zuständen herabgesunken, verwildert immer mehr und steht jedem weißen Eroberer offen, der sie ohne Rücksicht auf die Eifersucht andrer Staaten etwa nehmen wollte. Und doch waren diese Neger wenigstens einmal schon „zur Kultur erzogen," hatten wenigstens als Sklaven Kulturzustände kennen gelernt. Wo die Emanzipation stattgefunden hat, da hat man bisher diesen Erfolg gehabt, daß der Neger, sich selbst überlassen, unter den sittlichen Zustand zurücksank, den er in völliger Wildheit einnahm. Und wo er nicht ganz sich selbst überlassen war, da sank wenigstens die Kultur des Landes durch Arbeitsmangel herab. Freilich, die klugen Engländer, die den Ruhm dieser Sklavenemanzipation eingestrichen haben, die wissen sich zu helfen, indem sie Kulis benutzen. Beileibe nur keine Sklaven! heißt es da, das wäre sündhaft, Englands unwürdig! Aber Kulis, freie, würdige Männer, die auf freien Kontrakt sich als Arbeiter verdingen, die darf man gebrauchen und mißbrauchen, wie es jedem gefällt. Trotz mancher Erlässe gegen den Kulihandel wird in vielen Kolonien Englands derselbe munter fortgetrieben. In der Südsee, in Neuholland, in Jamaika, Indien, Afrika arbeitet der indische oder chinesische Kuli unter englischer Herrschaft. Und wer hat es besser, der Kuli oder der schwarze Sklave? Wir haben leider stets die Schauerbilder aus Onkel Toms Hütte noch im Kopf. Aber wollte man heute solch einen Roman aus dem Kulileben schreiben, so könnte er sicher ebenso schaurig werden. Ist denn das nicht wieder eine freche Lüge, daß der Kuli ein freier Mann sei? Ist denn die Gewalt, welche Geld und Kontrakt dem Farmer oder Fabrikanten in Tasmanien, Kalifornien, Jamaika über den Kuli gewähren, nicht ebenso groß wie die Gewalt des Sklavenhalters? Und der Sklavenhalter hat wenigstens ein Interesse an Leben und Wohlergehen seiner Sklaven; der Kuli aber mag verrócheln, seinem Herrn bringt das geringen oder keinen Schaden. Es hat stets gute und schlechte Sklavenhalter gegeben, und gute und schlechte Herren ihrer Kuliarbeiter. Aber das Institut der Sklaverei war wahrlich nicht grausamer als die moderne Kulivirtschaft. Viele verlangen, man solle die Neger zur Arbeit erziehen, indem man ihre Bedürfnisse steigere. Das kann doch unter

Umständen nur soviel heißen, als man mache sie zu Kulis. Das sind ja Leute, die arbeiten wollen, arbeiten können, Bedürfnisse haben und sklavischen Sinn haben. Die armen Neger kämen dabei aus dem Regen in die Traufe, wenn man wirklich imstande wäre, sie auf diese Stufe herabzudrücken. Ist das etwa nicht grausam, was z. B. auf Fernando Po getrieben wird? Der Neger dort ist arm, bedürfnislos und zufrieden in seinen Verhältnissen und arbeitet sehr ungern. Von solchen Unterthanen hat der spanische Herr natürlich wenig Nutzen; also gilt es — denn Gründe des Fortschrittes waren dabei gewiß nicht wirksam —, den Neger auf indirektem Wege, ohne Sklaverei, ohne Gewalt zu nötigen. Bisher kam er zum Verkauf seiner Früchte, Eier u. s. w. zur Stadt in seiner dem Klima und seiner Bequemlichkeit entsprechenden Nacktheit. Nun wird vorgeschrieben, er müsse so und so gekleidet sein; um seine Erzeugnisse zu Markte zu bringen, muß er also vom spanischen Händler Kleider kaufen; um die zu bezahlen, muß er mehr arbeiten. Recht vorteilhaft für die spanischen Herren, allerdings. Aber für den Neger? Er war zufrieden, und wird unzufrieden; er war arm, und bleibt arm; er war unabhängig, und wird abhängig vom fremden Händler und von fremder Sitte, die zu ihm und seinem Lande nicht passen. Doch das alles ohne Gewalt, ohne Sklaverei! Fürwahr, eine liebenswürdige Zivilisation!

Nein, die Kultur ist nicht liebenswürdig, sondern hart! Und wer sie mit lauter weichen, verlockenden Farben malt, der ist ein Poet, ein Maler, oder er täuscht absichtlich. Die nackten Schwarzen sind sicher zufriedenere Leute als die biertrinkenden und gekleideten Arbeiter unsrer Fabriken, und jedes neue Bedürfnis mehrt die Unzufriedenheit.

Sollen nun wir darum dahin wirken, daß die Menschen möglichst nackend gehen und möglichst wenig Bedürfnisse haben? Gewiß nicht. Aber wir sollen uns nicht vorheucheln, daß wir sie zur Kultur erziehen können, ohne ihnen schwere Lasten aufzulegen, ohne Zwang, Mühe und Elend. Selbst mit den besten afrikanischen freien Arbeitern wird in einer Weise verfahren, nach Regeln, die leicht grausamer wirken können als die Sklaverei. Die Besten lassen sich nicht länger als ein Jahr an eine Arbeit auch bei guter Behandlung fesseln, wenn kein Zwang sie fesselt. Es sind eben freie Kinder der Natur, nicht die Arbeitsmaschinen der Kultur, und haben sie sich etwas verdient, so wollen sie es daheim verzehren ohne Arbeit, da sie den Genuß nicht kennen, der in dem Aufhäufen von Geld liegen soll. Also nimmt man diese freien Männer so weit fort von der Heimat, daß sie nach einem Arbeitsjahre nicht zurückkehren können, weil sie das Geld dazu nicht haben; und so sind sie an den Herrn gebunden, die Gewalt ist da, aber — nur keine Sklaverei. Wären es Sklaven oder anders gebundene Leute, so könnte man sie in ihrer Heimat, bei ihren Familien, Sippen und Sitten lassen, und sie könnten es dabei ebenso gut haben in Beziehung auf den Erwerb, als wie bei freier Arbeit. Allein das Wort Freiheit erschwert

ihre Knechtschaft. Es ist aber immer die alte Geschichte: im Sinne gewisser Leute, die immer die Freiheit im Munde führen, ist die Freiheit dazu da, damit der Kluge über den Dummen herrsche; bei der Unfreiheit kommt auch einmal der Dumme dazu, und das wäre für den Klugen störend. Wenn es dabei bleibt, daß in tropischen Kolonien nur sogenannte freie Arbeit gestattet sein soll, so wird die Folge sein, daß zum Teil schlimmere Knechtschaft wird geschaffen werden durch Geld und Kontrakt, als eine wirkliche, anerkannte und kontrolirte Knechtschaft bieten würde; zweitens würden die Neger, welche sich keine Bedürfnisse anerziehen ließen, allmählich verdrängt werden aus ihrem Lande. Das letztere wäre nun ein Prozeß, der nicht ohne weiteres zu verdammen wäre, wenn statt der Verdrängten tüchtige Kulturmassen einrückten. Wo aber doch wieder nur gelbe oder schwarze Kulis an die Stelle träten, da wäre ein Zwang zur Arbeit unter gehörigem Schutz gegen Mißbrauch meinem Geschmack nach vorzuziehen. Und wo man weder verdrängen, ausrotten, noch kontraktliche Kuliwirtschaft einführen will, da wird man das Land einfach verlassen müssen, weil man damit nichts anfangen kann.

Gäbe es andre Gebiete, wo wir mit unsern Bedürfnissen an Industrie und Erwerb Raum fänden, so wäre auch ich vielleicht geneigt zu sagen: Lassen wir unsre Hände von dieser mühselig-unerfreulichen Arbeit, Neger zur Arbeit zu erziehen. Aber wir haben solchen Raum nicht, es sei denn, daß wir ihn uns mit den Waffen in der Hand erobern wollten. Und viele würden vielleicht diesen letzteren Ausweg als den männlicheren, ritterlicheren vorziehen. Solange wir jedoch auf ferne Kolonien in heißen Himmelsstrichen angewiesen sind, müssen wir auch die Mittel wollen, welche zum Ziele führen. Zum Ziele führt es aber nicht, wenn wir sagen: die Neger sind kulturfähig wie wir, und es gilt bloß sie zu erziehen durch Beispiel und Lehre. Sie sind nicht kulturfähig wie wir, und wenn sie etwa nach dreihundert Jahren es werden sollten, so geht mich das nichts an, denn ich lebe für mein Jahrhundert. Beispiel und Lehre sind gut und, wie wir an vielen Missionen sehen, auch wirksam. Nicht jede Mission ist gesund, aber die Mission kann als Schule der Kultur bei den Negern nützen. In unserm südwestafrikanischen Schutzgebiete hat, wie es scheint, das Zusammenwirken von Mission und holländischem Kolonistentum den Neger allmählich soweit gefördert, daß er als Lohnarbeiter zu brauchen ist. Was in diesem südafrikanischen gemäßigten Klima mit Hilfe starker weißer Einwanderung und mit Hilfe der Gründung christlicher Missionsgemeinden zu erreichen ist, wird in dem heißen Innern nicht möglich sein. Auch können wir in den tropischen Kolonien nicht mit der materiellen Arbeit warten, bis die Mission vielleicht doch noch schwarze Arbeiter wird herangebildet haben. Wir müssen jetzt gleich welche haben und werden am besten thun, wenn wir dort, wo die Verhältnisse einen Zwang nahe legen, nicht mit leeren Prinzipien die Dinge auf den Kopf stellen und verderben.

Ich glaube nicht, daß die Verhältnisse der Eingebornen auf Java unter dem Kultursystem van den Boschs sehr rosige waren. Sie hätten wahrscheinlich weit weniger drückend sein können, wenn die niederländische Regierung mehr auf Berücksichtigung der Bedürfnisse ihrer maleiischen Unterthanen und milde Handhabung ihrer Monopole und weniger auf hohen Gewinn von ihren Plantagen bedacht gewesen wäre. Aber das dort seit 1830 geltende System war vielleicht milder als das System, welches vor den Holländern auf Java herrschte, und vielleicht auch milder als das Joch, welches auf vielen Kulis liegt. Ob es auch der Sklaverei vorzuziehen war, wie sie von den Negerhäuptlingen Afrikas geübt wird, will ich nicht untersuchen. Darum handelt es sich hier auch nicht, was für den Neger das beste wäre, sondern darum, mit wie wenig Grausamkeit, Knechtschaft, Gewalt man auskommen könne, um die Neger arbeiten zu machen. Und in dieser Beziehung dürfte keine Kultivationsgeschichte so lehrreich sein wie die holländische auf Java. Die Eingebornen wurden nicht vertilgt wie in Amerika, nicht verdrängt wie in Kapland oder Neuseeland, aber auch nicht zum Eigentum von Sklavenhaltern gemacht. Die Kompagnien aber und nachher der Staat behielten eine gewisse Macht über die Person in der Hand, durch welche der Einzelne zur Arbeit konnte gezwungen werden. Der Plantagenbau wurde seit 1830 staatlich betrieben durch die Hände der Eingebornen, die einen, freilich sehr geringen Anteil an dem Gewinne — nämlich ein Zehntel — hatten und unter unmittelbarer Autorität einheimischer Regenten und Herren standen. Aber sie lernten dabei doch die Arbeit und wurden einigermaßen gegen Mißhandlung ihrer Herren geschützt. Die Hauptkulturen, wie Kaffee, Indigo, Reis, Gewürze, waren Staatsmonopole, von denen die arbeitenden Malaien ihren Gewinnanteil bekamen. Das regierende obere Beamtentum wurde in Holland gehörig vorgeschult und in Java möglichst mit äußerem Glanz ausgestattet. Das niedere Beamtentum war malaiisch. Den Malaien wurde ihre Kultur erhalten und wurden Schulen errichtet. Seit 1868 traten Milderungen in diesem System ein, welche, wie es scheint, nicht immer die Grenze der Klugheit eingehalten und dadurch die Gefahr von gewaltsamen Erhebungen gemehrt haben. Aber im ganzen ist auf Java die Kultur gehoben worden, ohne Sklaverei, ohne Ausrottung der Eingebornen und ohne Kulieinfuhr. Und wenn die Javaner ungefähr ebenso ausgenutzt wurden wie die Kulis von Britisch-Indien oder China, so ist an der modernen Kuliwirtschaft nicht die niedere Stellung des Kuli in Indien, China, Polynesien, sondern der Handel mit Kulis und die Ausfuhr und harte Verwendung in der Fremde das Gehässige.

An sich ist weder Sklaverei noch irgend eine Art der Herrschaft von Menschen über Menschen schlecht. Schlecht ist nur der Mißbrauch der Herrschaft, die von manchen unsrer Freiheitsdemokraten in Europa selbst gerade so arg geübt wird, wie sie von einem Sklavenbaron geübt werden kann, wenn auch auf andre Weise als mit Peitsche und Stock. Die Möglichkeit der einseitigen

und gewissenlosen Ausbeutung des Schwarzen durch den weißen Pflanzer liegt nahe, und wir sehen diese Erscheinung ja wieder bei den edeln Vorbildern unsrer Freiheitshelden, den Engländern, in Blüte, die zu hoch sittlich sind, um irgendwo in der Welt Sklaverei ruhig anzusehen, aber gegen das systematische Aussaugen ihrer Hindus durch reiche Privatleute wenig einzuwenden haben. Vielleicht finden wir einen Mittelweg zwischen indischem Nabobing und javanischem Staatsmonopol, das vorteilhaft und menschlich genug für unsre Ansprüche wäre. Ich vertraue auf die Kraft unsrer Regierung soweit, daß ich von ihr die Verhinderung von Grausamkeit und Mißbrauch der Gewalt ruhig erwarte. Übrigens arbeiten Holländer, Portugiesen und Franzosen auch in Westafrika noch heute mit gekauften Sklaven. Wir lasen neulich in den Berichten H. Zöllers an die „Kölnische Zeitung," wie diese Sklaven des großen holländischen Hauses Banana, welches freilich neue Sklaven nicht mehr kauft, in sehr guten Verhältnissen leben. Sie bekommen ein Buch, darin ihr Wochenlohn eingetragen wird. Noch unverhüllter ist die Sklaverei in den portugiesischen Kolonien, „wo sogar — erzählt H. Zöller*) — die Regierung gleichzeitig mit einem streng gehandhabten Überwachungsrecht das Monopol des Sklavenhandels besitzt." Und H. Zöller fährt fort: „Alles in allem ist die Sklaverei durchaus nichts so Scheußliches, als wie man sich in Europa gewöhnt hat, sie anzusehen. Sklaven werden gewöhnlich gut gekleidet, verpflegt und behandelt, während ihre daheim gebliebenen Genossen, wenn einmal der erwartete Regen ausbleibt, vor Hunger dahinsterben. Am Kongo besitzt das französische Haus Daumas, Beraud u. Co. die meisten Leibeigenen**); auch wird wohl von Portugiesen noch ab und zu etwas Sklavenhandel getrieben." Herr Stanley selbst hat Sklaven in großer Anzahl zur Anlage seiner Stationen zu 240 bis 300 Mark das Stück gekauft und nicht etwa freigelassen, sondern in der bisher üblichen Weise verwendet.***) Und hier handelt es sich bloß um zeitweilige Bauten oder Arbeit in Handelsfaktoreien, nicht um Plantagenbau.

Es würde wahrscheinlich weit schwerer fallen, den Neger durch ein vernünftig und human geordnetes Kultursystem holländischer Art zur Arbeit zu zwingen, als es den Holländern mit den fleißigeren, kultivirteren und reichen Malaien möglich war. Vielleicht wäre es sogar unmöglich. Allein das Beispiel auf Java wäre wohl der Beachtung und eines Versuchs der Nachahmung wert. Indessen darf ich es den Männern von eigner Erfahrung überlassen, die geeignete Form zu finden, in der die Kraft des Negers in den Dienst des Europäers und der Kultur zu zwingen wäre. Nur gegen diejenigen spreche ich, welche

*) Forschungsreisen in der deutschen Kolonie Kamerun von Hugo Zöller (Stuttgart, Spemann, 1886) S. 134.

**) Es scheint also, als ob auch hier die thatsächlichen Verhältnisse stärker gewesen wären, als die Gesetzgebung, welche jedem Franzosen das Kaufen oder Halten von Sklaven verbietet.

***) Ebenda.

meinen, daß ohne solchen Zwang in den Tropen für uns ein andres als ein rein kaufmännisches Arbeitsfeld zu finden sei, oder daß solcher Zwang gar gegen die Menschenwürde oder das Christentum streite.

Wollen wir Plantagenbau betreiben, so müssen wir selbst arbeiten oder unsre Knechte arbeiten lassen; ein Drittes giebt es nicht. Wollen wir bloß Handel treiben, so brauchen wir die schwarzen Knechte nicht oder doch nur in solchem Maße, als sie auch ohne organisirten Zwang zu haben sind. Es ist indessen einleuchtend, daß eine reine Handelskolonie weder so vorteilhaft ist als die Plantagenkolonie, noch die Möglichkeit bietet, daß die Kolonie systematisch in unsre Bahnen der Zivilisation geleitet werde. Der Händler besitzt aber die Gewalt nicht, die nötig ist, um die Grundlagen der Kultur zu erzwingen. Er gewöhnt vielleicht die Eingebornen an Bedürfnisse, aber er organisirt nicht ihre Arbeitskraft; und oftmals ist es sein Vorteil, sie zu desorganisiren. Das geschieht z. B. mit dem Opiumhandel Englands, mit dem Opiummonopol, welches die Holländer in Java festhalten und sogar an Chinesen zur Ausbeutung überlassen. Das geschieht auch unter Umständen durch einen ohne Maß und Kontrole betriebenen Handel mit Branntwein, Rum ꝛc. Der Kaufmann hat kein materielles Interesse daran, die Neger vor dem Branntwein zu schützen, vielmehr ein großes, sie damit zu versorgen. Der Plantagenbau legt die Sorge nahe, die Arbeitskräfte nicht durch den Branntwein zerstören zu lassen, und es ist eine gerechtfertigte Forderung, daß wenigstens dort, wo Plantagenbau unternommen wird, die Einfuhr von Spirituosen unter obrigkeitliche Aufsicht gestellt werde. In dieser Beziehung werde ich ja wohl auch bei unsern ärgsten Freiheitsschwindlern schwerlich einem Widerspruche begegnen. Hier halten sie den Neger für ein Kind, dem man gefährliche Dinge gewaltsam vorenthalten müsse; aber diese Ritter der Konsequenz beginnen zu jammern, sobald man irgendwo den Stock hebt, um das Kind zur Arbeit zu nötigen.

Vergegenwärtigen wir uns doch nochmals die wirkliche Lage. Die Eingebornen z. B. in Kamerun sind Sklavenhalter, die selbst wenig arbeiten, sondern ihren Ackerbau und ihre Handarbeiten durch gekaufte oder geraubte Sklaven, durch deren Kinder und Nachkommen verrichten lassen. Nun wollen wir dort rationellen Plantagenbau treiben. Die freien Neger lassen sich dazu nicht dingen. Ihre Sklaven von ihnen kaufen, um sie als Unfreie zur Arbeit zu zwingen, das soll unsittlich sein — sagen unsre schwärmenden Männer und jetzt auch einige Weiber, wie ich höre. Kaufen wir sie aus und lassen sie frei, so werden sie sehr bald teils ebenso faul sein wie die Freien, und Taugenichtse werden, teils im Innern des Landes wieder zu Sklaven gemacht werden. Sollen wir die Sklaverei aufheben ohne Entschädigung? Dann hätten wir lieber nie nach Kamerun gehen sollen, denn wir würden damit uns zur Geisel des Landes machen. Die letzte Ordnung würde aufhören, und soweit die Emanzipation wirklich überhaupt könnte durchgesetzt werden, wäre an die Stelle behaglicher Zu-

stände das nackte Elend gesetzt. Vom Gesichtspunkte der Humanität also müssen wir die Sklaverei bestehen lassen, was für die Neger allerdings das Beste wäre. Allein wir sind nicht zum Wohle der Neger nach Kamerun gekommen, sondern zu unserm eignen Wohl. Wir müssen Arbeiter für Plantagen und andre Werke haben. Einfuhr von fremden farbigen Arbeitern wäre — wie ich schon sagte — eine grausame Maßregel. Wir könnten es ferner nach der Art von Fernando Po machen, um durch Strafen die Neger zu lehren, Bedürfnisse zu haben: kleidet sich der Bürger von Kamerun nicht in soundsoviel Ellen Kattun, so wird er gepeitscht, trägt er kein Taschenmesser bei sich, soviel Hiebe, kein Taschentuch, soviel u. s. w. Aber auch diese Art der Erziehung könnte grausam erscheinen, wenn man erwägt, daß nach der Meinung von Afrikakennern — ich darf, glaube ich, Herrn Dr. Buchner anführen — der Neger gar kein reales Bedürfnis nach europäischen Waaren eigentlich besitzt, sondern alles, was von Europa zu ihm kommt, Luxussachen für ihn sind. Aus diesem Grunde ist es auch ganz erklärlich, daß, soweit der Neger sich selbst überlassen bleibt, er vor allem nach denjenigen von diesen Luxussachen greift, die ihm am meisten Vergnügen gewähren, nämlich nach Branntwein, Tabak und Schießpulver. Jeder von uns kauft sich ja, wenn er für eine Luxusausgabe gerade Geld in der Tasche hat, nicht eben Strümpfe und Schwarzbrot. Den Negern die Bedürfnisse nach allem, was wir gern verkaufen wollen, auf solche Weise einzupauken, halte ich für nicht besser, als ihnen die Arbeit, statt auf diesem mittelbaren, auf dem direktesten Wege des Herrenstockes einzupauken. Wollte man aber für Bedürfnislosigkeit nicht Körper-, sondern Freiheits- oder Geldstrafen einführen, so wäre das nur noch schlimmer für den armen Neger.

Dennoch müssen wir ihnen Bedürfnisse beibringen, wenn auch langsam und ohne Zwang. Nur schafft uns dieses Bestreben vorläufig noch nicht die Arbeiter, die wir brauchen. Vielleicht aber könnten wir von anderwärts Neger oder Malaien herbeischaffen, welche bereits die leidige Bedürfnislosigkeit soweit abgelegt haben, um gegen gute Bezahlung zu arbeiten. Ohne eine Kuliwirtschaft einzurichten, könnten wir diese Fremden etwa in Massen in Kamerun ansiedeln, ihnen Land zuweisen u. s. w. Einmal ist es sehr fraglich, ob wir dauernde Ansiedler hinbekämen, ferner ob sie dort dauernd und freiwillig sich zum Plantagenbau hergeben würden; und drittens läge darin wieder eine größere Grausamkeit gegen die örtlichen Eingebornen, als eine milde gehandhabte Unfreiheit in sich schlösse, denn dazu müßten die Eingebornen ihres Besitzes enthoben, aus ihrem Lande verdrängt werden. Ob das gewaltsam oder gegen eine für sie wertlose Entschädigung in Geld oder andern Werten geschähe, ist gleichgiltig; grausam bliebe es doch.

Ich sehe nach alledem kein besseres Mittel, als vorläufig und soweit nötig ein Verhältnis von Unfreiheit herzustellen, welches den Neger der Gewalt des Weißen bei möglichstem Schutz gegen Mißbrauch unterwirft und ihn zur Arbeit

nötigt. Ob diese Gewalt nur durch den Kauf von Sklaven zu erlangen, ob sie durch das Zwischenglied der jetzigen schwarzen Sklavenherren auszuüben wäre, ob sie etwa von Staatswegen, wie auf Java, oder, wie neuerdings geraten worden ist, in der Weise der portugiesischen Sklavenwirtschaft ausgeübt werden könnte, das sind weitere Fragen, die erst durch die örtlichen Erfahrungen entschieden werden können. Meine Meinung ist aber nach alledem, daß wir, um in den Tropen Pflanzungskolonien zu schaffen, entweder eine solche Unfreiheit der Neger gestatten oder zu den von andern Völkern angewandten schlimmern Mittel der Arbeit durch Kulis werden greifen müssen.

Die Kaiserwahl vom Jahre 1519
und Karls V. Anfänge.*)

Die kaiserliche Würde war seit geraumer Zeit nicht viel mehr als ein glänzender Name. Die territorialen Gewalten, welche in den Kämpfen der Kaiser und Päpste erstarkt und in den Besitz einer reichsrechtlich verbürgten Stellung gelangt waren, hatten einen Grad von Selbständigkeit erreicht, welcher sich durch keine monarchischen Entwürfe und Anläufe mehr erschüttern ließ; alle Angelegenheiten von Bedeutung mußten von „Kaiser und Reich" entschieden werden. Aber noch umgab den Kaisertitel ein romantischer Zauber; noch galt er dem Range nach als der ohne Vergleich höchste; im Volke genossen die Kaiser noch eine fast mystische Verehrung; man kennt das Wort Luthers, daß der Kurfürst von Sachsen zum Kaiser stehe wie der Bürgermeister von Torgau zum Kurfürsten; die harte Wirklichkeit der politischen Verhältnisse war noch nicht ins Bewußtsein der Massen eingedrungen. Wer möchte sich wundern, daß Fürsten, die über wirkliche Macht verfügten, nach dieser Würde strebten, welche vertreten zu können sie hoffen durften: der Stifter der Würde, Karl der Große, hatte auch zuerst die Macht gewonnen, dann den Titel, und wer dürfte leugnen, daß die Würde sich auch politisch verwerten ließ?**)

*) Bruchstück aus dem ersten Bande einer in Jahresfrist erscheinenden umfassenderen Darstellung der deutschen Geschichte in der Reformationszeit.

**) Robert Rösler, Die Kaiserwahl Karls V., Wien 1868, sagt S. 12 ganz zutreffend: „Die römische Kaiserwürde gewährte wie keine andre Krone dem starken Besitzer ein kostbares Archiv alter Ansprüche, sie eröffnete zugleich zu ihrer Durchsetzung eine Rüstkammer vortrefflichster Waffen. Die Rechte, welche der mittelalterliche Kaisermantel in sich schloß, der alte Nimbus, der ihn umstrahlte, boten dem Ehrgeize eines Mächtigen unschätzbare Handhaben."

So erlebte man es, daß 1519 die zwei mächtigsten Herrscher von Westeuropa gleichzeitig nach der erledigten Krone strebten, Karl I. von Spanien und Franz I. von Frankreich. Sie waren freilich nicht die einzigen, welche in Betracht kamen; Maximilian I. hatte selbst seinem Bundesgenossen Heinrich VIII. von England wiederholt Aussichten gemacht, daß er, da sein Enkel Karl aus Furcht vor einem Zerwürfnis mit Frankreich den Titel nicht annehmen wolle, ihm dazu verhelfen werde, und der König hatte die Unterstützung des Kaisers in Oberitalien nach der Schlacht von Marignano sich anderthalb Millionen Kronen kosten lassen. Später hatte der geriebene alte Kaiser auch den König Ludwig von Ungarn mit ähnlichen Vorspiegelungen gekirrt: aber am Ende blieben doch jene beiden Bewerber allein übrig, weil weder der Engländer noch der Ungar eine solche Bedeutung für Deutschland besaßen wie Karl und Franz: sie wurden zu leicht befunden und schieden aus dem Spiele aus, Heinrich VIII. zur großen Genugthuung seiner einsichtigeren Ratgeber selbst, von denen Tunstall mit Recht bemerkte: die englische Krone sei mehr wert als die deutsche, werde aber eventuell doch nur ein Anhängsel der letztern bilden.

Wir wissen, daß Maximilian auf dem Augsburger Reichstage im August 1518 am Ende es durchgesetzt hatte, daß vier Kurfürsten seinen Enkel Karl I. von Kastilien zum römischen Könige erwählen zu wollen verhießen. Triumphirend konnte Hutten an Joachim von Maltzan schreiben: alle Stimmen seien gegen König Franz; selbst die böhmische Stimme, welche König Sigismund von Polen in vormundschaftlicher Stellung vertrat, ward gewonnen. Aber indem Maximilian am 12. Januar 1519 unerwartet früh starb, zerrann der ganze dynastische Erfolg wieder in nichts; der Kampf begann aufs neue: diesmal nicht um die Würde des römischen Königs, sondern um die des Kaisers selbst.

„Nun ist der tot — klagte Heinrich von Nassau —, der die Dinge leiten und bestimmen konnte, der geliebt und gefürchtet war; nun hat die Sache eine andre Gestalt."

Der König von Frankreich trat sofort offen auf den Schauplatz. Bei der Frage der Königswahl hatte er sich noch zurückgehalten und insgeheim gewühlt; jetzt erschien es ihm richtiger, über seine Absichten keinen Zweifel bestehen zu lassen; es war möglich, daß man durch Furcht die Unentschlossenen bestimmte. Als ihm Karl I. durch ein Schreiben kundthat, daß er die Kaiserkrone zu erlangen wünsche, da erwiederte er: der gleiche Wunsch beseele ihn selbst; er soll hinzugefügt haben: er und Karl seien zwei Freunde, die um die Gunst einer Frau würben; als solchen gezieme ihnen keine Feindschaft gegeneinander; wem sie auch endlich ihre Gunst schenke, sie wollten deshalb nicht aufhören, Freunde zu sein.

Alsbald wurde Deutschland mit französischen Agenten übersät, welche überall mit jedem Mittel für ihren König wirkten; offiziell erschienen in seinem Namen drei Gesandte: Jean d'Albret, Herr von Orval, dann Charles Guillard, Prä-

sident des Pariser Parlaments, und Guillaume Gouffier, Herr von Bonnivet, Admiral von Frankreich. Der König hatte diesen angesehenen Männern die höchsten Vollmachten erteilt; „in ihrer Kasse lagen stets 400000 Thaler bereit, sie führten das Staatssiegel, eröffneten die an den König adressirten Schreiben und gaben darauf Bescheid, auch ohne Einholung der königlichen Entschließung.“*) Das Auftreten der Gesandten war so großartig als möglich; man sollte sehen, daß sie einen mächtigen Herrn verträten, der dafür hielt, daß er alle andern Fürsten Europas so weit überstrahle als die Sonne die andern Gestirne; in Trier und Koblenz zählte ihr Gefolge 800 Pferde. Franz I. wollte die Deutschen durch seine Macht und seinen Ruhm für sich gewinnen; er hielt, so sagt ein Bericht, alle Welt für geblendet durch den Ruhm, wie er selbst es war, und betrachtete seine Triumphe und Eroberungen als ebenso viele Rechtstitel auf den Kaiserthron. Guillard wurde angewiesen, als Grund der Bewerbung lediglich die Sehnsucht des Königs anzugeben, der Christenheit nützlich zu sein; wie sein Vorgänger Karl VIII. sich 1494 auf Neapel unter dem Vorgeben gestürzt hatte, daß er von da aus Konstantinopel befreien wolle, so versicherten jetzt wieder die Wälschen: ihr König wolle nur deshalb Kaiser werden, weil er es dann leichter habe, die Türken zu bekriegen, deren Sultan Selim, so wurde gemeldet, die kaiserlose Zeit zu einem Angriffe auf Ungarn auszunutzen sich anschickte; hierzu werde, wie die Zeiten der Karolinger zeigten, eine Verbindung von Italien, Frankreich und Deutschland besonders nützlich sein; schon betrieb Franz bei der Kurie, daß er den Titel eines Kaisers von Konstantinopel erhalte; er suchte damit auch die Venetianer für seinen Plan günstig zu stimmen.

Sofort zeigte es sich, daß es auch eine starke französische Partei im Reiche gab und noch mehrere schwankend waren. Die rheinischen Kurfürsten, welche der Rache des Königs ausgesetzt waren, neigten mehr oder weniger zu Franz; vor allem Richard von Greiffenklau, der Erzbischof von Trier, dann der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, welcher allerlei unausgeglichene Händel mit dem Hause Österreich hatte; auch Hermann von Wied, der Erzbischof von Köln, schwankte, und Albrecht von Mainz suchte man dadurch zu gewinnen, daß ihm Leo X., dessen Haltung sofort noch zu beleuchten sein wird, die sehnlich von ihm begehrte Würde eines apostolischen Legaten in Deutschland in Aussicht stellte, wenn Franz gewählt würde; von ihm aus ließ sich dann eine Brücke schlagen zu seinem Bruder, dem Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, dessen Sohne die Prinzessin Renée, die Tochter Ludwigs XII., als Gemahlin mit reichster Aussteuer versprochen ward; auch Sachsen glaubte man wegen seiner alten Entzweiung mit Österreich zu sich herüberziehen zu können.

Vor allem wichtig war die Haltung des Papstes. Leo X. hätte die triftigsten Gründe gehabt, sich für Karl von Spanien zu entscheiden; aber um dies

*) Rösler S. 64.

zu thun, hätte er die Dinge ausschließlich als Kirchenoberhaupt betrachten müssen. Das hervorstechendste Interesse der Christenheit war die Abwehr der türkischen Flut, die stets höher stieg, stets drohender heranschwoll. Ihr zu begegnen hatte niemand mehr sachlichen Antrieb als der König von Neapel, eine Würde, die ja ebenfalls Karl von Spanien bekleidete; seine Küsten waren von dem Stoße der Osmanen am härtesten bedroht, ihn stärken hieß gegen die Türken arbeiten; der spätere Lauf der Dinge hat dies sattsam erwiesen. Aber eben der Umstand, daß Karl Herr von Neapel war, entschied beim Papste gegen ihn. Seit der Staufer Heinrich VI. die Kaiserkrone mit der Krone von Apulien vereinigt hatte, galt es in Rom als eine Lebensfrage der pontifikalen Selbständigkeit, diese Vereinigung zu hintertreiben oder sie garnicht zu stande kommen zu lassen. Zu hart war der Druck, den Karl als Herr von Neapel und, im Falle er Kaiser wurde, auch noch als Oberlehnsherr von Mailand auf den Kirchenstaat ausüben konnte; der weltliche Machthaber trug es in Leo X. davon über den Statthalter Christi. An sich hätte der Papst am liebsten auch Franz I. ausgeschlossen, da auch dessen Macht ihm unheimlich war; man hätte bei St. Peter gern Friedrich den Weisen als Kandidaten begünstigt. Da aber dieser sich zu alt für die kaiserlichen Obliegenheiten fühlte und auch zu gut einsah, daß er zwischen Franz und Karl doch zerrieben worden wäre und im Falle des Sieges nur ein Schattenkaiser hätte sein können, so arbeitete Leo X. für Franz I. In einem Schreiben an die Eidgenossen erklärte er: nicht aus Haß sei er gegen Karl, sondern weil es die Hirtenpflicht der Kirche ihm gebiete. Denn der Eid, welchen Karl geschworen, als er durch die Wohlthat des heiligen römischen Stuhles das Königreich Neapel erhalten habe, verpflichte ihn auch nach altem Brauch und Gesetz, sich des Kaisertums zu enthalten oder das Königreich fahren zu lassen. Der Papst aber müsse über die Aufrechterhaltung dieser Vorschrift wachen, um die Sicherheit und den friedlichen Bestand des heiligen Stuhles aufrecht zu erhalten. Weil er nun für diesen von der Wahl eines andern Königs keine Gefahr besorge, so unterstütze er dessen Erhebung.

Gegenüber diesen klaren Worten ist doch eigentlich kein Zweifel über Leos Ansichten möglich. Wohl ließen es die päpstlichen Agenten an Doppelzüngigkeit hie und da nicht fehlen, um nicht alle Brücken zum Hause Habsburg abzubrechen; aber die Meinung ist doch nicht haltbar, als ob Leo im Grunde doch für Karl gewesen wäre und sich gegen ihn nur deshalb ausgesprochen hätte, um ihn recht mürbe und nachgiebig zu machen.*)

Es hätte nun freilich einen Weg gegeben, den Widerstand des Papstes zu beseitigen und ihn für die habsburgische Sache zu erwärmen. Dieser Weg hätte

*) So Rösler S. 56. Auch der Vertrag zwischen Leo und Karl vom 17. Januar 1519, welcher eventuell „gemeinsame Verteidigung bei einem italienischen Kriege" festsetzt, vermag diese Ansicht nicht zu stützen: die Wahl Franzens hätte auch hier die ganze Situation geändert, sobald sie unter Mitwirkung der Kurie erfolgte.

darin bestanden, daß man zwar an dem Hause Habsburg festgehalten, von der Person Karls aber abgesehen hätte. Karl hatte einen jüngern Bruder Ferdinand, den Donna Juana ihrem Gemahl Philipp am 10. März 1503 geboren hatte: er war damals sechzehn, Karl neunzehn Jahre alt. Leo X. nannte seinen Namen als den eines genehmen Kandidaten, weil er nicht König von Neapel war; Karls Muhme Margarethe, die Statthalterin in den Niederlanden, kam diesen Wünschen entgegen; sie sandte im Februar von Mecheln aus einen von fünf Mitgliedern des Geheimen Rates unterschriebenen Brief an ihren Neffen nach Madrid und empfahl ihm, daß er seinen Bruder als Bewerber auftreten lasse; manche setzten auch auf Don Ferdinand größere Hoffnungen als auf Karl selbst. Aber dieser wies alle derartigen Pläne standhaft und mit Schärfe von sich; er bezeugte Margarethe seine volle Unzufriedenheit, daß sie an eine Reise des Infanten von den Niederlanden nach Deutschland denke; er erklärte, zur Erhebung des heiligen Glaubens und Niederwerfung der Ungläubigen wolle er die römische Krone selbst erringen, koste es, was es wolle: sein Bruder habe weder die zu dieser Würde nötige Macht, noch habe Maximilian denselben als Nachfolger gewünscht; sein Auftreten würde nur die habsburgische Partei spalten und so den Franzosen die Wege bahnen. Ähnlich drückte sich Karl in einem Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen und an alle Kurfürsten aus; „wir wissen niemand, der billigerweise gewählt werden soll als wir, nicht allein darum, daß wir von deutschem Blut und Stamme sind, sondern auch weil unsre Vorvordern als römische Kaiser das heilige römische Reich wohl und glücklich regiert und verwaltet haben."

So blieb er dabei, die Würde für sein Haus und für seine Person zu fordern; er ließ sich auf keine Verhandlungen ein. So blieb es aber auch dabei, daß die Kurie gegen ihn arbeitete, so lange sie vermochte.

Und schon regten sich auch die Anhänger Frankreichs in der Erwartung, daß König Franz siegen werde.

Herzog Karl von Geldern war stets auf dem Sprunge, wenn es galt, die Österreicher in den Niederlanden zu bekämpfen; man kann sich denken, wie sehr ihn die Aussicht aufbrachte, daß Karl I. die Kaiserkrone erringen könne; auf ihn konnte der König sicher zählen. Dann waren Agenten des letzteren in Stuttgart bei dem jungen, erst zweiunddreißigjährigen Herzoge Ulrich von Würtemberg gewesen, mit dem Frankreich schon 1517 Beziehungen angeknüpft hatte, und hatten ihm Hilfsgelder — 30000 Thaler — gebracht, damit er ein Heer aufstelle. Nun war Ulrich von der Reichsstadt Reutlingen schwer gereizt worden: schon lange beklagte er sich,*) daß seine Diener auf der Reutlingen überragenden Burg Achalm vor den Bürgern der Stadt „niemals ihr Amt mit

*) Sattler, Geschichte des Herzoglums Würtemberg unter der Regierung der Herzogen, Ulm 1770, II. 2 ff. Heyd, Ulrich Herzog zu Würtemberg, Tübingen 1841, I. 524 ff.

Besuchung der Waldungen ohne Lebensgefahr versehen können," und daß die Reutlinger „in seinen Waldungen und Fischwassern großen Frevel ausgeübt und andre Ausschweifungen begangen, er aber niemals habe Genugthuung erlangen können": nun kam, er hatte eben mit allen Prälaten seines Landes die Leichenfeier für den Kaiser Maximilian ausgerichtet, die Botschaft, daß sein Burgvogt von der Achalm, während er mit seinem Eheweibe in einem Wirtshause zu Reutlingen speiste, von einigen Bürgern erstochen worden sei, zur Rache dafür, daß des Herzogs Vogt auf Hohenurach einige Jahre vorher einen Reutlinger wegen Wilderns erschlagen hatte. Der Herzog saß eben noch an der Tafel, als ihm der Mord seines ihm besonders werten Dieners gemeldet wurde, neben ihm die Prälaten: alsbald ließ er in den nächsten Ämtern Lärm schlagen und die Mannschaft aufbieten; er selbst saß zu Pferde und versuchte die Stadt durch einen Handstreich zu nehmen. Dies mißlang; aber Ulrich umlagerte die Stadt trotz der großen Kälte, ließ sie beschießen und drohte: lieber wolle er sein halbes Herzogtum daran setzen, als unverrichteter Sache abziehen. Die Reutlinger sandten am 23. Januar einen Boten nach Augsburg an Ulrich Arzt ab, den Hauptmann der Reichsstädte des schwäbischen Bundes; aber der Bote wurde abgefangen und die Stadt nach achttägiger Umlagerung genötigt, sich zu ergeben, es war am 28. Januar. Der Herzog hielt einen feierlichen Einzug, ward von der Stadtgeistlichkeit am Thore empfangen und begab sich zur Kirche, um Gott zu danken. Dann mußten ihm die Vorgesetzten und die Bürgerschaft auf dem Markte huldigen und ihm ihre „Gewölbe und Behältnisse" samt allem Silbergeschirr, Kleinodien und Briefschaften übergeben; zwar stellte er den Leuten nachher ihr Eigentum wieder zu, aber die Stadt selbst meinte Ulrich, auf König Franz bauend, festhalten zu können, selbst gegen den schwäbischen Bund, dessen Glied Reutlingen gewesen war. Er ließ das Siegel der Stadt zerschlagen und gab ihr ein andres Wappen und Siegel; die neue Landstadt sollte auf den Landtagen des Herzogtums den Sitz gleich nach Urach haben; ein Blockhaus wurde in der Stadt errichtet, die Bresche in der Mauer geschlossen und ein Heer von 3000 Mann nach Reutlingen gelegt. Es war ein kühnes Unterfangen, und selbst Ulrichs blödsinnigem Vater, dem Grafen Heinrich, dämmerte die Ahnung der Gefahr; als sein Sohn aufbrach, die Stadt anzugreifen, sagte er: „O, er wird zum Lande hinausziehen." Laut klagte man, daß der Herzog für den Frevel einiger Wenigen sogleich die ganze Stadt verantwortlich gemacht und ihr nicht einmal die Möglichkeit gerichtlichen Austrags eröffnet habe; es erschien dies umso gewaltsamer, als die Stadt Reutlingen einen Schirmvertrag mit dem Hause Würtemberg aufgerichtet und wenige Tage vor Ulrichs Angriff ihr Schirmgeld bezahlt hatte; viele glaubten, daß er nun an Eßlingen gehen werde, daß er es überhaupt auf die Reichsstädte abgesehen habe; man traute ihm zu, daß er am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts das mit französischer Hilfe durchführen werde, was sein Nachfahre Herzog Friedrich 1803 mit

Talleyrands Beistand verwirklicht hat: die Aufsaugung der in Würtemberg eingesprengten reichsstädtischen Gebiete. Die Aufregung war groß; vier Reichsstädte beschickten in Ulm einen Städtetag zur Ratschlagung über gemeinsame Abwehr; das herannahende französische Königtum schien mit einem Umsturze aller bestehenden Verhältnisse verknüpft zu sein.

Auch in Norddeutschland erhoben sich die Anhänger des Königs Franz zu offenem Kriege. Bischof Johann von Hildesheim, ein geborner Herzog von Sachsen-Lauenburg, hatte sich durch weise Sparsamkeit in die Lage versetzt, die vielen verpfändeten Güter und Ämter seines Stifts wieder einzulösen; darüber gerieten die Adelsfamilien, welche im Genuß dieser Güter waren, in Aufregung wider den schäbigen „Hans Magerkohl," der freilich nicht überall billig verfuhr, und neunzehn von der hildesheimischen Ritterschaft schlossen einen Bund, wonach sie die Rückforderung der Güter nötigenfalls mit den Waffen abwehren wollten; an ihrer Spitze stand Ritter Burchard von Salder, dem selbst die Burg Lauenstein wieder entzogen worden war. Sie riefen den Schutz der Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel, Heinrichs des Jüngern und Wilhelms, und des Herzogs Erich von Kalenberg, sowie den des Bischofs Franz von Minden an, welcher den Rebellen alsbald offen Vorschub leistete. Bischof Johann seinerseits suchte Hilfe bei Herzog Heinrich dem Mittleren von Lüneburg: er verhieß ihm, daß er dessen erst zehn Jahre alten Sohn zu seinem Koadjutor und dereinstigen Nachfolger machen wolle, wenn Heinrich ihm beistehe: so entschloß sich der Herzog zum Kampfe gegen seine Verwandten von Wolfenbüttel, Kalenberg und Minden, denn auch Bischof Franz war ein Braunschweiger, ein Bruder Heinrichs des Jüngern und Wilhelms: das braunschweigische Haus entzweite sich aus Anlaß dieser „Hildesheimer Stiftsfehde" aufs tiefste vor aller Welt. Was aber die Sache über einen bloß örtlichen Handel hinaushob, das war der Umstand, daß der Lüneburger sich auch an König Franz anlehnte; „sein Glück ist mir lieb, sagte er, sein Unglück ist mir leid; er liege oben oder unten, so bin ich der Seine"; viele waren der Meinung, daß die Schilderhebung des Lüneburgers im letzten Grunde gegen Karls Wahl gerichtet sei und dessen Anhänger dadurch eingeschüchtert werden sollten. In der Charwoche machten sich die lüneburgischen und hildesheimischen Scharen auf den Marsch; die Heiligkeit der Festzeit schuf ihnen kein Bedenken; am Charfreitag selbst wurde der Petershagen, ein Schloß des Bischofs von Minden, mit Sturm genommen: man sah Geistliche sich am Kampfe beteiligen, und daß das Schloß fiel, wurde dem Beistande der Gottesmutter zugeschrieben, welche das Marienstift zu Hildesheim als seine Schutzherrin verehrte; aus Minden selbst vertrieben, floh Bischof Franz zu seinem Bruder nach Wolfenbüttel. Der weitere Verlauf der Fehde ist so unerfreulich als möglich; Monate lang kommt es zu keinem größern Zusammenstoße; auf beiden Seiten hat man es nur auf Sengen und Brennen, auf Verwüstung der Wohnstätten, Wegführen des Viehstandes, Er-

Digitized by Google

preſſen von Löſegeldern abgeſehen; „dutzend-, ja ſchockweiſe gingen die Dörfer in Flammen auf.“ Biſchof Franz erwies ſich, als der Rachezug der Braunſchweiger ins Werk geſetzt ward, als einer der ärgſten Landverderber, und Herzog Erich von Kalenberg rief aus, als ihm der Hildesheimer mit Bann drohte: „Können die Pfaffen bannen, ſo können wir brennen.“ Selbſt in dieſer Zeit, welche ſtarke Stücke von Kirchenfürſten gelaſſen hinzunehmen gewohnt war, erregte es doch Abſcheu, als man hörte, wie der Mindener Biſchof die neu angebrachten Zieraten, Wappen und Ahnenbilder an dem lüneburgiſchen Schloſſe Giſhorn mit eigner Hand herabſchlug, ja wie er die Kirche zu Nettelkamp ſelber in Brand ſteckte.

Nicht bloß in Geldern, Würtemberg, Hildesheim erhoben ſich die Anhänger des Königs von Frankreich; auch in Öſterreich und Tirol gährte es; und Franz I. ſelbſt ſchritt ſogar zu offnen Rüſtungen fort. Sein Geſandter, Herr von Teligni, ermahnte die Signoria von Venedig, Truppen nach Deutſchland zu ſenden und die Kurfürſten, welche für ihn ſeien, zu unterſtützen, die Gegner aber zu ſchrecken; in Genua und in der Provence wurde eine Flotte ausgerüſtet, Pietro Navarro ging mit etlichen zwanzig Segeln an die toskaniſche Küſte, angeblich um die Seeräuber abzuwehren; in Frankreich und in Lothringen hielten ſich 40 000 Mann unter La Paliſſe und Tremouille ſechs Monate lang bereit, ſofort ins Feld zu rücken; die Ordonnanzkompagnieen unter Marſchall Chavannes ſtanden mit 60 Stück Geſchütz an der Grenze der Champagne marſchfertig; es waren die Truppen, welche Franz angeblich gegen die Türken beſtimmt hatte. Nachdem der König ſo viel gethan, um ans Ziel zu kommen, wollte er nicht mehr zurück, lieber das äußerſte anwenden: „Ich wäre ſehr froh — ſchrieb er an ſeine Geſandten —, wenn die Sache ſich ohne Krieg zu Ende führen ließe. Doch nachdem die Dinge bis auf dieſen Punkt gelangt ſind, wäre es für mich eine Schande, davon abzuſehen.“*)

(Schluß folgt.)

Björnſtjerne Björnſon.

Es iſt jetzt ein Jahr her, daß ich das Glück hatte, mehrere angenehme Stunden in der Geſellſchaft des norwegiſchen Dichters Björnſtjerne Björnſon zu verbringen. Ich ſage: das Glück, weil ich den Verkehr mit bedeutenden Menſchen als ein ſolches empfinde. In den Debatten, welche jetzt vielfach über den Wert des Bergſteigens geführt werden, das ſo manchem Touriſten übel bekommen iſt, vernimmt

*) Rösler, S. 102—104.

man von den Verteidigern dieſer gefährlichen Liebhaberei ſtets den Hinweis auf die ganz einzige Empfindung, das wahrhafte Hochgefühl, welches der Ausblick von einer richtigen Gebirgshöhe dem Menſchen gewährt und ihm hinlänglich die Mühen und Gefahren des Steigens belohnt, mit denen er ſich jenen Genuß erkaufte. Ich habe manche Höhe erſtiegen und im Gefühle der Erhabenheit Umſchau gehalten in meilenweite Runde. Allein im Verkehre mit bedeutenden Menſchen, einem ſchöpferiſchen Dichter zumal, haben meine Pulſe doch ſchneller geſchlagen, hat ſich mein Herz noch mächtiger gehoben, fühlte ich mein Lebensgefühl doch noch mehr geſteigert, und dieſe Empfindung pflegen wir ja Glück zu nennen, wenn wir überhaupt einen Inhalt mit dieſem Worte verbinden. Und ganz beſonders angeregt fühlte ich mich in den Stunden meines freilich nur allzu kurz auf zwei Nachmittage beſchränkten Verkehrs mit Björnſon.

Es geſchah dies in Tirol, zuerſt in Innsbruck, wohin der Dichter zum Beſuche eines alten Freundes gekommen war, ſodann in dem uralten Bergmannsſtädtchen Schwaz, eine Stunde flußabwärts am Inn gelegen, in deſſen romantiſche Einſamkeit ſich Björnſon mit Frau und Kindern aus Paris, ſeinem ſtändigen Aufenthalte, für die Sommerszeit zurückgezogen hatte, um ungeſtört von den Zerſtreuungen des geſellſchaftlichen Lebens, im Angeſichte einer ihn an die gebirgige nordiſche Heimat erinnernden anmutigen Alpenlandſchaft, einige dichteriſche Arbeiten zu vollenden; dort ſtatteten wir ihm unſern Gegenbeſuch ab.

Man hat in Deutſchland, wo ſeine Novellen in billigen Überſetzungen ſehr verbreitet und ſeine Schauſpiele („Die Neuvermählten“ und „Ein Falliſſement“) dem Repertoire jeder bedeutenderen Bühne einverleibt ſind, wohl ziemlich allgemein ein Bild von Björnſons perſönlicher und dichteriſcher Eigenart; am bekannteſten dürfte er in Wien ſein, an das ihn mannichfache perſönliche Beziehungen knüpfen, und wo das Burgtheater ſelbſt mit Meiſterſchaft ſeine Stücke darſtellt. Und wer noch keine Anſchauung von ihm beſitzt, kann ſie ſich leicht verſchaffen in dem glänzenden Eſſay von Georg Brandes in deſſen Sammlung „Moderne Geiſter,“ wo er mit der ſprechendſten Porträttreue gezeichnet iſt, wenn auch einzelne Behauptungen des geiſtvollen Literarhiſtorikers nicht mehr als der Wahrheit gemäß angeſehen werden können. Die große, kraftvolle, breitſchulterige Geſtalt mit ihren elaſtiſchen, aber ruhigen Bewegungen, das bedeutende Geſicht, der feine Mund und das bis auf die Bartſtreifen an den Ohren glatt raſirte Kinn, die edle Naſe, die hinter den buſchigen Brauen, welche ſie überſchatten, und der goldenen Brille, trotz ihrer hellen Farbe hervorblitzenden, ſcharfblickenden Beobachteraugen, das rötliche, nunmehr ergraute Haupthaar, welches widerſpenſtig büſchelweis ins Geſicht fällt, das ganze, mit männlichem Selbſtbewußtſein getragene Haupt: dies alles bleibt, wenn man es auch nur einmal geſehen hat, in der Erinnerung immer haften. Im Verkehr iſt der große Sanguiniker, wie ihn Brandes mit Recht bezeichnet, von lebhafter Mitteilſamkeit und naiver

Offenherzigkeit: ohne Berechnung ſpricht er, wie er denkt; ſelbſt die Schwierigkeiten, welche ihm die ungewohnte deutſche Sprache bereitete, hinderten ihn nicht, lange und ausführliche Geſpräche zu führen, die allerdings bei der faſt interviewenden Haltung ſeiner Gäſte zuweilen zu ebenſo langen Monologen wurden. Wenn ihm gerade das geſuchte deutſche Wort nicht auf die Zunge wollte, ſo ſprang ihm ſeine liebenswürdige und weltkluge Gattin bei, die unſre Sprache beſſer beherrſchte, wobei ſie daran erinnerte, daß auch in ihren Adern deutſches Blut rolle, da ſie vom Turnvater Jahn — wir wiſſen nicht mehr genau wie? — abſtamme; von Geburt iſt ſie eine Bergnerin. Wir glauben dem Anſehen des Dichters in Deutſchland nicht zu ſchaden, wenn wir bei dieſer Gelegenheit erwähnen, daß er ſich nicht als Freund des jetzigen Deutſchlands ausſprach. Der demokratiſche Führer der liberalen Oppoſition Norwegens äußerte ſich nicht als Parteigänger Bismarcks, und der Realiſt, welcher jetzt in Paris lebhaften Verkehr mit den Spitzen der franzöſiſchen Literatur pflegt, ſprach ſich ziemlich ſcharf über die gegenwärtige deutſche Literatur aus, wobei wir allerdings merken konnten, daß er ihre wahren Größen kaum dem Namen nach kannte und nichts andres wußte, als daß der hiſtoriſche Roman blühe, den er — der ganz in der Gegenwart aufgehende Dichter, welcher nur zu ſehr ſeine Muſe in den Dienſt ſeiner aufklärend reformatoriſchen Tendenzen ſtellt — ſchlechthin ablehnte. Die Gegenwart zu erfaſſen, erklärte er für den einzigen Beruf des Schriftſtellers. Eine Äußerung indes verſöhnte mich mit dem begeiſterten Franzoſenkultus Björnſons, weil ſie mir blitzartig ſcharf den ſpezifiſch germaniſchen Kern ſeines Weſens beleuchtete. Ich dachte ihm ein Kompliment zu machen, als ich ihm ſagte, ſeine Dichtungen wären bei uns nicht weniger verbreitet, als die eines andern uns gleichfalls nur durch Überſetzungen vermittelten fremden großen Dichters, nämlich Iwan Turgenjews. Aber dieſe Bemerkung nahm Björnſon ziemlich unwillig auf, und es war kein freundlicher Blick, mit dem er erwiederte, er habe ſich für Turgenjew nie erwärmen können, denn er habe in allen ſeinen Novellen keinen einzigen Mann gefunden. Mir ſchien die ganze Kluft zwiſchen dem Germanen und dem Slawen durch dieſe Antwort aufgedeckt. Vieles wußte er noch von ſeiner Heimat, ſeinen politiſchen und Privatverhältniſſen in ſeiner offenherzigen Weiſe zu erzählen, was ſich nicht leicht wiedergeben läßt. Das kleine, wenig ergiebige Gut, welches er zu Hauſe beſitzt, und wovon auch Brandes berichtet, verpachtete er endlich nach den vielen Koſten, die es ihm verurſacht hatte, gern, um in dem ihm keineswegs unwillkommenen Pariſer Exil in einer anregungsreicheren Welt zu leben; nur in größeren Zwiſchenräumen kehrt er für einen Sommeraufenthalt in die Heimat zurück. Ein ſchönes Licht auf ſeinen neidloſen Charakter warf die warme Rede, mit der er von ſeinen literariſchen Landsleuten, zumal von Kielland, ſprach, dem er auch in einem hochherzigen Akte die Freundſchaft bewieſen hätte. Björnſon bezieht nämlich aus Staatsmitteln ein Jahresgehalt von zweitauſend Kronen, welches allerdings für die Bedürfniſſe ſeiner Familie nicht

ausreicht und durch fleißige literarische Thätigkeit (wobei die Tantiemen des Wiener Hofburgtheaters keine geringe Rolle spielen) ergänzt werden muß. Nun wurde vor einiger Zeit im norwegischen Reichsrate der Antrag gestellt, auch Kielland aus Staatsmitteln zu unterstützen; allein die Summe, welche ihm die Volksvertreter bewilligen wollten, war weitaus geringer als die, welche Björnson zugestanden worden war. Da richtete dieser an den Reichsrat ein Schreiben, worin er erklärte, auf sein Gehalt verzichten zu wollen, falls Kielland nicht ein gleich großes bekomme, denn dieser sei nicht geringer als er. Und Björnsons Eintreten für den jüngeren Kollegen hatte in der That den gewünschten Erfolg.

Am denkwürdigsten war der Nachmittag, den wir in Schwaz, in Björnsons Sommerfrische selbst, verbrachten. Es war ein ziemlich bescheidenes Wirtshaus, freilich in dem kleinen Neste das beste („Zum Frundsberg"), wo er sich mit seinem Weibe, der hübschen, just den Mädchenschuhen entwachsenen Tochter Bergliud und seinem jüngern Sohne einquartiert hatte. Das Gespräch geriet alsbald auf das Thema, das uns am meisten interessirte: auf die neueste Dichtung Björnsons, die er in den letzten Wochen, wie er uns verriet, in Tirol niedergeschrieben hatte, und die kennen zu lernen wir vor Neugier brannten. Welcher Dichter läßt sich nicht gern auf die Schöpfung leiten, die ihn gerade erfüllt? Daß aber Björnson so rückhaltlos liebenswürdig in seinen Mitteilungen war, war wohl der Anwesenheit seines alten Freundes zu verdanken, und ich glaube nicht indiskret zu sein, wenn ich etwas davon ausplaudere. Ist es doch für seine Landsleute gewiß keine Neuigkeit mehr; in Deutschland ist, soviel ich weiß, nichts davon bekannt geworden.

Die lebhafte Bewegung, welche in einzelnen wissenschaftlichen Kreisen Englands und dann auch Deutschlands durch die Entdeckung der hypnotischen, somnambul-magnetischen Zustände, durch das „Gedankenlesen" und dergleichen mehr entstanden war, hatte nämlich auch Björnson in ihre Kreise gezogen. Nicht daß er etwa Spiritist geworden wäre, wenigstens ließ er davon nichts verlauten, ein gewisser vorsichtiger Skeptizismus blieb ihm noch immer eigen. Aber die merkwürdigen Erscheinungen von der Wirkung des einen Willens auf den andern in die Ferne nahm er als absolut gesicherte Thatsachen hin, und erklärte uns mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Naturells all die Wunder, vor denen wir noch immer ungläubig die Köpfe schüttelten. Indes, wenn irgend jemand in der Welt vorgestimmt sein kann, jene Erscheinungen einer unbewußten und doch logischen Geistesthätigkeit als wahrhaft bestehend anzuerkennen, so muß es der Dichter sein, der in sich selbst so oft die Übermacht einer selbständig thätigen geistigen Naturgewalt zu beobachten, zu erfahren Gelegenheit hat, und Björnson ist nicht der einzige Dichter, der einen Hang hat, jenen neuen Nervenpathologen gläubig zu horchen. Allein das Interessanteste ist, wie sich Björnson für seinen Teil jene neuen Entdeckungen dichterisch zurechtgelegt, welche poetische Anregung sie ihm verschafft haben. Die zweiaktige Tragödie, welche er im vorigen

Sommer in Tirol niedergeſchrieben hat, die er uns in ſeiner trotz des Kampfes mit der fremden deutſchen Sprache hinreißenden Vortragsweiſe in extenso vorgeſpielt, er ſelbſt ein ganzes Theater, ebenſo wie der Roman „Thomas Rendalen," den er jetzt veröffentlicht hat und der uns ſchon in deutſcher Überſetzung vorliegt (Berlin, Stilke, 1886), ſind die Zeugniſſe ſeiner neuen Geiſtesrichtung.

In dieſem Romane findet ſich (S. 320) eine Stelle, die ſeine Meinung klarer ausſpricht, als es ein andrer vermöchte, und darum ſei ſie hier zitirt. „Nervenſchwache und namentlich hyſteriſche Naturen könnten durch gewiſſe mechaniſche Einwirkungen in hypnotiſch-magnetiſch-ſomnambule Zuſtände verſetzt werden. Ein ſolcher Zuſtand ſei bewußte Ohnmacht; in dieſer Ohnmacht thäten wir, was derjenige wünſchte, welcher uns in denſelben [ſo der Überſetzer; ſoll heißen: in dieſelbe] verſetzt habe. Wir würden ſein Opfer, ſein Werkzeug. Und zwar nicht bloß, während wir ſchliefen, auch ſpäter, wenn wir wieder erwacht wären, leiſteten wir unbedingt den Befehlen Folge, die wir erhalten, während wir uns in jenem Zuſtande befanden. ... In dieſem Zuſtande könnten die Vorſtellungen des Einzelnen ſich mit den Gedanken eines andern, ſowohl eines Anweſenden wie eines Abweſenden, begegnen. (!) Manche könnten ſogar vorahnen. Dieſe Thatſache laſſe ſich nicht mehr leugnen; aber erklärt könne ſie nicht werden. Früher nahm man an, dieſe Fähigkeit ſei vom Glauben abhängig; jetzt wiſſe man, daß ſie mit dem Glauben nichts zu thun habe. ..."

Dieſer letzte Satz enthält das Thema jener merkwürdigen zweiaktigen Tragödie, die uns der Dichter mitteilte. Es war die Tragödie eines Menſchen, der die Fähigkeit hat, auf andre nervenſchwache Menſchen hypnotiſch einzuwirken, es aber nicht weiß. Ein Paſtor von großer Frömmigkeit, der feſt im Glauben an das Wort der heiligen Schrift lebt und wirkt, der tief überzeugt iſt, daß der Glaube Wunder thun könne, daß das Gebet den Himmel ſtürme und bewege, das iſt jener merkwürdige tragiſche Held. Allem weltlichen Zweifel an die Wahrheit der Religion hält er die augenſcheinliche Thatſache entgegen, daß er ſelbſt ja durch die Kraft ſeines Gebetes die Wunder verübe, welche dem rechten Glauben zugeſprochen würden. Sein Weib, das ihn maßlos, anbetend liebt, iſt krank, liegt halb gelähmt tagelang auf dem Bette; aber ſeltſam! wenn er, der Paſtor, betet und mit den Händen ſegnend ihren Kopf beſtreicht, dann iſt ſie wieder heil! dann kann die Halbgelähmte gehen! Freilich nur ſo lange, als er im Zimmer iſt. Der Ruf dieſes Wunderthäters verbreitet ſich durchs ganze Land, ſchaarenweiſe ſtrömen die Gläubigen und Kranken herbei, ſich von ihm ſegnen und heilen zu laſſen. Er hält eine neue Epoche des Glaubens für gekommen, bis er eines ſchönen Tages merken muß, daß die Kraft, welche ihm innewohnt, nichts gemein hat mit dem Glauben, und daß die leidenſchaftlichſte Beſtürmung des Himmels ſein in der hypnotiſchen Kur nur noch mehr in den Nerven geſchwächtes Weib nicht retten kann. Gerade als er vor dem ganzen verſammelten

Volke ſeine überirdiſche Begabung bezeugen will, bricht ihm ſein Weib nach ihrer letzten Kraftanſtrengung unter dem Einfluſſe ſeines Willens tot in den Armen zuſammen. Das verblüfft ihn, blitzartig durchſchauert ihn der erſte Zweifel, den ſein Weib ſchon längſt gehegt hat, der ihn aber auch wie ein Blitz niederſchlägt, ſodaß er tot neben der Geliebten zuſammenbricht.

Dieſe Tragödie führte uns Björnſon mit der ganzen Kunſt des einſtigen Theaterdirektors und der Anſchaulichkeit des Dichters vor. Den großen Volksſzenen mit der dazwiſchen ſchallenden, der himmelſtürmenden Kirchenglocke vermeinte man, hingeriſſen von der Leidenſchaft des Sprechers, ſelbſt beizuwohnen. Man bewunderte die einfache Größe der Erfindung, aber — man konnte ſchließlich doch nicht umhin, ſich zu geſtehen, daß dieſes kühnſte aller freigeiſtigen Werke auf ſehr vagen Prämiſſen aufgebaut war, daß dieſe idealiſtiſche Pathologie im Drama wenig angebracht ſei, da die natürlichen Thatſachen und Kräfte, die es vorausſetzt, noch keineswegs weder allgemein bekannt, noch auch nur unbeſtritten von der Wiſſenſchaft ſind. Der Zuſchauer würde eher geneigt ſein, der Liebe jene Heilkraft zuzuſchreiben, da er nun einmal in dieſer Anſchauung von der Allgewalt des Eros aufgewachſen, aber dem Hypnotismus? dem Magnetismus? Die Bühne würde ſich ihm unter der Hand aus dem Schauplatze ſittlicher Vorgänge beſtenfalls zu einem phyſiologiſchen Hörſaale verwandeln. Bewunderungswürdig war es jedenfalls, wie Björnſon ſeinen Gedanken poetiſch verkörperte.

Mit dieſem geteilten Gefühle ſchieden wir von ihm, und ich hätte keinen Anlaß zu dieſen Erinnerungen gehabt, wenn mich nicht der neue Roman Björnſons auf ſie zurückgeführt hätte. Denn offenbar gaben ihm zu dieſem Roman jene neuen Forſchungen und Theorien, die er in ſeinem ſanguiniſchen Optimismus — übrigens der liebenswerteſten Eigenſchaft eines Dichters — für geſicherter hält, als ſie ſind, den erſten Anſtoß. Allerdings wußte er dieſe Anregungen prinzipiell zu vertiefen und ſo den Blick auszuweiten auf die Betrachtung von modernen Zuſtänden von einſchneidender Wichtigkeit, und damit ein Werk von vielleicht zweifelhaftem künſtleriſchen Werte und beſtreitbaren ſittlichen Tendenzen zu ſchaffen, jedenfalls aber eines, das nicht verfehlen wird, weite Kreiſe in Norwegen wie in Deutſchland zu beſchäftigen. Denn überall giebt es Mütter und Väter, welche Anlaß haben, über die Frage nachzudenken: Wie erziehen wir unſre Töchter? Und dieſe Frage wirft Björnſon im „Thomas Rendalen“ auf.

Wir wollen zuvor das oben abgebrochene Zitat beſchließen. „In dieſen abnormen Zuſtand [der Willensohnmacht] aber — ſo heißt es weiter — könne der Einzelne auch ſich ſelbſt verſetzen, die einen durch ſchwere Anſtrengung, andre ſchon durch den bloßen Willen. Das geſchehe dadurch, daß ſie unverwandt auf irgend einen Gegenſtand hinſtarrten, entweder in Gedanken oder mit leiblichen Augen. Die meiſten von uns ſeien einigermaßen mit der Wirkung bekannt, welche dadurch hervorgerufen werde; aber nur Nervenſchwache könnten unter

gewiſſen Bedingungen ſich dadurch in einen erhitzten Zuſtand verſetzen. Auf dieſe Weiſe folgten viele Bekehrungen, namentlich unter den Frauen.... Jetzt kommen wir zu dem, was für die Frau das Gefährlichſte iſt. Gewiſſe Menſchen haben die Gabe, andre, namentlich Frauen, in dieſen Zuſtand zu verſetzen, ohne das übliche mechaniſche Mittel, ohne daß ſie ihnen ſehr nahe ſind, ohne irgend welche Berührung, lediglich durch ihren Blick. Sie können die Betreffenden zwingen, ſie anzuſehen, und während die Augen auf einander gerichtet ſind, ihren Willen ſich unterjochen." Von einer der größten Sängerinnen der Welt (Nilſon?) wird erzählt: „Als ſie eines Tages im Eiſenbahncoupee ſtand — der Zug hatte gerade auf einer Station Halt gemacht und ſie blickte zum Fenſter hinaus — fühlte ſie ſich unwohl. Sie mußte ſich umwenden, und da bemerkte ſie ein Paar ſtechender Augen, welche ſofort in die ihren hineinſtarrten. Sie eilte ſofort hinaus und ließ ſich ein andres Coupee anweiſen; aber der Mann kam ihr nach; vermutlich kannte er ſeine Macht und wollte davon Gebrauch machen. Sie fand ihren Impreſario und bat ihn, ſie von »dieſen grünen Augen« zu befreien. Das geſchah. Aber ſie verſicherte, ſonſt wäre ſie verloren geweſen. Die Sängerin nun war ſich zufällig ihrer Schwäche bewußt [wird aus dieſer zweifelhaften Anekdote jetzt gefolgert]. Wie viele aber ſind das? Namentlich wenn die Berührung hinzukommt, ſind ſie ſofort verloren. Ein Mann, der nicht weiß, was das iſt, meint natürlich, die Frau habe die Abſicht weiterzugehen, und handelt darnach. Aber dieſer Abſicht, dieſes freien Willens bedarf es nicht erſt. Ich kann verſichern, daß manche Frau zu Falle gebracht wird, die daran ſo unſchuldig iſt wie ein unwiſſendes Kind." (S. 321.)

Und aus dieſen Thatſachen zieht Björnſon die Folgerung, daß die Frauen durch nichts beſſer geſchützt, durch nichts mehr ſittlich gefördert werden können, als indem man ſie in die Kenntnis derſelben methodiſch und bei Zeiten einweiht. Methodiſch einweihe! Denn er bleibt bei dieſem einzelnen Falle nicht ſtehen, ſondern er ſchließt die ganze moderne Art, die Jugend und insbeſondre die weibliche Jugend zu bilden und zu erziehen, in ſeine Betrachtung ein, die auf eine tiefgreifende Reform des geſamten Erziehungsweſens abzielt. Björnſon betritt damit jenes große Gebiet von Streitfragen, welche augenblicklich die ganze pädagogiſche und Laienwelt in Atem halten. Schon ſein Landsmann Kielland, der in ſeinem Romane „Gift" das Schulweſen, den heimatlichen Gymnaſialunterricht humoriſtiſch darſtellte, iſt ihm darin vorangegangen; „Thomas Rendalen" erſcheint faſt wie eine beabſichtigte Ergänzung zu Kiellands Roman. Es iſt begreiflich, daß dieſe pädagogiſchen Fragen von den ernſteſten Schriftſtellern behandelt werden. Unſer Jahrhundert hat mit ſeinen die Welt umgeſtaltenden Entdeckungen und Erfindungen auf technologiſchem und naturwiſſenſchaftlichem Gebiete auch das Ideal der Bildung umgeſchaffen, und wer iſt berufener an der neuen Geſtaltung desſelben mitzuarbeiten als der Dichter? und vollends der Romanſchriftſteller? Jede Periode, welche neues geſchaffen hat,

weiſt auch pädagogiſche Romane auf; das Ideal der Erziehung iſt ebenſowenig ſtabil, als irgend ein andres Menſchenideal.

Björnſon ſagt alſo (S. 146 ff.): „In der jüngſten Zeit hat man angefangen, die Welt- und Literaturgeſchichte zum Range von charakterbildenden Fächern zu erheben. Wenn dieſe Wiſſensgebiete beſſer für den Schulgebrauch bearbeitet ſein werden, als ſie es jetzt ſind — dann mag ihnen eine größere Bedeutung in dieſer Hinſicht eingeräumt werden. Veredelnd wirkt es natürlich immer auf das junge Gemüt, wenn ihm große, edle Beiſpiele vor Augen geführt, wenn ihm erhabene Gedanken mitgeteilt werden, und es einen Überblick gewinnt über den Lebensgang der Menſchheit ſowohl wie eines einzelnen Volkes, eines einzelnen großen Mannes. Aber die Hauptſache darf ihm niemals das werden, was ihm von andern erzählt wird. Das wichtigſte für den Menſchen iſt, daß er über ſich ſelbſt wachen, auf ſich ſelbſt achten lernt. . . . Dieſe Worte des Herbert Spencer werden bald das Programm der ganzen Welt werden. Bevor ſie nicht auch für die Schule das wichtigſte werden, erhalten auch die übrigen Fächer nicht ihren richtigen Platz im Erziehungsweſen. Aber auf ſich und ſeine Kinder achten lernen — das iſt in ſittlicher Beziehung von der höchſten Bedeutung; hierauf kommt alles an. Erfahre ich ſchon in früher Jugend, aus welchen Elementen mein Körper beſteht und wie er arbeitet; weiß ich, wie ich ihm ſchaden oder nützen kann — ja nicht bloß mir ſelbſt, ſondern auch denen, welchen ich dereinſt das Leben gebe und die von mir abhängig werden —, ſo iſt dieſes mein Wiſſen nicht nur mein zuverläſſigſter Wächter, es verleiht mir in der Regel auch den Willen, ihm Folge zu leiſten. Nichts weckt ſtärker das Gefühl der Verantwortlichkeit, als die Einſicht in die Natur der Dinge. Aber das Wiſſen darf nicht zu ſpät kommen. Ich brauche wohl nicht erſt auszuführen, daß die gewöhnliche Schule in dieſer Hinſicht gar zu wenig leiſtet — und dieſes wenige nicht in der richtigen Weiſe. Ich muß wiſſen, warum mich dies oder jenes gelehrt wird. Man muß offenherzig gegen mich ſein; mir nichts verheimlichen; gerade das aber, was jetzt verheimlicht wird, iſt das wichtigſte."

Von dieſen Grundſätzen aus fordert Björnſon in großen Zügen eine Umgeſtaltung des jetzigen Unterrichts. Das Schwergewicht fällt natürlich auf die Naturwiſſenſchaften, in denen der Zögling ja durch das augenſcheinliche Experiment von jeder aufgeſtellten Behauptung überzeugt werden kann und nicht bloß zu glauben braucht, was andre erzählen. Und die zweite Forderung iſt, daß an jeder Schule zugleich auch ein Arzt am Unterrichte mitwirke. Auf die Einwendung: „Kinder dürfen nicht alles erfahren," giebt er zur Antwort: Die Bauernerfahrung lehre das Gegenteil. „Auf dem Lande wüßten die Kinder von früh auf alles; und wenn auch auf dem Lande die Unſittlichkeit groß ſei, ſo rühre das nicht davon her, ſondern von etwas ganz anderm." (S. 163.) Es wird enthuſiaſtiſch von einer Schule in Boſton erzählt, wo eine junge Dame

einem Kollegium von jungen Männern und Frauen Vorleſungen über Anatomie hält.

Wie man ſich nun auch zu dieſem dogmatiſchen Gehalte von Björnſons Roman ſtellen mag, ſo wird man doch nicht umhin können, die große Kunſt zu bewundern, mit der er geſchrieben iſt. „Thomas Rendalen“ iſt weit entfernt davon, ein pädagogiſcher Roman nach dem Muſter des „Emil“ von J. J. Rouſſeau oder des „Wilhelm Meiſter“ von Goethe zu ſein. Björnſons Realismus fiel es nicht ein, ein immerhin mit Willkür geſchaffenes Ideal zu konſtruiren, welches gleichſam die Rechenprobe ſeiner Grundſätze ſein ſollte; er ſtellt nicht die Folgen ſeiner neuen Pädagogik dar, ſondern iſt ſich in ſeinem großen künſtleriſchen Sinne bewußt, daß derartige theoretiſche Tendenzen überhaupt ſich nicht in Poeſie auflöſen laſſen. Nichts in der Welt iſt poetiſch, wenn es nicht in Beziehung zu einem Streben des Menſchen kommt, Liebe und Haß allein machen die Dinge dichteriſch wertvoll und verwendbar. Darum hat Björnſon ſeine ganze Pädagogik in einer nackt proſaiſchen Rede ſeines Helden, eines genialen Schulmannes, hingeſtellt, und die Handlung des Romans entwickelt ſich an den Folgen, welche dieſe Rede und die Art ihres Vortrages vor einem geladenen Publikum einer kleinen norwegiſchen Hafenſtadt nach ſich zieht: das iſt das dramatiſche Leben. Thomas Rendalen wird als der Abkömmling eines alten, urſprünglich von einem deutſchen Abenteurer des dreißigjährigen Krieges abſtammenden Geſchlechtes von meiſtens wilden, leidenſchaftlichen, rückſichtslos ſelbſtſüchtigen Männern dargeſtellt. Seine edle Mutter, die vor ihrer Heirat Lehrerin war und nach dem Tode ihres rohen Gatten, des John Kurt, ſich eine Mädchenſchule errichtet, hat ihm den pädagogiſchen Beruf nahe gelegt. Nach einer gründlichen eignen Bildung und nach genauem Studium der Schuleinrichtungen in Deutſchland, Frankreich, England und Amerika heimgekehrt, trägt Thomas Rendalen (er führt den Namen der Mutter) mit ererbter Rückſichtsloſigkeit ſeine revolutionären Ideen den Mitbürgern vor und ruft bei dieſen, da er ihnen ihre Heuchelei und ihre Prüderie, ihre geheimen Sünden und ihren wucheriſchen Geſchäftsſinn auf den Kopf zugeſagt hat, einen Sturm von Entrüſtung hervor, der dann zu einem heftigen Zeitungskriege führt. Dieſe Schilderungen der Aufregung in der Stadt nach jener Rede ſind von ſprühendem Humor. Dann werden wir in das Leben der jungen Penſionsmädchen eingeführt; die Bilder, welche Björnſon hier von ſeinen lieblichen Backfiſchen entwirft, ſind wahrhaft entzückend. Natürlich iſt die Stadt gegen die Schule und ihren reformatoriſchen Leiter aufgebracht: jeden äußern Zufall ſchneidet man ihm aufs Kerbholz. Und in der That geſchieht ein Unglück, wie es alle Tage vorkommt. Ein Mädchen wird von einem leichtfertigen Offizier verführt. Mit der ganzen vollendeten Kunſt des Meiſters hat Björnſon dieſe Liebesgeſchichte dargeſtellt, allein wenn er zum Schluſſe die Macht des Verführers auf das Mädchen auf jene magiſchen Mächte zurückführt, die wir

oben erwähnt haben, ſo hat er den Leſer gegen ſich, der bis dahin ſchlechterdings nichts davon gemerkt hat. Auch die Welt im Roman iſt durchaus nicht geneigt, dieſe Geſchichte anders anzuſehen, und Björnſon geht in ſeiner Satire ſoweit, zu zeigen, wie niederträchtig die Geſellſchaft jenes kleinen Neſtes iſt. Jener Offizier leugnet durchaus nicht ſeinen Handel mit dem Mädchen, aber gleichwohl hält er ſich für berechtigt, ſie zu verlaſſen und mit Geld abzufinden; zu gleicher Zeit wirbt er um eine Schulkameradin der Verführten, deren reiche Mitgift ihm zu einer Karriere bei Hofe verhelfen ſoll. Jedermann kennt die Vergangenheit des Offiziers: die Braut ſelbſt kennt ſie, der Paſtor kennt ſie, und doch läßt man die Niederträchtigkeit zu, bis im letzten Augenblicke, gerade als die kirchliche Einſegnung ſtattfinden ſoll, die verlaſſene Verführte, das Kind auf dem Arme, dazwiſchentritt und den Akt verhindert. Mit dieſem großen dramatiſchen Effekt ſchließt der Roman. Das Schickſal der Schule jedoch erſcheint geſichert: der Dichter giebt die Hoffnung nicht auf, daß ſeine Grundſätze ſiegreich ſein werden.

Wenn trotz der vielen einzelnen Schönheiten in der reichen Fülle von heitern und anmutvollen Menſchenbildern der Roman als Ganzes keinen recht befriedigenden Eindruck hinterläßt, ſo liegt dies zunächſt an dem Mangel von Einheit, der ihm vorgeworfen werden muß. Die ganze, den dritten Teil des Romans einnehmende Einleitung: die Vor- und Jugendgeſchichte Thomas Rendalens und ſeines Geſchlechtes, ſo meiſterhaft ſie an ſich iſt, ſo bewunderungswürdig der Ton der alten Chronik in ihr getroffen iſt, ſteht in gar keinem innern organiſchen Zuſammenhange weder zum Grundgedanken noch zur Handlung des Romans. Vielfach überragt der Dichter ſowohl durch ſeine Geſtaltungskraft als durch ſeine naive künſtleriſche Freude an der einzelnen Figur den theoretiſchen Neuerer, der noch vielfach umſtrittene Theorien als ausgemachte Wahrheiten hinſtellt und den Leſer verwirrt.

Georg Brandes feiert in ſeinem Eſſay Björnſon als ein Phänomen unter den Dichtern: als den Menſchen ohne Nerven ſozuſagen. Brandes ſchrieb im Jahre 1881. Inzwiſchen haben ſich auch die Nerven bei dem großen Norweger geltend gemacht, und ſeine klaſſiſche Kunſt leidet darunter.

Wien. Moritz Necker.

Aus der Chronik derer von Riffelshauſen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Mitten in dem gottgeſegneten Thüringer Hügellande, eine halbe Stunde von dem Städtchen Rummelshauſen entfernt, liegt Siebenhofen, die Beſitzung der freiherrlichen Familie von Riffelshauſen.

Das Dorf Siebenhofen iſt ſo recht ein Muſter der Ortſchaften des fruchtbaren Hügellandes. Die reinlichen, zum Teil mehrſtöckigen und mit Fachwerk verſehenen Häuſer, die rotleuchtenden Ziegeldächer und die wohlgepflegten Blumengärtchen zeugen von behaglicher Wohlhabenheit.

Kommt man von dem Städtchen Rummelshauſen nach Siebenhofen, ſo kann man das ſtattliche Dorf ſeiner ganzen Länge nach durchwandern, ehe man das Vorhandenſein eines Herrenſitzes gewahr wird. Endlich zeigt ſich eine hohe Mauer, über deren halbverwitterten Steinplatten die dichten Kronen mächtiger Ulmen und Kaſtanien ragen. Ein beſcheidnes Pförtchen gewährt den Eingang zu den ſchattigen Pfaden des etwas verwilderten Parkes. Schreitet man jedoch außerhalb der Mauer weiter, ſo zeigt ſich nach einer Biegung der Dorfſtraße zwiſchen wappengeſchmückten Steinpfeilern ein großes Gitterthor und bietet einen Blick auf das parkumgebene Herrenhaus. Von der Dorfſtraße durch einen anſehnlichen Hofraum getrennt, ſteht es dort, ein formloſer, dunkelfarbiger Bau, den auch der neuere Seitenflügel nicht ſchöner macht. Das Dach iſt altertümlich, hoch und ſteil, die Fenſter unregelmäßig, die Wände hie und da riſſig, die einſtmalige Kalkverkleidung zum größten Teil abgefallen. Die Hinterwand des Hauptgebäudes, wegen der Unebenheit des Terrains um ein Stockwerk höher als die Front, ſcheint aus einem bodenloſen Graben zu tauchen, der ſein wenig durchſichtiges Waſſer dicht an der Mauer hinſchleppt und dann mit einer ſtarken Ausbiegung das Schloß umzieht, ſodaß der Zutritt zu dem-

ſelben nur über eine ziemlich morſche Brücke möglich iſt. Es ſieht aus, als wäre durch eine von Rieſenhand geführte Ohrfeige das Haus in verbogenem Zuſtande viel zu nahe an das eine Ende des Inſelchens geraten, und warte nur auf eine Wiederholung dieſes Verfahrens, um völlig in den Graben zu ſtürzen. Während herrliche alte Bäume den Hintergrund des Bildes abgeben, ziehen ſich um den Hof zur Rechten und Linken des Thores beſcheidene Stallungen hin.

An einem Oktobermorgen des Jahres 1859 ſaßen der Baron Riffelshauſen und das Fräulein Cäcilie, ſeine Schweſter, in dem Frühſtückszimmer, das zu ebener Erde gelegen war und deſſen Fenſter die Ausſicht nach der Mündung des Wallgrabens in den Mühlbach gewährten.

Trotz der vorgerückten Jahreszeit ſchien die Morgenſonne hell und warm. Müller, der Poſtbote, mußte wohl für das ſchöne Wetter beſonders empfänglich ſein, denn er verlängerte ſeinen Morgenſpaziergang von Rummelshauſen nach Siebenhofen möglichſt, ſodaß Fräulein von Riffelshauſen, die ſeine rechtzeitige Ankunft am Frühſtückstiſche zu erwarten pflegte, ſehr ungeduldig wurde.

Fräulein Cäcilie hatte längſt ihre Kaffeetaſſe fortgeſchoben und bewegte ihre Stricknadeln mit ſo viel Eifer, als könne ſie den Läſſigen herbeiſtricken. Dabei beobachtete ſie unmutig den Bruder, der mit Bleiſtift Notizen in ſein Taſchenbuch eintrug.

Ich begreife garnicht, Georg, hub ſie an, wie du die kurze Zeit unſers morgendlichen Beiſammenſeins zu deinen Arbeiten verwenden kannſt! Du ſchreibſt doch eigentlich den ganzen Tag.

Er ſah verwundert auf.

Ja, den ganzen Tag, wiederholte ſie energiſch, was dir nicht einmal geſund iſt. Du hätteſt dir wohl den Aufſatz über die Rückſichten, die wir unſrer Umgebung ſchuldig ſind, etwas zu Herzen nehmen ſollen. Es ſind noch nicht drei Tage her, daß du ihn vorgeleſen haſt. Du denkſt aber auch —

Sie ſtockte, denn er machte eine abwehrende Bewegung und ſchrieb mit etwas zuſammengezogener Stirn weiter.

So etwas würde Bohemund nie fertig bringen, verhallte es grollend. Bei den Mahlzeiten kann man doch wenigſtens — nun, ich ſchweige.

Es fällt mir ein, ſagte der Bruder, nachdem er ſeine Notiz beendet, daß Bohemund lange nichts von ſich und den Seinigen hat hören laſſen.

Ganz richtig, antwortete Cäcilie, und wenn er zu ſehr in Anſpruch genommen iſt, ſo hätte wenigſtens die gute Thereſe einmal ſchreiben können.

Die Sorge für den kränklichen Mann und die vier Kinder werden ihr eben auch nicht viel Zeit übrig laſſen.

Ich bitte dich! Where there's a will, there's a way. Die gute Schwägerin intereſſirt ſich eben nicht für uns.

Ich würde ſie doch ſehr gern kennen lernen.

Ich auch, wenn auch nur, um zu sehen, was der Bohemund eigentlich an ihr so unwiderstehlich fand. Wenn sie noch Vermögen gehabt hätte!

Nach ihren Briefen zu urteilen, sagte Georg, muß sie sehr angenehm sein. Es hat mir immer leid gethan, daß Bohemnnd sie vor zwei Jahren nicht mitbrachte, als er uns besuchte.

Ja, so seid ihr Männer! Immer heidi! Wer hätte wohl für den großen Haushalt sorgen sollen und für die kleinen Kinder?

Doch Cäciliens ärgerliche Miene erhellte sich, als Schmidt, der Diener, ins Zimmer trat und Zeitungen und Briefe auf den Tisch legte.

Schmidt! rief das Fräulein, sagen Sie dem Müller, er möge nicht wieder so unverantwortlich spät kommen, sonst würde ich mich genötigt sehen, beim Postmeister über ihn zu klagen.

Obgleich Müller, der ungetreue Postbote, bereits weitergepilgert war, sagte Schmidt doch in höflichem Tone: Zu Befehl, gnä' Fräul'n, als er sich entfernte. Die Geschwister aber begaben sich an das interessante Geschäft, die Briefe von außen zu besichtigen.

Da ist einer vom Bruder, Cäcilie!

Von Bohemund? So gieb doch nur her, Georg! Und in ihrer Herzensfreude entriß sie ihm den Brief, um ihn selbst zu betrachten. Ja gewiß! bestätigte sie fröhlich und erbrach das Couvert.

Das gut stilisirte Schreiben meldete, daß die zunehmende Kränklichkeit beim Schreiber nicht länger gestatte, sein Amt zu verwalten, und daß er sich deshalb mit seiner kleinen Familie, Frau und vier Kindern, nebst dem Hauslehrer, der Bonne, dem Kammerdiener und der Kammerjungfer nach Siebenhofen zurückziehen werde. Georg und Cäcilie möchten ihn und die Seinigen in den nächsten Wochen erwarten. Alles weitere, als die Unterkunft der Ankömmlinge, sowie die damit notwendig verbundene Vergrößerung des Haushaltes überlasse er vertrauensvoll der Umsicht seiner lieben Geschwister.

Als der Brief des „liebenden Bruder Bohemund" zu Ende gelesen war, sahen sich die beiden Umsichtigen bedenklich an, wobei Georgs lange Finger auf dem Tische trommelten.

Das war doch kein Spaß!

Und noch dazu im Winter! rief endlich Cäcilie; bedenke doch nur, wir haben ja kaum drei Zimmer, die sich gut heizen lassen!

So müssen wir Ofen setzen.

Und was wird das für ein Holzverbrauch werden! Guter Himmel! Alle die Bonnen und Hauslehrer wollen ja eigne Zimmer haben und womöglich deren zwei den ganzen Tag heizen. Auch bedarfst du des Schmidt ausschließlich! Wie soll er nebenher die Bedienung dieser vielen, vielen Menschen übernehmen? Fräulein Cäcilie sah ihren Bruder so verzweiflungsvoll an, daß dieser sie wirklich herzlich bemitleidete.

Du wirſt freilich viel zu ſchaffen haben, arme Schweſter, ſagte er; doch denke daran, wie langweilig dir dieſe einſamen Winterabende geweſen ſind. Da wird die Schwägerin eine angenehme Geſellſchaft ſein.

Die? rief Cäcilie, und ihre blauen Augen wurden ſcharf wie Stahl. Da iſt mir jede Kaufmannsfrau in Rummelshauſen lieber.

Ich möchte doch wiſſen, was du eigentlich gegen die arme Thereſe einzuwenden haſt! entgegnete Georg ärgerlich. Aber die Schweſter packte mit energiſchen Bewegungen das Strickzeug zuſammen, legte es auf ihren Arbeitstiſch, nahm das Kaffeebrett und ging zur Thüre hinaus.

Zweites Kapitel.

Die Familie derer von Riffelshauſen befand ſich zwar in wenig glänzenden Vermögensverhältniſſen, gehörte aber doch nicht zu jener Klaſſe unſers armen Adels, die von den alten, aus „beſſerer Zeit“ ſtammenden Anſprüchen nicht laſſen kann, obgleich die Mittel zu deren Befriedigung längſt nicht mehr vorhanden ſind. Der Vater der im vorigen Kapitel eingeführten Geſchwiſter hatte den zweifelhaften Vorzug gehabt, mit einem der thüringiſchen Herzöge intim befreundet zu ſein. Jener Herzog war bekannt wegen ſeiner ausgeſprochenen Vorliebe für das Amüſante, was an und für ſich gewiß recht lobenswert war. Daß der Freiherr von Riffelshauſen unter der amüſanten Umgebung des Herzogs immer der amüſanteſte blieb, hatte dem Hauſe Siebenhofen manchen herzoglichen Beſuch und auch eine wunderſchöne Frau eingetragen, dem Baron aber den beſten Teil ſeines Vermögens gekoſtet. Die ſchöne Frau beſchenkte ihren Mann mit drei Kindern, von denen zwei, Bohemund und Cäcilie, die ariſtokratiſchen Züge der Riffelshauſen trugen, die Adlernaſe, den ſtolzen Mund mit den fein geſchwungenen, ſchmalen Lippen, blaue Augen, die im Zorne wie blanke Meſſer blitzen konnten, und welliges, blondes Haar. Georg, der Jüngſte, war der ſanften, dunkeläugigen Mutter nachgeartet. Er hatte das Unglück gehabt, durch einen Sturz den Gebrauch ſeines rechten Fußes zu verlieren und ging ſeit Jahren ſchon an einer Krücke. Selten verließ ihn der Ausdruck tiefen Ernſtes und ruhiger Sammlung, der den noch jungen Mann wohl um zehn Jahre älter erſcheinen ließ, als er war.

Nach dem Tode ihrer Eltern ſahen ſich die Geſchwiſter genötigt, einen großen Teil der koſtbaren Luxusgegenſtände, die ſich in Siebenhofen angeſammelt hatten, zu verkaufen, ſowie überhaupt das geſamte Hausweſen weſentlich einzuſchränken. Während der jüngere Bruder ſich der Bewirtſchaftung des vernachläſſigten Gutes annahm, zog Bohemund es vor, „auswärts“ ſein Glück zu verſuchen. Er wurde früh Offizier, verließ jedoch trotz raſchen Avancements die militäriſche Laufbahn, um die ihm von dem Nachfolger des amüſanten

Herzogs angebotene Stelle eines Hofmarschalls anzunehmen. Bohemund Riffelshausen verfügte über eine glänzende Erscheinung, bezaubernde gesellschaftliche Formen und ein seltenes Sprachtalent. Dabei befleißigte er sich einer fast übertriebenen Sparsamkeit, obwohl auch er dem alten Spruche: Noblesse oblige huldigte. Zu seinem Heile herrschte in der Residenz jetzt ein andrer Ton als in vergangenen Jahren. Es liegt im Laufe der Natur, daß die Kinder, wenn sie unter den Lieblingssünden der Väter zu leiden gehabt haben, leicht in das Extrem verfallen. Aber wenn auch der jetzige Herzog ein Verschwender gewesen wäre, sein Hofmarschall hätte es möglich gemacht, nach außen hin den Anstand zu wahren. Freilich ging es auch unter den jetzigen günstigen Verhältnissen innerhalb des Hauses nicht immer glatt und sorgenlos ab. Mit einem wehmütigen Seitenblick auf die schmale Kost bemerkte der Hauslehrer, Herr cand. theol. Trakelberg, gegen einen Intimus: Wie sollte man den müßigen Sorgen und Begierden des Fleisches soviel Wichtigkeit beimessen, wenn man sieht, wie die engelsgute gnädige Frau sich bemüht, einem jeden der Hausgenossen das Leben so freundlich wie möglich zu gestalten.

Was bei diesen täglichen Sorgen, nach außen den Ansprüchen des Hoflebens zu genügen und dabei doch den Hausgenossen ihr bescheiden Teil ungeschmälert zukommen zu lassen, an Kraft und Frische aufgebraucht wurde, weiß der Chronist nicht festzustellen. Gewiß ist, daß der noch junge Hofmarschall eines Tages zugeben mußte, daß seine Kraft zu dem bisherigen Leben nicht mehr ausreiche.

Das war im Oktober des Jahres 1859. Der Monat, der anfangs ein so freundliches Gesicht gezeigt hatte, endete mit kalten Regenschauern und einem Nordwestwind, der die Fenster und Thüren des Hauses Siebenhofen klirren und klappern machte, den Rauch durch das Ofenrohr hinuntertrieb und die kahlen Bäume des Parkes hin- und herbog, daß sie ächzten.

Indessen herrschte in Haus und Hof ein reges Treiben. Der vielgebrauchte Schmiedt hatte noch nicht einmal Zeit gefunden, den Wein herunterzubinden, und die dürren Ranken hingen jämmerlich an den Spalieren. Der Kohlenschuppen im Hofe hielt seine geschwärzten Thüren offen, um eine Wagenladung aufzunehmen, die der Knecht Weindel mit den fetten Braunen von der Bahnstation in Rummelshausen geholt hatte. Fräulein Cäcilie lief mit Meister Schreiner, Maurer und Tüncher treppauf treppab, die Minna klopfte Staub und Motten aus jahrelang ungebrauchten Teppichen, und der arme Baron konnte stundenlang auf das Essen warten, um dann zu finden, daß kalte Suppen und Braten an kalten Tagen nicht gerade zu den Annehmlichkeiten gehörten.

Doch Georg Riffelshausen duldete und schwieg. Die vielen Reden, die er in dieser Zeit über die Unbrauchbarkeit der Männer zu hören bekam, hatten ihn ganz bescheiden gemacht. Er begnügte sich damit, den waschenden, räumenden und besenschwingenden Damen möglichst aus dem Wege zu gehen, um nicht im Wege zu sein. So hatte Herr Klee, der Gutsinspektor, das seltene Vergnügen,

den Baron in seiner Wohnung auf dem Gutshofe als Gast zu sehen. Georg Riffelshausen war seiner Lahmheit wegen bequem geworden und verließ sein Zimmer nicht ohne triftigen Grund. An jenem Abend aber hatte Cäcilie die sämtlichen jungen Mädchen des Dorfes zu sich geladen, um, nachdem man sich an unglaublichen Portionen Kaffee und Kuchen gelabt hatte, ein tüchtiges Stück Arbeit fertig zu bringen. Den vielen bereitwilligen Händen gelang es denn auch über Erwarten. Der Ausdruck „stilles Wirken" würde freilich für das Treiben der jungen Schönen nicht ganz bezeichnend gewesen sein.

Drittes Kapitel.

Ein lustiges Feuer brannte in dem neugeschwärzten Ofen des Eßzimmers. Die uralten, rätselhaften Ölbilder, die in plumpen Barockrahmen die Wände zierten, hatten sich zwar nach ganz besonders erprobter Vorschrift einer Reinigung unterziehen müssen, doch machten die hierdurch zum Vorschein gekommenen helleren Stellen die Verschwommenheit des Ganzen nur bemerkbarer. Dennoch saß Fräulein Cäcilie mit gerechtem Stolz hinter dem über einer Spiritusflamme singenden Theekessel und strickte. Ihr Bruder las aufmerksam den Leitartikel der heutigen Zeitung; sie aber lauschte dem draußen fallenden Regen und dem im Getäfel klopfenden Holzwurm. Dabei vermeinte sie beständig das Rollen des erwarteten Wagens zu vernehmen.

Hörst du noch nichts, Georg?

Er strengte gehorsam seine Gehörorgane an und glaubte wirklich von dem Lärmen des Sturmes ein Rollen von Wagenrädern zu unterscheiden.

Da kommen sie, sagte er, und beide lauschten atemlos. Der sich in der That nähernde Wagen fuhr aber am Thore vorüber.

Ich möchte doch wissen, wer heute Nacht hier vorbeizufahren hat! rief Cäcilie seufzend.

Ich will dir einstweilen etwas aus der Zeitung vorlesen. Da ist ein wirklich interessanter Fall aus Merseburg.

Aber Cäcilie erfuhr nie den Merseburger Fall. Da sind sie! da sind sie nun aber wirklich! rief sie aus, sprang auf und eilte in den Flur hinaus. Auch der Schmidt trat, die Lampe in der Hand, aus der Gesindestube. Als sie die schwere Hausthür öffneten, trieb ein Windstoß kalte Tropfen in ihre Gesichter. Hundewetter! bemerkte der Schmidt beiläufig, doch blieben beide in der offnen Thüre stehen und zitterten vor Erwartung, wie die Kinder zu Weihnachten.

Nein, wenn ich mir so denke! begann der Schmidt wieder. Doch da rumpelte die große Familienkutsche über die Brücke und hielt im nächsten Augenblicke vor der Thür.

Schade, daß der Regen nicht ein wenig innehielt, bis die gesamten Ankömmlinge das schützende Haus erreicht hatten. Weder Cäcilie noch der Schmidt

wußten recht, was und wie da alles herabgestiegen und herangekrabbelt kam. Ehe man nur halb die stürmische Begrüßung des Familienoberhauptes erwiedert hatte, befand sich bereits im Flur eine solche Anzahl von Reisemänteln mit Inhalt, daß man garnicht wußte, wohin zunächst sich wenden.

Du bist wohl der Schmidt? rief ein kleines Herrchen und zupfte den gerührt lächelnden Diener am Ärmel.

Ach, wie schön! Mama, sieh doch hier! Sieh doch! rief eine andre jugendliche Stimme.

Es überkommt uns ein eignes Gefühl, gnädige Frau, tönte es verlegen von einer männlichen Gestalt, deren triefender Mantel von einem Platz auf dem Kutschbocke zeugte und der sich wie ein Tanzbär um sich selber drehte.

Es war nicht zu leugnen, daß die gnädige Frau selbst sich etwas unbehaglich fühlte. Sie fürchtete sich vor den Verwandten, die sie nur aus den Schilderungen ihres Gatten kannte.

Während nun die Kinder, denen unglaublich oft eingeprägt worden war, sich still und artig zu verhalten, mit Lärm und Eifer die Bekanntschaft des Schmidt und der Minna machten, übernahm es endlich der Hofmarschall, Frau und Schwester mit einander bekannt zu machen.

Du siehst recht müde aus, meine Liebe, bemerkte Cäcilie nach einer kühlen Umarmung, du mußt dich ausruhen. Und das sind also Eure Kinder?

Freilich, sagte Bohemund Riffelshausen, kommt einmal her, meine jungen Freunde. Anton, mein Ältester, ist ja in Potsdam im Kadettenhause. Das ist der andre Junge, der Valerian, ein Haupttaugenichts. Nun, sei einmal nicht blöde, wandte er sich an den Knaben, hier ist die gute Tante Cäcilie, die artige Neffen recht lieb hat. Und hier, Cäcilie, sind die beiden Mädchen, Mathilde und Julie.

Es entzückte Cäcilie, daß die beiden Kleinen ihr artig die Hand küßten, wobei sie niedliche Knixchen machten; aber ein wahrer Schreck erfaßte sie, als sie in das auffallend häßliche Gesicht des Neffen sah. Zwar gewann sie es über sich, einen Ausruf des Entsetzens zu unterdrücken und ihn freundlich zu begrüßen, allein weder dem Knaben noch seiner Mutter war der erste Eindruck entgangen.

Als kurz nachher die Familie, Herrn Trakelberg und Mademoiselle Adeline eingerechnet, sich im Eßzimmer an den Tisch setzte, zog sich Valerian in eine dunkle Ecke des Zimmers zurück. Er blieb neben einem alten Lederfessel in der Vertiefung am Ofen stehen und blickte halb ängstlich, halb trotzig nach der heitern Gesellschaft. Georg bemerkte ihn, verließ seinen Platz und begab sich nach dem Sessel in der Nische.

Bleibe nur hier, Valerian! sagte er, als der Kleine abermals entfliehen wollte. Denkst du, ich beiße?

Du bist wohl der Onkel, der nur an der Krücke gehen kann?

Ja, der bin ich. Er hob den Neffen auf seine Kniee und strich leise über des Kindes dichtes Haar.

Wir wollen gute Freunde sein, Valer; was meinst du?

Ja, wenn du willst. Aber sie können mich alle nicht leiden, alle außer der Mama und den Schwestern.

So? Wie kommt denn das?

Ich glaube, weil ich häßlich bin, sagte der Knabe traurig. Bist du vielleicht auch häßlich?

Nein, nicht häßlich, aber lahm, ungeschickt und unbrauchbar.

Valerian war müde und abgespannt. Er verstand nicht ganz, was der Onkel sagte, aber in dem Klange seiner Stimme lag etwas sehr vertrauenerweckendes. Ich habe dich lieb, Onkel Georg, sagte der Knabe nach einigem Nachdenken.

Unterdessen erzählte der Hofmarschall der Schwester lustige Reiseabenteuer. Wo bleibt denn der Junge? fragte er auf einmal.

Dein Bruder spricht mit ihm, erwiederte seine Gattin errötend. Es war beinahe das erste Wort, das sie heute sprach, und darum am Ende begreiflich, daß Cäcilie sie eine ganze Weile verwundert betrachtete.

So so, dort steckt der Schwede! rief der Hofmarschall gutgelaunt; wer hätte aber in unserm Georg einen solchen Kinderfreund vermutet? Nun komm aber, mein Junge, und trinke deinen Thee. Du bist wirklich schon zu groß, um noch auf Onkels Knieen zu reiten.

Valerian näherte sich langsam und blinzelte mit den verschleierten Augen nach dem Vater hin, was diesen sehr erheiterte.

Wenn diese Schlitze von Augen nun noch völlig verschwinden, dann sieht der Junge gottvoll aus! Therese, Cäcilie, seht euch das Gesicht einmal an!

Therese fand jedoch, daß ihr Sohn zu müde sei, um noch an der Familientafel Platz zu nehmen. Sie händigte ihm ein Stück Kuchen ein und bat um die Erlaubnis, die Kinder zu Bett zu bringen. Cäcilie fand diesen Wunsch gerechtfertigt, zündete die bereitstehenden Kerzen an und geleitete die Schwägerin nebst Bonne und Kindern nach den gastlich bereiteten Schlafstätten.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Die reformburschenschaftliche Bewegung. So objektiv auch sonst in dem in Nr. 29 erschienenen Artikel die augenblicklichen Zustände der deutschen Studentenschaft und deren Reformbestrebungen geschildert sind, so ist doch die reformburschenschaftliche Bewegung schief und stiefmütterlich behandelt und durch so viele unrichtige Angaben entstellt, daß eine Berichtigung im Interesse der Sache liegt. Der Herr

Verfasser des erwähnten Artikels hat im allgemeinen Recht, wenn er behauptet, daß eine Reform nur dann aussichtsvoll sei, oder, wie wir lieber sagen wollen, größere Aussicht auf Erfolg habe, wenn sie vom Boden des Vorhandenen ausgeht. Dieser Weg ist deshalb auch bei der studentischen Reform mehrfach versucht worden, aber leider ganz vergeblich. Die alten Herren der Korps hatten trotz ihrer eindringlichen Mahnung vor mehreren Jahren garnichts erreicht. Ich selbst habe als Vorsitzender der alten Burschenschafter zu Berlin versucht, die bestehenden Burschenschaften zu einer Reform auf Grund der alten Burschenschaft zu bewegen, und das nicht durch Ansprachen allein, sondern auch durch persönliche Verhandlungen mit den Abgesandten sämtlicher Burschenschaften; ich bin damit vollständig gescheitert. Es haben sich die Uebelstände gänzlich verknöchert. Der junge Wein, der junge Nachwuchs gährt in den alten verkalkten Schläuchen stets wie der alte. Deshalb ist von mir der Versuch gemacht worden, vermittelst vollständig neuer burschenschaftlicher Körperschaften die Reformideen allmählich einzubürgern, und dieser Versuch scheint besser zu gelingen, als man erwarten konnte, da sich demselben natürlich die größten Schwierigkeiten entgegenstellen mußten. Einerseits bestanden diese neuen Burschenschaften, die Reformburschenschaften, wesentlich fast nur aus unerfahrenen, mit den studentischen Gebräuchen der Farbenverbindungen nicht vertrauten, zum Teil sogar aus ganz unbrauchbaren Mitgliedern, anderseits wurden sie, wie alles Neue, von den alten, auf ihre vermeintliche Vorrechte trotzenden Körperschaften wie ungebetene Gäste grundsätzlich mit Hohn, Spott und Verleumdung verfolgt. Die Reformburschenschaften haben daher gleichfalls einen Läuterungsprozeß durchmachen müssen und haben lernen müssen, fest im Sattel zu sitzen. Zunächst haben sich dieselben nach innen organisirt. Die wissenschaftlichen Abende sind nicht „markirt," sondern haben sich in gesunder, gedeihlicher Weise entwickelt, das Fechten, das Turnen, das Wandern, der Gesang werden nicht auf dem Papiere, sondern nach festen Regeln gepflegt; die Mitglieder sind einer festen Ordnung unterworfen, die Füchse werden auch ohne Fuchskommeut regelrecht erzogen. Nach außen hin haben sich die Reformburschenschaften zu einem festen Bunde, dem „Allgemeinen deutschen Burschenbunde," vereinigt. Nach den von ihuen vertretenen Grundsätzen, nach ihrer ganzen Organisation und nach den bald gemachten Erfahrungen ergab es sich, daß nur auf jeder Universität je eine Burschenschaft, wie bei der alten, sich gedeihlich entwickeln könne, uud dies wurde bereits auf dem zweiten allgemeinen Burschentage zum Beschluß erhoben. Es gehörte daher das Austreten der überzähligen Reformburschenschaften in Leipzig und Berlin zum Läuterungs- und Stärkungsprozeß und war durchaus kein Zeichen des Rückganges. Die Behauptung, daß viele der Reformburschenschaften nach einer kurzen, ruhmlosen Existenz wieder verschwunden seien, andre ganz im Verborgnen ein kümmerliches Dasein weiterführten, schlägt den Thatsachen geradezu ins Gesicht. Es trifft dies nur bei einer Reformburschenschaft zu, bei der Heidelberger, die von durchaus ungeeigneten und unbrauchbaren, zum Teil unwürdigen Kräften ins Leben gerufen war und an diesen Gründern, nicht an der Sache selbst zu Grunde gegangen ist und zu Grunde gehen mußte. Dagegen entwickeln sich die andern zuerst gebildeten Reformburschenschaften — die Bewegung dauert erst zwei Jahre —: die Berliner Neo-Germania, die Leipziger Longobardia, die Tübinger Teutonia, die Jenaische Burschenschaft auf dem Fürstenkeller, die Greifswalder Arminia immer kräftiger; dazu haben sich von Semester zu Semester auf andern Universitäten für die kurze Zeit auffallend tüchtige und kräftige neue Burschenschaften angeschlossen, so die Königsberger Burschenschaft Cheruskia, die Gießener Burschenschaft Arminia, die Straßburger Burschenschaft Arminia. Vor

kurzem hat sich auch in Breslau eine Burschenschaft gebildet, deren Anschluß wohl nur eine Frage der Zeit ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bald alle Universitäten besetzt sein werden, da die neuen Burschenschaften immer mehr erstarken und bis auf die Leipziger Burschenschaft an Zahl sehr stark sind. Daß in denselben fünfzig und mehr Prozent Juden seien oder gewesen seien, diese Behauptung schlägt gleichfalls der Wahrheit ins Gesicht. Die Reformburschenschaften haben sich gegen den Antisemitismus erklärt und nehmen auch Juden als Mitglieder auf; dies geschieht jedoch nur vereinzelt und dies auch nur in den größern Universitätsstädten. Es sind im Anfange ebenso wie eine Reihe christlicher, so auch eine Reihe jüdischer unbrauchbarer Mitglieder entfernt worden, diejenigen Juden aber, welche als Mitglieder geblieben sind, haben sich durchaus als gediegen und brauchbar erwiesen.

Daß die Reformburschenschaften jetzt noch keinen großen Einfluß auf die Allgemeinheit ausüben können, liegt wohl auf der Hand; und doch macht derselbe sich schon geltend. Die D. C.-Burschenschaften haben vor kurzem Satzungen ganz im Sinne der Reformburschenschaften angenommen, wenn auch vorläufig nur mit dem Papiere. Daß das Erstarken der Reformburschenschaften und die Furcht, von diesen Burschenschaften überholt zu werden mit zur Annahme dieser Satzungen geführt hat, ist unzweifelhaft. Auch das heftige Bekämpfen der Reformburschenschaften durch die D. C.-Burscheuschaften ist ein Zeichen, daß man das Emporkommen derselben fürchtet, „kümmerliche Existenzen" würde man garnicht beachten. Müssen es doch die D. C.-Burschenschaften erleben, daß vielfach „alte Herren" und selbst studentische Mitglieder von ihnen zu den Reformburschenschaften übergehen.

Die Reformburschenschaften halten sich grundsätzlich stets zur Allgemeinheit; sie wollen kein sich abschließendes Sonderdasein führen, sie kämpfen gegen Patentsimpelei und rein äußerliches Wesen; sie wollen Mensuren nur zur Ausgleichung von Streitigkeiten gestatten, die von einem Schiedsgerichte nicht zum Ausgleich gebracht sind; unter dieser Voraussetzung sind sie bereit, jedem Studenten Genugthuung zu geben, und halten sich frei von den „wahnsinnigen" und „kindischen" Verrufs-, Ring- und Farbensimpeleien. Schwere Duelle werden notgedrungen unter den jetzigen Verrufsverhältnissen noch geschlagen, es ist aber das Streben vorhanden, dieselben sobald als möglich ganz zu beseitigen. Endlich haben sie ein hervorragendes nationales Streben, sie sind es, welche von vornherein sich dem allgemeinen deutschen Schulverein angeschlossen haben und bemüht sind, überall akademische Ortsgruppen zu bilden; sie sind es, welche sich zuerst auch für den allgemeinen deutschen Sprachverein geregt haben. Sie sind ferner die einzigen, welche großdeutsche Pläne verfolgen und die Verbindung mit österreichisch-deutschen studentischen Körperschaften im Interesse des deutschen Nationalbewußtseins gesucht und gefunden haben. Dazu stehen sie hier wie auch sonst jeder aktiven Politik, besonders jeder Parteipolitik, fern und unterscheiden sich dadurch hervorragend von den Vereinen deutscher Studenten, welche sich aktiv an der Politik beteiligt haben oder doch zu beteiligen suchen.

Berlin. Conr. Küster.

Ungarisches. Die Sprache der Magyaren steht allgemein in dem Rufe, besonders schwer zu erlernen zu sein, schon weil sie mit keiner der europäischen verwandt ist; daher läßt sich selbst von der Aussicht, die Verhandlungen des ungarischen Reichstages im Originale lesen zu können, selten jemand zum Studium des Magyarischen verlocken. Nach einer Note der offiziellen oder offiziösen „Buda-

pester Korrespondenz" gewinnt es aber den Anschein, als ob jene Sprache überhaupt nicht zu verstehen sei. Wir müssen von der Aeußerung Notiz nehmen, weil auch die Grenzboten zu den „auswärtigen" Organen gehören, welche jener Korrespondenz zufolge aus der „in ganz Ungarn anläßlich der jüngsten Personalveränderungen in der Generalität der gemeinsamen Armee entstandenen Unruhe und Bewegung" unrichtige Folgerungen gezogen haben. Da erfahren wir denn, daß der vom Ministerpräsidenten Tisza auf die Bekränzung des Grabes Hentzis angewandte Ausdruck helytel, welcher „nicht am Platze" oder „unrichtig" bedeute, „ganz falsch mit dem Worte inkorrekt übersetzt und vielseitig völlig mißdeutet worden sei." Nun unterliegt es ja keinem Zweifel, daß in dem Munde, an dem Orte und bei dem Anlasse das Wort „inkorrekt" einen schwereren Tadel auszusprechen schien, als etwa „unpassend." Immerhin bleibt der Tadel bestehen, wird auch ausdrücklich anerkannt, und von der Berechtigung eines solchen vermag uns auch die Bezeichnung: „das lediglich einen politischen Charakter innehabende (!) Vorgehen eines Generals" keineswegs zu überzeugen. Das Merkwürdigste bei der Sache ist aber, daß jene Uebersetzung aus dem offiziellen Telegramm über die Reichstagsverhandlungen stammt, und daß es so langer Zeit bedurfte, bis man in Budapest selbst auf die „ganz falsche" Uebersetzung aufmerksam geworden ist, nachdem dieselbe so unzähligemal im In- und Auslande wiederholt worden und Gegenstand der ernstesten Erörterungen von allen Seiten gewesen war. Wenn weiter versichert wird, daß „mit Ausnahme der äußersten Linken kein maßgebender Faktor in Ungarn nur mit einem einzigen Worte die Institution der gemeinsamen Armee angegriffen" habe, so würde jemand, der sich die Mühe nehmen wollte, nachzulesen, was über die Angelegenheit geredet und geschrieben worden ist, wohl mancherlei der obigen Behauptung widersprechendes vorweisen können, müßte aber die Belehrung gewärtigen, daß die Aeußerungen nicht von einem maßgebenden Faktor gethan oder — ganz falsch übersetzt seien. Der Fall lehrt, daß die ungarischen Staatsmänner — vorausgesetzt, daß ihnen an dem Urteile des Auslandes etwas gelegen ist — für die korrekte Uebertragung ihrer Aussprüche und derjenigen ihrer journalistischen Freunde Sorge tragen müssen. So wurde vor und während der Reise des Ministerpräsidenten an das Hoflager in Ischl vielstimmig, und zwar nicht von Blättern der äußersten Linken, verkündigt, Herr von Tisza werde namens der ungarischen Nation „Genugthuung" dafür fordern, daß der oberste Kriegsherr sich erlaubt hatte, einen General zu pensioniren und einen andern zu befördern. Offenbar liegt da wieder eine falsche Uebersetzung vor.

Nochmals der Altweibersommer. Der Verfasser der beherzigenswerten Notiz „Altweibersommer" im 29. Hefte der Grenzboten hätte leicht darthun können, daß ernstliche Zweifel bezüglich der Feststellung des als „Altweibersommer" bezeichneten Jahresabschnittes eigentlich ausgeschlossen sind, weil diese Zeit durch eine bekannte Naturerscheinung bestimmt gekennzeichnet ist. Jeder, der in den sonnig warmen Tagen des Frühherbstes, besonders des Oktobers, im freien Felde wandert, kennt die weißen Fäden, die in unendlicher Zahl und Mannichfaltigkeit in einander verwoben wie Zaubernetze den Boden überspannen und als zarter, silberweißer Flor im lauen Herbstwinde um Baum und Strauch wehen. Diese reizvollen Gewebe, die im Morgenthau und -Nebel von Silberperlen anmutig durchwirkt erscheinen und die sonnig-friedlichen Herbstfluren mit dem dieser Jahreszeit ganz eigentümlichen poetischen Zauber übergießen, nennt der Volksmund Altweibersommer (auch wohl kurzweg Sommer). Ohne scharfe Unterscheidung bezeichnet man mit diesem

Worte sowohl jene herbstlichen Gewebe, die das Werk gewisser kleiner, um diese sonnige Herbstzeit in großer Zahl auftretenden Feldspinnen sind, als auch die Jahresperiode, in der dieselben zur Erscheinung kommen.

Der Altweibersommer ist also der sonnige, zeitlich nicht genau abzugrenzende, in manchen Jahren auch wohl ganz zurückgedrängte Teil des Frühherbstes, der durch sein sommerlich sonniges und warmes Wetter und in Abhängigkeit von diesem durch jenen Flor silberfädiger Gespinnste bestimmt charakterisirt ist. Kurz, das fragliche Wort bezeichnet nicht einen ein- für allemal genau festgesetzten Teil des Jahresraumes, sondern vielmehr eine in den Frühherbst fallende, im übrigen von der zeitlichen Einteilung des Jahres ganz unabhängige Zeit von bestimmtem Witterungs- und landschaftlichem Charakter, in dem eben zugleich die Naturbedingung für das Auftreten jener kleinen spinnenden Künstler gegeben ist. Der gesunden Volksanschauung ist deshalb dieser Schmuck ganz naturgemäß die Verkörperung dieser sonnigen Tage; daher für beides dasselbe Wort Altweibersommer, und dies ganz mit Recht, da zwischen beiden ein streng ursächlicher Zusammenhang besteht. So ist es auch nicht auffallend, wenn man von manchen Jahren sogar hört, es habe gar keinen Altweibersommer gebracht; abnorme regnerische Witterung füllte die betreffenden Tage aus, und darum konnte auch der verkörperte Altweibersommer nicht zur landschaftlichen Wirkung gelangen.

So und nicht anders habe ich die Auffassung des Begriffes Altweibersommer unter dem Landvolke gefunden. Es liegt der volkstümlichen, d. h. ursprünglichen Auffassung dieses Begriffes eine tief poetische Naturbetrachtung zu Grunde. Die Verflachung derartiger Begriffe durch das von Tage zu Tage wilder wuchernde Zeitungsdeutsch ist wahrhaft kläglich und umso mehr zu beklagen, als die ungebildetsten und gewissenlosesten Zeitungsschreiber gerade im Volke Boden suchen und finden.

Halle. B.

Literatur.

Die Praxis des Reichsgerichts in Zivilsachen. Bearbeitet von A. Bolze, Reichsgerichtsrat. Zweiter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886.

Dem ersten Bande dieses Sammelwerkes, den wir vor etwa einem halben Jahre besprachen, ist schnell der zweite gefolgt, der umso willkommener ist, als nunmehr eine vollständige Uebersicht der im Gebiete des Zivilrechts, einschließlich des Prozesses, von dem höchsten deutschen Gerichtshofe bisher ergangnen Entscheidungen vorliegt. Es ist in neuester Zeit wiederholt und zwar auch von kompetentester Seite darauf hingewiesen worden, daß in dem Festhalten der untern Instanzen an Entscheidungen des Reichsgerichts eine Gefahr für die Rechtsbildung und Rechtsprechung zu erblicken sei, und man könnte meinen, daß ein Werk wie das vorliegende den Juristen immer mehr dazu anreize, der Praxis des Reichsgerichts zu folgen. Wir können jedoch darin keine Gefahr erblicken, begrüßen im Gegenteil das Erscheinen und die Fortsetzungen dieses Werkes mit großer Freude, da wir darin das geeignetste Mittel erblicken, der feststehenden Auslegung unsrer Gesetze mehr und mehr die Wege zu bahnen. Die Vorzüge, welche wir bereits bei Besprechung des ersten Bandes hervorhoben, Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit des Stoffes, zeichnen auch den zweiten Band aus.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Digitized by Google

Chauviniſten und Regierung in Rußland.

2.

Die geiſtigen Attentate, auf die wir im erſten Artikel über unſer Thema hinwieſen, begannen damit, daß Iwan Akſakoff im Moskauer Slawenkomitee mit größter Dreiſtigkeit gegen den Berliner Friedensvertrag Proteſt einlegte. Derſelbe war mit Einwilligung des Zaren abgeſchloſſen und in deſſen Namen und Auftrag unterzeichnet worden. Der chauviniſtiſche Redner aber erlaubte ſich zu ſagen, der Berliner Kongreß, der ihn zuſtande gebracht, ſei eine freche Beſchimpfung deſſen, was das ruſſiſche Volk mit dem Kriege gewollt habe, eine Schändung Rußlands, eine Verſchwörung gegen die ruſſiſche Nation unter Beteiligung von deren Vertretern, und dergleichen mehr in den denkbar gröbſten Ausdrücken, die unmittelbar die Miniſter und Bevollmächtigten des Zaren, aber mittelbar auch dieſen trafen. Selbſt Nihiliſten hätten kaum wegwerfender ſprechen können. Trotzdem unterließ die Behörde, gegen Akſakoff einzuſchreiten und ihn für ſeine Worte zur Rechenſchaft zu ziehen, und die Folge war der Schluß, daß ſie es nicht könne, und daß man mit dieſer Politik neben der Politik des Kaiſers und ſeiner Räte fortfahren dürfe. Dies geſchah denn auch vonſeiten der Slawophilen in mannichfachen Kundgebungen, durch Artikel der Preſſe und durch ungehorſames Verhalten der zur Partei gehörenden Militärs, während die Nihiliſten durch Attentate ſekundirten. Die Zeitungen der Chauviniſten trugen Variationen des von Akſakoff behandelten Themas vor, und am 16. Auguſt 1878, etwa vier Wochen nach Schluß des von jenem geſchmähten Kongreſſes, wurde Meſenzoff ermordet, der mit Beſeitigung der Slawenkomitees auch der nihiliſtiſchen Agitation ein Ende machen zu können gehofft hatte. Der Zar be-

wahrte ſeine friedfertige Geſinnung und ſeine Vertragstreue, er berief den gleichgeſinnten Grafen Peter Schuwaloff zu ſich nach Livadia und beauftragte ihn, den beunruhigten Großmächten zu verſichern, daß der Berliner Friedensvertrag von Rußland genau ausgeführt werden ſolle. Nicht lange nachher äußerten die unzufriedenen Parteien ihren Verdruß durch den Studentenauflauf vor der kaiſerlichen Reſidenz in Petersburg, dem Anitſchkoff-Palais, und in den erſten Monaten des neuen Jahres (1879) folgte darauf eine ganze Reihe von mörderiſchen Angriffen auf hohe Beamte, im Februar auf den Gouverneur Krapotkin, im März auf den General Drentelen, im April auf den General Tſchertkoff, an das ſich wenige Tage ſpäter, am 14. April, das Attentat Sſolowjeffs auf den Zaren ſelbſt ſchloß. Der Einfluß der Chauviniſten, die Furcht vor ihnen oder das Beſtreben, ihnen zu gefallen, reichte auch jetzt, wie früher, bis in ſehr hohe Sphären, bis in die Büreaus der Miniſterien hinein. Selbſt das Kriegsminiſterium glaubte ſich befugt, eigne Politik zu treiben. Im Sommer 1879 unternahm man, während die ruſſiſche Preſſe unaufhörlich die Regierung des deutſchen Reiches verunglimpfte und zum Kriege mit ihm aufforderte, mit dem General Chanzy, dem Botſchafter Frankreichs am Petersburger Hofe, eine Inſpektion der Feſtungen im Gebiete der weſtlichen Grenzen, und es fanden Truppenverſchiebungen in dieſer Richtung ſtatt, die in Berlin bemerkt wurden und Bedenken erregten. Der Zar brach der Gefahr, welche darin lag, die Spitze ab, indem er ſich zu einem Zuſammentreffen mit dem deutſchen Kaiſer, ſeinem Oheim, entſchloß, welches am 3. September zu Alexandrowo vor ſich ging. Fürſt Gortſchakoff, in erſter Linie ein eitler und gefallſüchtiger Politiker, dem es einerſeits um den Beifall der Chauviniſten daheim, anderſeits um den der Franzoſen zu thun war, hielt es für erlaubt, ſich gegenüber einem Berichterſtatter des Pariſer Soleil in einer Weiſe zu äußern, welche der friedlichen Demonſtration ſeines kaiſerlichen Gebieters widerſprach, und die oberſte Leitung des ruſſiſchen Okkupationsheeres in Bulgarien meinte gleichfalls gegen die in Alexandrowo kundgegebene Geſinnung ihres Kriegsherrn agiren zu dürfen, indem ſie die Räumung des Landes einſtellte und die vertragsmäßig ſich vollziehende Beſetzung Nowibazars durch die Öſterreicher angriff. Endlich gehört in dieſen Zuſammenhang, daß der General Obrutſcheff in Paris erſchien, um die dortige Regierung wegen eines gegen Deutſchland und Öſterreich gerichteten ruſſiſch-franzöſiſchen Waffenbündniſſes zu ſondiren, welches beiläufig von den Franzoſen abgelehnt wurde. Dieſe chauviniſtiſche Nebenpolitik neben der vertragstreuen Haltung Alexanders II., die von Mitgliedern der ruſſiſchen Regierung nicht bloß geduldet, ſondern unterſtützt wurde, und von der man befürchten mußte, ſie werde zuletzt auch den Zaren ſelbſt in ihre Netze verwickeln und ſich dienſtbar machen, bewog den Fürſten Bismarck, die Ausführung ſeines ſchon lange gehegten und vorbereiteten Planes zu einem Defenſivbündniſſe mit Öſterreich-Ungarn zu beſchleunigen, und die Staatsmänner des letzteren, bereitwillig darauf

einzugehen. Das Bündnis kam am 15. Oktober 1879 zuſtande und entſprach ſeinem Zwecke vollkommen bis auf die letzten Tage. Die friedliche Geſinnung aber, die der Zar durch die Zuſammenkunft mit dem deutſchen Kaiſer in Alexandrowo an den Tag gelegt hatte, wurde von den ruſſiſchen Unzufriedenen damit praktiſch gemißbilligt, daß ſie ihm durch zwei Attentate zeigten, wie ſehr er damit ihren Beſtrebungen im Wege war. Am 1. Dezember 1879 verſuchten ſie ihn auf der Moskauer Eiſenbahn, am 17. Februar des nächſten Jahres im Petersburger Winterpalais in die Luft zu ſprengen. Die chauviniſtiſchen Blätter hetzten dazwiſchen weiter gegen die weſtlichen Nachbarſtaaten und redeten weiter einem ruſſiſch-franzöſiſchen Bündniſſe gegen dieſelben das Wort, und die Freunde und Gönner, welche die Partei in den Regierungsſphären zählte, fuhren ebenfalls fort, mit den Franzoſen zu liebäugeln. Der Zar hielt an ſeinen Abſichten, die ihm ebenſoſehr von Gefühlen als von verſtändiger Betrachtung der Verhältniſſe eingegeben waren, feſt, aber am 13. März 1881 erlag er den Dynamitbomben nihiliſtiſcher Mörder.

Der Nachfolger Alexanders II. war ein weſentlich andrer Charakter als er und weſentlich andern Einflüſſen offen und zugewandt, die ihn aber in Betreff der auswärtigen Angelegenheiten bisher nicht in andre Bahnen zu drängen vermochten als die, welche ſein Vater im großen und ganzen verfolgt hatte. Sein Miniſter für dieſe Angelegenheiten gab, verſtändiger Erwägung folgend und das wahre Intereſſe Rußlands in Anbahnung und Erhaltung guter Beziehungen zu den nächſten weſtlichen Nachbarſtaaten erblickend, weit beſſere Bürgſchaften für die Erhaltung des Friedens als Gortſchakoff. Aber die Nebenpolitik der Chauviniſten und die Unterſtützung oder Duldung derſelben vonſeiten hochſtehender Beamten nahm gleichermaßen ihren Fortgang, und die Nihiliſten ſekundirten gelegentlich weiter mit Attentaten. Im Herbſt 1881 war das Kriegsgeſchrei in der ruſſiſchen Preſſe, die doch vom Miniſterium des Innern unbedingt abhängig iſt, ſo heftig geworden, auch hatte die Leitung des Heeres eine ſo bedenkliche Haltung angenommen, daß Zar Alexander III. es für dringend geboten hielt, dem in Berlin erweckten Mißtrauen ſeinerſeits mit einer friedlichen Kundgebung zu begegnen. Es erfolgte die Zuſammenkunft der beiden Kaiſer in Danzig, der auch Bismarck beiwohnte und die beide Teile befriedigte, die Chauviniſten vom rechten und linken Flügel aber ſelbſtverſtändlich ebenſo mit Mißbehagen erfüllte wie früher die Kaiſerbegegnung in Alexandrowo. Am 25. November 1881 machten die Nihiliſten ihrer Unzufriedenheit durch ein Attentat auf den General Tſcherewin, den Chef der kaiſerlichen Sicherheitswache, Luft. Später gab ein Beſuch der Madame Adam, einer Vertrauten Gambettas, den chauviniſtiſchen Führern Iguatieff und Akſakoff Gelegenheit, durch Auszeichnungen, die ſie der Dame erwieſen, Sympathien für Frankreich und Antipathien gegen Deutſchland an den Tag zu legen. Endlich iſt an die Reden Skobeleffs zu erinnern, der darüber vom Kaiſer einen ſtrengen Verweis erhielt, von

der Chauviniſtenpreſſe aber mit der Glorie eines nationalen Helden beſtrahlt und ſo lange gefeiert wurde, bis dieſer Lichtſchein im Sumpfe eines Bordells erloſch.

Hatte der ruſſiſche Chauvinismus nach dieſer Seite hin ſchließlich nur negative Erfolge, ſo verhielt es ſich auf dem Gebiete der innern Politik anders. Hier gelangten unter dem neuen Zaren die verbündeten Propheten des „ruſſiſchen Staatsgedankens," der „byzantiniſch-ſlawiſchen Idee" und des Geiſtes der orthodoxen Kirche mit ihrem Haß gegen jeden wirklichen, jeden lebendigen, ſchaffenden Geiſt zu großem Einfluſſe. Es gelang den Herren Katkoff und Pobedonoszeff, das „Selbſtherrlichkeitsmanifeſt" vom 11. November 1881 zu erwirken, deſſen Geiſt ſich alsbald in dem Beſtreben offenbarte, das Reich von den Einwirkungen der weſtlichen Kultur möglichſt zu ſäubern und alle ſelbſtändigen Bildungen in demſelben zu unterdrücken — einem Beſtreben, das ſich namentlich gegen Finnland und die baltiſchen Lande richtete und deren Ruſſifizirung in politiſcher und kirchlicher Beziehung mit einer bisher unerhörten Rückſichtsloſigkeit in Angriff nahm. Wir meinen die „Reviſion" des Senators Manaſſein von 1882 und was ihr ſeitdem gefolgt iſt. Mit der Kurzſichtigkeit des Doktrinärs bedachte man nicht, daß dieſes Vorgehen nicht bloß unnötig, ſondern für das Reich ſchädlich ſei. Die betreffenden Provinzen waren durchaus nicht mit unſern polniſchen Provinzen in Parallele zu ſtellen, ſie dachten nicht entfernt reichsfeindlich, ſondern waren ſtets loyal geweſen, ſie bildeten in ihrer Eigentümlichkeit Edelſteine in der Krone, die ihr mehr Glanz verliehen als die übrigen größern, aber halb oder ganz ungeſchliffenen, halb oder ganz unedeln, ſie hatten dem Staate ſeine beſten Staatsmänner, Generale und Diplomaten geliefert, und dieſe Quelle von Größe und moraliſcher Kraft ſollte jetzt verſchüttet und mit dem öden Sande der „großruſſiſchen Idee" der übrigen Kulturſteppe gleich gemacht werden, und zwar zu keinem andern Zwecke als dem, ihr gleich zu ſein. In der That, es hieß das, ſich ſelbſt verſtümmeln und ſchwächen.

Kehren wir auf das Gebiet der auswärtigen Politik zurück, ſo ſetzten die ruſſiſchen Chauviniſten ihre Wühlereien unter den öſterreichiſchen Slawen und ihre Hetzereien gegen die Regierung in Wien mit einigen Unterbrechungen ungehindert bis heute fort, und ebenſo kokettirten ſie mit den Franzoſen bis in die letzte Zeit weiter, wobei wieder zuweilen aus obern Kreiſen und vonſeiten höherer Militärs mitdemonſtrirt wurde. Dieſe Regſamkeit wurde umſo intenſiver, je mehr die Ausſichten der Partei unter den ſüdlichen Slawen ſich trübten, und je mehr das öſterreichiſch-deutſche Bündnis ſich als feſt bewährte und durch Anſchluß andrer Staaten die Geſtalt und Macht einer europäiſchen Friedensliga annehmen zu wollen ſchien. Die ruſſiſche Agitation in Öſterreich-Ungarn erreichte 1882 ihren Höhepunkt und hatte ihr Zentrum im Wiener Botſchaftshotel, wo ihre Fäden von den Händen des orthodoxen Kaplans derſelben dirigirt wurden. Als man in Petersburg erkannte, daß es in dieſer Weiſe nicht weiter gehen konnte, ohne ernſte Gefahren hervorzurufen, hörte die Duldung und

Unterstützung dieses Treibens auf, und es wurde ihm in einer Weise, die nicht mißverstanden werden konnte, Einhalt gethan. Nowikoff, der russische Botschafter in Wien, wurde abberufen, und Giers trat seine erste Reise nach Friedrichsruhe an, wo er Aufklärungen gab und eine Verständigung erzielte, die später in der Zusammenkunft in Skiernewice ihren Ausdruck vor Europa fand.

In die Tage kurz vor diesem Umschwunge der Dinge fällt nun eine Reihe von Aufsätzen über die Aussichten und Pläne der chauvinistischen Aktionspartei, welche in der zu Moskau erscheinenden Zeitschrift „Rußkaja Myßl" veröffentlicht wurde, und auf die in unsrer Betrachtung mit der Bemerkung hingewiesen wird, sie bezeichne eine weitere Entwicklungsstufe des russischen Chauvinismus, während wir die Sache richtiger aufzufassen glauben, wenn wir annehmen, sie stelle nur die Ansicht eines oder einiger, vielleicht vieler Mitglieder dieser Genossenschaft dar. Der Verfasser ist sehr wahrscheinlich ein in Ruhestand versetzter Diplomat, welcher früher in Wien im Sinne der Slawophilen thätig gewesen ist und jetzt aus doppeltem Grunde verdrießlich in die Welt hinausblickt. Er kennt die diplomatischen Verhältnisse in der Großstadt an der Donau genau, er ist mit Brauch und Methode der Diplomatie wohl vertraut, er teilt Geheimnisse mit, die kaum aus einer andern Quelle als dem Archiv der russischen Botschaft am Hofe des Kaisers von Österreich geschöpft sein können. Er grollt ferner der gegenwärtigen Leitung der russischen Diplomatie und hält sie für unfähig. Er ist endlich tief verstimmt über die bisherigen Mißerfolge der Politik der slawophilen und chauvinistischen Partei in auswärtigen Fragen. Sehr lehrreich sind in letzterer Beziehung die Bekenntnisse, zu denen er sich herbeiläßt, und die Andeutungen, welche er über die Bahnen giebt, welche seine politischen Freunde seiner Überzeugung zufolge in Zukunft einzuschlagen haben. Nach seiner Ansicht hat die russische Politik nach dem letzten Kriege bei den „Slawenbrüdern" im Süden Bankerott gemacht: dieselben haben sich von Rußland abgewendet und sind in das Lager der österreichisch-ungarischen Monarchie übergegangen. Gleichzeitig sind auch die Sympathien der Russen für sie verschwunden, die Idee der religiösen Propaganda, der Auffrischung des „verfaulten Westens" durch den Geist der allein noch jugendkräftigen orthodoxen Welt hat ihre Zugkraft eingebüßt, Rußland hat keine Ideale mehr, selbst mit der „byzantinischen Erbschaft" ist beim dortigen Publikum kein Geschäft mehr zu machen, und doch bedarf die Politik des Zarenreiches dringend eines Ideals, eines Simulakrums, eines Köders zum Einfangen, eines Zündstoffes zum Entflammen der südlichen und westlichen Slawen. Ohne diese vermag sie nichts, sie muß imstande sein, sie als „Kugelfang" vor sich herzuschieben, sie werden sich aber dazu nicht gebrauchen lassen, wenn es nicht gelingt, sie mit einem Scheinideale wieder zu gewinnen und gefügig zu machen. Der verbitterte und an der Gegenwart verzweifelnde diplomatische Chauvinist hat nun ein solches gefunden. Er meint, der Slawe sei eigentlich nicht sozialistisch angelegt (was,

wenn man ſich der ruſſiſchen Samtgemeinde und der Artells der Fabrikarbeiter erinnert, wenigſtens vom ruſſiſchen Zweige der Raſſe zweifelhaft erſcheinen muß), nichtsdeſtoweniger aber verbleibe Rußland zu erfolgreicher Wiederaufnahme ſeiner europäiſchen Politik nur eine einzige Handhabe: es müſſe ſich auf die Ausnutzung einer europäiſchen ſozialiſtiſchen Bewegung vorbereiten. Den Ausbruch einer ſolchen habe man abzuwarten, dann müſſe man ſie zu einer ſlawiſchen Bewegung umdeuten und umgeſtalten.

Es iſt möglich, daß der ruſſiſche Exdiplomat mit dieſen Betrachtungen nicht allein ſteht, indes dürfen wir gewiß nicht annehmen, daß er damit der Meinung und Abſicht ſeiner geſamten Partei Ausdruck giebt, und ganz ſelbſtverſtändlich iſt es, daß der Teil derſelben, welcher gegenwärtig die regierenden Kreiſe beeinflußt, ſo wildradikalen Phantaſien fernſteht. Seit dem Selbſtherrlichkeitsmaniſeſte vom Mai 1881 dreht ſich die ruſſiſche Politik um das Doppelgeſtirn Katkoff-Pobedonoszeff, d. h. um die Kombination einer byzantiniſch-orthodox-ruſſiſchen Staatsidee. Die demokratiſchen Slawophilen haben ſich dieſer Idee, wie wir ſahen, unterworfen, weil ſie mit ihr ihre chauviniſtiſchen Zwecke zu erreichen hofften. Das iſt aber eine Zuſammenfügung von Richtungen, die ſich im Grunde widerſtreben, ein lockeres Gebilde, welches, wie ebenfalls gezeigt wurde, ſchon mehrmals ſich zu löſen drohte und immer proteusartig ſich verwandelte. Man denke an die Moskauer Brandreden Akſakoffs. Noch kurz vor ſeinem Ableben erteilte man ihm aus der Zenſurabteilung des von ſeinem Bundesgenoſſen Katkoff inſpirirten Miniſteriums des Innern eine öffentliche Rüge und Verwarnung „wegen Mangels an Vaterlandsliebe," und gleich nach ſeinem Tode wurde ſein Andenken mit Ovationen geehrt, an denen ſich auch der Hof beteiligte. Um dieſelbe Zeit verlangte Katkoff unter Verſpottung der ruſſiſchen Diplomatie, daß man es in der Nichtachtung Europas, welches thatſächlich garnicht exiſtire, dem Fürſten von Bulgarien gleichthue. Das, was man die Regierung in Petersburg nennt, iſt ein ſchillerndes, für die Dauer ſchwer zu berechnendes Etwas, welches allerhand Möglichkeiten in ſich birgt. Von ihm bald ſo, bald anders beeinflußt, hat das Auswärtige Amt die nicht leichte Aufgabe, den mit Macht auf ſeine Ziele hindrängenden Chauvinismus nach außen hin zu verhüllen und den internationalen Anſtand zu wahren. Gortſchakoff entſprach dieſer Aufgabe wenig, Giers beſaß zu ihrer Erfüllung viel guten Willen und viel Geſchick, vermochte aber bis vor drei Jahren nicht zu verhindern, daß der Chauvinismus es mehrmals dahin brachte, daß ein ernſtlicher Konflikt zwiſchen Rußland und den beiden verbündeten Nachbarn im Weſten faſt unvermeidlich ſchien, und hat auch in der letzten Zeit zulaſſen müſſen, daß der Haß gegen Deutſchland, den dieſe Oppoſition gegen ſein Denken und Verfahren empfindet und zur Schau trägt, die Hinneigung derſelben zu Frankreich und ihre Sehnſucht nach einem Bündniſſe mit dieſer Republik und nach einem gemeinſamen Vorgehen Rußlands mit ihr ſich in Demonſtrationen äußerte, welche

geeignet waren, Verdacht zu erwecken und das Vertrauen zu ſchwächen, ſeine beſonnene Politik werde in Petersburg die Oberhand behalten. Im großen und ganzen iſt es ihm zuletzt zwar gelungen, das Verhalten Rußlands in Wege zu lenken, bei welchen verſtändige Rückſicht geübt wird, aber Ausnahmen von der Regel blieben doch nicht aus. Wir erinnern an das Erſcheinen des revanchedürſtenden und -predigenden Phraſendrehers Deroulède in Südrußland und an die Aufnahme, die er dort fand, ſowie an den warmen Willkommen, den ihm Katkoff in ſeinem Organ entbieten ließ. Wir denken ferner an die mindeſtens ſeltſame Beteiligung des Generals Frederiks an den Feierlichkeiten bei der Enthüllung des Denkmals Chanzys in Nouart. Chanzy war der franzöſiſche Feldherr, auf deſſen Fähigkeiten man für einen Krieg der Revanche gegen Deutſchland vor allem ſeine Hoffnung ſetzte. Die offiziöſe Preſſe des Herrn von Giers freilich will ihn nur als den Geſandten Frankreichs aufgefaßt wiſſen, der ſich in Petersburg höchſten Kreiſen beſonders angenehm zu machen wußte. Die Franzoſen aber haben die Anweſenheit eines ruſſiſchen Generals in Nouart anders gedeutet, und daß ſie dies thun würden, mußte man in Petersburg ſo gut vorausſehen als anderwärts. Man hätte alſo von einer Abordnung des Generals zur Teilnahme an jener Enthüllungsfeierlichkeit, einer Abordnung obendrein, die ihn nötigte, ſeine Urlaubszeit zu unterbrechen, Abſtand nehmen ſollen. Sagt man uns, ſie ſollte die Gefühle perſönlicher Freundſchaft, welche der Zar für den verſtorbenen Diplomaten gehegt, in beſondrer Weiſe ausdrücken, ſo darf man erwiedern, daß dieſe Gefühle wohl ſchon dadurch genügend bekundet waren, daß Alexander III. eine namhafte Summe zur Errichtung des Chanzy-Denkmals beigeſteuert hatte.

Die zuletzt erwähnten Thatſachen ſind und bleiben dunkle Punkte am öſtlichen Geſichtskreiſe. Auf ſie folgte die Reiſe eines öſterreichiſchen Erzherzogs zum Beſuche des ruſſiſchen Hofes als eine Art Aufhellung des Himmels. Wir fürchten, andre dunkle Punkte werden ſie ablöſen. Es herrſcht dort beſtändig politiſches Aprilwetter mit Neigung zur Gewitterbildung. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß der ruſſiſche Chauvinismus einmal zu ſchrankenloſer Herrſchaft gelangt, und wer vermag zu ſagen, welche von den Elementen, die er einſchließt, zuletzt die Oberhand behalten werden?

Die Meineidpeſt.

Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Eide ſchwört ein Druck der Hand!

So hat einſt E. M. Arndt geſungen, und Tauſende haben es ihm nachgeſungen. Würde Arndt auch heute ſo ſingen? Dürfen wir heute ſo ſingen angeſichts der durch ganz Deutſchland hallenden Klage über die erſchreckende Zunahme der Meineide?

Die Klage iſt wohl begründet, darüber kann kein Zweifel beſtehen; auf der Verſammlung des deutſchen Juriſtentages im Jahre 1884 machte der Landgerichtspräſident Bardeleben von Berlin die Mitteilung, daß in drei Jahren vor dem Berliner Schwurgericht 255 Perſonen wegen Meineids angeklagt, 150 freigeſprochen, 105 verurteilt worden ſind; das ergiebt auf ein Jahr 35 Verurteilungen, allein in Berlin; da Berlins Bevölkerung etwa den vierzigſten Teil der Bevölkerung Deutſchlands bildet, ſo darf man auf ganz Deutſchland jährlich etwa 1400 Verurteilungen wegen Meineids rechnen.

Auch ohne Eid darf man dem Worte des Deutſchen vertrauen, an die Wahrheit ſeines Zeugniſſes glauben, auf ſein Verſprechen bauen, ſagt Arndts Lied; trotz eines geleiſteten Eides kann man in tauſenden von Fällen dem Worte des Deutſchen nicht vertrauen, darf man an die Wahrheit ſeines Zeugniſſes nicht glauben, muß man auf den Bruch ſeines Verſprechens gefaßt ſein, ſagen die unerbittlichen Zahlen; denn den 1000 oder 1400 Verurteilungen wegen Meineids ſteht — dies bringt die Natur des Verbrechens mit ſich — ein unbeſtimmbares Vielfaches von Fällen unbeſtraften Meineids zur Seite.

Woher das Übel? Und wie ihm ſteuern? Antworten auf die erſte, Ratſchläge in Bezug auf die zweite Frage ſind ſchon vielfach gegeben worden. Die Antworten führen das Übel meiſt auf zunehmende Verwilderung und Irreligioſität des Volkes zurück, und dementſprechend lauten auch die meiſten Vorſchläge zur Abhilfe; ſo iſt z. B. erſt kürzlich in der württembergiſchen Landesſynode der Wunſch geäußert worden, es möge die pfarramtliche Belehrung der Schwurpflichtigen wieder eingeführt werden. Ob wirklich Verwilderung der Sitten und Irreligioſität im Laufe der letzten zehn, zwanzig oder dreißig Jahre in demſelben Verhältnis gewachſen ſind wie die Zahl der Meineide, möchte ich bezweifeln; daß Kirche und Schule berufen ſind, den Sinn für Wahrheit und für die Heiligkeit des Eides zu bilden und zu pflegen, wird niemand beſtreiten; aber daß die Beteiligung der Kirche an den Eidesabnahmen die Zahl der Meineide auch nur um ein Prozent vermindern würde, glaube ich nicht; in der ungeheuern Mehrzahl der Fälle wäre dieſe Eidesbelehrung kaum ausführbar, nämlich in allen Fällen

des Zeugeneids; sie war denn auch früher nur für den Parteieneid vorgeschrieben, ihre Wirkung aber auch hier eine äußerst bescheidene; wenn infolge der geistlichen Ermahnung in einem Falle unter hundert der Eid verweigert worden ist, so wird es viel gewesen sein (denn nicht jede erfolgte Verweigerung durfte man auf die Rechnung jener Belehrung setzen); und anderseits wäre es oft fast notwendig gewesen, daß, ehe der Geistliche den Schwurpflichtigen über die Heiligkeit des Eides (in abstracto) belehrte, der Richter den Geistlichen über Sinn und Bedeutung des (in concreto) auferlegten Eides belehrt hätte. Daß bei der Abnahme eines Eides stets mit dem der Bedeutung des Aktes entsprechenden Ernst verfahren werde, ist ein berechtigtes Verlangen; aber von allen jährlich wegen Meineids verurteilten werden nur außerordentlich wenige sich damit entschuldigen können, daß ihnen wegen der mangelnden Feierlichkeit die Heiligkeit des Eides nicht zum Bewußtsein gekommen sei.

Nicht in dem Verfahren bei der Abnahme, sondern in den Bestimmungen über die Auflage des Eides ist nach meiner Überzeugung der Hauptgrund für die Zunahme der Meineide zu finden; in den Bestimmungen unsrer neueren und neuesten Gesetzgebung, in der Behandlung des Eides vor allem in den neuen Prozeßgesetzen, zum Teil auch im Strafgesetzbuch. Die Gesetze sind oder sollen sein ein Mittel zur Erziehung des Volkes; wie eine verkehrte, unvernünftige Erziehung vonseiten der Eltern regelmäßig die Folge hat, daß die Kinder nicht unvernünftig, sondern unmoralisch werden, so kann auch eine verkehrte Gesetzgebung kaum einen andern Erfolg haben als die sittliche Schädigung des Volkslebens.

Alles gerichtliche Verfahren bezweckt die Herrschaft von Recht und Wahrheit; die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes waren aber zu verschiednen Zeiten sehr verschiedne, je nach dem, was die verschiednen Zeiten unter „Wahrheit" verstanden. Im Jugendalter, in der naiven Zeit des Rechtslebens, wie sie sich in den Quellen des altgermanischen Rechtes spiegelt, herrschte der Begriff der formellen Wahrheit: gewisse äußerliche, von Gesetz oder Herkommen geheiligte Vorgänge entschieden darüber, was Recht sei, wer Recht habe; die Beweismittel dieser Zeit waren Eideshelfer, Gottesurteil, Zweikampf. Die Eideshelfer waren keine Zeugen in unserm Sinne des Worts; sie schwuren nicht über die Wahrheit und Unwahrheit von Thatsachen, aus denen der Richter die Entscheidung über Recht und Unrecht hätte entnehmen müssen, es war garnicht erforderlich, daß sie die streitigen Thatsachen selbst wahrgenommen hatten, sie schwuren vielmehr unmittelbar auf das Recht des Klägers oder des Beklagten, genauer: auf ihre Überzeugung von diesem Recht. Einfach war hierbei die Stellung des Richters: an seinen Scharfsinn wurden die geringsten Anforderungen gestellt, seiner Willkür waren die engsten Schranken gezogen; er hatte zu prüfen, ob die Eideshelfer in genügender Zahl vorhanden und ob sie unbescholtene, eidesfähige Männer waren; er hatte darüber zu wachen, daß beim Gottesurteil kein Betrug

unterlief, daß die Regeln des Zweikampfs beobachtet wurden; war der Eid von der Partei und ihren Eideshelfern geschworen, war die Feuer- oder Wasserprobe bestanden, war der Zweikampf ausgefochten, so fällte er sein Urteil: was beschworen war, war unumstößlich wahr; wer die Probe bestanden hatte, war unschuldig, wer sie nicht bestanden hatte, war schuldig; der Sieger im Zweikampf hatte Recht, der Besiegte Unrecht; mochte der Spruch des Richters falsch sein: sein Gewissen wurde dadurch nicht beschwert; nicht er, sondern die Schwörenden und die Gottheit hatten ihn zu vertreten.

Ein ganz andres Bild zeigt uns das römische Recht auf dem Höhepunkte seiner Entwicklung, in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit. An den Kaiser Hadrian hatte sich ein Richter mit der Anfrage gewendet, nach welchen Grundsätzen er die ihm vorgeführten Beweise zu beurteilen habe; der Kaiser antwortete ihm: „Welche Beweismittel zur Feststellung der Wahrheit irgendeiner Thatsache genügen, darüber lassen sich allgemeingiltige Regeln nicht aufstellen... Nur soviel kann ich dir in aller Kürze antworten: nicht schlechthin vom Erfolg eines einzelnen Beweismittels darf das Urteil abhängig gemacht werden, sondern nach deiner gewissenhaften Überzeugung mußt du dich schlüssig machen, was du glauben und was du als unerwiesen betrachten willst.“ Hier war die Entscheidung über Recht und Unrecht, über Wahrheit und Unwahrheit in die Hand des Richters gelegt; aber er hatte freilich nicht nach reiner Willkür und auch nicht — wie die Geschwornen im französisch-deutschen Schwurgericht — nach der auf einem oft genug dunkeln und trüben Gesamteindruck beruhenden „innigen Überzeugung“ zu urteilen, sondern eine strenge, verstandesmäßige Prüfung aller vorgeführten Beweise war ihm zur Pflicht gemacht, und er war an gewisse, in der Natur der Sache liegende Regeln gebunden: manche Urkunden lieferten vollen Beweis; Zeugenaussagen durfte er nur berücksichtigen, wenn die Zeugen persönlich vernommen waren, ein schriftliches Zeugnis war unbeweisend. Der Zeugeneid ist zwar dem römischen Recht dieser Periode unbekannt, wohl aber spielt der Parteieneid im Zivilprozeß eine Rolle, und zwar eine doppelte. Der Eid kommt vor als ein Mittel zur Erledigung des Rechtsstreites: die Partei schwört auf Verlangen des Gegners über ihr Recht (ich schwöre, daß dieses Haus mir gehört — ich schwöre, daß du mir tausend Mark schuldig bist); durch Zuschiebung und Annahme des Eides wird der Rechtsstreit hier wie durch einen Vergleich erledigt, der geleistete Eid vertritt die Stelle des Urteils. Daneben erscheint aber auch der Eid als Beweismittel, als Mittel zur Feststellung der Wahrheit einer einzelnen Thatsache, welche die Grundlage für das richterliche Urteil abgeben soll.

Bei diesem Verfahren waren — von den Fällen der Entscheidung des Streites durch Eid abgesehen — an die intellektuelle und moralische Tüchtigkeit des Richters die höchsten Anforderungen gestellt; er sollte die materielle Wahrheit ergründen, eine Aufgabe, die in ihrer ganzen Strenge unlösbar ist; denn

„was iſt Wahrheit?“ Was der Richter bei der ſorgfältigſten Prüfung als Wahrheit feſtſtellt, iſt im Grunde doch immer nur im beſten Falle der höchſte Grad von Wahrſcheinlichkeit. Begreiflich genug, daß zu manchen Zeiten der Geſetzgeber Bedenken trug, den Richter mit der verantwortungsvollen Aufgabe der vollkommen freien Beweiswürdigung zu belaſten oder zu betrauen. Zu dem Prinzip der formellen Wahrheit, d. i. zu Gottesurteil und Zweikampf, konnte er aber ſelbſtverſtändlich nicht zurückkehren, und ſo begegnen wir in dem aus römiſchem, kanoniſchem und germaniſchem Rechte gemiſchten ſogenannten gemeinen Rechte, wie es bis weit in unſer Jahrhundert herein in Deutſchland teils unmittelbar galt, teils die Grundlage der Partikularrechte bildete, einem gemiſchten Syſtem: das Verfahren ſollte die materielle Wahrheit zu Tage fördern, aber der Richter war bei deren Erforſchung an gewiſſe formelle Vorſchriften gebunden, die allerdings einerſeits ſeiner Willkür Schranken zogen, anderſeits aber auch vielfach dem Siege des materiellen Rechtes Hinderniſſe bereiteten. Dem namentlich für das Strafverfahren bedeutungsvollen Beweiſe aus Anzeigen (Indizienbeweis) begegnete dieſes Syſtem mit Mißtrauen: im Strafverfahren wurde vielfach gegen den bloß durch Indizienbeweis überführten Verbrecher auf eine poena extraordinaria, auf eine leichtere Strafe erkannt, als wie ſie gegen die geſtändigen oder durch Zeugen überführten Verbrecher verhängt wurde; der Zivilrichter aber griff im Falle eines ſolchen Beweiſes regelmäßig zum richterlichen (Ergänzungs- oder Reinigungs-) Eide. Auch in der Würdigung des Zeugeneides war der Richter beſchränkt: die von Mephiſtopheles formulirte Regel: „Durch zweier Zeugen Mund wird allerwärts die Wahrheit kund“ iſt allbekannt, aber noch nicht genau genug: die zwei Zeugen mußten, um vollen Beweis zu ſchaffen, „klaſſiſche,“ d. h. in jeder Beziehung unverdächtige Zeugen und mußten vereidigt ſein. Die Aufgabe des Richters, zum mindeſten des geiſtesträgen Richters, wurde durch dieſes Syſtem weſentlich erleichtert; die Trägheit iſt — wie die Phyſik lehrt — auch eine Gewalt, und ſie hat nicht verſäumt, das Syſtem für ſich auszubeuten; wenn zwei klaſſiſche Zeugen vollen oder ganzen Beweis ſchufen, was lag da näher als der Satz, daß ein klaſſiſcher Zeuge halben Beweis liefere? Einem verdächtigen Zeugen ſchrieb man die halbe Beweiskraft gegenüber einem klaſſiſchen Zeugen zu, er erbrachte alſo einen Viertelbeweis: ſo verwandelte ſich die ſchwierige Beweiswürdigung in ein einfaches Rechenexempel; ein Bruch bereitete keine Schwierigkeit, je nachdem er größer oder kleiner als ein „halber Beweis“ war, wurde auf einen Erfüllungseid des Beweisführers oder auf einen Reinigungseid ſeines Gegners erkannt.

So ließ auch dieſes Beweisſyſtem ziemlich viel zu wünſchen übrig. Die Reichsgeſetzgebung iſt nun im weſentlichen zu der Anſchauung des klaſſiſchen römiſchen Rechtes zurückgekehrt, denn es beſtimmt die Strafprozeßordnung (§ 260): „Über das Ergebnis der Beweisaufnahme entſcheidet das Gericht nach ſeiner freien, aus dem Inbegriffe der Verhandlung geſchöpften Überzeugung,“

und die Zivilprozeßordnung (§ 259): „Das Gericht hat unter Berücksichtigung des gesamten Inhalts der Verhandlungen und des Ergebnisses einer etwaigen Beweisaufnahme nach freier Überzeugung zu entscheiden, ob eine thatsächliche Behauptung für wahr oder für nicht wahr zu erachten sei. In dem Urteile sind die Gründe anzugeben, welche für die richterliche Überzeugung leitend gewesen sind. An gesetzliche Beweisregeln ist das Gericht nur in den durch dieses Gesetz bezeichneten Fällen gebunden." Solche Beweisregeln giebt das Gesetz insbesondre in Bezug auf den Urkundenbeweis und den Beweis durch Eid. Der erstere interessirt uns hier nicht weiter, es genügt die Bemerkung, daß das Gesetz hier kaum irgend andre Vorschriften giebt, als welche sich aus der Natur der Sache rechtfertigen; auf die Bestimmungen über den Eid wird sofort zurückzukommen sein.

Ich sagte: die Reichsgesetzgebung sei im wesentlichen zu dem Beweissystem des klassischen römischen Rechtes zurückgekehrt. In zwei für unsre Frage bedeutungsvollen Punkten weicht sie jedoch von demselben ab. Der eine betrifft den Zeugenbeweis im Straf- und im Zivilprozesse; in der Würdigung der Zeugenaussagen ist der Richter an sich nicht beschränkt; aber das Gesetz enthält — abweichend vom römischen Rechte — die Vorschrift, daß jeder eidesfähige Zeuge (wofern nicht im Zivilprozesse hierauf verzichtet wird) vereidigt werden muß; daneben aber ist zu beachten: gewisse Personen dürfen als Zeugen nicht vereidigt werden (Kinder, Geistesschwache, wegen Meineids verurteilte; im Strafverfahren: Mitschuldige des Angeklagten); bei andern Personen steht es im Ermessen des Gerichts, ob es dieselben auf ihre Aussagen vereidigen will; dahin gehören insbesondre gewisse nahe Verwandte des Angeklagten oder der Parteien; es besteht aber hier ein Unterschied zwischen Straf- und Zivilverfahren; hier wie dort sind diese Personen zur Verweigerung des Zeugnisses berechtigt; lassen sie sich zum Zeugnisse herbei, so sind sie im Zivilprozesse zunächst unvereidigt zu vernehmen, das Gericht kann aber ihre nachträgliche Vereidigung beschließen; im Strafprozesse dagegen hat das Gericht die Wahl, wenn sie zum Zeugnis bereit sind, sie sofort zu vereidigen oder sie zunächst unvereidigt zu vernehmen und hiernach zu vereidigen oder auch diese nachträgliche Vereidigung zu unterlassen; die betreffenden Personen selbst aber haben hier noch das weitere Recht, auch nach der Vernehmung die Vereidigung ihres Zeugnisses zu verweigern.*) Darüber, welche Beweiskraft dem Zeugnisse eidesunfähiger Personen und dem unbeschworenen Zeugnisse der zur Verweigerung berechtigten Personen zukomme, giebt weder die Zivil-, noch die Strafprozeßordnung Vorschriften: hierüber entscheidet das freie richterliche Ermessen.

*) Eine übertriebene Milde. Es ist vollkommen genug, wenn dem Verwandten die Wahl gelassen wird, ob er Zeugnis ablegen will oder nicht; mit der gesetzlichen Bestimmung, daß er, auch wenn er Zeugnis abzulegen sich entschließt, dessen Vereidigung verweigern kann, wird ihm geradezu die Wahl gelassen, ob er die Wahrheit oder die Unwahrheit sagen will.

Der andre Punkt, worin unſer heutiges Recht (die hier allein in Betracht kommende Zivilprozeßordnung) vom römiſchen Rechte abweicht, iſt der Parteieneid. Das römiſche Recht unterſchied, wie wir oben ſahen, ſtreng zwiſchen dem Eide über das Recht (dem eigentlichen Schiedseide) und dem Eide über bloße Thatſachen; die Reichszivilprozeßordnung kennt den erſteren Eid nicht, hat dagegen bedauerlicherweiſe den letzteren Eid (der an ſich dem Zeugeneide verwandt iſt) in vielen Beziehungen den Charakter des Schiedseides gelaſſen, zudem aber neben dem Eide über die Wahrheit von Thatſachen unter gewiſſen Vorausſetzungen den Eid über das Überzeugtſein oder das Nichtüberzeugtſein (Glauben oder Nichtglauben) einer Partei von der Wahrheit oder Unwahrheit einer Thatſache zugelaſſen, und auch einem ſolchen Eide die vollen Wirkungen eines Schiedseides beigelegt, d. h. die Thatſache, bezüglich deren eine Partei geſchworen hat, daß ſie ſie für wahr oder nicht wahr halte, gilt infolge dieſes Eides unbedingt für wahr oder nicht wahr, die Thatſache, bezüglich deren die Partei den entſprechenden Eid verweigert hat, für nicht wahr oder wahr.

Wenn ich nun den Satz aufzuſtellen wage, daß in den angeführten geſetzlichen Beſtimmungen der hauptſächlichſte Grund für die Zunahme der Meineide zu finden ſei, ſo bin ich mir wohl bewußt, daß ich noch viel weniger als der Richter, welcher über die Wahrheit oder Unwahrheit von Behauptungen zu erkennen hat, deren Gegenſtand ſinnlich wahrnehmbare Thatſachen ſind, die Wahrheit dieſes Satzes zu beweiſen vermag; ich werde zufrieden ſein, wenn es mir gelingt, die Leſer von der Wahrſcheinlichkeit des behaupteten Kauſalzuſammenhanges zu überzeugen. Zu dieſem Zwecke iſt es aber zunächſt erforderlich, Weſen und Bedeutung des Eides und des Meineides klar zu machen, wir werden dadurch zugleich die Grundlage für Vorſchläge zur Bekämpfung des Übels erlangen.

Der Eid iſt ein Mittel der Bekräftigung entweder einer Ausſage oder einer Zuſage; im erſtern Falle nennt ihn die Rechtsſprache einen aſſertoriſchen, im letztern einen promiſſoriſchen Eid; der Schwörende bekräftigt ſeine Ausſage oder Zuſage durch Anrufung Gottes: Gott möge Zeuge ſeiner Ausſage oder ſeines Verſprechens ſein, das Gericht Gottes möge ihn treffen, wenn ſeine Ausſage falſch ſei, wenn er ſein Verſprechen nicht halte. Des Meineids macht er ſich ſchuldig, wenn er wiſſentlich eine falſche Ausſage als wahr beſchwört, des Eidbruchs, wenn er wiſſentlich das beſchworene Verſprechen verletzt: dies iſt der grammatiſche Sinn des Unterſchiedes zwiſchen Meineid und Eidbruch. Die Terminologie unſers Strafgeſetzbuches weicht von dieſem Sinne in einem weſentlichen Punkte ab; bekanntlich erfolgt die Vereidigung der Zeugen im Straf- und im Zivilverfahren der Regel nach in der Art, daß der Zeuge, ehe er ſeine Angaben macht, ſchwört, daß er die reine Wahrheit ſagen, nichts verſchweigen und nichts hinzuſetzen werde; er giebt alſo ein Verſprechen, ſein Eid erſcheint als ein promiſſoriſcher, die Verletzung desſelben als Eidbruch; das Strafgeſetz-

buch stellt aber diese Verletzung unter den Begriff des Meineids. Mit welchem Rechte? wird alsbald erörtert werden.

Meineid und Eidbruch werden vom Strafgesetz sehr verschieden behandelt. Der (gerichtliche) Meineid wird stets als Verbrechen schwer bestraft. Der Eidbruch unterliegt als solcher in den meisten Fällen keiner Strafe; solche ist vom Strafgesetzbuche nur in zwei Fällen angedroht, nämlich nur demjenigen, der „vorsätzlich einer durch eidliches Angelöbnis vor Gericht bestellten Sicherheit oder dem in einem Offenbarungseide geleisteten Versprechen zuwiderhandelt" — eine Bestimmung, die in ihrem ersten Teile sehr wenig praktisch, in ihrem zweiten verfehlt ist; denn wenn der Zeuge, der sein Versprechen, die Wahrheit zu sagen, bricht, gerade ebenso bestraft wird wie der Zeuge, der seine wissentlich falsche Aussage nachträglich beschwört, und wenn ferner derjenige, der den Offenbarungseid, d. h. den Eid zur Erhärtung seines Vermögensstandes dahin leistete: „Ich habe mein Vermögen vollständig angegeben und nichts verschwiegen," im Falle wissentlich falscher und unvollständiger Angabe wegen Meineids bestraft wird, so ist nicht einzusehen, warum derjenige, welcher vor der Vermögensangabe schwört: „Ich werde mein Vermögen vollständig angeben," bei gleich falscher Angabe viel milder als der erstere bestraft werden soll. Alle andern Fälle des Eidbruchs, insbesondre der Bruch des von dem Beamten geleisteten Diensteides, der Bruch des Fahneneides des Soldaten sind straflos; der Richter, der aus Eigennutz oder Menschenfurcht einen Unschuldigen verurteilt oder einen Schuldigen freispricht, der Soldet, der desertirt, werden wegen Beugung des Rechts, wegen Fahnenflucht, nicht aber auch wegen Eidbruchs bestraft.

Warum diese Verschiedenheit in der Behandlung des Meineids und des Eidbruchs? Die leichtere Ahndung des letztern gegenüber dem erstern wäre leicht verständlich, der Grund hierfür läge in der verschiednen Schwere beider Verbrechen, die sich — vom rein menschlichen Standpunkte — wie Lüge zu Wortbruch, vom religiösen Standpunkte (gewöhnlich) wie Bosheitssünde zur Schwachheitssünde verhalten. Der Meineid wird vollendet im Augenblick und durch den Akt der Eidesleistung: der Meineidige ist sich seines Meineids im Augenblicke der Verübung vollständig bewußt; der Eidbruch dagegen folgt der Eidesleistung nach, vielleicht erst nach Jahren oder Jahrzehnten; der Richter, der das Recht beugt, der Deserteur ist sich wohl seiner Rechtsbeugung, seiner Fahnenflucht bewußt, aber an den geleisteten Diensteid oder Fahneneid wird er oft garnicht denken; gebrochen hat er seinen Eid trotzdem, und zwar durch eine vorsätzliche Handlung. Man sage auch nicht, die Strafloſigkeit rechtfertige sich dadurch, daß sein Vorsatz nicht direkt auf den Eidbruch gerichtet war; dann müßte Bestrafung wegen Eidbruchs wenigstens in denjenigen Fällen eintreten, wo der Beamte oder der Soldat im Augenblicke der That seines Eides eingedenk war. Wenn das Gesetz auch in diesem Falle, ja selbst dann, wenn erwiesenermaßen der Eid geleistet wurde schon mit dem Vorsatze, ihn zu brechen,

den Eidbruch straflos läßt, so giebt es hierfür nur eine zureichende Erklärung: wie der Beamte oder der Soldat sein pflichtwidriges Handeln mit seinem Eide vereinigen, wie er es vor Gott verantworten will, das überläßt der Staat ihrem Gewissen, er straft nur die gegen ihn verübte That.

Ist der letztere Satz richtig, dann kann auch die Strafbarkeit des Meineids nicht darauf zurückgeführt werden, daß er ein Religionsverbrechen sei; dies war allerdings die Anschauung des Mittelalters, auch noch die der peinlichen Gerichtsordnung Karls V.; nach dieser Anschauung wurde aber folgerichtig auch der Eidbruch, jedoch vielfach gelinder als der Meineid, bestraft; denn war der Meineid eine Lästerung, so war der Eidbruch — anthropomorphistisch gesprochen — immer noch eine Beleidigung Gottes. Als Beleidigung der Gottheit faßten auch das ältere römische wie das ältere deutsche Recht den Meineid auf, sie kannten aber keine weltliche Strafe desselben, sondern überließen sie der gekränkten Gottheit; der falsche Zeuge allerdings wurde gestraft, aber nicht wegen Meineids (der Zeugeneid kam erst in der spätern römischen Kaiserzeit auf), sondern wegen des falschen Zeugnisses. Nach heutigem Rechte dagegen, wie schon nach gemeinem Rechte, ist das falsche Zeugnis als solches straflos, für den Zeugen, der — sei es wegen Verzichts der Parteien (im Zivilprozesse) oder wegen eines gesetzlichen Hindernisses — unvereidigt vernommen wird, besteht nur eine moralische Nötigung, die Wahrheit zu sagen; immerhin beruht die Strafbarkeit des falschen Zeugeneides doch nur auf der Verletzung der Pflicht, als Zeuge die Wahrheit zu sagen. Der Eid ist für den Richter die Beglaubigung der Wahrheit der Zeugenaussage, er ist der Stempel, welcher der Aussage ihren gerichtlichen Kurs verleiht, mag er der Aussage vorhergehen oder nachfolgen; der Zeugeneid ist in Wirklichkeit immer ein assertorischer Eid, der Zeuge schwört stets auf die Wahrheit seiner Aussage, auch wenn der vor der Vernehmung geleistete Eid scheinbar nur auf das Versprechen gerichtet ist, die Wahrheit zu sagen; eigentlich sollte in diesem Falle die Eidesformel lauten: „Ich schwöre, daß das, was ich sagen werde, die Wahrheit ist"; das wäre freilich ein Verstoß gegen die Gesetze der Sprache und des Denkens, denn streng genommen kann man nur auf die Wahrheit dessen schwören, was ist oder war, nicht aber auch auf die Wahrheit dessen, was sein wird. Um diesen Verstoß gegen Sprache und Logik zu vermeiden, hätte man die nachfolgende Vereidigung vorschreiben müssen; statt dessen hat man den Verstoß verschleiert durch die Anordnung des scheinbar promissorischen Eides, während man doch die wahre Natur des Zeugeneides als assertorischen Eides zu allen Zeiten durch die Bestimmungen des materiellen Rechts über die Vollendung des Meineids anerkennen mußte: der Bruch des promissorischen Eides erscheint an sich vollendet mit der ersten wissentlich falschen Aussage des Zeugen; es hat aber noch jeder Gesetzgeber, der den sogenannten promissorischen Eid verlangt oder zuläßt, sich genötigt gesehen (ausdrücklich oder stillschweigend), zu verordnen, daß der

Thatbestand eines strafbaren Zeugenmeineides erst dann als vorliegend angesehen werde, wenn die Zeugenaussage vollendet ist, wenn der Zeuge nicht vor Abschluß seiner Vernehmung die unwahre Aussage widerrufen hat.

Beruht die Strafbarkeit des Zeugenmeineides auf der Verletzung der Pflicht des Zeugen, die Wahrheit zu sagen, so fragt es sich jetzt noch, worin die Rechtfertigung der Strafbarkeit des falsch geschwornen Parteieneides zu finden ist. Die Partei soll ja vor Gericht so wenig wie ein Zeuge die Unwahrheit sagen; dennoch besteht ein natürlicher großer Unterschied zwischen der Unwahrheit, welche ein Zeuge, und der Unwahrheit, welche eine Partei vorbringt; die Behauptung eines Zeugen ist der Richter berechtigt als unparteiische Aussage zu betrachten. die Aussage der Partei ist eben bloße Parteibehauptung, auch bei freiester Beweiswürdigung wird ein gewissenhafter Richter eine Thatsache niemals aus dem Grunde allein für wahr erklären, weil die Partei, in deren Interesse sie gelegen ist, ihre Wahrheit behauptet. Um auf das Beispiel von der Münze und dem Stempel zurückzukommen: der Stempel erzeugt nicht, er beglaubigt nur den innern Wert der Münze: die Koburger Sechser bösen Angedenkens, von denen man wußte, daß sie aus schlechter Legirung bestanden, hatten keinen Kurs, obwohl ihr Stempel nicht schlechter war als der andrer Sechser. So auch beim Eide. Die Parteibehauptung ist von vornherein wertlos gegenüber der Zeugenaussage; dadurch, daß ihr der Stempel des Eides aufgedrückt wird, wird sie mit der eidlichen Zeugenaussage nicht gleichwertig, und der Richter, der die Behauptung der Partei für eine Lüge gehalten hat, wird dadurch, daß die Partei sie beschwört, in den seltensten Fällen von ihrer Wahrheit überzeugt werden. Wenn nun vollends, wie im ältern römischen und deutschen Rechte, der (Schieds-) Eid nicht über thatsächliche Behauptungen, sondern über das Recht selbst geschworen wurde, so war es nur folgerichtig, wenn der weltliche Richter gegen einen solchen Meineid nicht einschritt; die Parteien verglichen sich, indem sie eine Art von Wette eingingen: die eine setzte den Streitgegenstand, die andre ihre Seligkeit zum Pfande; die eine sagte: „Wenn du schwörst, so will ich Unrecht haben"; die andre: „Wenn ich falsch schwöre, so soll meine Seele verloren sein." Waren die Parteien mit diesem Abkommen zufrieden, so hatte der Richter keinen Anlaß, sich einzumischen. Nach unserm heutigen Rechte darf eine Partei nie über ihr Recht, sondern nur über die für das Recht schlüssigen Thatsachen schwören: dadurch nähert sich der Parteieneid dem Zeugeneide, und hierin ist die — allerdings unvollkommene — Rechtfertigung für die gleiche Strafbarkeit des einen und des andern Meineides zu finden.

Den Meineid habe ich oben eine Bosheitsünde genannt, eine That, die stets im vollen Bewußtsein des Unrechts verübt wird; so hat man es früher allgemein angesehen. Neuerer gesetzgeberischer Weisheit blieb es vorbehalten, den Meineid auch als Schwachheitssünde zu konstruiren. „Wenn eine der in

den §§ 153—156 bezeichneten Handlungen aus Fahrlässigkeit begangen worden ist, so tritt Gefängnisstrafe bis zu einem Jahr ein," bestimmt § 163 des Strafgesetzbuches. In den angeführten §§ 153—156 aber wird mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bedroht, „wer einen ihm zugeschobenen, zurückgeschobenen oder auferlegten Eid wissentlich falsch schwört," sowie wer „vor einer zur Abnahme von Eiden zuständigen Behörde wissentlich ein falsches Zeugnis ... mit einem Eid bekräftigt ꝛc." Wörtlich sagt also der § 163: „Mit Gefängnisstrafe wird belegt, wer aus Fahrlässigkeit einen zugeschobenen ꝛc. Eid wissentlich falsch schwört oder aus Fahrlässigkeit wissentlich ein falsches Zeugnis mit einem Eide bekräftigt." Ein Glück für den Urheber dieser Bestimmung, daß es keine Strafe für fahr- und nachlässige Gesetzfabrikation giebt! Der Thatbestand dieser gesetzgeberischen Mißgeburt des fahrlässigen Meineids oder des fahrlässigen Falscheids oder des Falscheids schlechtweg — zwischen diesen eleganten Bezeichnungen lassen uns die Gelehrten die Wahl — soll darin bestehen, daß jemand unwissentlich die Unwahrheit sagt, während er bei gehöriger Achtsamkeit hätte wissen oder entdecken können, daß er die Unwahrheit sage. In Wirklichkeit ist der Fall ziemlich schwer zu denken. Wo die Anklage auf dieses Vergehen erhoben wird, da liegt die Sache gewöhnlich entweder so, daß die Ungeschicklichkeit eines Richters eine objektio unwahre Aussage veranlaßt hat oder daß bei vorliegendem (echtem) Meineid in einem Falle, wo die gesetzliche Strafe außer Verhältnis zum Verschulden des Angeklagten steht, die (gesetzlich ausgeschlossenen) „mildernden Umstände" durch diese Hinterthür eingeschmuggelt werden; auf eine besondre Art dieses Falscheids werde ich später noch bei Erörterung der Frage, wie den Meineiden vorzubeugen sei, zurückkommen. Zunächst aber wende ich mich zurück zur Untersuchung des ursächlichen Zusammenhanges unsrer Prozeßgesetzgebung mit der Zunahme der Meineide, und sage: nicht bloß der Parteieneid, zumal in seiner gegenwärtigen Gestaltung, sondern auch der obligatorische Zeugeneid steht im Widerspruch mit dem Prinzip der freien Beweiswürdigung und der Erforschung der materiellen Wahrheit; und darum befördern beide den Meineid.

Mit den Bestimmungen über den Parteieneid hat der Gesetzgeber bewußt und absichtlich das Prinzip der freien Beweiswürdigung durchbrochen; der Richter muß als Richter das Beschworene für wahr halten, mag er als Mensch auch noch so wenig von der Wahrheit überzeugt sein; eine ungeheuerliche Zumutung ist es, wenn er infolge eines von einer Partei geschwornen Glaubenseides die Wahrheit oder Unwahrheit einer Thatsache annehmen soll. Der Parteieneid, so wird zur Rechtfertigung jener Bestimmungen angeführt, hat sich zu allen Zeiten als notwendig dargestellt. Zugegeben! Aber darum sind nicht alle einzelnen auf seine Ablegung bezüglichen Vorschriften notwendig und nützlich, wohl aber ist das Schwanken zwischen verschiednen Prinzipien, die Behandlung des Eides teils als Schiedseid, teils als Beweismittel entschieden schädlich.

Der römiſch-rechtliche Schiedseid im eigentlichen Sinne (der Eid nicht über Thatſachen, ſondern über das Recht) war kein Beweismittel, ſondern vertrat die Stelle des Beweiſes: eine Partei hatte die Wahl, ob ſie, um den Prozeß vor dem Richter abzuſchneiden, dem Gegner den Eid zuſchieben, oder aber für die Thatſachen, aus denen ſie ihr Recht ableitete, Beweis durch Zeugen oder andre Beweismittel antreten wollte, ob ſie durch den Eid des Gegners oder durch ihren eignen Eid (wenn der Gegner, was für anſtändig galt, den Eid zurückſchob) formelle Wahrheit ſchaffen oder aber den Ausſpruch des Richters über die materielle Wahrheit herbeiführen wolle; das eine oder das andre, aber nicht das eine neben dem andern oder das eine nach dem andern! Nach unſrer Zivilprozeßordnung dagegen ſoll durch den Eid die Wahrheit von Thatſachen feſtgeſtellt werden, er iſt inſofern Beweismittel, und zwar ein Beweismittel, das nicht ſtatt andrer, ſondern neben und nach andern Beweismitteln benutzt wird. Während aber jeder andre Beweis vor Fällung des Urteils erhoben wird, geht beim Beweis durch Eid das Urteil regelmäßig der Beweiserhebung voraus, es wird ein ſogenanntes eidbedingtes Urteil gefällt: „Wenn der Kläger (Beklagte) ſchwört, ſo wird der Beklagte verurteilt (der Kläger abgewieſen)“; nur dieſes Urteil, nicht das nach Leiſtung des Eides gefällte gereinigte Urteil unterliegt der Anfechtung durch Rechtsmittel. Inſofern iſt der Eid Schiedseid: durch ſeine Leiſtung oder Verweigerung wird unmittelbar der Streit über das Recht entſchieden.

Daß dieſe Geſtaltung des Verfahrens eine erhebliche Gefahr, einen bedenklichen Reiz zum Meineid in ſich ſchließt, ſollte billigerweiſe nicht beſtritten werden. Der Gegner des Schwurpflichtigen hat gewöhnlich, ehe es zur Eidesleiſtung kommt, ſeine Beweismittel erſchöpft; wenn daher der Schwurpflichtige ſchwört, ſo läuft er keine Gefahr, glaubt wenigſtens keine zu laufen, daß er hinterher des Meineides überführt werde. Ferner: die Partei ſteht, wenn es zum Schwören kommt, dem rechtskräftigen Urteil gegenüber, wonach ſie, wenn ſie ſchwört, den Prozeß endgiltig gewinnt, wenn ſie nicht ſchwört, ihn unfehlbar verliert; ſie iſt von ihrem Recht überzeugt, ſie hat vielleicht in Wahrheit Recht, der Prozeß iſt ſachlich unrichtig entſchieden; durch das Aus- oder Nachſprechen einiger Worte, da nach ihrer Überzeugung für ihr Recht unerheblich ſind, kann ſie den ungerechten Spruch korrigiren; wird jeder Schwurpflichtige einer ſolchen Lockung widerſtehen? Und endlich: jeder praktiſche Juriſt weiß, welche Streitigkeiten oft die Formulirung des Eidesthemas hervorruft; in einen Satz werden gewöhnlich die Thatſachen zuſammengedrängt, von deren Beſchwörung oder Abſchwörung die Entſcheidung des Rechtsſtreites abhängen ſoll; lautet der Satz ſo, ſo kann die Partei mit gutem Gewiſſen ſchwören, lautet er ein wenig anders, ſo kann ſie nicht mit gutem Gewiſſen ſchwören, ſchwört aber am Ende doch mit ſchlechtem Gewiſſen, zumal da ihr ſo geſchworener Eid vielleicht nicht einmal ein Meineid iſt; der Richter verlangt von der beweispflichtigen Partei möglichſt

präziſe Aufſtellung der Thatſachen, über die der Gegner ſchwören ſoll; die Partei entſpricht, damit ihr Eidesantrag nicht verworfen werde, dem Verlangen, ſie ſchiebt dem Gegner den Eid zu, es ſei nicht wahr, daß er an dem und dem Ort, zu der und der Zeit dies oder jenes geſagt oder gethan habe; ſie hat ſich aber in ihrer Behauptung hinſichtlich des Ortes oder der Zeit geirrt: der Gegner hat die ſtreitige Erklärung abgegeben, aber nicht, wie es in dem Eidesthema heißt, im März, ſondern im April, nicht in ſeinem Hauſe, ſondern auf der Straße; daß er im März oder in ſeinem Hauſe die Erklärung nicht abgegeben habe, kann der Gegner beſchwören; wie aber, wenn es auf Ort und Zeit der Erklärung für die Exiſtenz des ſtreitigen Rechtes nicht ankommt? iſt der geleiſtete Eid ein Meineid? moraliſch: ja, juriſtiſch: nein. Auch ein fahrläſſiger Meineid liegt hier offenbar nicht vor; von einem Irrtume des Schwörenden iſt überhaupt keine Rede. Man iſt wohl für ſolche Fälle, wie auch für die Fälle des oben beleuchteten fatalen Glaubenseides mit dem Troſte bei der Hand: es könne und ſolle der Richter durch ſein Fragerecht aufklärend eingreifen. Allein dieſer Troſt iſt ſehr unzulänglich. Allerdings hat der Richter während der Verhandlung das Recht und die Pflicht, durch geeignete Fragen an die Partei (die er zum perſönlichen Erſcheinen auffordern kann, die aber nach unſerm Geſetz die Wahl hat, ob ſie der Aufforderung Folge leiſten will oder nicht!) auf allſeitige Aufklärung der Sache hinzuwirken; iſt aber einmal das eidbedingte Urteil geſprochen, dann iſt für das Fragerecht kein Raum mehr; der Richter kann und muß ſich darüber vergewiſſern, ob die ſchwurpflichtige Partei das Eidesthema richtig aufgefaßt hat; jedes weitere Eingehen auf die Sache erſcheint unſtatthaft, denn es iſt eine Bekundung des Mißtrauens, ob die Partei nicht einen Meineid ſchwören wolle, und zu einer ſolchen Kundgebung iſt der Richter regelmäßig nicht befugt; hat die Verhandlung greifbare Anhaltepunkte dafür ergeben, daß die Partei den Eid mit Recht nicht ſchwören kann, ſo iſt es freilich immer noch beſſer, wenn der Richter durch eindringliche Vorſtellungen ſie von der Eidesleiſtung abzuhalten ſucht und vielleicht abhält, als wenn der Meineid geſchworen wird; in der That aber beweiſt der Richter dadurch, daß er dieſe Vorſtellungen für notwendig hält, die Unrichtigkeit ſeines zuvor „nach freier Überzeugung“ (?) gefällten Urteils. Es iſt aber auch mit dem Fragerecht in dieſem Stadium des Prozeſſes nichts gewonnen: wenn in dem oben gewählten Beiſpiel der Richter den Schwurpflichtigen fragte, ob er die in Rede ſtehende Erklärung nicht etwa früher oder ſpäter oder anderswo abgegeben habe, ſo würde zwar eine wahrheitsgemäße Bejahung dieſer Frage zur Verweigerung des Eides, ja ſogar zur Weigerung des Richters führen, den Eid abzunehmen, auch wenn ihn die Partei ſchwören wollte; allein ein Zwang zur wahrheitsgemäßen Beantwortung beſteht für die Partei nicht; wenn ſie mit eherner Stirn die Frage verneint und den Eid, ſo wie er im Urteil lautet, leiſtet, ſo begeht ſie durch Leiſtung dieſes Eides doch keinen rechtlich ſtrafbaren Meineid: das iſt die notwendige, wenn

auch traurige Folge des die Lehre vom Parteieneid beherrſchenden Formalismus.

Mit den Beſtimmungen über den Parteieneid hat die Reichszivilprozeßordnung in der Hauptſache das ſeither beſtandene Recht wiederholt; eine weſentliche Zunahme der Meineide wird daher durch ſie nicht veranlaßt worden ſein; allein es iſt ſchon ſchlimm genug, wenn ſie überhaupt zum Meineid Anlaß geben. Anders beim Zeugeneid; auch hier haben die neuen Prozeßgeſetze in der Hauptſache die frühern Vorſchriften über die Vereidigung der Zeugen — wann ſie zu erfolgen und wann ſie zu unterbleiben habe — wiederholt; daran aber, daß mit dieſen Vorſchriften das Prinzip der freien Beweiswürdigung unvereinbar ſei, ſcheint der Geſetzgeber garnicht gedacht zu haben. Ich weiſe den Widerſpruch zunächſt an einem vom Reichsgerichte entſchiedenen Fall nach.

Eine Partei war verurteilt worden auf Grund der unvereidigten Ausſage eines Zeugen, deſſen Vereidigung nach dem Geſetze in das Ermeſſen des Gerichtes geſtellt war. Die von der Partei auf Unterlaſſung der Vereidigung geſtützte Reviſion wurde vom Reichsgericht verworfen, weil das Geſetz dem Richter die freie Würdigung der Ausſagen der in § 358 der Zivilprozeßordnung bezeichneten Zeugen anheimgebe, mögen ſie unvereidigt geblieben ſein, weil das Geſetz die Vereidigung nicht zuläßt, oder aber, weil das Gericht ihre nachträgliche Vereidigung nicht für angemeſſen oder erforderlich erachtete.

Dieſe Entſcheidung war zweifellos vollkommen geſetzlich richtig; ſie, beziehentlich das angefochtene Urteil, war vermutlich auch ſachlich richtig, denn der unvereidigte Zeuge war der leibliche Sohn der Beklagten und von ihr ſelbſt vorgeſchlagen, dem eben deshalb der Richter vollen Glauben beigemeſſen hatte. Wie aber, wenn der Zeuge der vom Kläger vorgeſchlagene Sohn des Klägers geweſen wäre? Das Reichsgericht hätte auch in dieſem Falle, bei allem Zweifel an der materiellen Gerechtigkeit des Urteils, die Reviſion verwerfen müſſen; denn wenn der Berufungsrichter zur Begründung der unterbliebenen Vereidigung angeführt hätte: „Der Zeuge habe den Eindruck eines durchaus glaubwürdigen Mannes gemacht und ſeine Ausſage werde durch den oder jenen Umſtand unterſtützt," ſo war dieſe Begründung, die gegen keinen Rechtsſatz verſtieß, mit der Reviſion nicht anzufechten, obwohl in dieſem Falle der innere Widerſpruch der Entſcheidung ſchlechterdings nicht wegzuleugnen war: wäre die Entſcheidung erfolgt auf Grund der Ausſage eines völlig unparteiiſchen Zeugen, ſo hätte ſie, wenn der Zeuge aus Verſehen nicht vereidigt worden war, unbedingt vernichtet werden müſſen; weil aber der Zeuge als nächſter Verwandter der Partei, für die er ausſagt, unvereidigt vernommen worden iſt, bleibt die Entſcheidung zu Recht beſtehen. Was das Reichsgericht zur Rechtfertigung dieſes Widerſpruches an allgemeinen Gründen vorbringt, iſt augenſcheinlich nicht ſtichhaltig. Es bemerkt: Die Frage, ob ein ſolcher (verdächtiger) Zeuge zu vereidigen ſei, berühre zunächſt nur die Beobachtung der für die Beweisaufnahme gegebenen Vorſchriften, nur indirekt be-

rühre ſie die freie Beweiswürdigung. Dieſe ſubtile Unterſcheidung verliert ſchon durch die Zuſätze „zunächſt“ und „indirekt“ jeden Wert. Weiter ſagt das Reichsgericht: „es wäre gewiß eine nicht weniger auffällige Konſequenz, wenn man den Zeugen, bei welchem die nachträgliche Vereidigung durch das Geſetz unterſagt iſt [Kinder, wegen Meineids beſtrafte Perſonen], Bedeutung beilegen, eine ſolche aber den Zeugen, deren Vereidigung nach dem Ermeſſen des Prozeßgerichts unterblieben iſt, verſagen wollte.“ Die eine verkehrte Geſetzesbeſtimmung wird doch nicht dadurch gerechtfertigt, daß das Geſetz an einem andern Orte eine vielleicht noch verkehrtere Vorſchrift giebt.

Betrachten wir gerade den Fall des eidesunfähigen Zeugen etwas näher: die Ausſage des unbeſcholtenen Mannes vor dem Zivil- wie vor dem Strafrichter, wenn ſie nicht vereidigt iſt, gilt einfach nichts; wieviel Gewicht er der Ausſage des wegen Meineids beſtraften beilegen will, ſteht in dem Ermeſſen des Richters: wenn er erklärt, durch dieſe Ausſage von der Wahrheit einer Thatſache vollſtändig überzeugt zu ſein, ſo iſt dieſer Ausſpruch unanfechtbar. Und nicht bloß dies: der Richter kann nicht bloß der Ausſage des eidesunfähigen Zeugen vollen Beweiswert beilegen, er kann auch der eidlichen Ausſage des eidesfähigen Zeugen jeden Beweiswert abſprechen! Es iſt dies die einfache Konſequenz aus dem Prinzip der freien Beweiswürdigung, und ich will das Prinzip um der Konſequenz willen nicht anfechten; denn die eine und die andre Entſcheidung des Richters kann ſachlich richtig ſein: wenn ein vor zwanzig oder dreißig Jahren wegen Meineids beſtrafter Zeuge, der ſeither tadellos gelebt hat, in durchaus glaubwürdiger Weiſe über eine für ihn unerhebliche Sache ausſagt, ſo kann der Richter dieſes Zeugnis mit Recht für vollſtändig beweiſend halten (die Verkehrtheit liegt hier auf ſeiten des Geſetzes, welches die Vereidigung des Zeugen verbietet, als ob die Pflicht, eidliches Zeugnis abzulegen, ein Ehrenrecht wäre; daneben darf dieſer Zeuge als Partei im Zivilprozeß jeden zugeſchobenen oder vom Richter auferlegten Eid in eigner Sache ſchwören!); wenn anderſeits von zwei eidesfähigen, noch nie beſtraften Zeugen der eine ein notoriſcher Lump oder Trunkenbold, der andre ein in Feindſchaft mit dem Angeklagten lebender Nachbar iſt, ſo wird man es dem Richter nicht verübeln dürfen, wenn er trotz der eidlichen Ausſagen dieſer beiden Zeugen Bedenken trägt, gegen den Angeklagten ein „Schuldig“ auszuſprechen.

Wohl aber iſt es dem Geſetzgeber ſehr zu verübeln, daß er den Richter zwingt, Zeugen zu vereidigen, die er für unglaubwürdig erklärt; es iſt ihm zu verübeln mit Rückſicht auf den Richter, und es iſt ihm noch vielmehr zu verübeln mit Rückſicht auf die Parteien und vor allem auf die Zeugen; denn dieſer Zwang enthält eine Herabwürdigung des Eides, wie ſie ſtärker kaum gedacht werden kann. Dem Richter liegen zwei beeidigte Zeugenausſagen vor, nach deren Inhalt der Angeklagte der ihm zur Laſt gelegten That ſchuldig ſein muß; hält er die Ausſagen für wahr, ſo muß er den Angeklagten verurteilen; ſpricht

er ihn frei, ſo ſagt ſein Urteil, wenn auch nicht ſein Mund, daß er die beiden Zeugen für meineidig halte; er kann an die Wahrheit der Ausſagen nicht glauben, er kann aber ebenſowenig die Zeugen des Meineides überführen; nach dem Grundſatze der freien Beweiswürdigung wird und muß er den Angeklagten freiſprechen; aber was wird, wenn ſolche Fälle ſich einigemale wiederholen, ſeine Auffaſſung von der Heiligkeit des Eides ſein? Es kann garnicht fehlen: er gewöhnt ſich daran, den Eid als eine leere Formalität anzuſehen; ob der Zeuge ſagt: „Ich ſchwöre es, ſo wahr mir Gott helfe!“ oder ob er ſagt: „Ich ſchwöre es, ſo wahr $2 \times 2 = 4$ iſt,“ macht für ihn ſchließlich keinen Unterſchied. Wie ſich die Eidesabnahmen vor einem ſo denkenden Richter geſtalten, möge ſich der Leſer ſelbſt ausmalen.

Und nun vollends die Wirkung ſolcher Vorgänge auf Parteien und Zeugen! In einem Beleidigungsprozeſſe hat der Kläger zwei Zeugen benannt, die eidlich ausſagen, daß der Beſchuldigte die und die ehrenkränkenden Worte gegen den Kläger gebraucht, letzterer die Beleidigung nicht erwiedert habe; der Beſchuldigte hat ſeine Frau und ſeinen Sohn als Zeugen geſtellt, daß der Kläger auch ihn beleidigt habe, oder auch: daß er den Kläger nicht beleidigt habe, und dieſe Zeugen haben — unvereidigt — zu ſeinen Gunſten ausgeſagt; ein ſkrupulöſer Richter (und es giebt oft ganz verzweifelt ſkrupulöſe Richter) kann ſich bei dieſer Sachlage von der Schuld oder der alleinigen Schuld des Angeklagten nicht überzeugen und ſpricht ihn frei. Was werden hier die Empfindungen und Gedanken des Klägers und ſeiner Zeugen ſein? „Wir haben die Wahrheit geſagt und auf unſre Ausſagen geſchworen; das Gericht aber hat unſre Angaben verworfen, es hält uns für meineidig; wozu da ein andresmal die Wahrheit ſagen? gilt ja Wahrheit und Unwahrheit vor Gericht gleich viel.“ Der Beſchuldigte aber triumphirt: „Nichts hat es dem Kläger vor dem gerechten Richter geholfen, daß er mit zwei meineidigen Zeugen aufgetreten iſt!“ Und nun denke man ſich einen ſolchen Vorfall ſich abſpielend zwiſchen zwei Arbeitern einer Fabrik, zwiſchen zwei Bauern eines Dorfes: hier nimmt das ganze Dorf, dort das ganze Fabrikperſonal für und wider den Kläger oder den Angeklagten Partei, der Gerichtsſaal iſt voll von Zuhörern, welche das Urteil und die Entſcheidungsgründe vernehmen: wie die Parteien und die Zeugen, ſo urteilen auch die beiderſeitigen Anhänger, auch noch außerhalb des Gerichtsſaales wird der Fall lebhaft erörtert und wird gefragt: „Haben die Belaſtungszeugen wirklich einen Meineid geſchworen? Die Entſcheidungsgründe des Urteils geben es zu verſtehen; warum läßt man ſie denn ungeſtraft herumgehen?“ Und der Erfolg? In der ganzen Fabrik, im ganzen Dorfe iſt die Achtung vor der Heiligkeit des Eides wo nicht vernichtet, ſo doch aufs ſchwerſte geſchädigt; es ſoll nur einer von der Partei des Beſchuldigten zu einem der Zeugen ſagen: ſeinen Meineid habe er auch umſonſt geſchworen, der Zeuge erhebt Strafklage, und alsbald erſtehen hüben und drüben Zeugen, welche in dem neuen Prozeſſe auf die Wahr-

heit und die Unwahrheit der neuen Beleidigung Eide und Meineide nach Verlangen ſchwören, und ſo breitet ſich das Gift, welches den Keim zu zahlloſen Meineiden enthält, immer weiter aus.

Wenn eine Epidemie verheerend ein Land durchzieht, können Wiſſenſchaft und Polizei vielfach nachweiſen, wie der Krankheitsſtoff von einem Orte zum andern getragen worden iſt, oft aber gelingt auch der Nachweis nicht, und doch muß eine ſolche Übertragung ſtattgefunden haben. Bei der Meineidpeſt iſt ein ſolcher Nachweis noch ſchwerer zu führen, denn die Fälle, wo ſich das Gift entwickelt, und die Wege, auf denen es ſich ausbreitet, ſind nicht immer ſo kraß und ſo in die Augen fallend wie in dem angeführten Beiſpiele; darum aber, weil in vielen Fällen über das Wie? der Anſteckung keine Gewißheit beſchafft werden kann, darf die Thatſache der Anſteckung nicht einfach geleugnet werden.

(Schluß folgt.)

Die Kaiſerwahl vom Jahre 1519
und Karls V. Anfänge.

(Fortſetzung.)

Dieſe Rüſtungen veranlaßten natürlich in den Niederlanden Gegenmaßregeln; in der Grafſchaft Namur wurden raſch 2000 Fußgänger ausgehoben; die Grenzplätze gegen Frankreich wurden mit Geſchützen und Lebensmitteln verſehen und beſonders Luxemburg ſtark beſetzt; Margarethe bot alles auf, um den Franzoſen nötigenfalls energiſch zu begegnen. Vor allem aber wurde es von Bedeutung, daß der Herzog von Würtemberg durch ſeinen Handſtreich gegen Reutlingen den ſchwäbiſchen Bund herausgefordert hatte. Wenn die Truppen, welche er ſammelte und zu denen vom 8. bis zum 10. März 10 000, nach andern ſogar 14 000 ſchweizeriſche Söldner ſtießen, als eine franzöſiſche Streitmacht im Herzen Deutſchlands angeſehen werden mußten, ſo war damit von ſelbſt gegeben, daß das Heer, das nun der Bund aufſtellte, für Karl I. in die Wagſchale fiel; wer wider Ulrich war, der war wider Franz und für Karl. Vor allem betrieben die Herzöge von Baiern, Wilhelm und Ludwig, um die Mißhandlung ihrer Schweſter Sabine zu rächen, die Aufſtellung eines großen Heeres; Ende März waren in Ulm 25 000 Mann beiſammen, über welche Herzog Wilhelm den Oberbefehl übernahm. Ehe der Ausmarſch erfolgte, war der Feldzug ſchon entſchieden;

denn die Tagsatzung der Eidgenossen, welche trotz ihres Bundes mit Franz I. doch diesen, so lange er Herr von Mailand war, unmöglich als Kaiser wünschen konnte — wie wäre dadurch die Schweiz eingezwängt worden! — hatte den österreichischen Sendboten soweit nachgegeben, daß sie den Reisläufern befahl, sofort heimzukehren, und als dies nicht alsbald geschah, hatte sie den Befehl unter Androhung des Verlustes der Güter und der Strafe an Leib und Leben erneuert. So forderten die Söldner ihre Löhnung und zogen am 17. März aus dem Lager bei Blaubeuren nach Hause. Mit Thränen, so heißt es, ließ Ulrich sie ziehen; dann versammelte er sein würtembergisches Aufgebot um sich und sagte, ohne die Schweizer könne er dem Bunde keine Schlacht liefern, zumal da es ihm an Kriegserfahrung gebreche; er beurlaube sie also, nach Hause zu gehen, in der Hoffnung, daß sie nach der ihnen angebornen Tapferkeit ihr Vaterland so viel als nur immer möglich beschützen würden; er selbst müsse sein Land verlassen und in dem bittern Elend sein, jedoch in der getrosten Zuversicht, daß er durch Gottes Hilfe solches wieder erobern und alsdann nicht ermangeln werde, jeden nach seinem Verdienst zu belohnen. Diese Rede machte auf die treuen Männer solchen Eindruck, daß sie mit den Zähnen knirschten und bedauerten, den Feinden keine Schlacht liefern zu dürfen. Alsbald wurde Würtemberg vom Bunde überzogen und Stadt um Stadt genommen. Zuerst fiel Heidenheim, dann Göppingen und am 5. April die Hauptstadt Stuttgart. Vergeblich suchte die Landschaft sich ins Mittel zu legen; ihre Abgesandten stellten dem Herzoge von Baiern vor, daß er nicht bloß Ulrich bekriege, sondern auch dessen unmündigen Sohn Christoph, seinen eignen Neffen; mithin hoffe sie, daß das weitere Eindringen verhütet werde. Ihre Bitten waren vergeblich; die Bundesgenossen erklärten der Landschaft, daß das Land Würtemberg dem Herzoge bei seinem Friedensbruch behilflich gewesen sei; es hätte denselben davon abhalten sollen; jetzt sei ein Heer von fast 30 000 Mann mit großen Unkosten aufgebracht worden, welche durch die Eroberung des Herzogtums ersetzt werden müßten. Die herzogliche Dienerschaft wurde in Gelübde genommen, daß sie nichts gegen den Bund unternehmen werde, und dann entlassen; als Statthalter wurde Christoph, Freiherr von Schwarzenburg, bestellt: des Prinzen Christoph wurde garnicht geachtet. In Urach erstachen die Bürger den herzoglichen Untervogt Stephan Weyler, als er gegen ihren Willen mit 400 Knechten in die Stadt eindrang, um sie und das Schloß zu halten; ähnlich verhielt sich die Einwohnerschaft von Schorndorf, als Georg von Frundsberg das grobe Geschütz spielen ließ. Noch hielten sich Stadt und Schloß Tübingen, und die Besatzung hatte dem Herzoge gelobt, sich bis auf den letzten Mann zu verteidigen; ihn selbst hatte sie gebeten, er möge sich „außer Gefahr setzen," und so war er nach Mömpelgard entwichen. Vom 9. April an wurde Tübingen berannt; damals trafen beim Bundesheer auch noch „Kriegsvölker aus Epiro ein, eine Art der leichten Reiterei, welche nur mit Anprallen das ihrige verrichteten und Stratioten

genannt wurden"*); mancher dieser Kriegsleute wurde von der Besatzung bei Ausfällen erlegt, einer, Georgios Samar, ein Capitaneo, auch verwundet und gefangen und in der St. Georgenkirche beigesetzt, wo man seinen Leichenstein zeigt. Da alle benachbarten Flecken schwer durch den Krieg litten, namentlich weil von den Bündischen alle fruchtbaren Bäume umgehauen wurden, so lagen die Umwohner der Stadt Tübingen an, sie möge sich ergeben und so die „jämmerliche Verwüstung des Landes" beendigen. So öffnete die Stadt am 21. April ihre Thore, und am 25. schloß auch Ludwig von Stadion für Schloß Hohentübingen die Kapitulation ab, unter der Bedingung, daß Schloß, Stadt und Amt Tübingen den Kindern Ulrichs, Christoph und Anna, so lange verbleibe, „bis ihnen das mit anderm Gute genugsamlich erstattet und verglichen würde." Die beiden Kinder kamen dadurch in die Gewalt des Bundes, da Ulrich sie „zur Aufmunterung der Treue der Besatzung" in Hohentübingen zurückgelassen hatte. Ludwig von Stadion hatte sein dem scheidenden Fürsten verpfändetes Wort schnöde gebrochen, und ihm und seinen Genossen ist dies Benehmen im Lande des Wahlspruchs: „Furchtlos und treu" nicht vergessen worden; aber rühmend gedenken unsre Jahrbücher des Freiherrn Georg von Hewen, welcher sich der Übergabe bis zuletzt widersetzt hatte. Von allen festen Plätzen des Herzogtums war nur noch Asperg übrig, wo Leonhard von Reyschach den Befehl führte; er hielt eine zehntägige Belagerung aus und ergab sich erst am 24. Mai, nachdem von den Scharen Georgs von Frundsberg mit Herzog Ulrichs eignem großen Geschütz, das von Stuttgart herbeigeschafft wurde, eine solche Bresche geschossen war, daß 25 Mann nebeneinander hätten eindringen können; hinter der Bresche sah man die Doppelhaken aufgepflanzt, mit welchen die Belagerten den Feind vorläufig noch vom Eindringen abhielten; die Sieger selbst gaben dem harten, aber pflichttreuen Befehlshaber das Zeugnis eines „rechtschaffenen Mannes," der sich vom „Geheul der Weiber" nicht habe sofort erweichen lassen.

So hatte Herzog Ulrich zwei Monate nach Eröffnung der Feindseligkeiten nichts mehr als Mömpelgard und den hohen Twiel. Ihm, und damit auch dem König Franz, war der Degen aus der Hand geschlagen; es war wahr geworden, was Österreichs Parteigänger unter den Eidgenossen, der Kardinal Matthäus Schiner, Bischof von Sitten, gleich zu Anfang vorhergesagt hatte: Ulrich habe mit seiner Schilderhebung dem Hause Österreich einen großen Dienst erwiesen; es war jetzt des ganzen Süddeutschlands sicher. So bedeutsam erschien der Sieg über Würtemberg, daß Kurfürst Joachim von Brandenburg, welcher noch an der Kandidatur Franz' I. festhielt, sich alle Mühe gab, daß die Kaiserwahl in Köln und nicht in Frankfurt am Main vollzogen werde; das Heer des schwäbischen Bundes stand ihm zu nahe bei Frankfurt; er fürchtete, daß es die Freiheit der Wahl beeinträchtigen möchte.

*) Sattler, II. S. 16.

Der ersten Niederlage in Würtemberg folgten bald andre nach. Gerade der Umstand, daß der Papst sich für den Franzosen aussprach, machte dessen Sache nun erst recht populär; als die vier rheinischen Kurfürsten sich um die Zeit, da Würtemberg überzogen ward, Ende März, in Oberwesel versammelten und sich gegenseitig Schutz für Land und Leute solange zusicherten, bis ein neuer Kaiser gewählt sei, da befahl Leo X. ihnen in seinem Namen anzukündigen, daß sie sich der Wahl des Königs von Neapel enthalten sollten, weil dies gegen eine Verfügung Clemens' IV. verstoßen würde. Die Kurfürsten, welche sich durch diesen anmaßenden Schritt in der Ausübung ihres Wahlrechts behindert sahen, gaben eine gereizte Antwort, worin sie es ausdrücklich ablehnten, daß sie durch ein päpstliches Dekret, von dessen Existenz ihnen nichts bekannt sei, von der Wahl des Königs von Neapel abzuhalten sein könnten. Aber auch ohne die ungeschickte Einmischung der Kurie, deren Empfehlung in dieser Zeit mehr schadete als nützte, stand es mit den Sympathien der deutschen Nation für Franz I. sehr schlecht. Der englische Gesandte Pace, welcher Ende Mai an den Rhein kam, um zu sehen, ob nicht doch für seinen Herrn etwas zu machen sei, schrieb nach London: „Die Franzosen haben einen solchen Unwillen gegen sich geweckt, daß es hier sehr bedenklich ist, ein gutes Wort von einem Franzosen zu reden." Die päpstlichen Gesandten, welche man gekommen wußte, damit sie gegen Karl arbeiten sollten, waren ihres Lebens nicht sicher; nur unter dem Schutze Albrechts von Mainz konnten sie nach Oberwesel gelangen. Die Grafen und Herren am Rhein ließen den in Oberwesel versammelten Kurfürsten sagen, sie wollten keine Franzosen werden; ihren letzten Blutstropfen würden sie daran setzen, dies zu verhindern. Wie sie, so dachten alle; am 10. Juni schrieb Pace: „Ein Ding hilft dem Könige von Kastilien gewaltig, der einmütige Entschluß dieses ganzen Volkes, das bereit ist, all sein Gut und Blut gegen den Franzosen aufzuwenden, wenn er gewählt wird. . . . Der französische Gesandte liegt in Koblenz und wagt aus Furcht nicht näher zu kommen."*) „Allenthalben sang man Spottlieder auf die Franzosen. In Schwaben hatte bereits im Februar der Haß gegen die Franzosen sich mächtig kund gegeben; Augsburg und Ulm verboten ihren Kaufleuten, französische Wechsel anzunehmen. Der reicher Fugger in Augsburg wies es von der Hand, der Bankier Franz' I. zu sein, obgleich ihm ein ansehnlicher Gewinn dabei sicher war. Der große Kredit, den dieses angesehenste aller Bankhäuser dem geldarmen Karl gewährte, ist für Österreichs Sache kein geringes Glück gewesen. Das Baargeld, dessen sich die Franzosen überall bedienen mußten, machte diesen viel Unruhe und Sorge, besonders seitdem die Leidenschaft in Deutschland immer höher wallte."**) Nirgends war die nationale

*) Baumgarten, Geschichte Karls V. (Stuttgart 1885) I. S. 153.

**) Rösler, S. 123. Im Einklang mit alledem sagt der gute Bericht über die Kaiserwahl bei Schardius (Germanicarum rerum tomi quattuor, Gießen 1673) II. S. 14: nihil omnibus ordinibus erat optatius quam eludi expectationem Gallorum.

Abneigung größer als in den Reichsstädten; seit man so gut wie sicher wußte, daß der Vergewaltiger Reutlingens von Frankreich unterstützt worden war, sah man in Franz I. den schlimmsten Feind des reichsstädtischen Wesens; es half dem König nichts, daß er ausdrücklich in Abrede stellen ließ, daß er die mit Geld und Waffen unterstütze, welche in erklärter Feindschaft die Reichsstädte angreifen: niemand glaubte seinen Worten.

Diese gewaltige nationale Strömung hat im letzten Grunde doch die Kaiserwahl entschieden. So unbeschränkt in der Theorie das Wahlrecht der Kurfürsten war, so mußten sie sich in der Praxis doch nach der in der Nation vorwaltenden Gesinnung richten; man hätte sie in Stücke gehauen, sagt Pace, wenn sie Franz gewählt hätten; „wenn wir ihn auch wollten, sollen sie selbst sich geäußert haben, wir dürften ihn nicht wählen." Der Friede Deutschlands hing an einem Haar; kein Zweifel, daß auf die Wahl Franz' I. die Mehrheit der Nation mit einer Schilderhebung antwortete, und dann war der Bürgerkrieg da. Aber auch dann war er nicht zu vermeiden, wenn das Volk die Wahl doch ruhig hinnahm; denn ein großer Kampf zwischen Karl und Franz war mit aller Sicherheit früher oder später zu erwarten, und dieser Krieg mußte sich deshalb alsbald in einen deutschen Bürgerkrieg verwandeln, weil Karl dann die deutschen Besitzungen seines Hauses gegen Franz und dessen deutschen Anhang zu verteidigen hatte. Nur dann zerriß der bevorstehende europäische Krieg Deutschland nicht in zwei Lager, wenn ihn der König von Kastilien als Kaiser führte. Unterlag er bei der Wahl, so wurde der innerdeutsche Gegensatz zwischen französischer und österreichischer Partei nicht beseitigt, da Karl nun einmal einer der größten Reichsfürsten war und blieb; unterlag aber Franz, so war die Sache abgethan, und auch seinen Parteigängern blieb, wenn sie nicht um ihre Existenz spielen wollten, nichts übrig, als sich in die Umstände zu schicken.*) Man sieht aus allem: einerseits die nationale Abneigung gegen einen Wälschen, von dem man überdies ein straffes monarchisches Auftreten und wenig Schonung der deutschen „Libertät" erwarten durfte, und anderseits die gewaltige, historisch allmählich gewordene und gefestigte Stellung des Hauses Habsburg in Deutschland drängten mit Notwendigkeit zur Abweisung Franz' I. und zur Erhebung des Königs von Kastilien; was konservativ dachte im Reiche, was die schwersten Erschütterungen vermieden sehen wollte, das mußte sich an Karl anschließen; der Instinkt des Volkes und die überlegten Erwägungen der Politiker führten auf das gleiche Ziel hinaus.

So lenkte denn einer der Kurfürsten nach dem andern ein, aber nicht, ohne

*) Diesen Gesichtspunkt läßt Sleidanus den Mainzer Erzbischof in seiner Rede hervorheben. E republica non est (Franz zu wählen): quia fines ac dicionem suam Gallus amplificare volet et Carolo, quem odit, bellum faciet: imo, iam illud denuntiavit: itaque fiet, ut Germania maximis motibus implicetur. Nos autem providere decet, ne civile bellum excitemus.

sich das Entgegenkommen vom „katholischen König“ so teuer als möglich bezahlen zu lassen. Der Kurfürst von der Pfalz z. B. erhielt ein Geschenk von 30 000 Gulden und eine Erhöhung seiner Jahrespension um 2000 Goldgulden zugesichert; Albrecht von Mainz wurde das Amt eines Legaten in Deutschland verheißen, dann die Erlaubnis, neben Mainz, Magdeburg und Halberstadt auch noch ein viertes Bistum anzunehmen, die volle Gewalt über die Reichskanzlei und eine neue Verschreibung über die im Jahre 1518 ihm gewährten Geschenke und Jahrgelder. Auch Franz von Sickingen, dessen militärische Bedeutung wegen der Nähe seiner Burgen bei Frankfurt für die Wahl besonders ins Gewicht fiel, wurde gewonnen; statt 2000 Gulden wurden ihm 3000 versprochen, weil er erklärt hatte: die Franzosen hätten ihm weit mehr geboten; er gelobte jetzt aber auch, den König von Spanien gegen jedermann zu verteidigen; wenn Pace seinem Herrn meldete, daß am 12. Juni zwischen Mainz und Frankfurt 46 000 Mann bereit gestanden hätten, um im Notfalle für Karl das Schwert zu ziehen, so hatte Sickingen an diesen Rüstungen, die im übrigen von dem Engländer übertrieben sein mögen, jedenfalls wesentlichen Anteil. Die Deutschen waren drauf und dran, der Sitte der späteren polnischen Reichstage zu verfallen und die Wahl nicht durch Stimmen, sondern durch die Schwerter zu entscheiden. Man hat es oft unwürdig gefunden, daß der hohe Adel Deutschlands sich nicht bedachte, „Handsalbe“ anzunehmen, und daß es bei keiner Wahl, am wenigsten bei der von 1519, ohne Bestechung abgegangen sei; aber man darf doch nicht verkennen, daß es sich dabei nicht eigentlich um „Bestechung“ handelte. Die Kurfürsten ließen sich nicht etwa durch Geld dazu bestimmen, daß sie Karl den Vorzug vor Franz gaben; dazu gelangten sie, wie wir sahen, durch sachliche Erwägungen der gewichtigsten Art; sie würden nicht anders gestimmt haben und haben stimmen können, auch wenn sie keinen Heller empfangen hätten. Wohl aber „ließen sie sich von dem, auf welchen ihre Absicht sich richtete, die Anwendung ihres Stimmrechts vergüten und honoriren, so weit nur die Kräfte des Bewerbers es erlaubten,“ und mit Recht ist gesagt worden, daß auch dieses Verhalten nichts außerordentliches ist: „Begehrlichkeit und Käuflichkeit der Wähler ist eine jedem Wahlreiche gemeinsame Erscheinung.“*)

Zu Anfang Juni war die Wahl Karls so gut wie entschieden; Albrecht von Mainz bezeichnete seinen Bruder Joachim von Brandenburg geradezu als toll, daß er sich noch so sehr für den „allerchristlichsten“ König von Frankreich ereiferte. Auch Leo X. lenkte schließlich ein, wenn auch spät genug. Am 4. Mai war sein Vetter Lorenzo von Medici, der Herzog von Urbino, gestorben, um deswillen dem Papste vor allem an der Gunst Franz' I. gelegen

*) Vergl. Rösler S. 24 bis 26. Die Gesamtausgaben Karls V. für die Wahl sind auf 852 189 Gulden berechnet worden, und zwar nach zuverlässigen Anhaltepunkten.

gewesen war; die nepotistischen Antriebe, die bei Leo so stark wirkten, fielen damit hinweg. Am 23. Juni erhielten die päpstlichen Gesandten Cajetanus und Caracciolo die Weisung, nichts mehr gegen den katholischen König zu thun; am folgenden Tage richteten sie von Mainz aus an die in Frankfurt versammelten Kurfürsten die Mitteilung, daß der Papst aus Liebe zum Frieden und in der Hoffnung, daß Karl der beste Sohn und Verteidiger des apostolischen Stuhles sein werde, wegen Neapels keine Schwierigkeiten mehr erhebe.

In der zwölften Stunde, als die französischen Gesandten ihres Königs Sache verloren sahen, strengten sie sich auf Befehl von Paris her an, wenigstens Karls Wahl abzuwenden und die Mehrheit der Kurfürsten auf Joachim oder auf Friedrich den Weisen zu vereinigen. Ersterer hatte keine Aussichten; für Friedrich aber wären vier Stimmen gesichert gewesen, die eigne, die er sich dem Herkommen nach hätte geben dürfen, die von Brandenburg, Trier und der Pfalz; er hätte damit die gesetzliche Mehrheit nach den Bestimmungen der „goldnen Bulle" gehabt, und Erich von Braunschweig schrieb damals an ihn als den „demnächstigen römischen König." Aber es war so, wie Friedrichs treuer Ratgeber, Graf Philipp von Solms, ihm auf Befragen sagte: zu einem Kaiser gehörten zwei Dinge, Weisheit und Kraft; die erstere besitze er, aber die zweite gehe ihm ab; bei so viel Unruhe und Uneinigkeit im Reiche sei ein Ernst und eine Konsequenz der Strafe nötig, welche der Kurfürst nicht besitze. Dieser war derselben Meinung; nachdem er, den selbst Leo X. auch jetzt noch mit Freuden als Kaiser angenommen hätte, sich versagt hatte, blieb nur Karl I. übrig; am 28. Juni 1519, früh 7 Uhr, traten die anwesenden sechs Kurfürsten und der böhmische Botschafter Lassa, Herr von Sternberg, in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt am Main zur Wahl zusammen; der Mainzer hielt die Umfrage; zuerst rief er Trier auf, und Richard von Greiffenklau antwortete: er gebe seine Stimme dem Könige Karl in Spanien, in der Hoffnung, er solle dazu nütz und tauglich sein; diesem Beispiele folgten alle andern nach. Alsbald wurde von den Notaren die Wahlurkunde aufgesetzt; die Kurfürsten und der Böhme begaben sich auf den Lettner der Kirche, und auf Befehl Albrechts von Mainz verlas dessen Domdechant die Formel der Verkündigung vor dem zahlreich versammelten Volke. Dieses wurde ermahnt, Gott für die einhellige Wahl zu danken und dem neuen Herrn, der als deutscher König nun Karl V. hieß, treu und gewärtig zu sein; zugleich wurden dessen Vorzüge ins Licht gestellt; allgemeines Beifallsrufen war die Antwort aus der Versammlung; man empfand es mit Genugthuung, daß die schwere Krisis so geendigt hatte, wie es der Stimmung der ungeheuern Mehrheit der Nation entsprach; der Wälsche war abgewehrt; man hatte einen Herrn aus deutschem Blute; das weitere würde sich jetzt alles finden.

Für Karl I. war es ein Glück, daß sich die Wahl am 28. Juni vollzogen hatte; denn durch ein Ereignis, das sich am 29. abspielte, hätten wohl sonst

noch Weiterungen hervorgerufen werden können, wenn auch am wesentlichen wohl nichts geändert worden wäre.

Zweimal hatte Kurfürst Friedrich als „Reichsvikar in den Ländern des sächsischen Rechts" die Hildesheimer Fehde durch gütliche Mahnung zum Frieden beizulegen gesucht; eine dritte Aufforderung erließen alle Kurfürsten eben von Frankfurt aus; alle drei waren vergeblich. Bischof Johann und Herzog Heinrich von Lüneburg wären wohl zur Sühne geneigt gewesen: nicht so die drei Gegner, welche aus Pommern, Meißen und Hessen Zuzug erhalten und solche Beute gemacht hatten, daß sie zweitausend Wagen bedurften, sie fortzuführen. „Aus dem Feldlager schickte Erich seiner Frau einen Anteil vom Raube zum Beutepfennig, daß sie ihn fröhlich verzehre und nicht unterlasse, seine göttliche Majestät mit Betmessen anzurufen."*) Aber schon hatten sich auch die Gegner erhoben; durch vierhundert treffliche Reiter verstärkt, welche der Herzog von Geldern seinem Schwiegervater gesandt hatte, und über 1500 Reiter und 9000 Knechte verfügend, brach Herzog Heinrich am Sonntag vor St. Peter und Paul, am 26. Juni,**) von Celle auf und rückte nach Norden gegen Ülzen, um den Raubschaaren den Rückweg nach Braunschweig zu verlegen; des gleichen Sinnes war auch Bischof Johann. Als die Braunschweiger Herzöge Heinrich der Jüngere, Erich und Wilhelm und der Bischof Franz von dem Anmarsche der Gegner vernahmen, da wollten sie, weil die massenhafte Beute ihre Kriegsmannschaft beschwerte, westwärts ausweichen und das Gebiet des Bistums Verden, also neutralen Boden, erreichen. In der Nacht vom 27. auf den 28. Juni brachen die Fürsten demgemäß aus dem Lager bei Ülzen auf und wandten sich gegen Soltau; aber schon hatten die Lüneburger davon Nachricht erhalten; sie zogen jetzt alsbald ebenfalls in westlicher Richtung und verlegten rechtzeitig den Gegnern den Weg nach Verden. Am Tage vor St. Peter und Paul, am 28. Juni 1519, trafen die Lüneburger und Hildesheimer den Feind eine Meile von Soltau, zwischen den Dörfern Langeloh und Valensen, mitten auf der Haide. Die Stellung der Braunschweiger war stark: ein Morast schirmte ihre Stirnseite, das Geschütz die eine, die Wagenburg die andre Seite; aber die Zuversicht war auf Seiten der Angreifer; die Braunschweigischen waren vom Marsche über die heiße Haide ermüdet und hatten noch nicht Zeit gehabt, zu essen; wäre es möglich gewesen, sie hätten den Kampf gern vermieden. Erst zwölf Fähnlein Knechte, dreihundert lüneburgische und die vierhundert geldrischen Reiter waren zur Stelle; aber ungesäumt begann der Angriff: „Drei Paternoster und Ave Maria sprach der Bischof von Hildesheim seinen knieenden Mannen vor, und warf sich dann ungesäumt mit dem Hauptbanner auf den Feind; mit ihm Herzog Heinrich von Lüneburg und der gesamte Adel." Wohl leisteten

*) Rösler, S. 196.

**) Rösler, S. 196 hat fälschlich den 27. S. Heinemann, Geschichte von Braunschweig und Hannover (1886) II. S. 288.

die Braunschweiger tapfern Widerstand; aber die Menge der Krämer und Kaufleute, welche des Ankaufs der Beutestücke halber beim Heere waren, geriet in Schrecken und breitete ihn aus; in diesem Augenblicke brachen die geldrischen Reiter aus einem Versteck hervor, umgingen die Geschütze, hieben die Büchsenmeister nieder; als jetzt auch das Fußvolk herankam, ward die Niederlage vollendet. „Vetter reit, es ist Zeit: meine gelben Sporen wollens nicht leiden, daß ich reite“: so rief Herzog Erich dem Herzog Heinrich zu, und dieser sowie Bischof Franz entkamen; Erich aber ward samt seinem großen Waffenknechte Heinz, welcher ihm das eigne Roß überließ, nach heldenhafter Gegenwehr gefangen; seine Ritterehre war unverletzt; er blutete aus mehreren Wunden. Nicht glücklicher war der jüngste der braunschweigischen Brüder, Wilhelm: „Der gerade Gaul, den er unter sich hatte,“ trug ihn wohl im Sprunge über einen mannshohen Thorweg hinweg; aber in Valensen haben ihn die Feinde doch eingeholt und gefangen; dasselbe Loos teilten an zweihundert Edelleute. Der Sieg war so vollständig als möglich; viertausend Tote deckten die Wahlstatt; das Hauptbanner von Braunschweig, alles Geschütz, zwei Karthaunen, acht große und sechzehn Quartierschlangen nebst sechs Feuermörsern, dazu die ganze Munition, eine ungeheure Beute, nicht nur der zusammengeplünderte Raub, sondern auch das Silbergeschirr und die Prunkkleider der braunschweigischen Fürsten, die Kriegskasse, 4000 Pferde und über 2000 Wagen: das alles fiel den Siegern in die Hände.“ Drei Tage lagerten die Sieger, einer alten Sitte gemäß, auf dem Schlachtfelde; dann verteilte man die Beute und die Gefangnen und trat den Heimweg an. Am Margarethentage, am 13. Juli, hielt Bischof Johann seinen Triumphzug in Hildesheim, „in voller Rüstung, an der Spitze seiner Reisigen, Bürger und Knechte, gefolgt von dem langen Zuge der eroberten Geschütze“; im Dome ward das Tedeum gesungen; das Banner von Braunschweig wurde mitten in der Kirche aufgestellt, Erichs Schlachtschwert als Siegeszeichen in dem Sanktuarium des hohen Chors aufgehängt.*)

(Schluß folgt.)

*) Vergl. Heinemann, S. 291. Einen gedrängten Bericht haben wir von J. Göbler, Brevis narratio de bello Hildesheimensi, abgedruckt bei Schardius, Historicum opus 1574; in der Gießener Ausgabe von 1673, II, S. 81 bis 83. Göbler ist dem Bischofe Johann und dessen complices sehr abgeneigt, namentlich auch sofern sie Anhänger des Königs Franz' I. und Gegner Karls waren; er sieht auf Seiten Erichs nur Licht, auf der der Gegner nur Schatten. Ob er deshalb in Dahlmann und Waitz' „Quellenkunde“ S. 191 bevorzugte Aufnahme verdient, ist mir sehr zweifelhaft. (Vergl. meine Analekten zur Gesch. [1886], S. 260 ff.)

Allerlei Laufbahnen.

Erinnerungen eines alten Journaliſten.

5. Die neue Trompete.

Ich hatte die herkömmlichen publiziſtiſchen Wanderjahre in Paris abgedient, in Kirchen und Theatern mein Ohr geſchult, von den Débats und dem Figaro den rechten Schick und den feinen Ton zu lernen mich bemüht, die Einwanderer angeſtaunt, welche in kürzeſter Friſt ebenſo geläufig jüdiſch-franzöſiſch wie jüdiſch-polniſch und jüdiſch-deutſch zu ſprechen und zu ſchreiben vermochten; und es bemächtigte ſich meiner ein gründlicher Ekel vor der Beſchäftigung, tagtäglich von dem Treiben von Komödianten auf der Tribüne und auf den Brettern in die Heimat zu berichten und die tauſendmal gezeichneten Straßen- und Salonbilder noch einmal zu zeichnen. Der Antrag des Redakteurs der „Trompete," für die ich korreſpondirt hatte, in ſeinen Stab einzutreten, kam mir daher ſehr gelegen.

Als ich mit dem Redaktionsperſonal bekannt gemacht wurde, fiel mir die Erſcheinung und das Benehmen eines Herrn auf, der den Krauskopf ganz in eine Zeitung geſteckt hatte und ihn gerade nur einen Moment lang ein wenig erhob, während die andern mich kollegial begrüßten. Das Geſicht mußte ich ſchon einmal geſehen haben, aber wann und wo? „Wie nannten Sie den Herrn dort?" fragte ich leiſe. „Dr. Goldſchaum, Willibald Goldſchaum, Nationalökonom," antwortete der Redakteur, und ſetzte, als ich nickte, laut hinzu: „Die Herren kennen ſich wohl ſchon?" „Kann mich nicht entſinnen," murmelte der Bezeichnete mit einer halben Verbeugung, aber ohne ſich in ſeiner Beſchäftigung ſtören zu laſſen. Natürlich verneinte ich nun ebenfalls, obwohl ich ganz ſicher war, einen alten Bekannten von der Schulbank her vor mir zu haben. Die Züge waren unmöglich zu verkennen, am wenigſten der Blick, welcher nie ſeine Richtung beſtimmt erkennen ließ; auch der Name Goldſchaum ſtimmte, nur lautete damals der Vorname meines Erinnerns nicht Willibald ſondern Wolf. Der Inhaber dieſes Blickes wurde als ungewöhnlich erfahren in allen Angelegenheiten der Börſe, des Kredit- und Finanzweſens geſchildert, dabei äußerſt radikal in ſeinen politiſchen Anſichten, übrigens als ein verſchloſſener, ungemütlicher Geſelle, mit welchem niemand Kameradſchaft halten wolle.

Wir blieben einander fremd, bis er eines Tages mich in meiner Wohnung überraſchte, um, ſchielender als je, und mit einem nichts weniger als einnehmenden Lächeln ſeine Kurzſichtigkeit und augenblickliche „Okkupation" dafür verantwortlich zu machen, daß er mich verleugnet hatte. Daran knüpfte er eine lange Erzählung von ſeinem Lebens- und Studiengange, die aus handgreiflichen Lügen zuſammengeſetzt war und wohl nur den Zweck hatte, auszuforſchen, ob ich mich einzelner Umſtände erinnere oder nicht. Ich wußte nun ganz gut, daß er aus den untern Klaſſen des Gymnaſiums weg in eine Wechſelſtube eingetreten war, hatte aber

keine Veranlassung, ihm das zu sagen, sondern hörte seine Legende schweigend an, und gab ihm schließlich nur zu verstehen, daß er von mir keine Enthüllungen zu befürchten habe. Denn, wie mir klar wurde, die Besorgnis, es könne durch mich an den Tag kommen, daß er keine Studien gemacht und den Doktortitel sich aus eigner Machtvollkommenheit verliehen hatte, war die eigentliche Veranlassung seines Besuches. Wir verrieten auch in der Folge nicht, daß eine Erkennungsszene zwischen uns stattgefunden hatte. Mir war der einstige Mitschüler noch ganz besonders dadurch unangenehm geworden, daß er den schon erwähnten Radikalismus bei jeder Gelegenheit in renommistischer Weise zur Schau trug und über die zaghafte Opposition des Blattes sich aufhielt, bis der Redakteur ihm einmal trocken erklärte, wenn er mit seinem vollen Namen zeichne, solle ihm gestattet werden, die Regierung in seiner Weise anzugreifen. Seitdem wurde er zurückhaltender.

Nicht lange nachher ließ ihn eines Tages der Redakteur in sein Zimmer rufen, wir hörten einen ziemlich heftigen Wortwechsel, dann kam Goldschaum heraus, packte seine Siebensachen zusammen und zog mit einem spöttischen: „Ich empfehl' mich!" ab, um nicht wiederzukehren. Der Redakteur gab uns sehr erregt Aufschluß über die Veranlassung der Szene; nach und nach wurden noch mancherlei Einzelheiten bekannt. Die Geschichte war folgende.

Goldschaum wohnte bei der Witwe eines Beamten, hatte mit deren schon etwas reifer Tochter ein Liebesverhältnis angeknüpft und stand sich in ökonomischer Hinsicht sehr wohl als künftiger Schwiegersohn. Dem Andringen der Mutter, endlich Ernst zu machen, begegnete er immer mit dem Einwande seiner unsichern Stellung. Den Frauen aber währte das Warten zu lange, und sie gingen einen Freund des verstorbenen Vaters, zugleich Paten der Tochter, um Hilfe an, da dieser Rat im Ministerium war. Der Gönner äußerte sich, als ihm die Verhältnisse dargelegt worden, zuerst sehr entrüstet, und wollte durchaus nicht die Hand zum Abschlusse einer nach seinem Dafürhalten so unpassenden Verbindung bieten; doch stimmten ihn Bitten und Thränen allmählich milder, er ließ sich den Bräutigam kommen und erklärte dann, allerdings mit einer Wendung, welche an den Ausspruch des alten Miller über den heiratslustigen Sekretär Wurm erinnerte, seine Bereitwilligkeit, einen Posten für Goldschaum zu suchen. Die Gelegenheit dazu bot sich unerwartet schnell. Dem damaligen leitenden Minister war nämlich die vorsichtige, aber konsequente Opposition der „Trompete" in hohem Grade lästig, und er brachte in einer Sitzung seinen Wunsch zur Sprache, das Instrument zu verstopfen, wozu die Gesetze leider keine Handhabe böten. Der Rat meinte, das würde sich wohl durch die Entfernung eines gewissen Goldschaum erreichen lassen, welcher die bedeutendste Persönlichkeit und die eigentliche Seele der Opposition des Blattes sei. Der Minister war nicht abgeneigt, den Störenfried unter irgendeinem Vorwande auszuweisen. Aber der Rat machte geltend, daß damit die Absicht kaum erreicht werden dürfe, man habe erlebt, daß ausgewiesene Redakteure ihre schädliche Thätigkeit ungestört fortsetzten. Wirksamer würde es sein, jene Kraft nicht nur der Opposition zu entziehen, sondern zugleich für die gute Sache zu gewinnen. Und auf die ironische Frage, wie er dieses Kunststück ins Werk setzen wolle, bemerkte er bescheiden, einstehen könne er für den Erfolg allerdings nicht, ein Versuch scheine ihm indessen nicht aussichtslos zu sein, und er bitte um die Erlaubnis, zu sondiren. Die wurde ihm gern erteilt, und schon nach wenigen Tagen konnte er berichten, daß die Vorbesprechungen das Beste versprächen. Der Minister selbst ließ sich herbei, den gefährlichen Mann zu empfangen, und auch diese Begegnung muß zufriedenstellend ausgefallen sein. Goldschaum hat sich nachher gerühmt, der Minister

habe ihm beim Abschiede die Hand gereicht — und ist dann sogleich an den Waschtisch gegangen, setzte eine böse Zunge hinzu.

Es war ausgemacht worden, daß für Goldschaum eine neue Zeitung unter dem Titel „Neue Trompete" gegründet werden solle, die durch Wegfischen der besten Mitarbeiter und entschiedenere Haltung dem ältern Blatte die Leser entziehen solle; sobald dies gelungen, werde nach und nach eingelenkt und die Sache der Regierung geführt werden. Selbstverständlich wurde die Angelegenheit als Staatsgeheimnis behandelt, Goldschaum blieb mit ausdrücklicher Bewilligung in seiner alten Stellung und wollte erst ausscheiden, wenn alle Vorkehrungen getroffen wären. Man weiß jedoch, daß Geheimnisse transpiriren, und so war der Redakteur der „Trompete" rechtzeitig gewarnt worden.

Damit war der Feldzugsplan freilich gestört, aber aufgegeben wurde darum das Unternehmen nicht. Die „Neue Trompete" erschien von Anfang an als regierungsfreundliches Organ und machte sich die Bekämpfung der „alten" zur besondern Aufgabe. Allein Goldschaum erfüllte die gehegten Erwartungen nicht. Ihm ging, wie es schien, die Fähigkeit Maß zu halten ab, der zänkische und rohe Ton verletzte die eigne Partei, und seine Art, jede Regierungsmaßregel zu verherrlichen, gab den Gegnern reichlichen Stoff. Dabei verlautete bald, daß das Blatt Unsummen verschlinge und so viel wie keine Abonnenten habe. Der unglückliche Rat fiel bei dem Minister förmlich in Ungnade, und schon war die Rede davon, die „neue Trompete" einfach aufhören zu lassen, als Goldschaum sich erbot, das passive Unternehmen auf eigne Rechnung fortzuführen, natürlich ohne einen Kaufpreis dafür zu entrichten.

Die Regierung war froh, ein fressendes Kapital loszuwerden. Und kaum war Goldschaum Eigentümer des Blattes, als er ohne irgendeinen Uebergang dasselbe zum „Organ der Demokratie" machte. Nun erst zeigte sich, daß er in der That das Talent zum Redakteur besaß, allerdings nur für eine niedere Sphäre. Aus dem Stoffe, welchen die Tagesgeschichte lieferte, wußte er mit der feinsten Spürkraft dasjenige auszuscheiden und angemessen zu präpariren, was in den Vorstellungskreis und die Geschmacksrichtung ungebildeter Leser am besten paßte. Und weil nicht jeder Tag die nötige Menge von solchem Stoffe brachte, half er der Geschichte durch freie Erfindungen nach oder kam ihr zuvor. War z. B. gestern die Nachricht eingetroffen, daß ein Fürst oder Staatsmann im Begriff stehe, eine Reise anzutreten, so konnte Goldschaum schon heute einen Bericht über den Verlauf der Reise, Begrüßungen unterwegs, Empfang am Reiseziel, Anreden, Antworten u. s. w. erstatten und weitsichtige politische Betrachtungen an das Ereignis knüpfen. Seine — nicht existirenden — Korrespondenten drangen in die Arbeitszimmer aller einflußreichen Persönlichkeiten und nötigten dieselben, mit nicht zu überbietender Offenherzigkeit ihre An- und Absichten zu beichten. Da er natürlich an der Börse spielte, war er „in der Lage," diplomatische Unterhandlungen, ganz geheime Gesetzentwürfe und geplante Truppenbewegungen zu „signalisiren," welche geeignet waren, das Steigen oder Fallen gewisser Papiere zu bewirken. Trat dann das Gegenteil seiner Voraussagungen ein, wurden seine Nachrichten für grundlos, seine „Interviews" für erfunden erklärt, so ließ er die Berichtigung entweder unbeachtet, oder bestritt mit dreister Stirn die Richtigkeit des Dementis, oder stellte sich an, als gelte dasselbe irgendeinem andern Organ, wobei ihm zustatten kam, daß sein Blatt häufig nur als die „Trompete" zitirt wurde. So plump alle diese Kunstgriffe waren, verfingen sie doch in der Regel bei der großen Masse der Leser, welche darauf schworen, daß die „Neue Trompete" am allerbesten unterrichtet sei und alle Neuig-

keiten wenigstens vierundzwanzig Stunden früher wisse als alle übrigen Zeitungen.

Er würde ein sehr reicher Mann geworden sein, hätte er sich nicht ein so verschwenderisches Leben angewöhnt und das Börsenspiel lassen können.

Und die Braut? Zuerst war er viel zu beschäftigt, um ans Heiraten denken zu können, und als er sich fest im Sattel fühlte, nahm er in einem gefühlvollen Schreiben von ihr Abschied, da sein Gewissen sich ebenso sehr gegen eine gemischte Ehe, wie gegen das Aufgebens des Glaubens seiner Väter sträube, und er ihre Religiosität zu gut kenne, um ihr den Uebertritt zumuten zu dürfen. Er fand denn auch glücklich eine Lebensgefährtin, welche jung und vermögend war, und bei der kein konfessionelles Hindernis obwaltete.

---

6. Ein diplomatischer Korrespondent.

Das größte Aufsehen erregte die „Neue Trompete" eine Zeit lang durch den Abdruck von Noten und Depeschen, welche sich regelmäßig als kühne Fälschungen erwiesen, gewöhnlich auch dem Kenner sich sofort als solche durch kleine Irrtümer oder Verstöße gegen das diplomatische Herkommen verrieten, doch übrigens mit vielem Geschick gemacht waren. Eine besonders kecke Erfindung dieser Art gab endlich der Behörde Anlaß, sich um den Ursprung des Schriftstückes zu bekümmern. Goldschaum setzte sich vor der Polizei anfangs aufs hohe Roß, verweigerte rund jede Auskunft und wollte sich entfernen. Der Beamte erklärte jedoch, ihn nicht so entlassen zu können, und bemerkte auf Goldschaums trotzige Einrede, es sei ungesetzlich, ihn ohne Verhaftsbefehl zurückzuhalten, mit verbindlichem Lächeln: „Verhaften? Beileibe, so weit sind wir noch nicht, es handelt sich nur um eine Saisirung." Er setzte dann auseinander, die befreundete Regierung, welche die Sache angehe, nehme diese sehr ernst und werde nicht eher ruhen, als bis sie den Verräter von Amtsgeheimnissen entdeckt habe. Man werde daher, wenn der Redakteur bei seiner Verweigerung der Aussage beharre, sich mit dem größten Bedauern genötigt sehen, Zwangsmaßregeln gegen ihn anzuwenden. In diese Falle ging der Schlaue, der nicht die mindeste Neigung verspürte, Märtyrer der Preßfreiheit zu werden. Mit überlegenem Lachen rief er aus: „Das Schriftstück gilt also für echt? Das ist köstlich! Das Ganze ist ja ein Spaß." Der Beamte stellte sich, als ob er dieser Verantwortung keinen Glauben schenkte, und brachte durch vorsichtiges Inquiriren endlich den Namen des Verfassers heraus. Seine Betroffenheit verbergend traf er sofort die notwendigen Anordnungen, und erst als die Botschaft angelangt war, eine Haussuchung habe ausreichenden Erfolg gehabt, entließ er den Redakteur, der nun allerdings das Bewußtsein hatte, düpirt worden zu sein, aber schließlich froh war, mit heiler Haut davonzukommen.

Der Name des Depeschenfabrikanten hatte, wie gesagt, den Beamten in hohem Grade überrascht, während man in den Zeitungsredaktionen schon längst diesen Zusammenhang geahnt hatte. Herr von Lwowski wurde, da sein Name etwas schwer auszusprechen war, bei uns teils Wolfski, teils schlechtweg der diplomatische Korrespondent genannt. Er unterhielt Verbindung mit verschiedenen Gesandtschaften und brachte von dort Mitteilungen, meistens unwesentlicher Natur, über Reisen, Personalveränderungen u. dergl., doch wurde er auch gelegentlich benutzt, um heimlich eine wichtigere Nachricht zu „lanciren," einen ballon d'essai steigen zu lassen u. s. w. Einige Vorsicht war diesem Mitarbeiter gegenüber stets ratsam gewesen, namentlich

zur Zeit des letzten polnischen Aufstandes, als er im Vertrauen der geheimen Nationalregierung war oder sein wollte und so lange über deren Dekrete und über Siege des Diktators Langiewicz berichtete, bis dieser sich über die Grenze manövrirt hatte. Ebenso stand er zu dem Preßkomitee der ungarischen Emigration in Paris in Beziehungen und selbstverständlich auf gutem Fuß mit Rom.

So lange Goldschaum noch in unserm Büreau saß, legten er und Lwowski die größte Abneigung gegen einander an den Tag. Lwowski schien den „Juden" gründlich zu verachten, Goldschaum nannte jenen, allerdings nur hinter dem Rücken, Krapulinski, und machte es dem Polen zum Vorwurf, daß er, anstatt für die Freiheit zu kämpfen, reaktionären Regierungen als Mundstück diene. Und wieder hatte niemand Goldschaums Benehmen lauter und schärfer verurteilt, als Herr von Lwowski, der sich bei uns über das neue Blatt noch lustig zu machen pflegte, als beide sich wahrscheinlich bereits gefunden hatten.

Die Beobachtungen nun, welche der Pole in seinem Verkehre mit Legationssekretären angestellt, die Einblicke, welche man ihn wohl mitunter in Aktenstücke hatte thun lassen, waren von ihm benutzt worden, um mit Hilfe seiner lebhaften Phantasie diplomatische Schriften zu verfertigen, wie sie nach der augenblicklichen Weltlage hätten allenfalls wirklich geschrieben werden können. Am liebsten und sichersten arbeitete er dann, wenn man in diplomatischen Kreisen Kenntnis von der Existenz eines wichtigen Schreibens erlangt hatte, jedoch den Inhalt nicht genau kannte, geschweige den Wortlaut. Und in solchen Fällen soll es ihm mehr als einmal gelungen sein, in einzelnen Kabinetten für sein Machwerk kurze Zeit Glauben zu finden. Wo er ohne jeden äußern Anhalt ins Zeug ging, war ohne Zweifel der Börsenspekulant Goldschaum sein Inspirator. Manches von seinen Produkten mag denen, deren Namen mißbraucht worden waren, niemals zu Gesichte gekommen sein, andre wurden ignorirt, weil man sich darauf verließ, daß sie niemand täuschen würden. Dadurch war er übermütig geworden und hatte endlich die Entdeckung seines Treibens in der erzählten Weise herbeigeführt.

Aber so einträglich diese Beschäftigung sein mochte, hatte Lwowski sich an den Grundsatz gehalten, daß man stets mehr als ein Eisen im Feuer haben müsse, und darum gleichzeitig der geheimen Polizei Dienste geleistet. Ob er dieser gegenüber gewissenhafter gewesen ist, steht dahin. Auf jeden Fall muß er Beweise von Talent gegeben haben, da seinem Ansuchen um eine feste, wenn auch nicht öffentlich anerkannte Anstellung gerade damals nachgegeben werden sollte, als Freund Goldschaum ihn verriet. Die bei ihm mit Beschlag belegten Papiere scheinen indessen der Art gewesen zu sein, daß die Polizei, die ja nicht wählerisch sein kann, doch Bedenken getragen hat, sich eines solchen Werkzeuges ferner zu bedienen. Er verschwand in aller Stille, tauchte in Paris wieder auf, und zwar als polnischer Flüchtling, soll dort vor einem Ehrengerichte eine üble Rolle gespielt haben und in der Kommunezeit irgendwie zu Grunde gegangen sein.

Aus der Chronik derer von Riffelshauſen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Fortſetzung.)

Viertes Kapitel.

Als die Herren ſich allein befanden, begann Bohemund, ohne ſich durch die Anweſenheit des Kandidaten beunruhigt zu fühlen, eine nochmalige Erörterung der Urſachen, die ihn zur Überſiedelung nach Siebenhofen bewogen hatten. Ich verſichere dir, ſagte er zu ſeinem Bruder, daß ich in der letzten Zeit des öftern ſehr leidend geweſen bin, daß ich mich ganz unfähig fühlte, meinen Pflichten nachzukommen. Dabei iſt Thereſe wirklich unnötig beſorgt um mich; ſie ließ mir keine Ruhe, bis ich ihr verſprach, vorläufig nur meiner Geſundheit zu leben. Nun ſage mir aber, wie gefällt ſie dir, Georg?

Deine Frau? Sie ſieht gut aus. Ich meine, ſie ſieht aus, als ob ſie gut ſei.

Gut? Nun natürlich, du ſonderbarer Schwärmer! Dachteſt du, ich hätte mir eine Xanthippe ausgeſucht? Haſt du aber kein Wort für ihre reizenden Farben, ihre Madonnenaugen?

Sie iſt zu zart und blaß. Die Landluft wird euch beiden gut thun.

Herr Trakelberg war während dieſes Zwiegeſpräches zu dem Schluſſe gelangt, daß er ein überflüſſiger, vielleicht beläſtigender Zuhörer ſei. Da er aber durchaus nicht herauszufinden wußte, wie und wohin er ſich etwa entfernen könnte, ſo beugte er ſich tiefer über ſeine Theetaſſe und blieb ſitzen.

Der Hofmarſchall hatte des Bruders letzte Erwiederung kaum vernommen.

Ich hoffe, Cäcilie wird ihr freundlich entgegenkommen, ſagte er nach einem kurzen Schweigen, denn, lieber Gott! iſt es ihre Schuld, daß die Mutter eine Schauſpielerin war?

Gewiß nicht, erwiederte Georg.

Sieh, du selbst sagst es, fuhr Bohemund mutiger fort. Ich meine, wenn es ihrem Vater, der alten Erlaucht P. gleichgiltig war, ob seine Frau sich en public zeigte, so könnte auch die gute Cäcilie sich über die Schwägerin beruhigen! Ist es nicht so, Georg?

Gewiß, erwiederte dieser höflich und etwas kühl.

Und du wirst sie nicht empfinden lassen, wie wenig du anfangs mit meiner Heirat einverstanden warst?

Ich bitte dich, Bohemund!

Für die Kleinen ist leidlich gesorgt. Hier sah der Hofmarschall nach dem Kandidaten, der wie ein ertappter Schulknabe errötete. Herr Trakelberg, Sie sehnen sich auch darnach, Bekanntschaft mit Ihrem Zimmer zu machen. Lassen Sie sich vom Schmidt dahin leuchten; Sie werden den Vortrefflichen im Flur errufen können.

Trakelberg atmete erleichtert auf und empfahl sich.

Der Hofmarschall sah ihm mit einem feinen Lächeln zu, wie er sich möglichst ungeschickt durch die Thüre schob. Unser guter Trakelberg, sagte er dann, ist ein Pedant, wie du dir denken kannst, und die Kinder tanzen ihm auf der Nase herum. Sonst aber kennt er seine Stellung ganz richtig, was bei den Herren Hofmeistern von heutzutage eine Seltenheit ist. Weniger beruhigt bin ich wegen meines Ältesten, den ich eigentlich nur aus Not in eine preußische Kadettenanstalt gethan habe.

Was hast du gegen die preußischen Kadettenhäuser?

Der Hofmarschall war aufgesprungen und ging im Zimmer auf und ab. Die ganze Wirtschaft in Preußen will mir jetzt nicht gefallen. Der neue Regent scheint mit dem Liberalismus zu kokettiren. Man weiß ja, was gemeint ist, aber biete du dem Liberalismus nur den Finger, so schnappt er nach der ganzen Hand. Ich hatte neulich ein interessantes Gespräch mit dem Grafen Darda über diesen Gegenstand. Selten habe ich mich so verstanden gefühlt.

Georg sah betroffen auf. Mit dem Moosdorfer Darda? Seit wann suchst du deine Vertrauten unter Lüstlingen und Jesuiten?

Auf des Hofmarschalls Hals zeigte sich eine fliegende Röte. Er räusperte sich mehrmals und antwortete mit mühsam zurückgedrängter Heftigkeit: Erlaube mir, mein lieber Georg, daß ich hier meinem eignen Urteile folge. Ich bin ein rechtgläubiger Lutheraner, wie du. Aber bei der Übermacht des Gesindels, das jetzt gegen Adel, Thron und Altar zu Felde zieht, müssen alle Elemente, die für den alten Glauben einstehen, zusammenhalten. Der Papst ist uns durchaus ungefährlich und ist ein trefflicher Verbündeter gegen die Demokratie. Aber jeden, der katholisch ist, seid ihr bereit, als Jesuiten mit Steinen zu werfen.

Darda ist berüchtigt, ein unverbesserlicher Don Juan zu sein.

Nun, was das anbetrifft — der Hofmarschall wurde immer aufgeregter; ich kenne deine Heftigkeit, rief er seinem Bruder zu, aber laß dir sagen, daß

ich in Fragen der Moral ebenso streng denke wie du. Es ist sehr traurig, daß Darda sich von den Ausschweifungen seiner Zeit nicht frei zu halten wußte. Er war jung, gefährlich schön und ganz sein eigner Herr, aber es ist immer schlimm genug. Nun, dies Kapitel gehört der Vergangenheit an. Darda hat gegen mich die edelsten Grundsätze ausgesprochen. Glaube mir, er ist Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle.

Georg machte eine leichte Bewegung mit den Schultern, die Zweifel auszudrücken schien.

Nein, nimm mirs nicht übel, fuhr der Hofmarschall fort, du hast dich leider in den letzten Jahren so ausschließlich auf den Verkehr mit deinen Inspektoren und Bauern beschränkt, daß dir der Sinn für das echt Aristokratische darüber abhanden gekommen ist. Aber denke an mich, die Zeit wird kommen, wo auch du den wahren Kavalier schätzen wirst.

Georg schwieg noch immer, und des Hofmarschalls Stimme zitterte vor Erregung, als er von neuem begann: Dieser Darda, sage ich dir —

In diesem Augenblicke trat Cäcilie ins Zimmer. Wie, ihr ereifert euch über den Moosdorfer? Ein scharmanter Mensch, der Darda; aber ein Hauptwindbeutel.

Fünftes Kapitel.

Cäcilie stand im Zimmer ihrer Schwägerin. Meine liebe Therese, du mußt mir schon erlauben, hierin eine eigne Meinung zu haben. Kinder unter acht Jahren —

Neun vorbei.

Nun, acht oder neun oder meinethalben auch zehn, gehören nicht an den Tisch der Erwachsenen. Wenn du bis jetzt dein ganzes Hausperſonal zur Tafel zugezogen hast, so kann ich nur sagen, daß Bohemund ein merkwürdig nachsichtiger Ehemann ist. Unserm Georg dürfte man derartiges nicht zumuten.

Während dieser Auseinandersetzung sah sich Cäcilie in dem ihr so wohlbekannten Raume um, der durch seine neue Bewohnerin bereits einen etwas andern Charakter gewonnen hatte. Ob sie alle diese unnützen Kinkerlitzchen selbst abstäubt, oder sollte sie das von ihrer Kammerjungfer verlangen? dachte Cäcilie.

Therese, das glänzend braune Haar glatt gescheitelt, saß am Fenster und nähte.

Beiläufig gesagt, fing Cäcilie wieder an, ist denn die Französin auch reinlich? Sie sieht immer so schwarz aus!

Daran ist nur ihre südländische Hautfarbe schuld. Adeline ist ein liebes Mädchen, geschickt und anstellig. Findest du sie nicht auch sehr hübsch?

Nun, das fehlte auch noch! Solch ein Zigeunergesicht, und hübsch! Man möchte ja glauben —

Doch was die Schwägerin zu glauben geneigt war, erfuhr Therese nicht, da in diesem Augenblicke die Thür stürmisch aufgerissen wurde, um der Kinder wilde Rotte einzulassen. Etwas langsamer folgte ihr Hirt und Hüter, der würdige Herr Trakelberg.

Erstaunt sahen Mutter und Tante in das verstörte und daher besonders lange Gesicht dieses Herrn, der mit den Armen umherfuchtelnd vor der Baronin stehen blieb. O, gnädige Frau, rief er ebenso kurz wie ausdrucksvoll.

Mama, das ist zu hübsch!

Ach, Tante, denke dir nur!

Oh! Herr Trakelberg!

Mama! so tönte der Chor; verstummte aber auf einen ernsten Blick der Mutter ebenso rasch als vollständig.

Was hat es gegeben, Herr Trakelberg? fragte die Hofmarschallin sanft.

Wie soll ich beginnen, um am schnellsten zu einem raschen und klaren Ende zu gelangen? Nun, wir nahmen soeben die scheußliche That des Königs Astyages durch, ich meine die an dem Sohne des Ministers Harpagos verübte. Wofür nämlich wollte Astyages den Harpagos strafen, Mathilde?

Daß er —, begann die Gefragte.

Aber Cäciliens Geduld reichte nicht so weit. Kommen Sie hierher, um uns das zu erzählen? rief sie empört.

Nun nun, sagte begütigend der Informator; als wir eben hiervon redeten, traten ganz auf einmal, unerwartet, ja plötzlich, der Herr Hofmarschall und ein andrer Herr, von welchem ich zu behaupten geneigt bin, es sei der Dr. med. Petri, nebst dem Baron Georg ins Schulzimmer, und zwar mit dem Bemerken, wir möchten ohne Aufenthalt das Gemach räumen und den Herren den Platz einstweilen überlassen.

Ja, rief Valer, weil es nämlich in Papas Stube so raucht, sagte er, daß man dadrinnen bei lebendigem Leibe zur Wurst wird, und in Onkels Stube auch, weil die drunter liegt.

Ganz wie der liebe Valerian soeben berichtet, verhält es sich, ganz so.

Als die Baronin dazu gelangt war, aus diesen verworrenen Mitteilungen klug zu werden, sagte sie: So werden Sie den Unterricht hier fortsetzen müssen, Herr Trakelberg, oder, wandte sie sich an die Schwägerin, was meinst du, Cäcilie?

Diese meinte, Herr Trakelberg könne sich das hübsche Wetter zu nutze machen und etwas spazieren gehen. Valerian kann mir Zucker schlagen, und für die Mädchen findet sich auch Beschäftigung. Sie, Herr Trakelberg, könnten wohl nebenher statt meiner der Witwe Kiese einen Topf Suppe bringen. Ich komme auch jetzt zu dem nötigsten nicht mehr.

Diese letzten Worte wurden von einem strafenden Blicke auf Thereſe begleitet, worauf Tante Cäcilie, begleitet von der Jugend, zur Thür hinausrauſchte.

Du liebe, gute Tante! ſagte Julie ſchmeichelnd. Die Bande war froh, durch der Tante Machtſpruch der weiteren Unterhaltung über die Unthaten des Königs Aſtyages überhoben zu ſein. So befand man ſich im beſten Einvernehmen, bis Mathilde auf den unglücklichen Gedanken kam, die Tante durch Anſtimmen des kürzlich vom Schmidt erlernten Liedes: „Ça ça, geſchmauſet, laßt uns nicht rappelköpfiſch ſein“ zu erfreuen. Dies brachte einen Umſchwung in die Stimmung des gnädigen Fräulein, den zu ſchildern die Feder ſich ſcheut.

Während ſich ſolches abſpielte, fand im Schulzimmer Konferenz ſtatt, d. h. Dr. Petri erzählte in fließender Rede das neueſte und allerneueſte aus Rummelshauſen und in den umliegenden Ortſchaften. Der würdige Arzt war ein echter Thüringer, gebürtig in einer der allerkleinſten Städte dieſer Landſchaft. Er ſprach ein recht leidliches Deutſch; wenn er aber auch hie und da von dem „Blatze,“ auf dem das Haus „geprannt“ hatte, erzählte, ſo konnte das die Ohren ſeiner Patienten nur heimatlich berühren. Im Hauſe Siebenhofen war er während der zehn Jahre, die er nun ſchon in Rummelshauſen reſidirte, fleißig ab- und zugegangen. Man erfreute ſich eines gegenſeitigen Wohlwollens.

An dieſem heitern Novembermorgen kam aber Dr. Petri nicht der alten Freundſchaft wegen, ſondern weil ein Briefchen des Hofmarſchalls ihn zitirt hatte. Die Konſultation, die indeſſen bei einem Glaſe guten Rotweins und heiteren Geſprächen höchſt angenehm verlief, führte zu dem Ergebnis, daß des Hofmarſchalls Leiden als hartnäckiger Magenkatarrh bezeichnet wurde, gegen welchen man energiſch und ernſtlich zu Felde ziehen müſſe.

Als der ſchlanke Hofmarſchall dem Arzte bis an das Gartenpförtchen das Geleite gab, ſuchte Georg ſeine Schwägerin auf, um ihr Bericht zu erſtatten.

Sechſtes Kapitel.

Die arme Thereſe! Sie hatte früh geheiratet, weder aus Neigung noch auch äußerer Rückſichten halber. Ihr Vater, ein launenhafter und extravaganter Edelmann, kümmerte ſich wenig um die Erziehung ſeines Kindes. Nach dem frühen Tode ihrer Mutter, der Schauſpielerin, übernahm eine ältliche Couſine ihres Vaters die Erziehung der Kleinen. Obwohl nun dies würdige Fräulein ſelbſt eine treue Nachfolgerin der heiligen Urſel war, lehrte ſie ihrem ſanften Zögling, daß ein wohlgeſittetes und braves Mädchen als Lohn ihres muſterhaften Lebenswandels einen hübſchen und braven Mann finden müſſe. Thereſe aber war in allen Dingen fügſam. Sie ſtudirte Haushalt und Wiſſenſchaften, wie man es ihr vorſchrieb, mit der äußerſten Gewiſſenhaftigkeit, ohne indeſſen jemals zu lernen, ihre Perſon zur Geltung zu bringen. Eine Frau muß vor

allen Dingen gehorchen, pflegte Tante Leontine zu predigen, erst den Eltern, dann dem Manne.

Sie war achtzehn Jahre alt, als der elegante und allgemein bewunderte Hofmarschall von Riffelshausen um sie anhielt. Was den Gefeierten gerade zu der stillen Tochter des wilden Grafen P. zog, konnten die Wenigsten begreifen. Der Freier hätte aber weit weniger anziehend sein können, dem bescheidnen Mädchen wäre nie im entferntesten der Gedanke gekommen, das Anerbieten eines rechtschaffenen Mannes auszuschlagen.

Die Riffelshausen sind eine hochnäsige Gesellschaft von Dickköpfen! hatte der alte P. beim Verlobungsdiner seiner Tochter geäußert. Er war etwas angeheitert und hatte nicht bemerkt, daß es der Schwiegersohn selbst war, dem er diese Mitteilung machte. Der wandte ihm verächtlich den Rücken.

Therese heiratete und machte den Gatten zu ihrem unumschränkten Gebieter, in welche Stellung sich Bohemund Riffelshausen mit viel Geschick zu finden wußte. Sie aber richtete still und rücksichtsvoll ihr ganzes Leben nach seinen Wünschen ein. Welche Anforderungen immer seine Laune oder Pedanterie an sie stellen mochte, die Frau kannte kein andres Verlangen, als diesen Anforderungen zu genügen. So empfand sie nichts von Unbefriedigung. Sehnsucht nach irgend einem romanhaften Glück hatte sie nie gekannt.

In Siebenhofen zum erstenmale kam ein Gefühl von Unbehagen über sie, kaum merklich, wie der Schatten, den die einzelne Wolke wirft. Zum ersten male, seit sie den Schwager Georg kennen gelernt hatte, empfand sie, wie wohlthuend ein rücksichtsvolles Wesen wirken konnte, oder ein Blick, der ermutigend dem ihren begegnete, wenn sie gedrückt war. Erst seit sie solche Vorzüge kannte, fing sie an, gegen den Mangel derselben empfindlich zu werden.

Therese sah ihren Schwager verhältnismäßig wenig, aber wenn die Familie versammelt war, fühlte sie seinen beobachtenden Blick, sie mochte ihn sehen oder nicht. Sie wußte nur zu wohl, welche Vorurteile gegen sie bei den Verwandten herrschten, und bewegte sich darum hier unter einem beständigen Drucke. Dies beständige stille Um-Vergebung-bitten verlieh ihren schönen Augen einen Ausdruck von Ergebung und Demut, der ihr Cäciliens mitleidige Verachtung eintrug. Georg dagegen fand, als er ihr jetzt gegenüber saß, daß er so schöne Augen noch nie gesehen hätte.

Therese hätte dem Schwager mit warmen Worten ihren Dank aussprechen mögen, aber sie war zu befangen. Sie dachte daran, daß die Kinder den Onkel beständig im Munde führten, und daß sie zu jeder Stunde in sein Zimmer dringen und seine Arbeit unterbrechen durften. Dann zeigte er ihnen Bilder oder erzählte Geschichten. Er war auch so besonders freundlich zu dem häßlichen Valer, ihrem Liebling.

Du bist so geduldig mit den Kindern, sagte sie endlich, ihren ganzen Mut zusammenraffend, weil er gar so lange schwieg.

Er lachte. Du scheinst eine gute Vorstellung von mir zu haben, liebe Schwägerin. Du meintest wohl einen ganz verknöcherten, menschenfeindlichen Sonderling zu finden?

Ach nein, erwiederte sie, nun ebenfalls lächelnd, aber ich weiß wohl, was für Unruhe unsre lärmende Kinderschaar in euer stilles und geregeltes Hauswesen gebracht hat.

Georg schüttelte den Kopf. Mit der Unruhe ist Leben nach Siebenhofen gekommen, neue Interessen, neue Lust. Glaube mir, wir sind euch Dank schuldig, Cäcilie und ich! Du aber solltest —

Er brach ab. Sie blickte zu ihm auf. Was soll ich thun? fragte sie demütig.

Nichts thun, sondern etwas unterlassen, nämlich solche Menschen um Geduld und Nachsicht zu bitten, die eben nichts thun können, als von dir lernen!

Siebentes Kapitel.

Der Schnee war die ganze Nacht in seinen weißen Flocken gefallen, und am Morgen hatte der Schmidt vor dem Hause in einigen Parkwegen Bahn geschaufelt. Noch vor dem Frühstück stürmten Valer, Mathilde und Julie in den Garten hinaus, natürlich ohne Jacken und Mützen, da Mademoiselle Adeline, die solche in Verwahrung hatte, ihren Schlaf um keinen Preis so früh aufgeben konnte. Das ganze Haus lag noch in friedlicher Ruhe. Bis an die Knöchel wateten die drei jungen Helden im weichen Schnee und ergingen sich dabei in solchen Jubeltönen, daß der Hofmarschall seinen Kammerdiener Heinrich zu Herrn Trakelberg sandte, um von diesem die Ursache des Getöses zu erfahren.

Unterdessen stand Cäcilie bereits in dem kalten Hausflur mit der Botenfrau, der Weindeln, welche zweimal wöchentlich nach Erfurt, der nächsten größern Stadt, pilgerte, aber gewöhnlich alle Aufträge verkehrt besorgte. Diese Damen gewahrten plötzlich zu ihrem lebhaften Erstaunen den langen Trakelberg durch den Flur stürmen, und ehe Cäcilie Zeit hatte, zu fragen, wo es brenne, war die Erscheinung bereits durch die Thüre verschwunden.

Ei, ist der Mensch denn ganz verrückt! sagte das Fräulein ärgerlich.

Der pflichttreue Mentor langte indessen am Wallgraben an, wo sich im Augenblicke seines Erscheinens ein Zetergeschrei erhob.

Die liebe Jugend hatte die Tragbarkeit des gefrorenen Grabens untersuchen wollen, und Mathildchen hatte als die Leichteste den ersten Versuch machen müssen. Dabei war sie mit einem Fuße durch die dünne Eisdecke gebrochen, und als sie diesen herausziehen wollte, war sie nur tiefer eingesunken. Die Geschwister thaten ihr möglichstes, um die Schwester aus dieser peinlichen Lage zu befreien. Valer unternahm es sogar, ihr zu Hilfe zu kommen; aber sowie er den ersten Fuß auf die Eisdecke setzte, brach diese unter ihm ein. Nun redete

er Mathilden gütlich zu, nur noch ein wenig zu warten (mit dem Einſinken, meinte er), während Julie mit möglichſtem Stimmaufwande die Namen ſämtlicher Hausgenoſſen in den Morgen hinausrief. Herr Trakelberg überſah ſofort die Lage der Dinge, und da er in der Aufregung die ihm ſonſt abgehende Geiſtesgegenwart zu erlangen pflegte, ſchickte er Julien nach dem Schmidt und eilte ſelbſt in den Holzſchuppen, um ein Brett herbeizuſchaffen, da man auf keine andre Weiſe zu der Bedrängten gelangen konnte. Du, ſagte Mathilde zu ihrem Bruder, der noch am Ufer ſtand, du, jetzt iſt es ſo kalt, daß ich nicht länger feſthalten kann.

Warte, ich komme von der andern Seite und halte dich.

Nein, das thu nicht! Du brichſt nur ſelbſt ein.

Ja, ich komme!

Aber ehe Valerian den Eingebungen ſeines geängſteten Herzens folgen konnte, ſtürzte vom Hofe her Herr Trakelberg herbei, ein langes Brett hinter ſich herſchleppend, dunkelrot im Geſicht und keuchend wie eine Dampfmaſchine. Gleichzeitig nahte vom Hauſe her eine lange Prozeſſion: voran der Schmidt, dann Cäcilie, Thereſe, der Hofmarſchall, begleitet von ſeinem Kammerdiener Heinrich, Mademoiſelle Adeline, die nun doch ihrem Morgenſchlummer entſagen mußte, Julie, die Köchin Minna, Criſpine und ſogar die Johanna von der gnädigen Frau.

Bei aller Haſt donnerte der Hofmarſchall über den unverantwortlichen Leichtſinn eines jeden, und die blaue Ader auf ſeiner Stirne ſchwoll zu bedenklicher Höhe. Schmidt und Heinrich aber beeilten ſich, dem Kandidaten beizuſtehen, und Tante Cäcilie hielt das Julchen ſo feſt umklammert, als fürchte ſie, dieſe auch plötzlich in den tückiſchen Graben verſetzt zu ſehen.

Ach Gott! ach Gott! ſtöhnte händeringend die Criſpine.

Du mein liebes Jeſulein! rief die Johanna einmal über das andre.

Die Minna aber ſagte: Na, das giebt 'nen tüchtigen Schnupfen! Ich muß doch gleich mal 's Bette und ſo was zurechte machen. Damit trabte die Wackere nach dem Hauſe zurück.

Die Hofmarſchallin zitterte vor Angſt und Aufregung. Sie preßte die Hände zuſammen und ſtarrte mit weitgeöffneten Augen nach der Eisfläche. Der Graben und die daran beſchäftigten Menſchen bewegten ſich im Kreiſe um ſie her. Das verworrene Geräuſch der Stimmen drang wie entferntes Summen an ihr Ohr. Sie atmete ſchwer, und ihre blutloſen Lippen bewegten ſich, um das Kind zu rufen; doch drang kein Laut aus ihrem Munde. Einen Augenblick ſah ſie das breite Loch im Eiſe leer, und da meinte ſie ſelbſt hinabzuſinken in das kalte, ſchwarze Waſſer. Sie hatte das Bewußtſein verloren.

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Geſchichte der neuern Philoſophie von Nikolaus von Kues bis zur Gegenwart. Im Grundriß dargeſtellt von Dr. Richard Falkenberg, Privatdozent an der Univerſität Jena. Leipzig, Veit u. Co., 1886.

Ein ſtarker Band von beinahe 500 Seiten. Das Buch iſt ſehr ſorgfältig und fleißig gearbeitet und zeichnet ſich durch unparteiiſche, leidenſchaftsloſe Darſtellung der verſchiednen Richtungen in der Philoſophie aus; der Verfaſſer tritt weniger als entſcheidender Richter, denn als Hiſtoriker ohne beſtimmte Farbe auf. Für Studenten der Philoſophie wird das Buch ohne Zweifel ſehr nützlich ſein, auch iſt es ein ſehr zweckmäßiges Nachſchlagewerk.

Ein neuer Paulus. Immanuel Kants Grundlegung zu einer ſicheren Lehre von der Religion, dargeſtellt von Dr. Heinrich Romundt. Berlin, Nicolaiſche Verlagsbuchhandlung, 1886.

Der raſtlos fleißige, energiſche Verfaſſer giebt uns hier die Darſtellung von Kants Religionslehre, geſtützt auf ſeine frühern Arbeiten, welche die Darſtellung der Kritik der theoretiſchen und der praktiſchen Vernunft enthielten. Die Aufgabe, die er ſich geſtellt hat, iſt keine leichte; ſie erforderte jedenfalls den ganzen ſittlichen Ernſt, die ganze unermüdliche, nach Wahrheit ſtrebende Kraft des Verfaſſers. Daher kann freilich auch der Leſer nicht ganz leicht den ſtrengen Gedankengang verfolgen. Aber bei Aufwand einer geringen Mühe wird jeder Leſer, dem es um die wichtigſten und heiligſten Intereſſen der Menſchheit ernſtlich zu thun iſt, durch die Lektüre des Buches nicht ſowohl Genuß als Belohnung und reiche Belehrung finden. Der Verfaſſer hat ſchon in ſeinen frühern Werken den Standpunkt vertreten, daß der echte Gehalt der Kantiſchen Kritiken von den deutſchen Philoſophen unſers Jahrhunderts falſch aufgefaßt und entſtellt worden ſei, ſodaß heutzutage erſt nach und nach das reine Gold aus jenem tiefen Schacht der Weisheit wieder hervorgeholt werden müſſe. Und wir haben ihm zum größten Teile Recht geben müſſen. In dieſer Arbeit beſchäftigte er ſich mit Kants Schriften über Religion, beſonders „Vom radikalen Böſen in der menſchlichen Natur in der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft," (1792, 1793); den „Metaphyſiſchen Anfangsgründen der Tugendlehre" (1797) und einigen kleineren Aufſätzen, und behauptet mit großem Nachdruck, daß auch hierfür weder Philoſophen noch Theologen bis in die neueſte Zeit das wahre Verſtändnis gefunden haben. Der Sinn des Ganzen iſt in dem Titel ausgedrückt „Der neue Paulus," d. h. Romundt ſtellt den Inhalt der Religionslehre Kants ſo dar, daß von ihr aus eine weſentliche Erneuerung und Befeſtigung der reinen evangeliſch-chriſtlichen Lehre ſtattfinden könnte und müßte, wozu bis jetzt noch kaum der Anfang gemacht iſt. Seine Polemik gegen die nachkantiſchen philoſophiſchen Syſteme iſt, wie man bei ihm erwarten konnte, ſehr ſcharf, zuweilen ſind ſeine bildlichen Vergleiche grob zu nennen; aber es iſt bei aller, vielleicht etwas geſuchten Derbheit nicht zu verkennen, daß der Verfaſſer nicht auf Befriedigung ſeiner Raufluſt, ſondern auf möglichſt draſtiſche Widerlegung derjenigen ausgeht, die er für Gegner des Guten und Wahren halten muß. Es wird ſich ja zeigen, ob die Getroffenen ſtillſchweigend alles hinnehmen werden. Jedenfalls verdient das Buch die aufmerkſamſte Beachtung.

Digitized by Google

Der Einfluß der Sitten und Gebräuche auf die Entwicklung des Eigentums. Von Ludwig Felix. Leipzig, Duncker und Humblot, 1886.

Dieses Buch bildet die Fortsetzung eines vor drei Jahren erschienenen Buches desselben Verfassers: „Der Einfluß der Natur auf die Entwicklung des Eigentums."

Als wir zuerst den Titel „Entwicklung des Eigentums" lasen, dachten wir uns den Inhalt des Buches ganz anders. Wir glaubten, es werde eine Darstellung der Entwicklung sein, welche der Eigentumsbegriff im Laufe der Geschichte genommen hat. Eigentum ist nicht immer dasselbe gewesen. Es hat in sehr verschiednen Formen bestanden. Schon im Laufe der Entwicklung des römischen Rechtes liegen erhebliche Verschiedenheiten. Das Eigentum des ältern römischen Rechtes, welches durch ein- und zweijährige Verjährung erworben, aber auch verloren wurde, war sicherlich in seinen Wirkungen nicht ganz dasselbe wie das Eigentum, dessen Erwerb und Verlust heute an weit längere Verjährungsfrist geknüpft ist. Im Mittelalter herrschten dann noch die mannichfachen Formen geteilten Eigentums, Gesamteigentums ꝛc. Es würde von großem Interesse, wenn auch vielleicht recht schwierig sein, zu untersuchen, welchen Einfluß diese verschiednen Formen des Eigentums auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der verschiednen Völker und Zeiten geübt haben.

Das vorliegende Buch ist nicht eine Geschichte des Eigentumsbegriffs, sondern des Eigentumserwerbs. Mit einer bewunderungswürdigen Belesenheit stellt der Verfasser alle Thatsachen zusammen, welche im Laufe der Zeiten auf den Erwerb oder Verlust von Vermögen Einfluß geübt haben. Es ist viel Interessantes darunter enthalten. Einer eigentlichen Besprechung entzieht sich aber das Buch, wenn man nicht etwa auf Einzelheiten eingehen will, da die mitgeteilten Thatsachen durch die gemeinsame Beziehung auf den Erwerb oder Verlust von Eigentum doch nur in einem ziemlich losen Zusammenhange stehen. Wir können nur soviel sagen, daß der Freund der Kulturgeschichte vieles in dem Buche finden wird, was ihm vielleicht neu und jedenfalls in diesem Zusammenhange noch nicht geboten worden ist.

Die Sünden der Väter. Roman von Ludwig Ganghofer. Zwei Bände. Stuttgart, Bonz, 1886.

Mit Mühe und Not haben wir uns durch die zwei umfänglichen (über 900 Seiten umfassenden) Bände dieses ersten Ganghoferschen Romans durchgerungen, um zu dem Schlusse zu gelangen, daß er, trotz der ausführlichen ästhetischen Apologie, welche der Autor selbst gegen das Ende des zweiten Teiles seiner Darstellung zu Teil werden läßt, ein nach Form und Inhalt gänzlich verunglücktes Werk sei. Den Inhalt, die poetische und sittliche Idee desselben anzugeben, ist bei der Unklarheit des Autors und seiner Handlung gewiß keine Kleinigkeit, man kann sich nur in Vermutungen darüber ergehen, was er darstellen wollte. Zunächst ist es auffällig, daß im Unterschiede von der gesunden Strömung, welche den europäischen und dann auch den deutschen Roman seit einem Menschenalter ergriffen hat (und ihn wesentlich von der Novelle sonderte), dieses Buch kein objektives Bild, sei es einer ganzen oder einer örtlich bestimmten Gesellschaft, liefert. Wohl bewegt sich die Handlung in Berlin und in München, zwei bedeutenden Zentren des deutschen Lebens; aber davon ein Bild zu geben, ist weder beabsichtigt, noch ist es etwa beiläufig nebenbei entstanden. Ganghofers Buch ist deshalb eigentlich kein Roman. Aber noch mehr: als wäre in Ganghofer, der doch wegen seiner Jugend zur allerneuesten Generation zu rechnen ist, ein Mensch aus einer längstverflossenen und Gottlob überwundenen Epoche, der Zeit des jungdeutschen, salonästhetischen, kränklich schöngeistigen Geschmackes, der Zeit der tragischen Künstlernovellen u. dergl. m., nach langem Schlafe aufgewacht, so führt dieser jüngste der Romandichter in eine

Gesellschaft von weltschmerzlichen Dichtern, Musikern, Malern, Schauspielern, deren Seelenleben, um mit Interesse verfolgt zu werden, nur für eine Auswahl von Lesern verständlich sein kann, den meisten aber ziemlich langweilig erscheinen muß. Der Angelpunkt der Handlung ist der Erfolg eines Schauspiels, über dessen Gehalt, Ausgang, Auffassung und Darstellung unendlich lange Debatten geführt werden, die uns schließlich doch zu keiner rechten Kenntnis des vielgelobten Stückes verhelfen können. Indes, diesen anachronistischen und novellistischen Charakter des ganzen Entwurfs außer Acht gelassen, fehlt es der Darstellung der einzelnen Figuren — mit Ausnahme des Frießhardt-Leuthold — und der Führung der Handlung so vielfach an der rechten Kunst, daß auch in dieser Richtung das Lesen dieser überbreiten Geschichte nicht zu den wünschenswertesten Genüssen gerechnet werden kann. Schon ihr Titel mit seinem alttestamentarischen Anklange ist irreführend; nicht die „Sünden der Väter" sollte es heißen, sondern weit richtiger: „Die sündigen Väter." Denn nach dem Gange der Handlung zu schließen, war es dem Erzähler nicht um die Nachwirkung der Sünden der Väter in die folgenden Geschlechter zu thun, sondern die sündigen Väter selbst sind sein Thema. Er will, übrigens unoriginell genug, den Satz durchführen, daß die sittliche Gerechtigkeit in dieser Welt durchaus ungleich verteilt sei; er will zeigen, wie dieselben Sünden bei verschiednen Menschen sich verschieden rächen, je nach dem sittlichen Werte des Einzelnen, und zwar im umgekehrten Verhältnisse — eine Alltagsweisheit. Dabei sind ihm künstlerisch nicht die Sünden, sondern die Sünder interessant, was ein fatales Uebergewicht der Charakteristik über die Handlung hervorruft. Die drei Väter, die er aufstellt, haben sämtlich uneheliche Kinder auf dem Gewissen, und zwar alle drei Mädchen, deren Mütter teils gestorben, teils verdorben sind und nicht in Betracht kommen. Alle drei Väter suchen sehnsüchtig ihre ihnen unbekannten Kinder, zweien gelingt es, diese zu finden, aber gerade als diese die letzten Atemzüge aushauchen. Ganghofers Grundgedanke ging offenbar dahin, einmal — nicht wie es die Franzosen immer thun, indem sie das gefallene Weib fortwährend im Theater und im Roman vorführen — einmal die Folgen der Verirrungen bei Männern darzustellen. Dies geschieht in der Hauptfigur des Richard Albart, eines, wie behauptet wird, genialen jungen Dichters, der sein Lebensglück, die ihm verlobte Jugendgeliebte, wegen einer Verirrung verscherzte, später ins Unglück geriet, aus dessen höchster Not ihn eine unerwartete reiche Erbschaft rettete, die er im Dienste der größten Mildthätigkeit verwendete, und schließlich, nachdem sein Kind ihm gestorben ist, kommt er doch in den Besitz seiner Braut. Ganghofer mußte bald einsehen, daß das Geschlechtsleben nicht die ganze Existenz des Mannes so sehr bedinge, wie die des Weibes; daß die Entwicklung des Mannes von andern Faktoren, zunächst von seinen Berufszwecken, abhänge. So wurde denn sein Buch zu einem Bildungsroman — aber die poetische Kraft Ganghofers reichte dazu nicht aus: wieviel Anstrengungen er auch macht, für seinen Helden zu erwärmen — sie sind vergebens. Gleich kühl lassen uns die meisten übrigen Gestalten des Romans, die Handlung kommt nur schleichend vorwärts und ist an sich selbst uninteressant. Nur der Frießhardt ist interessant. In dieser ganz äußerlich in die Geschichte verwebten Gestalt gab Ganghofer ein auf jahrelangem und intimem Verkehr mit Heinrich Leuthold beruhendes Bild des unglücklichen schweizer Lyrikers. Es läßt sich freilich darüber streiten, ob es geschmackvoll sei, eine so genau nach dem Leben gezeichnete Gestalt — es werden sogar Leutholds Verse wörtlich zitirt und immer als die Frießhardts ausgegeben — in einen Roman aufzunehmen, wo ihr sonst keinerlei historisches Element zugesellt erscheint; auch dies war der Geschmack von vor fünfzig Jahren.

Indes die wenigen Bagen, welche Frießhardt-Leuthald in seinem ganzen maralischen Jammer schildern, sind die einzig wertvallen der beiden Ramanbände, und sie allein geben Hoffnung, daß der junge Erzähler sein schönes Talent wieder auf den rechten Weg zu führen imstande sein werde. Und der rechte Weg liegt für ihn dart, wa ihn der Erfalg seiner Leuthaldschilderung weist: in der Wiedergabe des abjektiv durch jahrelangen Verkehr genau Erfaßten, denn ein schöpferischer Mensch, der aus seinem Inneren heraus Gestalten schaffen kann, ist Ganghafer bisher nach nicht. Sobald er philasophirt, sein Können überschätzt, wird er langweilig. Von der gänzlich verfehlten Farm der Darstellung, in der alles als persönliches Erlebnis des Erzählers fingirt wird, van der unendlichen Breite im gleichgiltigsten Detail, van der ungewandten Benutzung van Briefen u. dergl. für den Fartschritt der Handlung wallen wir garnicht sprechen.

Sorathi. Epische Dichtung in zwölf Gesängen von Fritz von Holzhausen. Leipzig, Gustav Brauns, 1886.

Wie weit liegt die Zeit hinter uns, da die deutschen Dichter westöstlich sich in Kaftan und Turban hüllten und in den Märchen von tausend und einer Nacht berauschten! wie ganz andre Bahnen hat seitdem die Literatur eingeschlagen! Selbst der madernen Ramantik, der keine Zeit und kein Land zu fern liegen, sind die arientalischen Phantasien zu entlegen, zu fremd geworden. Da kammt es einem wahl mit Recht etwas wunderlich var, einem Nachzügler aus dem Kreise der Rückert, Schäfer, Daumer, Hammer-Purgstall zu begegnen, wunderlich der Versuch, den madernen Leser, der durch die „wissenschaftlichen“ Ramane der Archäalagen einerseits und der mit starkem Pfeffer nicht sparenden Naturalisten anderseits mehr verdarben als verwöhnt ist, an die üppigen Gestade des Indus zu leiten, wa die Latasblume in süßer Mandnacht träumerisch die duftreichen Blüten öffnet. Oder — Fritz van Halzhausen ist ein Oesterreicher — wäre es wieder die den österreichischeu Dichtern (van Erich Schmidt) vargewarfene Seltsamkeit, mit ihren literarischen Idealen immer eine Generatian später als die Deutschen draußen im Reich aufzutreten? Sa ganz dem Einfluß der Zeit, im guten wie im übeln Sinne, hat sich Halzhausen allerdings auch nicht entziehen können. Zu seiner recht farbigen und anschaulichen Schilderung eines arientalischen Marktes vergißt er nicht zur Beruhigung der Realisten die Fußnate zu fügen, daß sie sich einer wissenschaftlich-ethnagraphischen Darstellung anschließe; und das natianale Pathas, welches unsre gesamte zeitgenössische Literatur beherrscht, bricht auch, auf dem seltsamsten Umwege freilich, bei diesem Orientalen durch; der buddhistische Held am Indus hat Kenntnis van der edlern Art zu lieben, die man „dem Germanenvalk fern im Westen nachsagt“ (S. 121). Indes, abgleich wir die Wahl des Staffes für einen Fehlgriff halten, auch der Handlung mit ihrer echt arientalischen Ramantik keinen Geschmack abgewinnen können, insbesandre deshalb nicht, weil sie van keiner sittlichen Idee paetisch geadelt wird, und weil der Zufall schließlich einen ganz unvarbereitet tragischen Ausgang herbeiführt: trotz alledem begrüßen wir in Fritz van Halzhausen ein vielversprechendes dichterisches Talent. Er beherrscht Vers und Sprache mit Geschick und Geschmack, seine Darstellung ist klar und anschaulich, seine Lyrik warm und fern van aller Kanventian, sein Humar liebenswürdig, seine Kunst zu charakterisiren ist nicht ahne Tiefe und plastische Kraft. Sa fehlt nur nach eine glücklichere Wahl im Staff, und ein ansprechendes Kunstwerk ist geschaffen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Ein zukünftiger Kriegsſchauplatz.

1.

In den beiden letzten Nummern dieſes Blattes wurde durch Blicke auf den Charakter und die Geſchichte des ruſſiſchen Chauvinismus der Beweis verſucht und, wie wir meinen, erbracht, daß derſelbe eine Macht iſt, welche die weſtlichen Nachbarn des Zarenreiches bedroht und ihnen unter Umſtänden gefährlich werden kann. Er hat der Regierung imponirt, Einfluß auf ſie geübt, in den Miniſterien Männern ſeines Glaubens — richtiger, ſeines politiſchen Aberglaubens — Stellung verſchafft und ſo zuweilen die Rolle einer Nebenregierung geſpielt, welche die Politik der eigentlichen Regierung beſtimmte. Er hat den vorigen Zaren zu einem Kriege bewogen, der ſeinem Gefühle und ſeiner verſtändigen Erwägung widerſtrebte. Er kann auch deſſen Nachfolger, wie friedfertig er denken möge, einmal zwingen, kriegeriſche Bahnen einzuſchlagen, die zu einem Zuſammenſtoße mit uns und unſerm Verbündeten an der Donau führen würden. Kurzum, ein Krieg zwiſchen uns und Rußland iſt dermalen allerdings noch nicht wahrſcheinlich, immerhin aber eine Möglichkeit, die in nicht ſehr ferner Zukunft zur Wirklichkeit werden kann, obwohl das wahre Intereſſe Rußlands gegen ſie ſpricht und unſerſeits der beſte Wille und die höchſte diplomatiſche Kunſt ſich beſtreben werden, den Frieden zu erhalten. Nur im Hinblicke auf dieſe Möglichkeit prüfen wir im folgenden vom militäriſchen Geſichtspunkte die Gegenden, die der Schauplatz eines ſolchen Krieges ſein würden, wobei wir uns von den Ergebniſſen leiten laſſen, zu denen eine ſoeben erſchienene Schrift über den Gegenſtand gelangt. Dieſelbe führt den Titel: „Von der Weichſel zum Dnjepr. Geographiſche, kriegsgeſchichtliche und operative Studie von Sarmaticus“ (Hannover, Helwingſche

Verlagsbuchhandlung, 1886) und ist mit einer Übersichtskarte und vierzehn Skizzen einzelner Teile des betreffenden Gebietes ausgestattet, welche die Orientirung auf demselben wesentlich erleichtern. Wir empfehlen das Buch angelegentlich. Es beruht auf gründlicher Untersuchung, berücksichtigt alles in Bezug auf die Sache wissenswerte und weiß sie auch dem Laien verständlich darzustellen. Der militärgeographische Abschnitt beginnt mit einer Begrenzung des polnischen Kriegsschauplatzes, den der Titel der Schrift meint, behandelt dann Klima, allgemeine Beschaffenheit der Oberfläche, Bewässerungsverhältnisse und Bevölkerung des Landes, geht hierauf zu topographischen und statistischen Mitteilungen über dessen einzelne Gouvernements sowie über Galizien und die Bukowina über und bespricht schließlich die Festungen, Straßen und Eisenbahnen, worauf ein Anhang Warschau, Wilna und das platte Land in der Form von Reisebildern schildert. Der kriegsgeschichtliche Teil besteht aus gedrängten Übersichten über die Feldzüge von 1792 bis 1794 und von 1806 und 1807, den Krieg von 1812 und den Revolutionskrieg von 1831. Der dritte Abschnitt endlich beschäftigt sich mit operativen Betrachtungen, der Verteilung der russischen Streitkräfte im Frieden, der Mobilmachung derselben, dem Aufmarsche der Armee, der Dislokation der österreichisch-ungarischen Truppen und deren Aufmarsche in Galizien, den notwendigen Vorbereitungen der westlichen Verbündeten zu einem Feldzuge in Polen und Rußland, und zum Schlusse mit dem Zwecke und Plane eines solchen Unternehmens und dessen Aussicht auf Gelingen. Der erste Teil läßt die an Rußland grenzenden Teile des deutschen Reiches und die baltischen Provinzen, der dritte die Betrachtung der Dislokation und des Aufmarsches der deutschen Streitkräfte aus.

Im folgenden die Quintessenz der wichtigsten Kapitel des hochinteressanten Werkes, welches mit seinen zahlreichen Tabellen 328 Seiten stark ist. Der polnische Kriegsschauplatz umfaßt das Generalgouvernement Warschau und die lithauischen und weißrussischen Gouvernements Kowno, Wilna, Grodno und Minsk, ferner im Südwesten Volhynien und Podolien, endlich die österreichischen Kronländer Galizien und Bukowina. Das Klima dieser Landstriche steht dem norddeutschen ziemlich nahe. Der Winter beginnt im November, mildert sich aber im Dezember wieder, und erst Januar und Februar haben andauernden Frost mit festem Eis auf Flüssen, Seen und Sümpfen, die durchschnittlich neunzig bis hundert Tage im Jahre zugefroren sind. Die Bestellung des Bodens gleicht der bei uns, es werden dieselben Früchte gebaut, die Bewirtschaftung mit Sommer- und Wintersaat ist die nämliche, die Erntezeit ebenfalls. Einige Abweichungen ergeben sich aus dem größeren Wald- und Wasserreichtume des Landes. Dasselbe gehört mit Ausnahme der Vorberge der Karpathen zur sarmatischen Tiefebne, die von zwei breiten Landrücken, einem südlichen und einem nördlichen, welche parallel laufen und von welchen der erstere die Wasserscheide zwischen dem Schwarzen Meere und der Ostsee bildet, durchzogen wird. Die Zentral-

karpathen bestehen aus einem breiten Rücken von 1000 Metern mittlerer Höhe, aus dem sich an der Grenze zwischen Ungarn und der Bukowina Gipfel von 1800 bis 2000 Meter erheben. Dazwischen befinden sich Einsattelungen mit Pässen, deren niedrigsten und wichtigsten die Straße von Bartfeld nach Dukla in einer Höhe von 502 Metern überschreitet. Weiter östlich folgen der Paß von Palota, 850, der von Uzsok, 889, und der von Körösmezö, 931 Meter hoch. Im Norden lagern sich unter diesem Rücken zahlreiche Parallelketten von 700 bis 900 Meter Höhe, welche ein waldiges Hochland von sehr wildem Charakter darstellen. Podolien besitzt wenig, Volhynien dagegen sehr viel Wald. Zwischen Bug und Weichsel streicht ein waldbedecktes Bergland hin, das von tiefen, sumpfigen Thälern durchschnitten wird. Auch links von letzterem Strome begegnet man einem solchen Höhenzuge, der zwar niedriger als jener, aber insofern ein Hindernis für militärische Bewegungen ist, als die Straßen hier den Charakter langer Walddefileen tragen. Dieses südpolnische Berg- und Hügelland geht nach Norden hin in weite Flächen über, die einen erstaunlichen Wasserreichtum zeigen, was namentlich vom östlichen Teile derselben, der Strecke zwischen Bug und Narew, gilt. Die hier entspringenden Flüsse sind schon bald nach ihrem Ursprunge schiffbar, und daneben nehmen ungeheure Moräste einen großen Teil dieses Gebietes ein. Dieselben beginnen mit den Prypatsümpfen, denen sich der Bialowiecer Sumpfwald, der Bobr- und Pulwybruch, der Netta- und der Lykbruch anschließen, welche zusammen viele Quadratmeilen Landes bedecken und eine Terrainform zeigen, wie sie sonst in Europa so ausgedehnt nirgends vorkommt. Es ist der Landschaftstypus, der zur Zeit der Völkerwanderung in allen Flußniederungen des Nordens unsers Weltteils herrschte. Charakteristisch für denselben ist namentlich der Bialowiecer Wald, der sich zwischen den Quellgebieten des Njemen, des Narew, der Pina und Jasiolda über eine Fläche von achtzehn Quadratmeilen ausbreitet. Große Strecken dieses Waldes, der an den nassen Stellen aus Erlen, an den trocknen aus Föhren besteht, sind für den Menschenfuß im Sommer völlig unzugänglich, im Winter gefährlich. Er enthält an seinem Saume nur das eine Dorf, nach dem er genannt wird. Das Innere ist eine Wildnis, in welcher Schichten von Bäumen, von Alter und Stürmen umgestürzt, allmählich verfaulen, und wo nur Elenntiere, Wölfe, Bären und Auerochsen hausen. Ein ähnliches Bild bietet der Pulwybruch dar. Die hindurchführenden Wege sind schmale Defileen durch Wald und Moraſt, und seine wenigen Dörfer haben um sich nur einen kleinen freien Raum mit bestellten Äckern. Von selbst versteht sichs, daß diese Landstriche der Bewegung von Truppen und der Beobachtung des Feindes außerordentliche Hindernisse entgegenstellen. Kaum geringere Schwierigkeiten bietet auf der linken Seite der Weichsel das Sumpfthal der Bzura und dasjenige der obern Warthe, und ebenso ist die masurisch-lithauische Seenplatte, welche das polnische Kriegstheater im Norden abschließt, mit ihren vielen Flüssen und ihrer

fast ununterbrochenen Kette von Wäldern, Seen und Morästen kein Operationsfeld für größere Truppenkörper.

Erhebliche Schwierigkeiten für die Kriegführung liegen ferner in den Flüssen Polens und Westrußlands. Besonders bildet die Weichsel in ihrem mittleren und unteren Laufe durch ihre Breite, ihre Wassermasse und ihre rasche Strömung eine starke Barriere. Dazu kommt, daß sie nach jedem starken Regen ihr Bett ändert und die besten Entwürfe für den Brückenschlag zu nichte macht. Um Weihnachten friert sie zwar zu, sodaß sie zu überschreiten ist, und dieser Zustand währt in der Regel etwa zwei Monate, aber immer ist Thauwetter zu befürchten, wo der Strom die Eisdecke bricht, in schnellem Anwachsen seine Ufer überflutet und das Flußthal in einen oft meilenbreiten See verwandelt, was vorzüglich in Russisch-Polen geschieht, wo er nirgends künstlich eingedämmt ist. Eine Überschreitung desselben wird also vonseiten einer Armee wohl nur da stattfinden können, wo sich schon im Frieden in Gestalt von Eisenbahn- und Straßenbrücken Übergangsmittel befinden, was bei Zabrzeg, nordwestlich von Auschwitz, bei Czarnuchowice, nördlich von da, bei Krakau und in Russisch-Polen bei Iwangorod, bei Warschau, bei Plock und bei Wloclawek der Fall ist. Überschauen wir die vielen Gewässer, welche der Verfasser bei seiner Beschreibung aufzählt, und die großen Sumpfwälder, die er anführt, so finden wir, daß vorzüglich der außerordentliche Wasserreichtum des polnischen Kriegsschauplatzes einen Angriff hier erschwert. Für alle Operationen in diesen Landstrichen sind Jahreszeit und Witterung von höchster Bedeutung. Frühling und Herbst mit dem vielen Regen, den sie zu bringen pflegen, und plötzlich wehender Thauwind im Winter sind die Hauptfeinde der hier vordringenden Heere. Die Trockenheit des Hochsommers und anhaltender Frost im Winter erleichtern dagegen alle Bewegungen und machen sie stellenweise überhaupt erst möglich. Napoleon fand bei seinem ersten Feldzuge in diesen Gegenden „ein fünftes Element vor, den Kot," der ihm beschwerlicher und gefährlicher wurde als vieles andre, da seine Geschütze und Wagen vielfach darin stecken blieben.

Weiter ist von Wichtigkeit für die Kriegführung in Polen und Westrußland die Beschaffenheit der dortigen Ortschaften. Nur die Gouvernements- und die alten Landeshauptstädte zeigen einen Kern von Steinhäusern mit großen Kirchen, Klöstern, Regierungsgebäuden und andern massiven Bauten. Schon die Vorstädte derselben setzen sich meist aus Häusern und Hütten von Balken und Brettern zusammen. Noch mehr ist dies bei den Kreis- und den kleinern Landstädten, sowie bei den Marktflecken der Fall, und die Dörfer bestehen durchgehends aus Holzbauten mit Stroh- oder Schilfdächern; nur Herd und Schornstein sind daran mit Ziegeln oder Steinen aufgemauert. Die Gutshöfe liegen entweder in oder dicht bei den Dörfern, bisweilen auch im freien Felde und zeichnen sich vor den Bauernhöfen gewöhnlich nur durch ihre Größe und durch eine Veranda oder einen Altan aus. Nur selten kommt es vor, daß man

sie als Schloß bezeichnen darf. Diese Thatsachen beeinflussen die Kriegführung in doppelter Weise: hinsichtlich der Unterbringung der Truppen und in Bezug auf die Verwendung der Örtlichkeiten bei Gefechten. Wirkt schon der Umstand, daß die Orte fast überall weit von einander liegen, dahin, daß sie sich nicht gut zu Kantonnements eignen, so gilt dies von der elenden Bauart der Dörfer, der Enge der Wohnungen und der beispiellosen Unsauberkeit derselben noch mehr. Selbst die Stallungen lassen sich meist kaum benutzen, wenn Truppenpferde unter Dach zu bringen sind; denn jene Räume sind gewöhnlich sehr niedrig und ihre Thüren nur für das kleine magere Vieh des polnischen Bauern berechnet. Die Folge ist, daß die Truppen hier weit mehr biwakiren müssen als in westlicher gelegnen Gegenden. Anderseits schließt der Umstand, daß die Dörfer ganz, die kleinen Städte und Flecken beinahe durchweg aus Holzwerk bestehen, fast jedes Gemäuer fehlt und die Höfe und Gärten nur mit Zäunen von Latten oder geflochtenen Ruten eingefaßt sind, die Benutzung der Ortschaften zu taktischen Zwecken in den meisten Fällen gänzlich aus. Nirgends würde es sich empfehlen, ein polnisches Dorf zu besetzen und zu verteidigen, es wäre denn, daß ausnahmsweise die beherrschende Lage, ein massives Gebäude oder eine steinerne Kirchhofsmauer dies ratsam erscheinen ließen. Irgendwelcher Schutz gegen Feuerwirkung ist von Wänden aus Pfosten und Brettern nicht zu erwarten, und die erste feindliche Granate muß das Strohdach in Brand setzen. An die Stelle der in den letzten Kriegen vielfach vorgekommenen Ortsgefechte wird daher auf polnisch-russischem Boden der Kampf auf freiem Felde treten müssen. Der Schützengraben vor der Einfassung des Dorfes wird der Besetzung des letzteren vorgezogen werden.

Die durchschnittliche Dichtigkeit der Bevölkerung zeigt in den zehn Weichselgouvernements 55 Einwohner auf dem Quadratkilometer, etwa wie in Hannover und Westpreußen. Jene haben ferner nur eine Stadt (Warschau) mit mehr als 100 000 und zwei (Lodz und Lublin) mit mehr als 30 000 Seelen. Im übrigen bewegen sich die Einwohnerzahlen der Gouvernementsstädte zwischen 12 000 und 24 000, diejenigen der 85 Kreisstädte zwischen 4000 und 10 000 Einwohnern. Die Leistungsfähigkeit der gedachten Gouvernements in Bezug auf landwirtschaftliche Erzeugnisse steht derjenigen der Staaten und Provinzen des deutschen Reiches im Durchschnitt nur wenig nach, übertrifft diese aber in den Gouvernements Kalisch, Plock und Lublin. Alle führen Getreide und Vieh aus, und es ist deshalb ein Irrtum, wenn behauptet wird, Polen eigne sich nicht zur Kriegführung mit größern Truppenmassen, weil die Verpflegung derselben dort nicht sichergestellt werden könne. Das Gegenteil ist der Fall, und zwar nicht bloß in den genannten drei Gouvernements, sondern auch in mehreren andern, z. B. im Gouvernement Kowno, das zwischen Ostpreußen und Kurland fast bis an die See reicht, und das besonders in seinen westlichen Strichen nicht nur von Natur äußerst fruchtbar, sondern auch, da die großen Güter sich

vielfach in der Hand von Deutschen befinden, großenteils in hoher Kultur ist. Sehr reich an Vieh ist ferner Volhynien, das im Südwesten auch ausgedehnte Strecken guten Ackerlandes besitzt. Eine hervorragende Rolle endlich würde bei einem Kriege in den östlichen Grenzländern Deutschlands und Österreichs Podolien in Betreff der Ernährung der Armeen zu spielen berufen sein. Es giebt hier wenig Wald mehr, und der größte Teil des Gouvernements gehört nach seiner Bodenbeschaffenheit dem Gebiete des „Tschernosom," jener schwarzbraunen Humuserde an, welche sich vom Dnjestr durch die Gouvernements Kjew, Pultawa, Charkow, Kursk, Orel und Tula bis zur Wolga hinzieht und diese Gegenden zur Kornkammer des russischen Reiches macht.

Bis vor kurzem ruhte die Landesverteidigung an der Westgrenze Rußlands auf schwachen Füßen, aber in den letzten Jahren hat die Regierung durch Festungsbauten eifrig gesorgt, sie zu verstärken. Die Festungen der Weichsellinie sind folgende: Iwangorod, am Einfluß des Wieprz in die Weichsel gelegen und mit sechs vorgeschobenen Werken versehen. Es bildet, zwölf Meilen von der galizischen Grenze und ebensoweit von Warschau entfernt, den linken Flügel der russischen Front an der Weichsel und ist wichtig als Stützpunkt des Aufmarsches der russischen Armee hinter der letzteren, da hier die Eisenbahnen von Brest-Litewsk und Kjew zusammenlaufen. 1884 ist noch eine Bahn nach Dombrowa mit einer eisernen Brücke hinzugekommen, welche der Festung offensive Bedeutung verleiht, da mit ihr die hier zusammengezogenen Truppen leicht auf das linke Weichselufer geworfen werden können. Sodann Warschau-Praga mit einer Zitadelle und fünfzehn Forts, von denen elf auf dem linken (Warschauer) und vier auf dem rechten (Pragaer) Ufer des Stromes liegen und die von der großen Brücke über denselben durchschnittlich fünf bis sieben Kilometer entfernt sind. An diesen Forts wird seit 1883 gearbeitet, der Bau macht indes sehr langsame Fortschritte, und einige von den Werken sind noch garnicht in Angriff genommen. Nach ihrer Vollendung aber werden sie ein verschanztes Lager bilden, welches die Form eines Kreises von ungefähr zehn Kilometer Durchmesser hat. Dasselbe bietet in den zahlreichen Kasernen der Stadt und durch geräumige Baracken an deren Peripherie Raum zur Unterbringung sehr ansehnlicher Truppenmassen, die vermöge der Brücke leicht den Uferwechsel vollziehen können. Drittens Nowo-Georgiewsk (Modlin) an der Mündung des Narew in die Weichsel gelegen. An sich schon mit ihren alten Werken sehr stark, wird diese Festung von acht vorgeschobenen Forts, die man 1883 um sie anzulegen begonnen hat und die der Vollendung nahe sind, allen Anforderungen an einen modernen Platz, der als verschanztes Lager dienen soll, entsprechen und ihren strategischen Zweck, die Flanke der beiden Verteidigungslinien an der Weichsel und am Narew zu führen, den Uferwechsel und das Operiren nach verschiednen Richtungen hin möglich zu machen und den Angreifer zum Übergange über einen der beiden Flüsse weit außerhalb ihrer Wirkungssphäre zu

nötigen, vollkommen erfüllen. Von andern Festungen Polens nennen wir zunächst Brest-Litewsk, das, auf einer Insel des Bug erbaut und mit sechs selbständigen Forts umgeben, die Bestimmung hat, die große Eisenbahn zwischen Warschau und Moskau zu beherrschen, welche hier den Fluß überschreitet. Dann ist Kowno am Njemen zu erwähnen, dessen Werke nur aus einem Gürtel von elf vorgeschobenen Forts bestehen, von denen die stärksten sich an der Südfront, auf dem linken Ufer des Flusses, befinden, wo sie die Eisenbahn und die von der preußischen Grenze kommende große Heerstraße beherrschen. Betrachten wir die Festungen an Weichsel, Bug und Njemen als erste Linie der Grenzverteidigung gegen Westen, so bildet sich eine zweite durch die Plätze Kjew, Bobruisk und Dünaburg, die aber dadurch, daß der zweite vom ersten 43, vom dritten 50 Meilen entfernt ist, sehr an Wert verliert. Bobruisk ist übrigens eine kleine Festung und sperrt zwar die Straße von Brest-Litewsk nach Moskau, aber nicht die Eisenbahn zwischen diesen Städten, die fünfzehn Meilen abseits von hier hinläuft.

Was die Straßen betrifft, so handelt sichs bei militärischen Operationen nur um die Chausseen, weil nur diese bei jeder Witterung benutzbar sind. Sie zerfallen in Reichs- und Kreischausseen, von denen die ersteren Warschau mit Posen, Krakau, Plock, Kowno, Grodnow, Brest und Moskau, Lublin und Kjew, letztere nur die Gouvernements- und Kreisstädte miteinander verbinden. Jene sind fünfzehn, diese nur zehn Meter breit, jene sehr solid, diese weniger sorgfältig angelegt und oft vernachlässigt, sodaß sich nicht selten Wegstrecken finden, wo in den Chausseekörper tiefe Geleise eingefahren und die Pflasterungen ganz aufgebrochen sind. Die Poststraßen sind nicht chaussirt, sondern nur geebnete Fahrdämme, deren Brauchbarkeit vom Wetter abhängt. Die übrigen Fahrwege sind bei anhaltendem Regen und nach der Schneeschmelze, der „Rasputiza," unpassirbar. Von den dreizehn Straßen zum Vormarsch auf der Landstrecke von der Westgrenze bis zur Weichsel führen sieben direkt nach Warschau, welches von Posen 41, von Kalisch 32 Meilen entfernt ist und von dort aus in sechzehn, von hier aus in zwölf Tagen von einer westlichen Armee zu erreichen wäre. Zu derselben Zeit könnte eine von Krakau aus kooperirende Abteilung dort eintreffen. Die Eisenbahnen, die hier in Betracht kommen, findet man auf der Karte. Drei große Bahnstränge führen von Petersburg, Moskau und Odessa nach Westen, um sich bei Warschau zu vereinigen, von wo Fortsetzungen oder Zweiglinien der deutschen und österreichischen Grenze zustreben. Diese Gestalt des Bahnnetzes gestattet einerseits eine bequeme Beförderung der Truppen aus allen Teilen des Reiches in westlicher Richtung und eine Vereinigung großer Massen zur Verteidigung, nach Belieben bei Kowno, Bialystok, Warschau, Iwangorod oder Michailogorod, anderseis auch eine offensive Verwendung derselben nach verschiednen Richtungen. Die Bahnen haben mit Ausnahme der Warschau-Bromberger und der Warschau-Wiener eine größere Spurweite als die unsrigen,

ſodaß unſre Wagen ſich dort nicht verwenden laſſen. Sie haben faſt alle nur ein Geleis und nur wenige Stationen, was die Verpflegung der Truppen bei langen Transporten erſchwert. Ihre Leiſtungsfähigkeit iſt eine verhältnismäßig geringe, was ſeine Urſachen in dem eingeleiſigen Bau, in der Langſamkeit der Züge, in dem Mangel an rollendem Material und deſſen weiter Zerſtreuung im Bedarfsfalle, endlich aber auch in der mangelhaften Ausbildung, in der Trägheit und in der Unzuverläſſigkeit der meiſten Beamten hat. Das letztere iſt erheblich fühlbarer geworden, ſeit man alle deutſchen Zug- und Lokomotivführer entlaſſen und durch Ruſſen erſetzt hat. Der Ruſſe taugt gerade für den Bahndienſt am wenigſten unter allen Nationen Europas.

Die Meineidpeſt.

(Schluß.)

Daß der jetzige Zuſtand weſentlich verſchieden iſt von demjenigen unter dem gemeinrechtlichen Prozeß, bedarf keiner langen Auseinanderſetzung; der Richter in dieſem Prozeß war an ſeine ſtreng formellen Beweisregeln gebunden; lag ſo und ſo viel Beweis vor, ſo mußte er verurteilen, lag ſoviel Beweis nicht vor, ſo mußte er freiſprechen. Danach könnte es damals allerdings wie heute geſchehen, daß ein Angeklagter freigeſprochen wurde, obwohl ein glaubwürdiger Mann die ihm zur Laſt gelegte That eidlich bezeugt hatte; allein in dieſer Freiſprechung lag kein Mißtrauensvotum des Richters gegen den Zeugen, dieſer konnte dadurch nicht erbittert werden, er mochte das Geſetz ſonderbar finden, welches dem Richter verbot, ſeiner eidlichen Ausſage vollen Glauben beizumeſſen, aber den Richterſpruch konnte er nicht tadeln: der ſchreiende Widerſpruch zwiſchen dem obligatoriſchen Zeugeneid und dem Grundſatz der freien Beweiswürdigung beſtand eben damals nicht.

Neben dieſem Widerſpruch, durch deſſen geſetzliche Sanktionirung das Volk geradezu ſtatt zur Heilighaltung zur Verachtung des Eides erzogen wird, kommen einige andre dem Meineid förderliche Übungen des neuen Verfahrens nur in untergeordneten Betracht, doch mögen auch ſie hier ihre Würdigung finden; die eine Übung beruht weſentlich auf geſetzlicher Beſtimmung, die andre überwiegend auf engherziger Anwendung des Geſetzes durch büreaukratiſche Richter.

Die erſtere Übung iſt die Abnahme überflüſſiger Eide; daß auch hierdurch der Sinn für die Heiligkeit des Eides abgeſtumpft wird, iſt wohl ſelbſtverſtänd-

lich, und daß in Wirklichkeit eine Menge überflüſſiger Eide abgenommen werde, wird niemand beſtreiten, der einige Zeit hindurch den Verhandlungen unſrer Strafgerichte beigewohnt hat. Seinen Grund aber hat dieſer Mißſtand einmal darin, daß im Strafverfahren ſchlechthin jeder Zeuge (mit den oben erwähnten Ausnahmen) vereidigt werden muß, ohne Rückſicht auf die Erheblichkeit ſeiner Ausſage; es würde ſich dies, wenn es auch nicht ausdrücklich vorgeſchrieben wäre, ſchon aus der oben getadelten Anordnung ergeben, daß der Zeuge regelmäßig vor der Vernehmung zur Sache vereidigt werden ſoll: denn über die Erheblichkeit ſeines Zeugniſſes läßt ſich natürlich erſt urteilen, wenn er ſeine Ausſage gemacht hat; da werden denn zahlreiche Zeugen vereidigt, deren Ausſagen ſich als abſolut unerheblich herausſtellen, während über ihren Willen, die volle Wahrheit zu ſagen, gar kein Zweifel herrſcht; wie oft beruht z. B. die Benennung eines Zeugen auf Verwechslung, die erſt durch die Vernehmung zur Sache aufgeklärt wird! Der andre Grund des Mißſtandes iſt, daß es im Verfahren vor den Land- und Schwurgerichten nicht bloß der Staatsanwaltſchaft vollkommen anheimgegeben iſt, wie viele Zeugen ſie zur Hauptverhandlung laden will (eine Befugnis, von der oft zu gleichmäßiger Beläſtigung des Gerichts, des Publikums und der Staatskaſſe ein ausſchweifender Gebrauch gemacht wird), ſondern daß auch in allen nicht ganz unbedeutenden Fällen das Gericht, ſelbſt wenn ſeine Überzeugung hinſichtlich der Schuld oder Nichtſchuld längſt feſtſteht, gegen den Willen der Staatsanwaltſchaft auch nicht einen der von ihr benannten Zeugen unvernommen laſſen darf.

Die andre verderbliche Übung iſt die eidliche Vernehmung der Zeugen über ihre Perſonalien. Allerdings hat ſogar das Reichsgericht ſchon ausgeſprochen, daß falſche Angaben eines Zeugen in dieſer Richtung, wenn ſie nach Leiſtung des Zeugeneides gemacht werden, den Thatbeſtand des Meineides erfüllen, und unter Berufung auf die Stellung der Paragraphen in der Zivil- und Strafprozeßordnung (wo zuerſt die Vorſchriften über die Vereidigung kommen und dann die Vorſchrift folgt, daß die Vernehmung mit den Fragen nach den Perſonalien beginnen ſolle*) halten ſich die Gerichte meiſtens für verpflichtet, den Zeugen, den man, um ſeine Eidesfähigkeit (nach Alter und Verwandtſchaft mit den Parteien) feſtzuſtellen, über ſeine perſönlichen Verhältniſſe notwendig vor der Vereidigung befragen muß, nach dieſer nochmals über dieſe Verhältniſſe zu hören, nur zu dem Zweck, damit eine unrichtige Angabe in dieſer Richtung als Meineid beſtraft werden kann. Und nun die Hauptſache: neben den Fragen

*) Die Motive zum Entwurf der Strafprozeßordnung enthalten die Stelle: „Wenn der Entwurf vorſchreibt, daß die Vorlegung der allgemeinen Zeugenfragen der Vereidigung vorausgehen ſoll, ſo beruht dies darauf, daß über die Zuläſſigkeit oder Unzuläſſigkeit der Vereidigung ſich in der Regel erſt nach Beantwortung dieſer Fragen befinden läßt." Sehr wahr. Nur enthält leider weder das Geſetz noch auch derjenige Entwurf, dem dieſe Motive beigefügt ſind, die fragliche Vorſchrift.

über Name, Alter, Beruf, Beziehung zu den Parteien ſoll der Zeuge nach dem Geſetz erforderlichenfalls auch über ſolche Thatſachen befragt werden, welche „ſeine Glaubwürdigkeit in der vorliegenden Sache betreffen.“ Unter Berufung auf dieſe Beſtimmung halten ſich — in Würtemberg, wie es anderswo gehalten wird, vermag ich nicht zu ſagen, doch wird die Praxis vielfach dieſelbe ſein — unter hundert Richtern neunundneunzig für berechtigt und verpflichtet, jedem*) Zeugen als letzte Frage hinſichtlich ſeiner perſönlichen Verhältniſſe die Frage vorzulegen: „Sind Sie ſchon geſtraft worden?“ und mancher würtembergiſche Richter, faſt hätte ich geſagt: Schreiber, würde ſich lieber den kleinen Finger abhauen laſſen, als daß er auf die Stellung dieſer Frage verzichtete. Gerechtfertigt aber wird dieſe brutale Frage mit dem Hinweis darauf, daß man doch wiſſen müſſe, ob der Zeuge eidesfähig, d. h. noch nie wegen Meineides beſtraft ſei; und darum wird vielfach in zarter Beſchränkung gefragt: „Sind Sie noch nie wegen Meineides in Unterſuchung geweſen?“ Als ob dies durchſchnittlich beim dritten oder vierten Menſchen der Fall wäre! und als ob ein Zeuge, der vielleicht vor ſechs Wochen eine Zuchthausſtrafe wegen Meineides verbüßt hat, große Bedenken tragen würde, dem Vorſitzenden die verbüßte Strafe abzuleugnen! Ich nehme aber gar keinen Anſtand, die ganze Übung als Unfug und Unſinn zu bezeichnen. Der Zeugenmeineid wird begangen durch eidliche Bekräftigung eines falſchen Zeugniſſes. Zeugnis ablegen aber heißt: alles angeben, was dem Zeugen über den Gegenſtand des Rechtsſtreites oder der Strafverhandlung bekannt iſt; falſches Zeugnis ablegen alſo heißt: über den Gegenſtand des Rechtsſtreites oder der Strafverhandlung falſche Angaben machen; Name, Alter, Religionsbekenntnis und frühere Strafen des Zeugen gehören aber an ſich durchaus nicht zum Gegenſtande der Zivil- oder Strafverhandlung, durch falſche Angaben hierüber kann daher auch kein Meineid verübt werden. Für die Glaubwürdigkeit eines Zeugen ſind ſeine perſönlichen Verhältniſſe, alſo auch etwaige früher verbüßte Strafen von Bedeutung; aber eine ſehr neue Entdeckung iſt es, daß der Zeuge verpflichtet ſein ſoll, über ſeine eigne Glaubwürdigkeit eidliche Angaben zu machen; warum ſollte man dann den Zeugen nicht auch fragen, ob er zu Lügen geneigt ſei? ob er an die Ewigkeit der Höllenſtrafe glaube? u. ſ. w.; vielmehr war es von jeher Sache der Parteien im Zivilprozeß, Thatſachen, welche die Glaubwürdigkeit eines Zeugen beein-

*) Nicht jedem: die „Honoratioren“ des Landes fragt man gewöhnlich danach nicht; ich habe es ſelbſt mit angehört, wie in einer Schwurgerichtsverhandlung wegen eines eben durch Verſchweigung einer erlittenen Strafe angeblich begangenen Meineides der Vorſitzende, nachdem er eine Reihe „gemeiner“ Zeugen eidlich über ihre Vorſtrafen vernommen hatte, als er an die Vernehmung des Oberamtsrichters kam, vor dem der angebliche Meineid geſchworen worden war, ſich an die Geſchwornen wandte mit folgender Anſprache: „Sehen Sie, meine Herren Geſchwornen, dieſer Zeuge iſt der Herr Oberamtsrichter von . ., ein gebildeter Mann in angeſehener Stellung, von dem wir annehmen dürfen, daß er noch nie geſtraft worden iſt; deswegen frage ich dieſen Zeugen nicht nach ſeinen Strafen.“

trächtigen ſollten, zu behaupten und zu beweiſen. Im Strafverfahren war es zur Zeit des Inquiſitionsprozeſſes allerdings Aufgabe des Richters, ſich über die Glaubwürdigkeit der Zeugen zu vergewiſſern (womit noch keineswegs geſagt ſein ſoll, daß unter dieſem Verfahren jene brutale Frage gerechtfertigt geweſen ſei), wir haben aber jetzt den Anklageprozeß, und da ſind die Parteien, iſt vor allem der Staatsanwalt berufen, wenn er über die Glaubwürdigkeit eines Zeugen Bedenken hat, das Material zu deren Begründung herbeizuſchaffen; der Zeuge hat es ihm nicht zu liefern. Man vergegenwärtige ſich doch auch die Folgen der Lehre, daß durch falſche Angaben über die perſönlichen Verhältniſſe des Zeugen ein Meineid begangen werde; ein lediges, dreißig Jahre altes Frauenzimmer, das die Hoffnung auf eine Heirat noch nicht aufgegeben hat, giebt auf Befragen ihr Alter zu achtundzwanzig Jahren an; ein Mann, der das Unglück hatte, in einem bigotten Lande geboren zu werden, wo die Eltern jedem Kinde den Namen geben, den ſein Geburtstag im Kalender führt, und der hierdurch in den Beſitz des Vornamens „Petri Kettenfeier“ gelangt iſt,*) nennt ſich als Zeuge vor Gericht „Peter“; ein angeſehener Mann, vielleicht Staats- oder ſtädtiſcher Beamter, hat vor dreißig oder vierzig Jahren als Schulknabe einem Kameraden einige Sechſer oder Groſchen entwendet, iſt wegen dieſes Diebſtahls gerichtlich beſtraft worden und antwortet nun auf die Frage: „Noch nie beſtraft?“ mit nein: haben ſich dieſe drei Zeugen des Meineides ſchuldig gemacht? In den beiden erſten Fällen hilft ſich der Richter vielleicht mit der geiſtreichen Unterſcheidung: die Angaben über Alter, Namen**) u. ſ. w. des Zeugen ſeien zwar an ſich nicht ganz unerheblich; aber ob jenes Mädchen achtundzwanzig oder dreißig Jahre alt ſei, ob der Mann Petri Kettenfeier oder Peter heiße, ſei doch ganz unerheblich; dem dritten Zeugen möchte ich aber nicht wünſchen, daß er ſich vor Gericht zu verantworten habe; an Staatsanwälten, welche die Anklage auf Meineid mit Feuer vertreten, würde es nicht fehlen; der Richter wird den Geſchwornen ſagen: ganz unerheblich ſei unter Umſtänden auch eine vor dreißig Jahren verbüßte Strafe nicht; und die irregeleiteten Geſchwornen, denen doch eine Verurteilung wegen Meineides widerſtrebt, ergreifen ſchließlich begierig das Rettungsſeil, das ihnen in Geſtalt der Hilfsfrage zugeworfen worden iſt: ob ſich der Angeklagte eines fahrläſſigen Meineides ſchuldig gemacht habe? Solche und ähnliche Fälle liefern das zahlreichſte Kontingent zu den Verur-

*) Einem öſterreichiſchen Dichter iſt dies wirklich geſchehen.

**) Auch Vornamen können erheblich ſein! Dem oben erwähnten Vorſitzenden hatte — auch in einer Meineidsverhandlung — ein Mädchen als Namen ihres Vater „Eitel Huber“ angegeben; der Vorſitzende war im Begriff, den Geſchwornen einen Vortrag darüber zu halten, wie aus jenem Namen hervorgehe, daß in der Familie des Mädchens Unzuverläſſigkeit und Verlogenheit zu Haus ſeien, und hatte ſchon die Frage geſtellt: „Warum heißt Ihr Vater Eitel?“ als zum Glück der Staatsanwalt einſprang mit der Belehrung, daß Eitel ein in der Gegend üblicher Vorname ohne jede ſchlimme Nebenbedeutung ſei.

teilungen wegen fahrläſſigen Meineides. Und die Folge ſolcher Verurteilungen? Der eine Zuhörer denkt: Wenn das ein Meineid iſt, daß man eine längſt vergeſſene, garnicht hierher gehörige Sache verſchweigt, dann iſt der Meineid kein ſo gar ſchweres Verbrechen. Und der andre: Der fahrläſſige Meineid iſt eine nützliche Erfindung; wenn ich einmal wegen Meineides in Unterſuchung komme, ſo helfe ich mir mit der Behauptung, ich hätte die falſche Thatſache, die ich bezeugt habe, für unerheblich gehalten; die Geſchwornen werden es mir wohl glauben. So treten uns auch hier die entſittlichenden Folgen verkehrter Geſetze entgegen.

Die Mittel, die zuletzt beſprochenen untergeordneten Quellen des Meineids zu verſtopfen, ſind einfach: der Geſetzgeber ſchaffe ſein unglückliches Geſchöpf, genannt „fahrläſſiger Meineid," aus der Welt, und der Richter ſtrafe als Zeugenmeineid nur, was wirklich Meineid iſt, d. h. die eidliche falſche Ausſage über den Gegenſtand der Vernehmung des Zeugen. Nicht ebenſo einfach iſt die Antwort auf die Frage: Wie iſt der eigentliche Sitz des Übels zu bekämpfen? nämlich der Widerſpruch zwiſchen den geſetzlichen Beſtimmungen über den Parteien- und den Zeugeneid und dem Prinzip der freien Beweiswürdigung.

Zunächſt bieten ſich zwei Radikalmittel dar: entweder ſchafft man die freie Beweiswürdigung oder man ſchafft den Eid ab. Allein weder das eine noch das andre Mittel iſt brauchbar. Die Abſchaffung der freien Beweiswürdigung wäre ein Rückſchritt ins Mittelalter, die Rückkehr zur gemeinrechtlichen Beweistheorie wird kaum mehr Verteidiger finden als die Rückkehr zu Gottesurteil und Zweikampf. Und kaum viel mehr Anklang wird die Abſchaffung des Eides finden. Hohlköpfe, die ſich mit ihrem Atheismus brüſten, ſtellen zwar die Abſchaffung des religiöſen Eides als eine Forderung der modernen Staatsvernunft hin und empfehlen die Nachahmung des franzöſiſchen Eides Je le jure; allein ein Eid ohne Beziehung auf Gott iſt überhaupt kein Eid; in Rom konnte jemand ſchwören per salutem suam oder per salutem liberorum suorum, der Name der Gottheit mußte nicht genannt werden, aber auch von einem ſolchen Eide ſagt der römiſche Juriſt mit Recht, er werde geleiſtet respectu divini numinis: der Schwörende fordert die Gottheit auf, ſeinen Meineid an ſeinem oder ſeiner Kinder Wohl zu rächen; ein Eid bei nichts aber iſt ein Unding. Die theoretiſche Rechtfertigung des Eideszwanges überlaſſe ich den Theologen und Rechtsphiloſophen; hier genügt es zu ſagen: unſer Staat wird in abſehbarer Zeit auf den Eid nicht verzichten. Soll aber ſowohl die freie Beweiswürdigung als auch der Eid erhalten bleiben, ſo kann die Aufgabe nur darin beſtehen, die Vorſchriften über beide in beſſern Einklang zu bringen, als ſie es zur Zeit ſind, an den Vorſchriften über die Beweiswürdigung aber läßt ſich nichts ändern; hier kann nur das Verlangen geſtellt werden: man gebe die unentbehrliche, aber gefährliche Waffe nur in die Hände von Richtern, die ſie zu gebrauchen wiſſen, von Richtern, von denen nach ihrer geiſtigen und ſittlichen Tüchtigkeit ein Urteil

zu erwarten iſt, welches derjenige, den es trifft, wenn er ein gerecht denkender Mann iſt, ſelbſt als gerecht anerkennen muß, von dem er ſagen muß: Auch ich hätte als Richter nicht anders urteilen können. Die Änderungen müſſen alſo an den Beſtimmungen über den Eid erfolgen. Den in dieſer Richtung zu machenden Vorſchlägen habe ich aber — in Ergänzung des ſchon oben Geſagten — noch eine Erörterung über die Bedeutung des Eides vorauszuſchicken, nämlich darüber, wie er nicht aufgefaßt werden ſoll.

Für den Schwörenden ſoll der (aſſertoriſche, ſowohl der Parteien- als der Zeugen-) Eid ein Antrieb ſein, die Wahrheit zu ſagen; ſeine Bedeutung für den Richter habe ich oben dahin beſtimmt: er ſoll dem Richter die Wahrheit der vor ihm gemachten Ausſage beſtätigen, er iſt der Stempel, der die Ausſage der Partei oder des Zeugen zu einer vollwertigen und vollwichtigen macht. Dieſer menſchlich-juriſtiſchen Auffaſſung ſteht aber eine andre entgegen, die ich als theologiſch-polizeiliche bezeichnen möchte: ihr zufolge iſt der Eid, namentlich der Zeugeneid, in der Hand des Richters ein Mittel zur Erforſchung oder, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, zur Erpreſſung der Wahrheit; und mit dieſer Auffaſſung hängt aufs engſte zuſammen die Befürwortung des ſogenannten promiſſoriſchen Zeugeneides; Beweis dafür die Motive zur Strafprozeßordnung, die ſich dahin auslaſſen: „Für die Aufnahme des promiſſoriſchen Eides in den Entwurf iſt die Erwägung maßgebend geweſen, daß ein ſolcher Eid ſich als ein wirkſameres Mittel darſtellt, den Zeugen zur Ausſage der Wahrheit zu bewegen, als der aſſertoriſche. Durch den der Vernehmung vorausgehenden Eid wird der Zeuge in eindringlicherer Weiſe, als durch den bloßen Hinweis auf die ſpätere Beeidigung, an die Verantwortlichkeit für ſeine Ausſage gemahnt; er ſteht vor Beginn ſeiner Auslaſſungen unter dem Eindrucke der geſchehenen Eidesleiſtung, während, wenn die Vernehmung ohne vorgängige Beeidigung ſtattfindet, ein minder gewiſſenhafter Zeuge den Zweifel, ob ſeine Beeidigung demnächſt auch wirklich ſtattfinden werde, leicht einen Einfluß auf ſeine Ausſage einräumen wird. Für die Hauptverhandlung bietet die promiſſoriſche Beeidigung ferner den Vorteil, daß es für Richter, Schöffen und Geſchworne von vornherein erkennbar wird, ob eine Ausſage eine eidliche oder eine uneidliche iſt, daß dieſelben ſomit ſchon bei Anhörung einer uneidlichen Ausſage veranlaßt ſind, die Frage zu erwägen, ob derſelben trotz des Mangels der Beeidigung Glauben beizumeſſen ſei oder nicht.“ *)

Beherrſcht wird dieſe Auffaſſung von der Annahme, daß von jedem Zeugen zu vermuten ſei, er werde eher die Unwahrheit als die Wahrheit ſagen, daß man ihn darum zum Bekenntniſſe der Wahrheit durch die Vereidigung zwingen

*) Ein letztes Argument für den promiſſoriſchen Eid, daß nämlich bei wiederholter Vernehmung eines Zeugen derſelbe im Falle des promiſſoriſch geleiſteten Eides auf dieſen verwieſen werden könne, „während es bedenklicher erſcheine, die Verweiſung auf einen Eid zu geſtatten, der aſſertoriſch geleiſtet iſt,“ iſt zu armſelig, um widerlegt zu werden.

müsse, und daß dieser Zwang nur dann vollwirksam sei, wenn der Richter in die Lage versetzt werde, dem Zeugen bei dem ersten verdächtigen Worte vorzuhalten: er solle sich in Acht nehmen, daß nicht seine Seele ewig in der Hölle gebraten werde. Wäre übrigens auch diese Annahme in ihren beiden ersten Teilen richtig, so würde sich damit immer noch nichts für den Vorzug des promissorischen vor dem assertorischen Eide ergeben; wenigstens enthalten die Ausführungen der Motive nichts Überzeugendes. Der promissorische Eid soll ein stärkeres Gefühl der Verantwortlichkeit für die Aussage erzeugen. Weshalb? Etwa darum, weil der Zeuge bei dem ersten unwahren Worte sich bewußt ist, seinen Eid gebrochen, einen Meineid geschworen zu haben? Wir haben oben gesehen, daß die Gesetzgebung von jeher für notwendig gefunden hat, diese Konsequenz des promissorischen Eides hinsichtlich der Bestrafung abzulehnen; trotzdem wird das Bewußtsein des Eidbruches im Schwörenden vorhanden sein, und die notwendige Folge ist, daß er die unter Eideszwang einmal gemachte Aussage nur mit höchstem Widerstreben zurücknimmt; nicht ein gesteigertes Gefühl der Verantwortlichkeit, sondern eine gesteigerte Befangenheit und Ängstlichkeit wird — auch bei dem gewissenhaften Zeugen — die Folge des promissorischen Eides sein. Ferner: es soll kein Zweifel darüber, ob es auch wirklich zur Vereidigung komme, die Zeugenaussage beeinflussen; aber nach bestehendem Rechte muß ja jeder eidesfähige Zeuge vereidigt werden; woher soll da dem Zeugen der seine Gewissenhaftigkeit lähmende Zweifel kommen? Endlich: Berufs- und Laienrichter sollen beim promissorischen Eide von Anfang an den Wert einer eidlichen und einer uneidlichen Aussage besser würdigen können; worin der Vorteil für den Berufsrichter liegen soll, gestehe ich nicht zu begreifen; Schöffen und Geschworne werden diesen Teil der Ausführung der Motive dahin auslegen: auf die Aussagen unvereidigt vernommener Zeugen komme es nicht an, da brauche man nicht einmal recht zuzuhören; wie aber, wenn ein solcher Zeuge nachträglich doch vereidigt wird?

Für den promissorischen Eid giebt es nur einen durchschlagenden Grund, nämlich den, daß neben dem assertorischen Eide die Beibehaltung der obligatorischen Vereidigung eine moralische Unmöglichkeit wäre. Trotz der angepriesenen Vorzüge des promissorischen Eides kommen jährlich tausende von Meineiden vor; eine nicht unerhebliche Zahl derselben ist von der Art, daß der Richter, vor dem der Eid geschworen worden ist, denselben in der Verhandlung selbst mit mehr oder weniger Sicherheit als Meineid erkennt; er ist dann befugt und verpflichtet, den Thäter sofort wegen Meineides zu verhaften („vorläufig festzunehmen"), und einem Richter, der darauf bedacht ist, seine Weisheit und seine Macht vor dem Publikum, namentlich vor dem großen Auditorium eines Schwurgerichts, ins rechte Licht zu setzen, mag eine solche Verhaftung einen großen Genuß bereiten. Nun denke man sich aber einen solchen Fall unter der Herrschaft des assertorischen Eides: der Richter ruft den Zeugen auf, be-

lehrt ihn, daß er auf ſeine Angaben jedenfalls vereidigt werde, und veranlaßt ihn, ſein Wiſſen von der Sache zu erzählen; der Zeuge erzählt und lügt, lügt ſo dumm und handgreiflich, daß der Richter an der Lüge garnicht zweifeln kann; er hält dem Zeugen aufs nachdrücklichſte, eindringlichſte die Unwahrſcheinlichkeit ſeiner Ausſage, deren Widerſpruch mit andern, glaubhaften Angaben vor, er erinnert ihn an die zeitlichen und ewigen Strafen des Meineides: der Zeuge bleibt bei ſeinen erlogenen Angaben; was nun? Der Richter, im vollen Bewußtſein, daß er einen Meineid abnehme, muß den Zeugen vereidigen: „Ich ſchwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwiſſenden, ich habe die reine Wahrheit geſagt und nichts verſchwiegen, ſo wahr mir Gott helfe!“ und ſowie das letzte Wort geſprochen iſt, erklärt der Richter: „Ich verhafte Sie wegen Meineides!“ Die Verhandlung aber geht weiter, und das Urteil wird geſprochen, ſo, als ob der meineidige Zeuge garnicht vernommen worden wäre. Ich habe oben auf das Unlogiſche des promiſſoriſchen Zeugeneides hingewieſen: hier zeigt es ſich überall, daß die Frucht des Unlogiſchen, des Unvernünftigen das Unſittliche iſt; denn jedes geſunde moraliſche Gefühl müßte durch ein Verfahren, wie das eben geſchilderte, aufs tiefſte empört werden; um aber den Eid auf die Lüge nicht ſo gar anſtößig erſcheinen zu laſſen, haben weiſe Geſetzgeber dem Bekräftigungseide das Mäntelchen des Verſprechenseides umgehängt!

Indem ich mich nunmehr zu den Mitteln der Abwehr gegen die Meineidpeſt wende, glaube ich mich ziemlich kurz faſſen zu können; der Leſer wird aus den bisherigen Ausführungen das weſentliche der zu machenden Vorſchläge bereits ſelbſt entnommen haben. Dieſelben gehen dahin: 1. bezüglich des Parteieneides: das eidbedingte Urteil wird beſeitigt, der Schiedseid überhaupt aus dem Zivilprozeſſe entfernt, an ſeine Stelle die Vernehmung der Partei als Zeuge geſetzt; 2. bezüglich des Zeugeneides: die Vereidigung der Zeugen (im Straf- und Zivilverfahren) iſt nicht obligatoriſch, der Richter hat nur diejenigen Zeugen zu vereidigen, deren Ausſagen er einerſeits für glaubwürdig, anderſeits für erheblich hält; an die Stelle des promiſſoriſchen Eides tritt der aſſertoriſche; neben dem Meineide iſt, mit geringerer Strafe, das unbeeidigte falſche Zeugnis zu beſtrafen.

Schon wiederholt iſt die Abſchaffung des Parteieneides und deſſen Erſetzung durch die zeugeneidliche Vernehmung der Parteien nach engliſch-amerikaniſchem Muſter in Anregung gebracht, auch bei Schaffung der Reichszivilprozeßordnung erwogen worden. Dieſe hat ſich aber gegen die Neuerung ausgeſprochen (nach den Motiven) in der Erwägung, „daß 1. die Inſtitution mit der deutſchen Rechtsanſchauung unvereinbar ſei, daß ſie 2. zu einer dem Weſen des deutſchen Zivilprozeſſes widerſprechenden Inquiſition führen müſſe, daß ſie 3. den Richter in die Lage bringe, auf die Perſönlichkeit und das Benehmen der Partei mehr Gewicht zu legen, als gerecht ſein würde, daß ſie 4. endlich unlösbare Verwicklungen zur Folge habe, wenn beide Parteien zeugeneidlich vernommen werden, ſodaß Eid gegen Eid ſteht.“

Digitized by Google

Die erſte Erwägung verdient Beachtung, wenn der Inhalt der bekämpften Neuerung der ſein ſollte, daß (nach amerikaniſchem Muſter) die Partei das Recht haben ſoll, ihre eigne zeugeneidliche Vernehmung zu verlangen, welchem Rechte auf ſeiten der Partei das Recht des Richters entſprechen müßte, auf Grund der von der Partei beantragten zeugeneidlichen Vernehmung zu Gunſten eben dieſer Partei zu erkennen. Eine ſolche Neuerung wäre zweifellos mit der deutſchen Rechtsanſchauung unvereinbar; ich habe oben als die Aufgabe des Richters bei der freien Beweiswürdigung bezeichnet: ein Urteil zu fällen, welches derjenige, gegen den es ergeht, wenn er ein gerecht denkender Mann iſt, ſelbſt als gerecht anerkennen muß. Ein Urteil aber als gerecht anzuerkennen, welches lediglich mit dem Ausſpruche des Richters begründet iſt: „So ſagt dein Gegner, dem ich glaube," dies kann keinem Menſchen zugemutet werden, ein ſolches Urteil ſchilt der Unterliegende mit vollem Rechte parteiiſch. Eine ſolche Neuerung alſo weiſe ich entſchieden zurück; eine andre Frage aber iſt es, ob nicht an die Stelle der Eideszuſchiebung und der richterlichen Eidesauflage in Zweifelsfällen (bei unvollſtändigem Beweiſe) die Benennung der Gegenpartei (und ihr würde ich die nächſten Verwandten u. ſ. w., die ſich jetzt des Zeugniſſes entſchlagen können, durchaus gleichſtellen) als Zeuge und die vom Richter nach ſeinem Ermeſſen angeordnete Vernehmung der einen oder der andern Partei treten kann und ſoll. Welcher Gewinn in Bezug auf die Vermeidung von Meineiden ſich aus dieſer Änderung ergeben würde, dürfte durch das oben über die Wirkungen des Schiedseides und des eidbedingten Urteils geſagte erwieſen ſein; und daß dieſe Neuerung mit dem deutſchen Rechtsbewußtſein unvereinbar wäre, läßt ſich ſicherlich nicht behaupten; hier handelt es ſich weſentlich um eine techniſche Frage, eine Frage der Zweckmäßigkeit, worüber ein Rechtsbewußtſein des Volkes überhaupt nicht beſteht.

Oder ſoll es, um zum zweiten Einwande überzugehen, dem Rechtsbewußtſein des deutſchen Volkes widerſtreben, wenn eine Partei angehalten wird, ausführlich und umſtändlich die Wahrheit über den Gegenſtand des Streites zu ſagen? Ohne alles Bedenken räumt das Geſetz den Parteien das Recht ein, jeden beliebigen Dritten durch Benennung als Zeugen vor Gericht zu bringen und ihn der „Inquiſition" des Richters zu unterwerfen; und wenn eine Partei ſagt: „Mein Gegner ſelbſt ſoll über die Sache Auskunft geben, ich laſſe es auf ſein Zeugnis wie das eines Dritten ankommen," das ſoll „dem Weſen des deutſchen Zivilprozeſſes widerſprechen"? Wahrlich, dieſe Behauptung iſt für das deutſche Volk wenig ſchmeichelhaft, ſie läuft auf den Satz hinaus: es iſt ein Recht der Partei, ſelbſt oder durch den Mund ihres Anwaltes das Gericht nach Herzensluſt zu belügen, und in dieſes heilige Grundrecht darf der Geſetzgeber nicht mit roher Hand eingreifen. Will eine Partei ſich der „Inquiſition" nicht unterwerfen, ſo mag ſie, wie ſie ſeither den zugeſchobenen Eid zurückſchob, die Vernehmung des beweispflichtigen Gegners beantragen.

Ebensowenig vermag ich das dritte Bedenken zu teilen; wenn der Richter über Wahrheit und Unwahrheit der thatsächlichen Behauptungen der Parteien „unter Berücksichtigung des gesamten Inhaltes der Verhandlungen und des Ergebnisses einer etwaigen Beweisaufnahme nach freier Überzeugung entscheiden" soll, so kann einem verständigen Richter diese Aufgabe nur wesentlich erleichtert werden, wenn er auch die Parteien von Angesicht zu Angesicht und ihre Persönlichkeit würdigen kann; wer dies nicht glaubt, der beantrage doch lieber gleich die Abschaffung des öffentlich-mündlichen Strafverfahrens; für einen Angeklagten ist es doch noch viel bedenklicher als für eine Partei im Zivilprozesse, wenn der Richter „auf seine Persönlichkeit und sein Benehmen Gewicht zu legen" veranlaßt wird!

Als vollberechtigt erkenne ich das vierte Bedenken an; aber meinem Vorschlage steht dasselbe nicht im Wege; ich sage nur: an die Stelle des Schiedseides soll die Vernehmung der Partei als Zeuge treten, nicht „die zeugeneidliche Vernehmung der Partei"; über die Vereidigung der als Zeuge vernommenen Partei soll vielmehr der Richter gerade so entscheiden wie über die Vereidigung jedes andern Zeugen. Die Bedeutung des Unterschiedes zwischen meinem und dem von dem Verfasser der Motive zur Zivilprozeßordnung bekämpften Vorschlage möge ein im wesentlichen dem Leben entnommener Fall veranschaulichen. In einem Prozesse über Anerkennung der Vaterschaft eines unehelichen Kindes hat der Beklagte behauptet, daß die Klägerin nicht bloß mit ihm, sondern gleichzeitig auch mit einem andern Manne unerlaubten Verkehr gehabt habe; ein von ihm benannter eidlich vernommener Zeuge hat seine Behauptung bestätigt; das Gericht hat aber hinsichtlich der Glaubwürdigkeit des Zeugen einige Bedenken; kann es diese nicht überwinden, so bleibt nach dem heutigen Stande der Gesetzgebung nichts andres übrig, als der Klägerin über die Unwahrheit der Behauptung des Gegners den Eid aufzuerlegen; die Klägerin leistet ihn trotz aller Verwarnung und gewinnt den Prozeß; und der Erfolg ist eine alsbaldige Denunziation derselben durch den Beklagten wegen Meineides und mit aller Wahrscheinlichkeit ihre Verurteilung. Kaum besser ist die Sache bei zeugeneidlicher Vernehmung der Klägerin: vielleicht weist der Richter auf Grund der freien Beweiswürdigung die Klägerin ab, weil er ihr Zeugnis nicht glaubwürdig findet; ihr Meineid aber bleibt bestehen. Nach meinem Vorschlage prüft der Richter die Glaubwürdigkeit der Aussage und macht sich hiernach über die Vereidigung schlüssig; entscheidet er sich aus haltbaren Gründen dafür, so wird der Strafrichter nach geleistetem Eide einer Meineidsdenunziation kaum stattgeben; entscheidet er sich dagegen, so weist er ohne Eid oder Meineid der Klägerin die Klage ab. Ich meine, die Wahl zwischen diesen drei Arten des Verfahrens kann kaum zweifelhaft sein.

Soviel über die Beseitigung des Parteieneides und die Entfernung des Schiedseides aus dem Zivilprozeß. Außerhalb des Prozesses mögen die Parteien

von dieſem Eide nach Belieben Gebrauch machen. Wenn heute Gläubiger und Schuldner über eine geleiſtete Zahlung im Streit ſind, und der Schuldner dem Gläubiger erklärt: „Falls du vor zwei Zeugen ſchwörſt, daß du an dem und dem Tage von mir keine Zahlung erhalten haſt, ſo will ich zahlen, was du forderſt,“ und wenn der Gläubiger auf den Vorſchlag eingeht, ſo iſt dieſe Übereinkunft zweifellos giltig, und wenn der Gläubiger ſchwört, ſo muß der Schuldner zahlen; der Richter aber hat mit dem Eide nichts zu thun, der Zivilrichter ſo wenig wie der Strafrichter: einen Meineid hat der Gläubiger vor Gott und ſeinem Gewiſſen zu verantworten.

Die Begründung meiner Vorſchläge hinſichtlich des Zeugeneides iſt im weſentlichen in den ſeitherigen Ausführungen enthalten; nur über die Strafe des unbeeidigten falſchen Zeugniſſes ſind einige Worte zu ſagen. Ich habe oben ausgeführt, daß die Rechtfertigung der Beſtrafung des Zeugenmeineides in der Verletzung der Verpflichtung des Zeugen zur Angabe der Wahrheit liege. Dieſe Verpflichtung wird wohl von niemand beſtritten; trotzdem iſt ihre Verletzung nach heutigem Recht regelmäßig ſtraflos (in einzelnen Fällen mag eine Beſtrafung wegen Begünſtigung oder andrer, durch das falſche Zeugnis verübter Vergehen eintreten), wenn das Zeugnis nicht beſchworen iſt. Ein vernünftiger Grund für dieſe Einrichtung, wonach namentlich ein in der Voruntersuchung abgelegtes falſches Zeugnis regelmäßig ſtraflos iſt, ſo groß auch ſeine Bedeutung ſein mag, iſt nicht wohl zu entdecken. Das falſche Zeugnis vor Gericht iſt als ſolches ganz ebenſo ein kriminelles Unrecht, ein Verbrechen gegen die publica fides, gegen Treu und Glauben im öffentlichen Leben, wie Münz- und Urkundenfälſchung. Zwiſchen falſchem Zeugnis und Meineid beſteht ein Unterſchied nur hinſichtlich des Grades, nicht hinſichtlich der Art der Rechtswidrigkeit; ſie verhalten ſich zu einander ähnlich wie der einfache Diebſtahl zum erſchwerten (mittels Einbruchs, Einſteigens u. ſ. w.).

„Wozu dann aber — höre ich fragen —, die ganze lange Ausführung? Wenn es nötig iſt, die Zeugen durch Androhung von Strafe für falſches Zeugnis zur Wahrheit anzuhalten, warum dann nicht lieber das ſtärkere und wirkſamere Mittel der Androhung der Meineidsſtrafe beibehalten?“ Ich könnte hierauf antworten: Wenn ſtatt eines ſchweren Verbrechens ein leichteres Vergehen verübt werde, ſo ſei dies ſchon ein Gewinn; allein dieſer kriminaliſtiſche Troſt wäre doch ziemlich dürftig, wenn es wahr wäre, daß meinem Vorſchlage zufolge zwar die Zahl der Meineide — aus dem rein mechaniſchen Grunde, weil weniger Eide abgenommen werden — vermindert, dafür aber mutmaßlich — wegen der weniger wirkſamen Abſchreckung — die Zahl der Lügen vor Gericht, der falſchen Zeugniſſe geſteigert werde: eine Hebung der Volksmoral wäre in einem ſolchen Zuſtande nicht zu finden. Ich beſtreite aber die Richtigkeit jener Folgerung, ich beſtreite, daß das ſeitherige Syſtem in wirkſamer Weiſe vom Meineid abgeſchreckt habe, und behaupte, daß vielmehr von Durchführung meines Vorſchlages nicht

bloß eine Abnahme der Meineide, sondern auch eine Abnahme der Fälle von falschem Zeugnis zu erwarten ist.

Daß das bisherige System die Achtung vor der Heiligkeit des Eides und die Scheu vor Meineid nicht erhöht hat, das beweisen, sollte man denken, auch dem blödesten Auge die im Eingang dieser Erörterung angeführten Zahlen, nicht bloß die traurig große Zahl der Meineidsbestrafungen, sondern auch die kaum minder traurig große Zahl der frivolen Meineidsdenunziationen; wenn auf 255 Anklagen wegen Meineides 150 Freisprechungen fallen, so müssen unter den Anklagen viele auf mutwilliger Anzeige beruht haben. Eine natürliche Scheu, seinen Nebenmenschen eines schweren Unrechts zu zeihen, hält vielfach einen Bestohlenen ab, seinen vielleicht wohlbegründeten Verdacht wegen Verübung eines Diebstahls gegen eine bestimmte Person dem Richter auszusprechen; hat aber der Prozeßgegner einen zugeschobenen Eid geleistet, hat ein Zeuge zu Ungunsten einer Partei ausgesagt, da läuft man sogleich zum Richter und beschuldigt den Gegner oder den Zeugen des Meineides. Es ist ja zweifellos richtig, daß schon vielfach ein Zeuge durch energischen Hinweis auf die Folgen des Meineides und auf die ihm drohende Kriminaluntersuchung zum Widerruf und zur Änderung seiner Angaben bestimmt worden ist. Aber abgesehen davon, daß auch der Hinweis auf die Strafe des falschen Zeugnisses solchen Erfolg erzielen kann, muß ich fragen: Welche Gewähr haben wir, daß die neue, abgeänderte Angabe immer die Wahrheit enthalten hat?*) Als noch die Folter im Gebrauch war, pflegte man deren wirklicher Anwendung die sogenannte Territion vorangehen zu lassen, d. h. man zeigte dem Angeklagten, um ihn zu schrecken, die Folterwerkzeuge und deren Anwendung, und mancher Angeklagte wurde hierdurch zur Angabe der vom Richter verlangten „Wahrheit" bewogen. Dieser Territion glichen früher und gleichen noch heute vielfach die an Zeugen gerichteten Verwarnungen vor Meineid — und auch ihr Erfolg ist vielfach derselbe, wie derjenige der Territion: der Richter bekommt zu hören, was er hören will — ob aber immer die Wahrheit?

Die Anschauung, welche im Eide ein Mittel zur Erpressung der Wahrheit

*) Zur Zeit, als noch der Vorsitzende des Schwurgerichts am Schluß der Verhandlung deren Ergebnis in einen Vortrag an die Geschwornen zusammenfassen mußte, habe ich einen Vorsitzenden gekannt, der stets schon bei Beginn der Verhandlung sein Resumee fertig in der Tasche hatte: er hatte es auf Grund der Akten der Voruntersuchung gefertigt und hatte sich durch diese Akten ein unerschütterliches Urteil über Schuld oder Unschuld (meist über die Schuld) des Angeklagten gebildet. In dem geschriebenen Vortrage waren natürlich auch alle Aussagen der Zeugen (aus der Voruntersuchung) enthalten. Sagte nun einmal ein Zeuge vor den Geschwornen anders aus, als er in der Voruntersuchung ausgesagt hatte, so wurde er unfehlbar so lange mit Vorhalten und Hinweisen auf drohende Meineidsstrafe bedrängt, bis er zu seiner früheren Angabe zurückkehrte, worauf der Vorsitzende regelmäßig sagte: „So ists recht, so habt Ihr in der Voruntersuchung auch gesagt." Ein Resumee giebt es heute nicht mehr, wohl aber mag es noch manchen solchen Richter geben.

sieht, wendet sich mit ihrer Drohung ausschließlich an die schlechte Seite des menschlichen Charakters; ich verlange, daß das Gesetz, seiner volkserzieherischen Aufgabe gemäß, sich auch an die guten Seiten des Menschen wende; und darum soll neben die Drohung mit der Strafe des Meineides und des falschen Zeugnisses der Appell an die Ehre und den Stolz des Zeugen treten. Ich habe oben die gesetzliche Bestimmung, daß eine Bestrafung wegen Meineides unfähig zum Zeugeneid mache, als eine Verkehrtheit bezeichnet: „als ob die Pflicht, eidliches Zeugnis abzulegen, ein Ehrenrecht wäre!“ Nach dem heutigen Stande der Gesetzgebung ist sie dies entschieden nicht; nach meinem Vorschlage soll sie es in gewissem Sinne werden. So lange der Zeugeneid besteht, hat kein Bürger das Recht, zu verlangen, daß der Richter seiner unbeschworenen Aussage vollen Glauben beimesse; ebensowenig hat er ein Recht darauf, daß er auf seine Aussage vereidigt werde; wohl aber hat er ein Recht darauf, daß der Richter, wenn er von ihm den Zeugeneid verlangt, sein eidliches Wort als vollgiltig annehme; ob der Richter den Zeugen zum Eide zulassen soll oder nicht, das hängt von der Glaubwürdigkeit der Aussage ab; durch die Abnahme des Eides bekundet der Richter sein Vertrauen auf die Ehrenhaftigkeit und Wahrheitsliebe des Zeugen, und jeder halbwegs ehrliebende Zeuge wird sich um dieses Zeichen des Vertrauens bemühen, er kann dies aber regelmäßig nur dadurch erreichen, daß er streng wahrheitsgemäß aussagt: und so wird die Abschaffung des obligatorischen Zeugeneides — neben der Beseitigung einer Anzahl unnötiger Eide über unerhebliche Aussagen — nicht bloß die Zahl der Meineide vermindern, sondern — mindestens ebenso wirksam als die Strafandrohungen gegen Meineid und falsches Zeugnis — dazu beitragen, daß künftig mehr als seither von den Zeugen vor Gericht die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit gesprochen werde.

Eins freilich kann ich mir nicht verhehlen: bei vielen Richtern, namentlich Strafrichtern, wird die Abschaffung des obligatorischen Zeugeneides wenig Beifall finden. Zwar sollte es jeder Richter freudig begrüßen, wenn er nicht mehr vor die peinliche Wahl gestellt würde, entweder gegen seine Überzeugung auf Grund eidlicher Zeugenaussagen ein Schuldig sprechen zu müssen, oder durch eine Freisprechung zu erklären, daß er diesen Aussagen, die er doch als falsch nicht nachweisen kann, keinen Glauben beimesse. Allein wenn sich dieser und mancher ähnliche Konflikt Tag für Tag und Jahr für Jahr wiederholt, so wird der Sinn des Richters nach und nach gegen das Peinliche desselben abgestumpft, und — bequemer ist freilich das seitherige Verfahren: man vereidigt einen Zeugen um den andern, dann fällt man das Urteil; und wenn die Anklageschrift gelautet hat: „N. N. wird angeklagt, er habe an dem Tage und an jenem Orte das und das gethan,“ so lauten die „Entscheidungsgründe“: „Durch das Ergebnis der Hauptverhandlung ist festgestellt, daß N. N. an dem Tage und an jenem Orte das gethan hat.“ Solche Gründe, die in Wahrheit

keine Gründe sind, wären künftig unmöglich, und der Richter müßte vielmehr die einzelnen Zeugenaussagen würdigen. Die Güte der Rechtsprechung könnte dabei nur gewinnen; hie und da mag vielleicht ein Richter der erhöhten Aufgabe nicht gewachsen sein: für den Gesetzgeber kann dies nicht in Betracht kommen, für ihn gilt das Sprichwort: „Wer A sagt, muß auch B sagen"; er hat das Grundgesetz der freien Beweiswürdigung verkündigt, so muß er auch Ernst damit machen, und wenn gewisse Bestimmungen in solchem Widerspruche mit dem Prinzip stehen, daß derselbe zu einer schweren Gefahr für die Sittlichkeit des Volkes wird, so muß er, da das Grundgesetz nicht geopfert werden kann, diese Bestimmungen so schnell wie möglich ändern.

Die Durchführung der notwendigen Änderungen würde im allgemeinen sehr wenig Schwierigkeiten bereiten, das System der Zivil- wie der Strafprozeßordnung wird durch dieselben nicht alterirt; nur eine Frage erhebt sich: Wie ist die Beseitigung des obligatorischen Zeugeneides mit der Verhandlung vor dem Schwurgerichte zu vereinigen? Wem soll hier die Entscheidung über die Vereidigung oder Nichtvereidigung der Zeugen zustehen, dem Gerichtshofe oder den Geschwornen? Die Theorie muß wohl antworten: den Geschwornen, denn ihnen steht die Entscheidung über die Schuldfrage zu, sie haben über das Ergebnis der Beweisaufnahme nach freier Überzeugung zu entscheiden. Allein läßt sich in Wirklichkeit diese Aufgabe den Geschwornen überweisen? Dem stehen die allergrößten Bedenken entgegen; ich sehe ganz ab von der Umständlichkeit, daß jedesmal zwölf Geschworne in beratender Sitzung Beschluß fassen müßten: die Beschlußfassung selbst erscheint kaum durchführbar. Ich habe mich hier nicht mit dem Werte der Urteilsfindung durch die Geschwornen zu befassen, und beschränke mich darum auf die Behauptung, der kaum der eifrigste Fürsprecher des Geschworneninstituts Widerspruch entgegensetzen wird: es geht über das Vermögen der Geschwornen, die Erheblichkeit und die Glaubwürdigkeit jedes einzelnen Zeugen richtig zu beurteilen, sei es unmittelbar nach der Vernehmung oder am Schlusse der Beweisaufnahme. Es ist bekannt, welchen Einfluß auf den Wahrspruch der Geschwornen der Obmann in sehr vielen Fällen ausübt; wollte man ihnen die Beschlußfassung über die Vereidigung der Zeugen übertragen, so würde die Entscheidung vermutlich noch viel mehr von ihm allein abhängen, oder aber die Geschwornen würden in der Unsicherheit darüber, welche Aussage sie für erheblich oder unerheblich, für glaubwürdig oder unglaubwürdig halten sollen, schlechtweg die Vereidigung eines jeden Zeugen verlangen, auch wenn das Gericht dessen Angabe für unerheblich oder unglaubwürdig hält.

Die Entscheidung über die Vereidigung müßte hiernach dem Gericht (nicht etwa dem Vorsitzenden) übertragen werden, vorbehältlich vielleicht des Rechts der Geschwornen, die Vereidigung eines Zeugen zu verlangen, welche das Gericht unterlassen hat. Unleugbar würde hierdurch eine gewisse Beeinflussung der Geschwornen durch die rechtsgelehrten Richter herbeigeführt werden; im Interesse

einer gerechten Rechtſprechung dürfte dies aber kaum zu beklagen ſein. Es iſt hier nicht zu erörtern, ob es nicht überhaupt angemeſſen wäre, anſtatt den Laienrichtern die Findung des Urteils ohne rechtskundigen Beirat zuzumuten, ihre Mitwirkung bei der Urteilsfällung vielmehr in der Art zu geſtalten, daß ſie das von dem rechtsgelehrten Vorſitzenden gefundene (beantragte) Urteil billigen oder mißbilligen; jedenfalls bin ich der Anſicht, daß eine legale Beeinfluſſung, wie ſie die Folge meines Vorſchlages wäre, weitaus der illegalen Beeinfluſſung vorzuziehen wäre, wie ſie bei dem gegenwärtigen Zuſtande vielfach ſtattfindet. Es iſt wohl nicht zu beſtreiten, daß die Geſchwornen, namentlich da, wo ſie überwiegend den Kreiſen der ländlichen Bevölkerung entnommen werden, vielfach bemüht ſind, die Anſicht des Vorſitzenden über den Fall kennen zu lernen; und ſelbſt der gewiſſenhafte, möglichſter Objektivität ſich befleißigende Vorſitzende wird häufig kaum vermeiden können, daß ſeine Anſicht über die Schuld des Angeklagten aus dem Verhör mit dieſem oder aus der Zeugenvernehmung durchleuchtet. Hält ſich nun vollends, wie es oft genug vorkommt, ein Vorſitzender für berufen, das Urteil der Geſchwornen auf den rechten Weg, d. h. auf den Weg zu lenken, den er für den rechten hält, ſo kann man ſich leicht die Folge der beiderſeitigen Neigung denken: ſtatt daß, wie das Geſetz es verlangt, die Geſchwornen das Urteil finden, wird in Wirklichkeit nur das vom Vorſitzenden gefundene Urteil von ihnen gebilligt. Dieſer geſetzwidrigen Beeinfluſſung der Geſchwornen durch den Vorſitzenden würde durch die vorgeſchlagene Maßregel entgegengearbeitet werden. Der Vorſitzende müßte ſich mindeſtens bei dem Verhör der Zeugen der Unparteilichkeit befleißigen, da er ſonſt Gefahr laufen würde, durch einen der von ihm bekundeten Würdigung der Zeugenausſage widerſtreitenden Wahrheitsbeſchluß des Gerichts bloßgeſtellt zu werden.

In ihrer Freiheit und Selbſtändigkeit würden die Geſchwornen durch die beantragte Neuerung prinzipiell in keiner Weiſe beſchränkt werden; wollte man trotzdem die Neuerung für unvereinbar mit dem Geſchworneninſtitut erklären, ſo wäre dies kein Beweis gegen die Nützlichkeit und Notwendigkeit der Neuerung, ſondern nur ein Beweis gegen die Zweckmäßigkeit des Geſchworneninſtituts in ſeiner heutigen Geſtalt. Von der Nützlichkeit und Notwendigkeit der Neuerung aber hoffe ich den Leſer überzeugt zu haben. Ich ſchließe mit dem Wunſche: Mögen Deutſchlands Geſetzgeber zuſehen, daß nicht aus dem ſchon weit verbreiteten Übel dem deutſchen Volke ein großer, bleibender Schaden erwachſe!

Die Kaiserwahl vom Jahre 1519
und Karls V. Anfänge.

(Schluß.)

er Sieg auf der Soltauer Heide war auch ein Sieg Frankreichs, wie die Niederlage des Herzogs Ulrich eine Niederlage dieser Macht gewesen war. Aber da der Sieg am Tage nach der Kaiserwahl erstritten wurde, so war er ohne weitere politische Folgen; er entschied wohl vorläufig die Hildesheimer Fehde, aber nicht mehr. Erich von Braunschweig faßte, als er in Celle das Ergebnis des Wahlganges erfuhr, sofort wieder Mut; „ist Karl von Gent zum Kaiser erkoren, so haben die Braunschweigischen Fürsten mehr gewonnen als verloren.“ Offenbar fühlten auch die Kurfürsten in Frankfurt, daß sie nunmehr, da die große Krisis überwunden war, mit besserer Aussicht und mehr Gewicht die Fehde beizulegen versuchen konnten; die trüben Gewässer, in welchen jeder fischen zu können gemeint hatte, begannen sich zu klären. Alsbald geboten sie beiden kriegführenden Parteien einen fünfmonatlichen Waffenstillstand, bei einer Strafe von 4000 Gulden; wie die Dinge lagen, kam dieses Gebot vor allem den besiegten Braunschweigern, den Anhängern Karls, zu statten, deren Land wenigstens der rachedürstende Bischof Johann gar zu gern mit Feuer und Schwert überzogen hätte. Die Sieger entließen ihr Kriegsvolk; gegen Abtretung einiger Schlösser und das Versprechen, 28000 Gulden zu zahlen oder die Feste Neustadt am Rübenberge abzutreten, wurde Erich am 31. Juli freigegeben.

Nachdem die Kaiserwahl vollzogen war, wurde die Botschaft den kaiserlichen Gesandten mitgeteilt, die eine Meile von Frankfurt, in Höchst, den Ausgang abgewartet hatten; man begann mit ihnen auf Grund der ihnen von Karl ausgestellten Vollmacht über die Bedingungen, unter denen der Kaiser seine Gewalt ausüben sollte, zu verhandeln, und verwandte fünf Tage auf diese „Wahlkapitulation.“ Schon früher war es herkömmlich gewesen, daß die Kurfürsten, die septemviri, wie sie dieses humanistische Zeitalter nannte, jede Wahl zur Bekräftigung und Stärkung ihres Einflusses verwertet hatten; jetzt, wo man sich einen so mächtigen ausländischen König zum Herrn erwählt hatte, wo „die Raben — nach dem Worte des sächsischen Rates Fabian von Feilitsch — einen Geier hatten,“ schien es doppelt notwendig, sich gegen Mißbrauch der kaiserlichen Rechte in aller Form vorzusehen. Eine Wahlkapitulation von vierunddreißig Artikeln ward den Gesandten zum Unterschreiben vorgelegt, nach welcher sich Karl verpflichten sollte, das Reich und alle Glieder zu schirmen; die Kirche,

das Recht, den Frieden, die Witwen und die Waisen zu beschützen; ohne den Willen der Kurfürsten kein Bündnis mit fremden Staaten zu schließen; aus freien Stücken keinen Krieg anzufangen; keine fremden Kriegsvölker ins Reich zu führen; die Reichsämter nur an Deutsche aus guter Familie zu verleihen; in allen amtlichen Erlassen sich nur der deutschen oder lateinischen Sprache zu bedienen. Die fortwährende Steigerung der päpstlichen Ansprüche soll verhindert und die Konkordate sollen aufrecht erhalten werden. Bündnisse im Volke soll er unterdrücken, und das für ganz Deutschland verderbliche Wesen der „Monopolien," der großen Handelsgesellschaften, „so bisher mit ihrem Gelde regiert," soll er abstellen. Außerhalb des Reiches soll niemand vor Gericht geladen und die Acht über niemand ungehört und ohne Ursache, sondern nur nach ordentlichem Verfahren verhängt werden. Die Vorschriften der goldnen Bulle soll Karl sorgfältig halten, und ohne Anhörung der Kurfürsten und Stände keine neuen Gesetze erlassen. Sobald als möglich wird er ins Reich kommen und sich krönen lassen und soviel als möglich wird er in Deutschland wohnen

Es waren meist Dinge, welche im besondern Interesse der Kurfürsten lagen; doch kamen einzelne der Artikel auch dem Gesamtwohl zu Gute. Am 3. Juli wurde die Kapitulation von Karls Bevollmächtigten unterzeichnet, und dann ein Schreiben der Kurfürsten an den Kaiser gerichtet, in welchem sie ihm seine Erwählung kundthaten. Schon waren einzelne nach Spanien vorausgeeilt, um sich den Botenlohn zu verdienen; Sleidanus hebt es als erstaunlich hervor, daß einer von Frankfurt in neun Tagen nach Barcelona gelangt sei. Die amtliche Gesandtschaft, welcher Pfalzgraf Friedrich vorstand, erreichte den Kaiser erst Ende November 1519 und übergab ihm das Schreiben der Kurfürsten. Karl ließ durch Gattinara antworten, er denke das gute Urteil, das so große Fürsten über ihn gefällt hätten, sich zu verdienen, und werde sobald als möglich ins Reich kommen; er wolle, so große Gefahren auch von Franzosen und Türken drohten, dem gemeinsamen Vaterlande nicht fehlen. Eine Reise nach Valencia, welche er hatte machen wollen, gab er auf und kehrte alsbald nach Kastilien zurück, um sich zur Fahrt nach Deutschland und zur Krönungsfeier zu rüsten.*)

*) Karls Regierung ist zuerst beschrieben worden von dem Priester Juan Gines de Sepulveda, etwa 1490 bis 1570, dem „spanischen Livius," den Erasmus wegen seines glänzenden Stils lobte und Karl selbst 1536 zu seinem Hofgeschichtsschreiber machte; er ist religiös bigott, politisch Absolutist, also ganz ein Mann nach Karls Sinne. Gedruckt ist sein Buch De rebus gestis Caroli V. imperatoris libri triginta zu Madrid 1780. Darauf folgte Sandoval, etwa 1560 bis 1621, den Philipp III. an den Hof zog — er machte ihn zum Abt von Guenga und Doppelbischof von Tuy und Pampelona —, mit seiner Historia del emperador Carlos V., 1604; er giebt reiches Detail, schreibt einfach und klar, ist aber höfisch und parteiisch. Als Karl V. 1550 während des Sommers den Rhein hinauffuhr, diktirte er seinem Sekretär Van Male einen Abriß seines Lebens, von dem Kervyn de Lettenhove eine portugiesische Übersetzung entdeckte; er gab sie französisch unter dem Titel

Karl stand damals erst im zwanzigsten Jahre; er war am 24. Februar 1500 zu Gent geboren. Sein Vater war Maximilians I. und Marias von Burgund einziger Sohn gewesen, Philipp der Schöne, welcher sich im Jahre 1496 mit Donna Juana von Kastilien, der Tochter Ferdinands des Katholischen und Isabellas, vermählt hatte. Zunächst schien diese Ehe für Philipp keinen Vorteil zu bieten als den der Verbindung mit dem spanischen Herrscherhause; denn Juana hatte zwei ältere Geschwister, den Infanten Juan und die Infantin Isabella; nach ihr waren noch die Infantinnen Maria und Katharina geboren worden. Nun fügte es sich aber, daß der vortrefflich begabte Infant, welcher Philipps Schwester Margaretha geheiratet hatte, im Oktober 1497 nach halbjähriger Ehe in Salamanca von einem hitzigen Fieber weggerafft wurde, ohne Nachkommen zu hinterlassen; damit stand Juana dem Throne schon um eine Stufe näher. Vor ihr aber ging das Erbfolgerecht auf ihre ältere Schwester Isabella über, die Gemahlin König Manuels von Portugal; auch diese starb, indem sie einem Sohne Miguel das Leben gab, im August 1498. Miguel war, wie Sepulveda I, 39 sagt, „zur Hoffnung auf den Besitz von ganz Spanien und so vielen Königreichen geboren," starb aber auch, nachdem er kaum sein zweites Jahr vollendet hatte. So geschah es, daß Donna Juana um die Zeit, da sie Karl gebar, das Erbrecht auf ganz Spanien zufiel, während ihr Gemahl Philipp von seiner Mutter her die Niederlande überkommen hatte. Die Ehe war mit zwei Söhnen — Karl und Ferdinand — und zunächst drei Töchtern gesegnet: Eleonore, die später mit Manuel von Portugal und nach dessen Ableben mit Franz I. von Frankreich vermählt ward; Isabella, die Christian II. von Däne-

---

Commentaires du Charles-Quint heraus, Brüssel 1862. Man findet in diesen Memoiren viel nicht, was man sucht; aber es versteht sich von selbst, daß sie für Karls Denkart höchst lehrreich sind. Von spätern Biographen des Kaisers nennen wir Robertson, The history of Charles V, 1769, und H. Baumgarten, Geschichte Karls V., Stuttgart 1885, Bd. 1. welcher bis 1521 reicht. Ein kleiner Teil des kolossalen Briefwechsels, den Karl V. unterhielt, ist durch K. Lanz veröffentlicht worden: Korrespondenz des Kaisers Karl V., Leipzig 1844 bis 1846, 3 Bde.; Staatspapiere zur Geschichte des Kaisers Karl V., Stuttgart 1845; Aktenstücke zur Geschichte Kaiser Karls V., Wien 1853. Für die allgemeinen Verhältnisse ganz Deutschlands ist vor allem zu nennen das Werk des Zeitgenossen Johannes Sleidanus, Commentariorum de statu religionis et reipublicae Carolo Quinto Caesare libri XXVI, Argentorati 1555, dem katholischerseits sich der Karthäuser Surius mit seinem Commentarius brevis rerum in orbe gestarum ab anno salutis MD usque in annum MDLXXIV, Coloniae 1574, entgegenstellte. Von neueren Arbeiten ist noch immer das Hauptwerk L. von Rankes Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 6 Bde., 1839 bis 1847, zuletzt in dritter Auflage 1882 erschienen. Die katholische Auffassung vertritt Johannes Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters, 1878, 4 Bde.; er geht großenteils in den Spuren J. Döllingers, Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen im Umfange des lutherischen Bekenntnisses, 1846 bis 1848; an wissenschaftlichem Ernste überragt Döllinger freilich Janssen bei weitem; er schreibt polemisch nicht aus Tendenz, sondern aus Wahrheitstrieb.

mark, und Maria, die Ludwig von Böhmen und Ungarn die Hand reichte; nach Philipps Tode ward noch die Infantin Katharina geboren.

Die Ehe, in welcher Erzherzog Philipp und Donna Juana lebten, war keine glückliche. Als die Heirat vollzogen ward, war er achtzehn, sie siebzehn Jahre alt; er ein Mann, der den Beinamen des Schönen vollauf verdiente, mit lebhaften blauen Augen, anmutiger Gestalt, blühender Gesichtsfarbe; die schönen blonden Locken hatte er von seiner Mutter Maria geerbt. Sein Wesen war freundlich und doch würdevoll, wie man dies auch an seinem Vater Maximilian mit Vergnügen wahrgenommen hatte; es fehlte ihm nicht an Gutmütigkeit und edler Denkart, wohl aber an Festigkeit des Charakters, an Ernst und Arbeitsamkeit; er liebte sich mehr ein Leben in Genuß verbracht als ein mühevolles. Das Erzbild Juanas, das in der Franziskanerkirche zu Innsbruck neben dem Philipps steht, thut nun freilich dar, daß die Infantin ihrem Gemahl an Schönheit nicht von weitem gleichkam. „Der weite Zwischenraum zwischen Nase und Oberlippe störte die Harmonie ihrer Züge. Was ihr geistiges Naturell anbetrifft, so war sie von jeher still in sich gekehrt und besonders im Vergleich mit ihrer Mutter wenig geweckt. An allen öffentlichen Belustigungen nahm sie ungern Anteil, nur für Musik hatte sie von Kindheit eine Vorliebe." *) Philipp war zweimal mit seiner Gemahlin in Spanien: nachdem er von 1496 bis 1501 in Gent residirt hatte, begab er sich das erstemal, von einer Schaar flämischer Edelleute begleitet, im Jahre 1501 mit Juana nach der Halbinsel, wo er in Toledo lustigen Hof hielt; aber er verstand sich mit seinen Schwiegereltern nicht, und als ihm auch noch die Gattin durch Eifersucht unbequem ward, da kehrte er trotz aller Bitten im Dezember 1502, ohne auch nur das Weihnachtsfest mit seiner Familie zu feiern, nach Gent zurück. Erst im Jahre 1504 konnte ihm Juana, welche inzwischen ihren zweiten Sohn geboren hatte, dorthin folgen; im Jahre 1506 begab sich das Paar wieder nach Spanien, um nach Isabellas Tode deren Erbschaft anzutreten; es war vorher vereinbart worden, daß Philipp ohne Zuziehung Juanas regieren sollte, und nach dem Berichte des Grafen Wolfgang von Fürstenberg, den ihm sein Vater Maximilian als „Obristhofmeister und Berater" mitgegeben hatte, wußten er und sein deutsches Gefolge, dreitausend erlesene Knechte, „alle in eine Farbe gekleidet, wohl personiret und eines rechten Wesens," die Kastilianer so für sich einzunehmen, daß König Ferdinand, „ein falscher und böser Mann," vor Ärger außer sich kam: da setzte der frühe Tod Philipps am 25. September 1506 allen Streitigkeiten ein unerwartetes Ziel.

Die Königin Juana war seit jener plötzlichen Abreise ihres Gemahls im Dezember 1502 von Schwermut befallen worden, welche nicht mehr wich. In

*) G. Reimer, Im neuen Reich, 1878, I, S. 561 bis 578: Königin Johanna die Wahnsinnige und ihre Nachkommen; er faßt den Wahnsinn Juanas unter dem Gesichtspunkte der Vererbung. Vergl. auch Maurenbrecher, Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit (1873), S. 75 bis 98.

den zwei Jahren ihrer Trennung von dem Gemahl war ihre Sehnsucht nach demselben so stark, daß sie keinen andern Gedanken mehr hatte als ihn; selbst ihr neugebornes Söhnchen Ferdinand stieß die Arme von sich; man mußte Vorsichtsmaßregeln treffen, damit sie nicht entweiche: Stunden, ja Tage lang hat man sie am Brückenthor von Medina del Campo in der rauhen Witterung stehen und verlangend die Hände nach dem fernen Gatten ausstrecken sehen. Als sie mit ihm wieder vereint war, da quälte sie die Eifersucht, wie vorher das Heimweh; von Spanien aus sandte sie, wie Fürstenberg an den Kaiser berichtet, alle Frauen und Jungfrauen des Hofstaates nach Brabant zurück und behielt nur ein altes Weib bei sich; der Graf meint, „sie sei nächst Ferdinand die größte Feindin ihres Gemahls und böser, als er schreiben könne." Man kann sich vorstellen, wie das Hinsterben ihres Gatten, dessen Atemzügen sie Tage lang lauschte, wie sein Tod auf dies verwirrte und verdüsterte Gemüt gewirkt hat; sie erholte sich nicht mehr. Noch Wochen nach dem Tode Philipps verlangte es sie, seine vorläufig im Kloster Miraflores beigesetzte Leiche zu sehen; da ließ sie wohl den Sarg öffnen, die Umstehenden mußten es ihr bezeugen, daß das wirklich Philipp ihr Gemahl sei; thränen-, seufzer-, lautlos hielt sie ihn umschlossen und kehrte dann nach dem nahen Burgos zurück; noch zu Weihnachten that sie also; als sie ihr jüngstes Kind gebar, die Infantin Katharina, da zeigte sie auch dieser starre Gleichgiltigkeit. So ging es Jahre hindurch fort; am Ende wandelte sich der Wahnsinn in Blödsinn, aber der Tod hat die Fürstin erst am 12. April 1555 zu Tordesillas erlöst. Sie hatte ihr Leben auf 76 Jahre gebracht: eine Pflanze, der früh der Nährboden abgegraben ward und die dann langsam verdorrte.

Was Mutterliebe und Mutterfürsorge ist, das hat keines der Kinder Donna Juanas je erfahren, auch Karl V. nicht; es giebt das den Schlüssel zu manchem Charakterzuge des großen Fürsten.*)

Karls körperliche Entwicklung war wie die seines Großvaters Maximilian eine sehr allmähliche; er wuchs so langsam, daß man wohl meinte mit künstlichen Mitteln nachhelfen zu sollen; später aber war er, wie Sepulveda (XXX, 24) bezeugt, von mittlerer Größe, mit dicken und festen Armen und Beinen ver-

*) Der Wahnsinn Donna Juanas hat Bergenroth, welcher 1865 das Archiv von Simancas durchforschte, Anlaß zu einer aufregenden Vermutung gegeben. Er meinte in den dortigen Akten die Beweise zu finden, daß die Königin nur für wahnsinnig ausgegeben worden sei, damit an ihrer Statt zuerst ihr Vater Ferdinand und dann ihr Sohn Karl die Gewalt an sich reißen könnte, die rechtmäßigerweise ihr zugestanden hätte. Er wollte selbst nachweisen, daß Karl seine Mutter habe foltern lassen; aber es ist unzweifelhaft, daß er altspanische Ausdrücke mißverstanden hat. So deutet er dar cuerda (wörtlich: Strick geben) auf Folterung, während es = „nachlassen" ist, also den Sinn hat, daß man die Wahnsinnige gewähren lassen soll, damit sie sich beruhige. Gachard und Rösler haben Bergenroth gänzlich widerlegt: die Königin war thatsächlich unfähig zur Regierung. Vgl. Winning, Historisches Taschenbuch, V, S. 4 (1874), besonders S. 203—206, und Maurenbrecher a. a. O. S. 78.

sehen und von besondrer Kraft; auch die übrigen Glieder waren sehr ebenmäßig, die Hautfarbe weiß; Haar und Bart spielten ins Blonde. Die Augen waren groß, sein Gesicht wohlgebildet, nur daß das vorstehende Kinn und die nicht recht zusammenhängenden Lippen — die Unterlippe stand vor, ein Merkmal aller Habsburger — es einigermaßen entstellten. Seine Jugend verbrachte er in den Niederlanden, wo er ja auch geboren war; er wurde unter der Aufsicht seiner Muhme Margarethe zusammen mit seinen Schwestern Eleonore, Isabella und Maria erzogen, während die beiden andern Kinder, Ferdinand und Katharina, in Spanien heranwuchsen. An körperlichen Übungen fand er großes Gefallen; man sah ihn als zwölfjährigen Knaben zu Brüssel um das Johannisfeuer tanzen, inmitten des jungen Volkes, bis gegen zehn Uhr abends; die englischen Gesandten bemerkten, daß er mit dem Bogen vortrefflich umzugehen wußte; auch an der Jagd hatte er große Freude, wie es dem Enkel der „burgundischen Diana" und des Gemsenjägers Max geziemte; mit Wohlgefallen sah es der kaiserliche Großvater: „man hätte ihn sonst für einen Bastard halten können." In den Niederlanden, der Heimat des Erasmus, war es besonders leicht, vortreffliche Lehrer zu beschaffen; Margarethe ließ es auch nicht daran fehlen, die besten anzustellen; vor allem aber wurde er einem Gelehrten namens Luis Vacca übergeben, welcher ihn sechs Jahre lang unterrichtete, drei mit seinen Schwestern, dann drei mit einem Edelknaben zusammen; neben ihm wirkte als Erzieher Adrian von Utrecht, der Vizekanzler der Universität Löwen, ein ebenso frommer als gelehrter Mann. Der Mailänder Humanist Pietro Martiro d'Anghiera (Petrus Martyr), welcher 1487 nach Spanien gekommen war und nach dem Willen der Königin Isabella „den Adel durch das Studium der Alten zu Zucht und guter Sitte zwingen" sollte, vernahm allerlei Gutes von dem Prinzen; er gab viele Beweise eines hohen Sinnes; obwohl noch Knabe, begünstige er Schmeichelei und Lüge nicht nur nicht — dafür bringt Sepulveda eine Reihe von Belegen auch aus späterer Zeit bei —, sondern trete ihr offen entgegen; er verabscheue solche Menschen. Die Nüchternheit liebe er sehr; wenn einer von seinen Leuten zu viel getrunken, sehe er ihn scheel an und schelte ihn den andern Tag aus, „wie mit dem Unwillen eines Greises." Von diesem über sein Alter hinaus entwickelten Ernste werde viel gemeldet. In seinem ganzen Gebahren, in Bewegung, Antworten, Geberden sei er höchst bescheiden. Kurz, man könne bis jetzt nichts wünschen, das die Natur ihm nicht verliehen habe. Man dürfe hoffen, in ihm einen ausgezeichneten Herrscher so vieler Reiche zu bekommen, da auch in seiner Erziehung nichts versäumt werde.*) Es giebt ein Bild von Karl in der Pariser Nationalbibliothek mit der Umschrift: Rex catholicus; da er diese Würde erst seit dem Tode seines Großvaters Ferdinand, also erst seit dem 23. Januar 1516, besaß, so giebt das Bild die Züge des sechzehnjährigen

*) Baumgarten S. 15 bis 16.

wieder; aber der Eindruck ist, als ob man einen zwölf- bis dreizehnjährigen Knaben vor sich habe.*) Eine Zeit lang war auch sein Benehmen dementsprechend; er hielt sich sehr zurück, und wenn man eine Entscheidung von ihm suchte, so mußte man an seinen frühern Gouverneur gehen, den 1458 gebornen Wilhelm von Croy, Herrn von Chièvres.**) Dessen Einfluß mißfiel namentlich den Spaniern, als Karl im Herbst 1516 sich nach der pyrenäischen Halbinsel begeben hatte, um sich dort als König zu zeigen; er bewog den König, an die Stelle des mit Undank belohnten und im Herzeleid gestorbenen Kardinals Ximenez seinen erst zwanzig Jahre alten Neffen Wilhelm von Croy zum Erzbischof von Toledo zu machen; man klagte bitterlich, daß Spanien den Niederländern zur Beute werde, daß sie voll Ungerechtigkeit, Verwegenheit und Habsucht seien; dies empfand ein Volk umso schwerer, dessen Adel nach den zeitgenössischen Berichten so stolz war, daß er garnicht glaubte, anderswo gebe es noch einen Adel; „die Spanier, berichtet der Venetianer Corner, bilden sich ein, mehr zu wissen und zu taugen als irgend eine andre Nation." Karl ließ trotzdem seine gewohnte Umgebung gewähren; er verstand anfänglich gar kein Spanisch, er fühlte sich in dem Lande fremd und unsicher; aber man geht doch wohl fehl, wenn man annimmt, er habe in jener Zeit noch gar keinen selbständigen Charakter besessen.***) Als der Wahlkampf gegen Franz I. begann, da zeigte Karl alsbald die größte Entschiedenheit des Entschlusses, die größte Zähigkeit in der Verfolgung seines Planes; wir haben gesehen, wie energisch er alle Versuche abwies, hier seine Bahnen zu durchkreuzen; als er im Sommer 1520 aus Spanien nach den Niederlanden zurückkehrte, um sich die Kaiserkrone zu holen, da nahmen alle mit Staunen wahr, daß der, welcher vor vier Jahren als Jüngling von ihnen gegangen war, nun als Mann zurückgekommen sei†); noch war seine Gesundheit nicht ganz befestigt; aber er überwand doch rasch die Anfälle von Krankheit, die sich zeigten.

So wenig Karl sich bei seiner ersten Anwesenheit in Spanien die Herzen der Kastilianer gewonnen hatte, so traulich erschien er den Niederländern. Man nannte ihn den ersten Bürger von Gent; man schmeichelte sich, daß der Herr über so große Reiche, für den soeben wagehalsige Abenteurer die neu entdeckte Welt eroberten, doch nur der Graf von Flandern und der Herzog von Brabant sei, daß die Hand, welche Europa zittern machte, sich wohl in die Hand eines armen Flamländers legte; mit Freuden vernahm man manches freundliche und scherzende Wort aus dem Munde des jungen Herrn. Für andre

*) Baumgarten S. 105.

**) Sepulveda II, 7: Carolus cuncta fere consilio et voluntate Guilelmi Cevorii administrabat, propter magnam hominis prudentiam et gravitatis opinionem, qui fuerat a teneris ipsius educator atque morum magister.

***) Baumgarten S. 102 ff. vertritt diese Ansicht.

†) Schardius (dessen zweiter Band lauter Berichte aus der Zeit Karls V. enthält) II, S. 15.

Völker mochte er der allgebietende Kaiser sein; für die Niederländer „war er ein guter Gesell, ein froher Lebemann, ein Wesen von Fleisch und Blut, ein Flamländer in der vollen Bedeutung des Wortes.*) Es versteht sich von selbst, daß die gute Meinung, welche man im „burgundischen Kreise“ von Karl V. hatte, auch ins Reich herüberdrang und ihm hier den Weg bereitete.

Ungeheuer freilich war der Kreis von Aufgaben und Interessen, welcher des jungen Monarchen wartete. Alle deutschen Besitzungen des Hauses Habsburg, alle Lande der spanischen Kronen, das Königreich Neapel waren sein; am Charfreitag des Jahres 1519, gerade als Karl um die Kaiserkrone rang, als die Hildesheimer den Petershagen stürmten, landete Hernando Cortez mit seinen siebenhundert Mann am dürren Strande von Vera Cruz in Mexiko und schickte sich an, das Aztekenreich des Königs Moctheuzoma zu erobern; den Eingebornen graute vor den fremdartigen Menschen mit ihren schnellen Rossen, ihren „Werkzeugen, die Blitz und Donner trugen,“ ihren strahlenden Helmen und bunten Waffenkleidern; die Azteken gedachten der alten Sage, „daß der wohlthätige Luftgeist Quetzalcoatl, der die Menschen im Gebrauch der Metalle, des Landbaues und der Regierungskunst unterwiesen habe, dann aber vor dem Neide der obern Götter auf einem aus Schlangenhäuten gefertigten Zauberschiffe über das große Weltmeer nach dem Fabellande Tlapallan entflohen sei, dereinst mit seinen Nachkommen wiederkehren und über das Volk herrschen werde: er sollte eine hohe Gestalt, weiße Haut, langes, dunkles Haar und einen herabwallenden Bart gehabt haben.“ Moctheuzoma, von den Spaniern Montezuma genannt, ward bis ins Mark erschüttert, als die Botschaft kam, daß Männer, auf welche die Züge der Sage paßten, auf „bewimpelten Wasserhäusern“ mit schneeweißen Segeln gelandet seien; die kriegerische Energie der Azteken erlahmte bei dem Gedanken, daß sie mit übermenschlichen Wesen zu thun hätten; als sie sich nach Jahr und Tag zu verzweifeltem Widerstande aufrafften, erlangten sie nur einen Aufschub ihres Unterganges; ihn abzuwenden war es zu spät. Von Tag zu Tag ward es mehr zur Wahrheit, was Sepulveda I, 38 mit Stolz schreibt: „Man kam fast bis zu den Antichthonen (= Antipoden), und viele Inseln und ein andres Festland, in welchem große, aber ungebildete und barbarische Nationen hausen, wurden in die Gewalt des Königs von Kastilien gebracht; eine große Menge von Gold und Silber ward aufgehäuft und wird noch täglich aufgehäuft, da unsre Flotten nicht aufhören, über den Ozean hin und her zu fahren, dem sie sich schon ganz vertraut gemacht haben (quem iam sibi fere totum familiarem reddiderunt).“

Die Massenhaftigkeit der beherrschten Länder brachte dem jungen Könige freilich ebensoviel Not als Macht. Gleich zu Anfang seiner Regierung hatten

*) De Reiffenberg, Lettres sur la vie intérieure de l'empereur Charles-Quint, écrites par G. van Male, 1843, S. XXXVII f.

ſich die Palermitaner erhoben und beinahe den Vizekönig von Sizilien, Hugo Moncada, ermordet; ihrem Beiſpiel war die ganze Inſel gefolgt bis auf Meſſina; wie man dereinſt die Franzoſen maſſakrirt hatte, ſo war der Plan entworfen worden, alle Beamten des Königs am Tage vor St. Chriſtina, am 23. Juli, gerade in der Kirche der heiligen Chriſtina zu erſchlagen. Erſt als Alarco 3000 Mann aus Calabrien heranführte, ward der Aufſtand bewältigt und die Stadt Palermo um 10 000 Dukaten gebüßt.

Jetzt, als Karl ſich zur Reiſe nach Deutſchland anſchickte, nahmen auch die Dinge in Spanien die bedrohlichſte Wendung; man hatte es ſchon bitter genug empfunden, daß der flandriſche Adel ihn wie ein undurchdringlicher Ring umgab; nun wollte der König gar die Halbinſel verlaſſen, ohne die Klagen erhört, die Übelſtände abgeſtellt zu haben. Als er ſich am 20. Mai in Corunna einſchiffte, waren alle Höhen ringsum von Tauſenden von Menſchen bedeckt, die ihm mit betrübten Mienen nachſchauten; es war ihnen, ſchreibt Petrus Martyr, als ob das unglückliche Spanien zur Provinz herabſinke, welche vom eiſigen Ozean aus regiert werden ſolle. Die Aufregung war durch einen Kometen erhöht worden, „von dem in der Richtung des ſeinem Schickſal überlaſſenen Kaſtilien ein ſchwarzer Dunſt ausging, welcher allmählich den Leib des Geſtirns verſchlang.“

Faſt hinter dem Fahrzeuge, das den König nach Norden trug, ſchlugen die Flammen des Aufſtandes der ſpaniſchen Städte, der Comuneros, empor. In nicht geringerer Aufregung ſollte der Kaiſer Deutſchland finden: die Bewegung, welche Luther veranlaßt hatte, war über die theologiſchen Kreiſe endgiltig hinausgewachſen und zu einer Sache der geſamten Nation geworden. Karl V. verließ ein wild gährendes Land, um in ein andres ebenſo gährendes zu gehen; es erſchien ihm ſelber ſo, als ob die Bewegung in Kaſtilien und die in Deutſchland von gleicher Art ſeien, eine populäre Erhebung gegen die beſtehenden Gewalten. Im Kampf gegen ſie machte er ſeine erſte Probe als Staatenlenker, und anfänglich ſchien er Sieger; die Schlacht von Villalar und die Ächtung Luthers fallen zeitlich faſt zuſammen.

Stuttgart. Gottlob Egelhaaf.

Auch eine Goetheerinnerung.

Vor ſechzig Jahren, im Jahre 1826, wurde Goethes Geburtstag mit beſonderm Glanze von der Berliner Mittwochsgeſellſchaft gefeiert. Die „produzirenden Mitglieder“ waren aufgefordert worden, ein Lied zu Ehren des Tages zu liefern, und dem beſten, ſangbarſten Liede war ein Preis zugeſichert worden, beſtehend in einem goldnen Siegelringe mit Goethes Kopf nach Rauch. Da nicht weniger als zwölf Gedichte eingingen, ſo hatte Zelter, der gebeten worden war, das Amt des Preisrichters zu übernehmen, keine leichte Aufgabe. Am Tage der Feier ſelbſt

wurde unter anderm Händels Tedeum aufgeführt. Die zwölf Feiergedichte schickte dann Zelter nebst seinem Gutachten an Goethe, der wieder dagegen eine im Namen der Weimarer Kunstfreunde abgefaßte Charakteristik derselben nach Berlin sandte, auch „eine Anzahl Dankblättchen" (Autographen) — er hatte „zu diesem Mittel gegriffen, um gegen die vielen Freundlichkeiten nicht ganz zu verstummen" — zur Verteilung an die Dichter mitschickte. Kurz, es war eine große, wichtige Sache. In dem Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter (Bd. 4, S. 202 bis 230) ist alles des Breitern nachzulesen.

Etwa drei Wochen nach der Berliner Feier, am 17. September 1826, brachte der in Gotha erscheinende „Allgemeine Anzeiger der Deutschen" an der Spitze seiner Nummer 253 folgenden, offenbar aus Weimar stammenden Aufsatz:

Ein Freund des Klaren und Deutlichen erlaubt sich hiermit die Anfrage, ob in beifolgendem Gedicht: „Göthe's vielfacher Dank an eine berliner Gelehrten-Gesellschaft, für die Feier seines Geburtstages," vielleicht irgend ein sublimerer Sinn verborgen, als es ihm möglich ist, hineinzulegen.

Man ist genötigt, sich an eine auswärtige Zeitschrift zu wenden, um sich Rats zu erholen, da die hiesigen Göthianer und deren Söldlinge, einen Zweifel an ihres Patrons Göttlich- und Göthlichkeit als Hochverrat an Vernunft und Kunstgefühl betrachtend, den gesunden Menschenverstand in ihren Blättern nicht zu Worten kommen lassen.

Göthe's vielfacher Dank für die Feier
seines Geburtstages in Berlin.

Meinen vielfach hochbedingten
Tiefbegabten, langbedachten
Hebe vor und Liebe nach,
Daß das Mahl, das sie vollbrachten,
Mit den Bechern ausgelagten,
Stets und ewig habe Dank.

Gebe vielfach steter Wechsel
Große Lust, sanft süßes Leiden,
Theure Freunde! Geistgenossen!
Schroffen Züglern unverdrossen
Selbst sich und dem Schein der Zeit
Größern Dank zur Ewigkeit.

Dieß der vielfach breitgerührten
Thränerweichten Dankeskräftung.
Ich! dem vielost mehrsam Bilder
Heißer Zukunft zu erscheinen
Süßer Lust dabei zu weinen
Meinen Dank Euch, ewig Euch!

Dieser Artikel zog eine Flut von Einsendungen nach sich. In Nr. 264 (28. September) erklären „mehrere Verehrer" Goethes, „nicht ohne innere Empörung die sinnlosen Knittelverse" gelesen zu haben, und fordern den Einsender auf, zu beweisen, daß Goethe „wirklich der Verfasser dieser dem gesunden Menschenverstande Hohn sprechenden Reime" sei. „Sollte er dieses beweisen können, so würden sie staunend und schauernd ausrufen: was ist der Mensch und wohin kann der, der einst groß war, zuletzt herabsinken?" Die Redaktion bemerkt dazu in einer Nachschrift, daß dieser Beweis sehr schwer zu erbringen sein werde. Denn dazu sei nicht nur erforderlich, darzuthun, daß die Verse unter Goethes Namen und Handschrift an die Berliner Gesellschaft eingeschickt und in derselben dafür anerkannt und vorgelesen worden seien, sondern der Einsender müsse beweisen, daß in zweier Zeugen Gegenwart, gegen deren Glaubwürdigkeit nichts einzuwenden sei, entweder Goethe die Verse selbst mit eigner Hand niedergeschrieben habe, oder daß sie auf sein Geheiß von einem andern, dem er sie in die Feder gesagt, niedergeschrieben und darauf von Goethe, als treu und wahr, ohne Auslassung oder Verstümmelung verfaßt anerkannt worden seien. Die Redaktion bittet schließlich den Herrn Geheimrat achtungsvoll, zu erklären, daß jene Verse nicht von ihm herrühren.

In Nr. 268 (2. Oktober) erklärt „ein Verehrer Goethes, aber auch andrer deutschen Dichter," daß die Verse nur ein „loser Schalk" verfertigt haben könne, „der eine gewisse Manier (und nicht die beste) des vielseitigen, großen und unsterblichen Dichters persifliren und nebenbei seine übermäßigen Anbeter mystifiziren wollte." Habe Goethe die Verse wirklich selbst geschrieben, so könne er damit nur „seine ihm lästigen Lobhudler haben überbieten und zum Besten haben wollen."

Darauf brachte der „Freymüthige" in seiner Nr. 198 eine Antwort auf die von dem „Freunde des Klaren und Deutlichen" gestellte Anfrage. Die Nummer liegt uns nicht vor. Aus einer Erwiederung aber, die der „Anzeiger der Deutschen" in Nr. 307 (10. November) abdruckte, geht hervor, daß der Verfasser jener Antwort die Verse ernst genommen und verteidigt haben muß. Der Verfasser der Erwiederung erklärt die Verteidigung für „unnötig und unpassend," den Verteidiger für „einen unberufenen Sprecher und ein wahrhaftes Gegenstück von dem Freunde des Klaren und Deutlichen."

In Nr. 310 des „Anzeigers" (13. November) folgt dann eine boshafte Auslegung des Gedichtes, unterzeichnet: Neo-Xenios. Sie ganz hier wiederzugeben, lohnt nicht der Mühe, doch mag wenigstens ein Stück davon als Probe mitgeteilt sein. „Der Freund des Klaren und Deutlichen — heißt es — ist gewiß ein Fremdling in unsrer neuesten Literatur und kennt nicht das Innige, Sinnige und Minnige, das Lebende, Webende und Schwebende, das in der deutschen Poesie so herrliche Blüten treibt; er ist gewiß kein Freund der erhabenen, überschwenglichen, tiefsinnigen und göttlichen Poesie des Orients; sicher hat er seine Phantasie bis zu der unergründlichen Höhe der morgenländischen Dichtungen nicht erheben und mit seinem prosaischen Verstande in die Fülle und Deutsamkeit derselben nicht eindringen können. Käme er, trunken und gesättigt, wie wir, von der Quelle und dem Blütenduste der morgenländischen Gärten, hätte er den Geist des abendmorgenlichen Divans begriffen, er würde gewiß nach dem sublimeren Sinne des vorliegenden Gedichtes nicht gefragt haben. Da bis jetzt noch niemand aus der Zahl der Freunde und Geistgenossen Goethes aufgetreten ist, dem kecken Frager gehörig zu antworten, so will Einsender es versuchen, den klaren und deutlichen Sinn des Gedichtes zu zeigen.

Meinen vielfach hochbedingten
Tiefbegabten, langbedachten
Hebe vor und Liebe nach.

Dies ist nichts andres, als die in ein sinniges Gewand und Bild gekleidete alte Begrüßungsformel: Herzlichen Gruß, Glückwunsch, Gesundheit, langes Leben (Hebe, Göttin der Jugend) und Liebe nach wie vor; und diese Begrüßung ist gerichtet an die vielfach hochbedingten, tiefbegabten und langbedachten Freunde und Geistgenossen. Hochbedingt ist poetisch gebraucht für hoch- und hochwohlgeboren und ist abzuleiten von Ding, Dingpflichtigkeit, Gerichtsbarkeit; also solche, die eines privilegirten Gerichtsstandes genießen; natürlich müssen diese, der Hofsitte gemäß, zuerst genannt werden. Dann folgen die Tiefbegabten, das sind diejenigen, die zwar nicht hochwohlgeboren, aber doch durch ihre Geistesgaben einen Rang sich erworben haben. Endlich kommen die Langbedachten, und das sind die Herren, die lange vorher bedacht waren, eine schickliche Gelegenheit zu einem Schmause auf allgemeine Kosten zu finden und sie dann am Geburtstage Goethes fanden.

Daß das Mahl, das sie vollbrachten,
Mit den Bechern ausgelagten,
Stets und ewig habe Dank.

Dies ist leicht zu verstehen: Habt Dank, daß ihr an meinem Geburtstage geschmauset und gezecht habt; wobei wir nur noch unsre Bewunderung aussprechen müssen über das schöne und treffende Zeitwort, womit der Dichter unsre Sprache bereichert hat, nämlich: ausgelagen! Wie bezeichnend! und umso dankenswerter, da unsre Sprache bekanntlich in Ausdrücken für Essen und Trinken so sehr arm ist" u. s. w.

Endlich folgt noch in Nr. 311 (14. November) ein Gespräch, das zwischen fünf Personen, M., F., N., G. und einer Frau von B., geführt wird, und das den Oberkonsistorialrat Frenzel in Eisenach zum Verfasser hatte. Das Gespräch ist natürlich erfunden, die Personen aber, denen es in den Mund gelegt ist, sind wirkliche Personen aus Eisenach, Frau von B. eine bekannte dortige Goetheverehrerin. M. bringt das Gedicht mit in die Gesellschaft, liest es vor und fordert auf, zu raten, wer der Verfasser sei. Alle schweigen; nur ein Kandidat, „welcher durch den Professor Hinrichs in Halle zu einem großen Verehrer von Goethe geworden" ist, erklärt, daß er Goethe für den Verfasser halte; schon die Uebereinstimmung mit dem Gedichte: „Meinen feierlich Bewegten" führe ihn auf die Vermutung.*) Und nun beginnt ein längerer Gedankenaustausch, in welchem die verschiedensten Ansichten — ganz so, wie sie wohl im Publikum zu hören sein mochten — laut werden. G. versucht alles Ernstes durch richtige Satzkonstruktion dem Sinne auf die Spur zu kommen; M. meint, die Huldigung der Berliner sei Goethe zuwider gewesen, deshalb habe er ihnen dieses Quidproquo als Antwort geschickt. Schließlich wird die Unterhaltung durch die Ankunft eines Fremden unterbrochen, der aus Weimar kommt. Als dieser den Gegenstand des Streites vernimmt, sagt er: „Diesen Streit können Sie ruhig beilegen, weil er kein Objekt mehr hat; denn bei meiner Abreise von Weimar hörte ich, daß Goethe sich nicht zum Verfasser dieses Gedichtes bekenne, und daß man eifrig dem Falsarius nachspüre."

Die Redaktion bemerkte zu diesem Aufsatz, daß damit die Verhandlungen über den Gegenstand in d. Bl. als beendigt anzusehen seien, brachte aber dennoch nicht nur in Nr. 315 (18. November) eine nochmalige erzürnte Abwehr der Verse, die mit den Worten schließt: „Goethe kann jene Worte nicht geschrieben haben, und schweigt er selbst, so geschieht es, weil er den Unsinn nie zu Gesichte bekam, oder weil er Anfeindungen würdig übersieht, die längst vergessen sein werden, wenn, was er uns war und bleiben wird, noch späten Geschlechtern einleuchtet!", sondern auch in Nr. 333 (6. Dezember) einen Aufsatz der Frau Julie von B., die verstimmt war über die Rolle, welche sie in dem Gespräche spielt, und über gewisse Ausdrücke, die ihr dort in den Mund gelegt sind,**) in Nr. 343 (17. Dezember) eine Erwiederung Frenzels, in Nr. 8 vom 9. Januar 1827 endlich eine nochmalige Entgegnung der Frau von B., welche diesen Schriftenwechsel und damit endlich die Reihe der sämtlichen Einsendungen beschließt.

Damit die Ausgrabung dieser vergessnen Vorgänge nicht ganz nutzlos sei —

*) Gemeint sind die vier Zeilen, mit denen Goethe das Jahr vorher für die Feier des Jubiläums seines Eintrittes in Weimar (7. November 1825) gedankt hatte:

Meinen feierlich Bewegten
Mache Dank und Freude kund:
Das Gefühl, das sie erregten,
Schließt dem Dichter selbst den Mund,

und die auch ohne Zweifel bei der Abfassung der Spottverse vorgeschwebt haben.

**) Namentlich über den Ausdruck „ausgezeichnetes Talent," den der Verfasser sie von Goethe brauchen läßt, und über einzelne Fremdwörter, die den Unwillen der Puristin erregt hatten.

was sie wohl ohnehin nicht ist, denn sie gewährt einen lehrreichen Einblick in das Parteigezänk, welches durch die maßlose Vergötterung Goethes auf der einen und den dadurch gereizten Widerspruch auf der andern Seite schon bei seinen Lebzeiten erzeugt wurde —, füge ich noch eine Mitteilung über ein paar Gedichte Goethes hinzu, die damit zusammenhängt. Unter den Zeitungen, welche die Spottverse nachdruckten, war auch das von F. K. J. Schütz in Hamburg herausgegebene „Mittagsblatt"; es brachte die Verse in Nr. 58 des Jahrgangs 1826 im vollen Glauben an ihre Echtheit und sogar fünf Nummern später (Nr. 63, 5. November 1826), um den unerfreulichen Eindruck derselben wieder zu verwischen, einen kleinen Aufsatz: „Zur Erinnerung," worin ein echtes, bis dahin ungedrucktes Gedicht Goethes mitgeteilt wird: die unter dem 12. September 1815 an Willemer in Frankfurt gerichteten Verse: Reicher Blumen goldne Ranken | Sind des Liedes würd'ge Schranken ꝛc. Der ungenannte Herausgeber — offenbar Schütz selbst — sagt, er habe das Gedicht „von einem der würdigsten Jugendfreunde Goethes in seiner Vaterstadt, an den und dessen treffliche Familie er es vor zwanzig Jahren von Weimar aus gerichtet habe, mitgeteilt erhalten." Diese Angabe ist irrig, auch der Text ist ungenau.*) Dennoch ist der Druck als erster (der bei Hirzel fehlt) beachtenswert, und noch beachtenswerter, was sich daran anschließt. Es heißt nämlich weiter in dem Aufsatze: „Diesem lieblichen Erinnerungsblatt hatte Goethe noch zwei seiner Handzeichnungen beigefügt, mit folgenden Distichen unterschrieben:

Als die Tage noch wuchsen, gefiel das Leben mir wenig;
Nun, abnehmend in Eil', könnten gefallen sie mir.

*

Ich besänft'ge mein Herz, mit süßer Hoffnung ihm schmeichelnd.
Eng ist das Leben fürwahr, aber die Hoffnung ist weit."

Auch diese Angabe ist wieder nicht ganz richtig. Das erste der beiden Distichen hat Düntzer 1870 in seinem Aufsatze: „Goethe und Marianne von Willemer" (Westermanns Monatshefte, September) nach dem Original mitgeteilt. Darnach befand es sich nicht auf einer Handzeichnung Goethes, sondern auf einem Exemplar des kolorirten Stiches „Frankfurt von der Gerbermühle aus" (vergl. Creizenach S. 81), den Frau Rosette Städel zum Andenken an Goethes Geburtstagsfeier auf der Gerbermühle (1815) gefertigt hatte, und von dem Goethe eine Anzahl von Abdrücken erhielt, die er dann, mit Versen versehen, an Freunde verschickte. Es ist dann auch in die von Loeper herausgegebene „Nachlese" (Hempelsche Ausgabe, Bd. 5, S. 262) übergegangen. Auf das zweite Distichon, das sich bis jetzt in keiner Ausgabe Goethes findet, hat 1876 Loeper aufmerksam gemacht (Archiv für Literaturgeschichte Bd. 5, S. 95); es findet sich nämlich, und zwar ebenfalls mit dem ersten Distichon zusammen, „aus einem Manuscript" mitgeteilt bereits 1825 im zweiten Bande des von F. K. J. Schütz herausgegebenen Auszugwerkes: „Goethes Philosophie" (S. 94). Nach der Mitteilung, die Schütz ein Jahr später im „Mittagsblatte" macht, hat aber auch dieses zweite Distichon offenbar auf einem der Bildchen gestanden, die zur Erinnerung an die Geburtstagsfeier des Jahres 1815 an die Freunde nach Frankfurt gingen.

Leipzig. G. W.

*) Strophe 4 steht seinen Wert (statt: dessen Wert) und Gold dem Gold' (statt: Golde Gold), Strophe 5 am fernen Ort (statt: vom) und Liebreich euer Blick (statt: Liebevoll der Blick). Vergl. den Abdruck nach dem Originale bei Creizenach, Goethe und Marianne von Willemer, S. 41.

Aus der Chronik derer von Riffelshauſen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Fortſetzung.)

Als Thereſe erwachte, befand ſie ſich in Georgs zu ebener Erde gelegenem Zimmer auf dem alten Lederſofa. Während der Wille in ihr mühſam die verwirrten Sinne in die alte Ordnung zurückbrachte, vernahm ſie, noch wie im Traume, die Stimmen ihres Mannes und Schwagers.

Sie iſt ſchwach, ſagte Bohemund in gereiztem Tone.

Zart wäre das richtigere Wort, ſagte der andre, und du mußt durchaus darauf Rückſicht nehmen.

Meinſt du? Gieb mir den Eſſig noch einmal her. So, danke. Ich ſollte meinen, ich kännte ſie etwas länger als du.

Darin haſt du Recht.

Als es der Hofmarſchallin gelang, die Augen zu öffnen, befand ſie ſich mit ihrem Manne allein. Georg hatte ſie verlaſſen.

Bohemund ſeufzte erleichtert auf und berichtete, daß Mathildchen ſich wohlbehalten in ihrem Bettchen befinde, umgeben von dem geſamten weiblichen Hausperſonal.

So wollen wir, ſobald du dich genügend von deinem Schreck erholt haſt, in das Frühſtückszimmer gehen und uns ſtärken.

Es thut mir ſehr leid, begann die Frau. Aber der Hofmarſchall machte eine abwehrende Handbewegung. Schon gut, laſſen wir das, liebes Kind. Du haſt nun einmal nie viel Selbſtbeherrſchung gehabt, und lernſt das jetzt nicht mehr.

Damit bot der Hofmarſchall ſeiner tief beſchämten Frau den Arm und führte ſie in das Eßzimmer, wo Fräulein Cäcilie und Herr Trakelberg bereits in einträchtiger Zwieſprach beim Kaffee ſaßen und ſich nun in dem Gefühle der Freude vereinigten, Thereſe wieder munter zu ſehen.

Bald erschien auch Georg, der eben mit dem Inspektor gesprochen hatte, und erzählte, daß es hinter Rummelshausen noch weit stärker geschneit haben sollte als hier.

Ich werde meinen Besuch bei dem Oberförster Dusele in Rübesheim mit dem Schlitten machen können.

Ich sehe nicht ein, warum du deine geliebten Duseles gerade heute besuchen mußt, meinte Cäcilie ärgerlich.

Hast du einen Grund dagegen?

Du bist ja dein eigner Herr.

Georg war ihrer Meinung und erhob sich bald darauf, um noch einige Arbeiten zu erledigen.

Der Herr Baron geriet in ein trauriges Erstaunen, begann Trakelberg, ja ich darf wohl sagen, in ein ernstes Bedauern, als er durch mich vernahm, mit welch wunderbaren Aufregungen wir schon in aller Frühe heimgesucht worden sind. Er —

Alterirte sich natürlich, unterbrach ihn Cäcilie. Derartiges ist bei uns allerdings seit Jahren nicht vorgekommen.

Bohemund fuhr auf. Liebe Schwester, du thust ja wirklich, als ob Therese das Kind aufs Eis geschickt hätte.

Cäcilie, die vor ihres ältesten Bruders bekannter Heftigkeit auf der Hut war, begnügte sich damit, etwas unverständliches vor sich hinzumurmeln; aber der armen Therese bischen Selbstbeherrschung war wieder einmal erschöpft. Sie erhob sich, trotz der drohenden Wolken auf der Stirne ihres Gatten, und erklärte, sie wolle jetzt nach der kleinen Mathilde sehen; führte, auch ohne eine Entgegnung abzuwarten, diesen Vorsatz aus.

Nun sitzt sie den ganzen Tag bei dem Kinde, seufzte der Hofmarschall, und ängstigt sich, wenn ein Schnupfenfieber eintritt.

Und ich muß sagen, meinte Cäcilie, die Minna versteht sich ausgezeichnet auf das Krankenpflegen. Therese könnte sich ruhig auf sie verlassen.

Das Gefühl einer Mutter jedoch — begann Trakelberg.

Ohne jedoch auf ihn zu hören, sagte der Hofmarschall: Therese sah doch sehr angegriffen aus. Wir müssen etwas vornehmen, um sie zu erheitern, Cäcilie.

Wie wäre es mit einer Schlittenfahrt nach Rummelshausen? sagte die Schwester.

Herr Trakelberg aber gelangte zu der Ansicht, er sei gekränkt worden, und stand mit Würde auf. Die Geschwister freilich schrieben sein Fortgehen nur der Ursache zu, daß der Unterricht jetzt beginnen solle.

Wenn nur Georg nicht gerade bei dem verrückten Oberförster zu thun hätte, fuhr Cäcilie fort. Da braucht er den Schlitten selbst.

Weißt du was? rief Bohemund, Georg kann sie mitnehmen. Die Fahrt durch die frische Luft thut ihr besser als das Sitzen im Krankenzimmer.

Er ſoll ſie zu Duſeles mitnehmen?

Ja doch. Warum nicht? Es kommt ja nur auf die Fahrt an.

Cäcilie ſchüttelte bedenklich den Kopf. Liebſter Bruder, ſagte ſie feierlich, Georg kann keinen Diener mitnehmen. Er fährt allein, und der Schlitten nimmt nur zwei Perſonen auf.

Was ſollte ihnen denn aber begegnen? Der Weg iſt ja gut.

Cäcilie machte ein ſehr bedeutſames Geſicht. Bedenke, daß Thereſe noch ſehr jung iſt und daß ihre Mutter eben doch —

Der Hofmarſchall ſtützte ſeine Arme auf den Tiſch und ſtarrte ſeine Schweſter an, als koſte es gewaltige Mühe, den Sinn ihrer Worte zu erfaſſen. Dann ſprang er auf, ſodaß Taſſen und Gläſer klirrend übereinanderfielen. Er umklammerte krampfhaft die Stuhllehne und rief: Wenn du toll biſt, ſo gehe ins Irrenhaus!

Seine Stimme verſagte bei dem letzten Worte, das er im höchſten Diskant ſchrie, und die blaue Ader trat hervor wie ein Strick. Der Stuhl ächzte unter ſeinem Griffe, und Cäcilie ſah den Augenblick kommen, wo er den Stuhl erhob, um ſie zu erſchlagen. Plötzlich jedoch ſchleuderte er das unglückliche Möbel von ſich und verließ das Zimmer, die Thür hinter ſich zuſchlagend, daß das Haus dröhnte und wackelte.

Dieſe Heftigkeit, dachte Cäcilie, als ſie ſich ein wenig erholt hatte, kann man ſich eben nicht abgewöhnen, und es iſt mir wirklich lieb, daß Georg nicht auch ein ſolches Temperament hat.

Achtes Kapitel.

Rein und glänzend lagen Hof und Garten in dem friſchen Schnee. Thereſe trat an den vor der Hausthür haltenden Schlitten, an dem ſie auch Bohemund und Cäcilie ſtehen fand, in Unterhaltung mit Georg.

Haſt du dich auch genügend gegen die Kälte verwahrt? empfing ſie der letztere.

An ſeiner umwölkten Stirn meinte ſie zu ſehen, daß auch er mit der gemeinſchaftlichen Spazierfahrt nicht ganz zufrieden ſei, ſondern daß er ſich, wie ſie, dem Willen ſeines Bruders gefügt hatte.

Es iſt nicht kalt, ſagte der Hofmarſchall entſchieden.

Georg zog die Brauen in die Höhe. Entſchuldige! Doch er brach ab.

Thereſe friert wirklich nicht ſo leicht. Sie iſt nicht ſo verwöhnt, wie du anzunehmen ſcheinſt. Steig ein, Frau.

Thereſe gehorchte ſchweigend. Der Hofmarſchall wickelte die Pelzdecke um die Füße ſeiner Frau, und Cäcilie rief dem fortfahrenden Georg nach, ſich doch nur ja von Fräulein Duſele das vorzügliche Kloßrezept geben zu laſſen.

Thereſe und Georg ſahen indeſſen ſchweigend vor ſich hin. Erſtere hätte viel darum gegeben, dieſer Schlittenfahrt enthoben zu ſein. Ihr wurde immer unbehaglicher zu Mute.

Die Straße war von der Parkmauer abgebogen und zog in ſanft geſchwungener Linie durch das Dorf. Die Jugend, die eben den Morgenunterricht beendet hatte, kam lärmend und jubelnd aus der Schule; Knaben und Mädchen warfen den ſtörenden Ballaſt der Weisheit in Geſtalt von Büchern und Tafeln auf die nächſte Treppenſtufe, um ſich nach Herzensluſt mit Schnee zu bombardiren.

Guten Morgen, Herr Baron, rief der vergnügte Chor, und Georg nickte ihnen freundlich zu.

In dem weißen Hauſe dort, ſagte er, wie um die Honneurs des Dorfes zu machen, wohnt die alte Frau Müller, die du ſchon kennen wirſt, da ſie häufig zum Flicken kommt.

Doch Thereſe mußte errötend bekennen, die Frau noch nicht geſehen zu haben. Es ſchien kein Geſpräch in Gang kommen zu wollen. Sie ſah ihn von der Seite an. Die Pelzmütze, die ſeine Stirne bedeckte, gab wohl ſeinem Geſicht dieſen finſtern Ausdruck! Sie wandte ſeufzend den Kopf.

Ein dicker Mann in blauem Kittel mit einem ſelbſtbewußten Geſicht rief dem Baron einige Worte zu, die Thereſe des dörfiſchen Idioms wegen nicht verſtand. Georg lachte.

Was ſagte er? fragte Thereſe.

Dummes Zeug; er meinte, es möchte meine eigne Frau ſein, die ich führe.

Er hat recht, ſagte Thereſe und fügte in Gedanken hinzu: Du würdeſt dann eine angenehmere Fahrt haben.

Er zog die Zügel an und ſchwieg.

Bereits lag das Dorf hinter ihnen, und ringsum glitzerten Baum und Strauch im weißen Schneemantel. Raben flogen krächzend neben dem Wege auf, man konnte deutlich die Spur ihrer Krallen auf der glatten Fläche verfolgen. Ein wenig abſeits von der Fahrſtraße ſchlängelte ſich der kleine Fluß hin, die Ränder waren mit einer dünnen Eiskruſte überzogen, bedeckt mit feinem Schnee, neben dem das Waſſer faſt ſchwarz erſchien.

Es war ſtill ringsumher; nur die Pferde ſchnoben leiſe und bewegten mutwillig die Köpfe, daß die hellen Schlittenglocken luſtig klangen. So ging es ſchnell dahin über die winterliche Flur. Schon zeigten ſich vor ihnen Dächer und Bäume eines kleinen Ortes. Über den Häuſern erhob ſich dünner Rauch zum klaren Himmel.

Iſt dieſer Ort ſchon Rummelshauſen?

Ja. Du kennſt das Städtchen noch nicht?

Nein.

Es iſt ein freundlicher Ort; die Häuſer reinlich; die Straßen breit. Sieh,

hier ist der Mohrengasthof. Ihm gegenüber kannst du das Postgebäude bewundern.

Das leichte Gefährt glitt rasch an Läden und Privathäusern vorüber, die Hauptstraße entlang.

Du hast hier viel Bekannte? fragte Therese, als er einen dicken Herrn grüßte und die Pferde anhielt, als vermute er, daß jener seiner Körperfülle halber nicht zeitig auszuweichen vermöge. Georg bejahte ihre Frage und nannte den Namen des Dicken. Hie und da zeigte sich, als das Städtchen hinter ihnen lag, noch ein kleines Haus an der Straße, aus dessen lattenumzäuntem Hofe ab und zu ein ärgerlicher Hund dem vorübereilenden Schlitten nachbellte. Im Thale fortgehend, bog die Straße über eine alte Steinbrücke, unter deren mächtiger Wölbung die Knechte des Herrn Inspektor Dickmann das erste Eis für den Bierkeller hackten.

Frierst du? fragte Georg seine Begleiterin.

O nein, du hast die Windseite.

Wie er sich lächelnd nach ihr umwandte, mußte sie ein gleiches thun.

Du wirst rote Backen von der Fahrt bekommen, sagte er heiter.

Sie waren in einer Pappelallee angelangt, und als sie scharf um einen vorspringenden Hügel bogen, zeigte sich die Landschaft vor ihnen ganz verändert. Die das Siebenhofer Flußthal einschließende Hügelkette trat hier zurück, und eine freie Ebene erstreckte sich bis zu dem dunkeln Waldgebirge. Es hatte hier stark geschneit und ein scharfer Nordwest wehte von Zeit zu Zeit dichte Schneehuschen über den Weg.

Unsre Gegend ist rauh, sagte er, wirst du dich einleben?

Ich habe eure Heimat geliebt, ehe ich sie kannte, und ihr seid so nachsichtig gegen mich, daß es leicht ist, sich an dem fremden Orte einzuleben.

Nachsichtig? — Wir? — Was bist du für eine wunderbare Frau! Immer geduldig, immer freundlich! Wie machst du es möglich? Ich habe mir nicht vorstellen können, daß es wirklich solche Menschen giebt wie du.

O Georg, bat sie, bitte, sprich nicht weiter!

Warum soll ich dir nicht einmal sagen, was ich denke?

Du kannst so nicht denken!

Lüge ich?

O nein, nein! Ich weiß nicht, wie du auf solche Gedanken kommst; doch darfst du so nicht reden. Es ist nicht recht.

Ängstlich sah sie auf in seine dunkeln, tiefen Augen. Sie wandte sich ab, und er sah aufmerksam auf die Zügel.

Georg schien innerlich erregt, als er nach längerem Schweigen das Gespräch wieder aufnahm. Die Ruhe, mit der er sprach, war erzwungen.

Habe ich dich vorhin beleidigt? fragte er, ohne aufzusehen.

Ich verstehe dich nicht.

Nun, dann ist es gut.

Therese sah ihn verstohlen an. Er sah ungewöhnlich energisch und ernst aus. Sie empfand plötzlich ein so lebhaftes, ihr ganz neues Interesse für ihn, daß er ihre Gedanken vollständig erfüllte. Zu gleicher Zeit fühlte sie sich beängstigt, zurückgeschreckt und angezogen.

Um das auf ihr lastende Schweigen zu unterbrechen, fragte sie, ob er mit Bohemunds Gesundheitszustande zufrieden sei. Er wandte sich rasch nach ihr um; die Erwähnung seines Bruders berührte ihn peinlich.

Ihm fehlt Beschäftigung, meinte er.

Du bestätigst, was ich selbst glaube, antwortete sie lebhaft. Leiden dieser Art lassen sich gewiß am leichtesten tragen, wenn man nicht viel Zeit hat, daran zu denken. Könntest du ihm nicht Arbeit überlassen?

Ich will sehen, ob es mir gelingt, ihn für das Gut zu interessiren.

O wie schön wäre das! rief Therese mit Wärme, wie dankbar bin ich dir!

Und nun war sie auf einmal gesprächig geworden. Sie erzählte von ihres Mannes liebenswürdigen und bewundernswerten Eigenschaften, von seiner allgemeinen Beliebtheit in der Residenz, von der unvergleichlichen Liebenswürdigkeit, mit der er den ihm so unentbehrlich scheinenden geselligen Anregungen und Genüssen entsagt habe u. s. w. Georg hörte ihren Lobsprüchen schweigend zu. Thereses sanfte Stimme erinnerte ihn an die herrische Art seines Bruders, und dieser Gedanke brachte einen herben Mißklang in ihre liebevollen Worte. Da ist sie nun, dachte er, leidet, schweigt und liebt unbeirrt fort. O Engelsgeduld! Nein, nein! Es ist widersinnige Pflichttreue, die den Geist dazu vermag, sich knechten zu lassen, weil ein Versprechen sie, die nichts vom Leben wußte, gebunden hat! Mein Gott, kann das das Rechte sein? —

Georg Riffelshausen war nicht schnell in seinen Entschlüssen, ja nicht schnell in seinen Empfindungen und Gedanken. Er hatte sich methodisch an Bedacht gewöhnt, aber fortwährende Bedächtigkeit ist gegen die Natur, und die Natur rächt sich. Jetzt fingen Gedanken und Vorstellungen an, sich zu jagen; eine forderte die andre heraus. Es kam ein Augenblick, wo der ihm sonst so werte Bruder geradezu hassenswürdig schien. Ungeduldig fragte er, warum das Glück sich gerade ihm und ihm allein entziehe?

Der Wind blies und Therese lehnte sich fröstelnd an die Schlittenwand. Er wagte es nicht, sie anzusehen. Ein Müllerwagen bewegte sich langsam auf der beschneiten Straße dahin, der Schnee knirschte unter den Rädern, der nebenherschreitende Fuhrmann fluchte, und der weiße Spitz, dessen Fell sich auf dem blanken Schnee gelbgrau ausnahm, sprang lustig bellend vor den Pferden in die Höhe, wobei er sich beständig um sich selbst drehte und mit dem Stummelschwanze wedelte.

Sieh einmal, Georg, sagte Therese, seinen Arm berührend, ist es nicht seltsam, daß der Hund so fröhlich seines Weges läuft, während der Mensch,

ſtatt ſeine höhere Vernunft zu gebrauchen, um ſich würdiger in das Leben zu finden, ſich dem Mißmut und Zorn hingiebt?

Georg ſah betroffen auf. Hatte ſie denn ſeine Gedanken erraten?

Wer kann wiſſen, was den jungen Müller bedrückt? entgegnete er. Wenn das Tier leidet, ſo geht der Schmerz mit dem Augenblicke ſelbſt; wir haben den traurigen Vorzug, daß unſre Gedanken die Erinnerung an vergangenes Leid wie einen Schatten über jede kommende Stunde werfen.

Sie hörte nur den Ton verhaltener Trauer in ſeinen Worten und ſah ihn mit warmem, tiefem Mitleid in die Augen. Georg aber wünſchte, nie einen ſolchen Blick kennen gelernt zu haben. Er trieb die Pferde an, daß der Schlitten wie ein Pfeil dahinflog. Den Blick unverwandt auf die Zügel gerichtet, erſehnte er das Ende dieſer Fahrt.

Neuntes Kapitel.

Das Haus des Oberförſters Jeremias Gotthelf Duſele lag eine kleine Viertelſtunde oberhalb des Dorfes Rübesheim am Waldrande. Dies Haus, deſſen über eine hohe Lehmmauer ragender Giebel ſich der Straße zuwandte, hatte eine auffallende Ähnlichkeit mit einem wohlzugeſchnittenen Schmalzkräpfel, der ſich in dem heißen Fett zu ganz unerwarteten Verhältniſſen ausgedehnt, dabei aber freilich ſeine Geſtalt und Schöne eingebüßt hat.

Die Lehmmauer, die da, wo das Gebäude an den Berg lehnte, nichts als das Dach ſehen ließ, auf welchem des Oberförſters Prachtſtück und Liebling, der engliſche Schlot, prangte, wurde nach der entgegengeſetzten Richtung hin beſcheidener und erlaubte den Bewohnern den Ausblick auf das hübſche Dörfchen im Thale, das ihnen gleichſam zu Füßen lag.

Herr Duſele beſaß einen Hang zur „Poeterei," und ſo hatte ihm die Ausſicht von ſeinen Fenſtern Stoff zu manch artigem Gedichtlein geliefert, wie zum Beiſpiel:

Wenn vom Berg ich ſteig' hernieder
Nach dem arbeitsſchweren Tag,
Steigen aufwärts meine Lieder
Wie der Wachtel muntrer Schlag.

Und ich denke immer wieder,
Was ſich auch ereignen mag:
Klebſt an meinem Herz wie Leim,
Du geliebtes Rübesheim!

Nun hatte allerdings des Oberförſters ſelige Frau dem Hauſe gegenüber einen Schweineſtall erbauen laſſen; da aber Duſele durch jahrelangen Genuß die ſchöne Ausſicht zur Genüge im Kopfe hatte, ließ er ſich durch jenes Ereignis keines-

wegs ernüchtern. Im Gegenteil, wenn die Stimmen seiner Rüsseltiere an das der Muse lauschende Ohr drangen, so erfüllte ihn der Gedanke an zukünftige Wurst- und Schinkenfreuden mit doppelter Schaffenslust.

Als der Riffelshausensche Schlitten vor dem grünangestrichenen Thore der Lehmmauer hielt und Georg sich durch Peitschenknall anmeldete, sprang Jeremias Gotthelf eilig herbei, um seinen Gästen den Eingang in sein Heiligtum zu öffnen. Diese vernahmen, wie er unter Murmeln und Krächzen an dem Querbalken herumarbeitete, der die Thür verschloß. Als sie sich endlich aufthat, sprang er rasch und behende zur Seite.

Herr Dusele hatte sich heute einen Feiertag gegeben und befand sich daher nicht in Dienstkleidung; er trug ein Röckchen von unbestimmtem Grau, welches den Eindruck machte, als sei es durch eine zweckmäßige Wäsche in jeder Beziehung zu kurz gekommen. Die dürren Arme waren unterhalb des Ärmels mit einem wollenen Strickwerk bekleidet, das in allen Regenbogenfarben schimmerte; um den Hals trug er ein ähnliches Erzeugnis weiblicher Kunstfertigkeit, dessen lose Schleife den Träger fast einem gewissen Jugendbilde Lamartines ähnlich machte. Das Gesicht Duseles hätte man ein Vogelgesicht nennen können, eine spitze, gebogene Nase, unter einer zurücktretenden Stirn runde, muntere Augen, die von einer mächtigen Tolle aschblonden Haares überschattet wurden. Dusele lief neben dem Schlitten her durch den Hof und hüpfte, noch vor diesem an der Hausthür anlangend, auf die oberste Stufe der kleinen Freitreppe. Dort stellte er sich in Positur, schwang die Arme wie ein Hahn, der die Flügel spreizt, und rief in leisem, aber scharfem Tone: Grüße Sie Gott, grüße Sie Gott, Herr Baron! Wen bringen Sie uns denn da mit? Das ist wohl gar Fräulein Braut? Ach wie gar sehr erfreulich, daß —

Aber bester Herr Oberförster, ich bitte Sie! unterbrach ihn Georg gereizt, hätten Sie mich nur zu Worte kommen lassen, so würde ich Ihnen bereits —

Bitte, bitte, mein lieber Herr Baron, unter uns alten Freunden kann doch von Zeremonien nicht die Rede sein! Also schon verheiratet! J, i! Ich gratulire, ich gratulire!

So hören Sie doch nur!

Gewiß, gewiß, verstehe schon. Und bei diesem kalten Wetter obendrein! Nun, so treten Sie doch in das Haus. Ich habe Sie gewissermaßen erwartet — erwartet, Herr Baron. Freilich so — hm hm —

Dusele machte ein unbeschreiblich schlaues Gesicht, wobei er das eine runde Auge aufriß und das andre fest zusammenkniff. Trotz seiner unverkennbaren Gutmütigkeit war der bewegliche kleine Mann etwas ungemütlich. Er sprach in einem fort, während er den Gästen beim Absteigen behilflich war, und zwar sang er seine Sätze in einem sonderbaren Tonfall ab, der zuerst lebhaft klang, durch die beständige Wiederholung jedoch ermüdete. Auf sein schrilles Rufen erschien aus einem der Stallgebäude ein breitschulteriger Knecht mit geflicktem

blauen Kittel und ſtruppigem Haar. Dieſer ſchickte ſich an, die Pferde auszuſpannen, wobei er die Weiſe vom „guten Heinrich“ in bemerkenswert volkstümlicher Umſetzung vor ſich hinpfiff.

Indeſſen trat Duſele mit den Siebenhofern in den Hausflur, der ſein ſpärliches Licht durch eine Thür in der Rückſeite des Hauſes bezog. Der mit grau und weißen Sandſteinplatten belegte Flur war niedrig für ſeine Ausdehnung, ein Eindruck, der durch mächtige Querbalken unter der Decke verſtärkt wurde.

Laſſen Sie uns unten bleiben, ſagte Georg, als der Oberförſter ſich einer ſchmalen Treppe zuwandte; ehe ich mein Leben den unſichtbaren Schreckniſſen dieſes lichtloſen Aufganges anvertraue, kampire ich lieber im Flur.

Hihi, hihi! kicherte der Herr des Hauſes, das könnte doch etwas unbequem ſein, verehrteſter Freund; aber wir wollen ſehen, wir wollen ſehen, ob die Jungfrau Karoline

Uns öffnet ihre Thür,
Denn ſehen Sie, bemerken Sie,
Ich eben wohne oben
Und meine Schweſter hier.

Mit dieſen Worten öffnete er eine Seitenthür und auf die Schwelle trat eine kleine grau gekleidete Dame, deren glatte Scheitel, blendend weißes Halstuch und ſonſtige Akkurateſſe den Eindruck eines geleckten Kätzchens machten. Dieſe kleine Dame nickte den Ankömmlingen herzlich zu und lächelte ungemein freundlich. Fräulein Duſele zog Thereſe ſanft in das durchwärmte Zimmer, beeilte ſich, ihr Hut und Mantel abzunehmen, und ſchob ihr einen behaglichen alten Seſſel hin.

Mein lieber Baron! meine gute, liebe Frau Hofmarſchallin! ſagte die Dame Karoline. Wie ſehr freue ich mich, Sie zu ſehen! Sie ſind gewiß ganz erfroren, ja wahrhaftig, die Händchen ſind kalt wie Eis. Sie haben nicht gut für Ihre Frau Schwägerin geſorgt, Baron Georg!

Als er auf dieſen ſcherzenden Vorwurf nichts erwiederte, ſah die kleine Dame ſich aufmerkſam nach ihm um. Er ſtützte ſich mit beiden Händen auf den Krückſtock und ſtarrte düſter vor ſich hin.

Der Oberförſter rieb ſich kichernd die roten Hände. Schaffe uns vor allem ein wenig der leiblichen Nahrung, verehrteſte Schweſter, und einen belebenden Trank, Linchen, du Bienchen, mein fleißiges Hühnchen. Siehſt du denn nicht, du Hausfrauchen, du Mausgrauchen, daß unſre werten Gäſte danach verlangen und bangen, innere Wärme zu empfangen?

Thereſe bat um die Vergünſtigung, dem „Mausgrauchen“ in die Küche folgen zu dürfen.

In der ſaubern und ſpiegelblanken Küche hantirte die Magd Roſamunde; wurde aber, als die Damen eintraten, von ihrer Herrin fortgeſchickt. Fräulein Duſele rückte dem Gaſte einen Küchenſchemel vor das Herdfeuer, das luſtig

praſſelte, und Thereſe wurde angeſtellt, das Röſten der Semmelſcheibchen zu überwachen, während Fräulein Karoline ſich flink und geräuſchlos hin und her bewegte. Die Damen kamen bald in ein eifriges Geſpräch. Zuerſt war die Rede von den „lieben Kleinen," dann folgten die weitern Hausgenoſſen, die Fräulein Duſele von A bis Z gründlich zu kennen ſchien. Die junge Frau hatte ſich noch niemals ſo vertraulich ausgeſprochen.

Und was ſagen Sie zu unſerm guten Baron Georg? fragte Karoline.

Ich — ach wie ſollte ich. Thereſe ſchien beunruhigt. Ich dürfte mir doch niemals erlauben, über ihn zu urteilen. Er iſt ſo —

So? — Laſſen Sie nur die Semmel nicht anbrennen!

Nun ja; anders iſt er als andre Menſchen.

Und woran liegt das?

Ich weiß es nicht.

Er iſt klug.

O, das iſt es nicht, was ich meine. Das möchte er ſein, ohne daß ich es gewahr würde; aber ich glaube, er iſt ſo gut wie wenig andre.

Karoline ſah nachdenklich zu Thereſe hinüber. Dieſe ſenkte den Kopf, und die langen, braunen Wimpern warfen feine Schatten auf das zartdurchſichtige Geſicht.

Würden Sie immer ſeinem Rate folgen? forſchte Fräulein Duſele.

Ja, war die Antwort, und ſie klang wie ein Eidſchwur.

Wenn er nun aber nicht ſo gut wäre, wie Sie denken?

Thereſe ſah erſtaunt auf, lächelte aber gleich darauf und ſagte nur: Sie ſcherzen.

Aber als die Gäſte ſpäter wieder fortfuhren, ſchaute Fräulein Karoline ihnen kopfſchüttelnd nach. Jeremias, ſagte ſie zu ihrem Bruder, dieſe Sache ſcheint mir doch nicht im rechten Gange. So wie ich die Riffelshauſen kenne, kann das einen Sturm geben. (Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Schloß Hohenburg im Iſarthal von Natalie Freiin von Stackelberg. Heidelberg, C. Winter, 1886.

Die Feierlichkeiten bei der Vermählung der naſſauiſchen Prinzeſſin Hilda mit dem Erbgroßherzog von Baden, welche im Herbſte vorigen Jahres (20. September 1885) auf dem ſchön gelegenen Schloſſe Hohenburg ſtattfanden, gaben der bekannten Verfaſſerin den Anlaß, dieſe hiſtoriſche Skizze des bemerkenswerten Schloſſes zu entwerfen, welche weitern Kreiſen intereſſant ſein wird. Es war ihr dabei durch die Erlaubnis des Herzogs von Naſſau ermöglicht, eine „mit ſtaunenswertem Sammeleifer nach beglaubigten Urkunden zuſammengeſtellte" Chronik der Hofmark Hohenburg im Iſarthal zu benutzen, welche Stephan Glonner, Benefiziumsverweſer von

Hohenburg und Mitglied des historischen Vereins von Oberbaiern, dem Herzoge gewidmet hatte. Das jetzige Schloß Hohenburg ist ein verhältnismäßig neuer Bau, es stammt aus dem Jahre 1718. Die alte Hohenburg war weit höher, steiler und unwirtlicher gelegen und ging im spanischen Erbfolgekriege, wo Baiern und Oesterreich sich feindlich gegenüberstanden, zu Grunde. Als die Erbauer der alten Hohenburg erschienen die Herren von Tanna um die Wende des 10. Jahrhunderts. Im Jahre 1035 wird ein Richard de Hohenperg zuerst urkundlich genannt. Die Burg kam in raschem Wechsel durch vieler Herren Hände. Durch Kauf kam sie 1566 in den Besitz des Hans Paul Herwart, eines Augsburger Patriziers, welcher der Stammvater eines über zweihundert Jahre in Baiern auf das rühmlichste sich hervorthuenden Geschlechtes wurde. Die Burg erlitt vielen Schaden durch die Schweden des dreißigjährigen Krieges, dann durch die österreichischen Husaren des Erbfolgekrieges, da sie an der wichtigen Isarstraße, bei Tölz an der Grenze des Reiches gelegen, allen Wechselfällen der Politik ausgesetzt war. Noch am 17. Juli 1809 überfielen die Tyroler Bauern das Schloß, zogen die damalige Besitzerin, Gräfin Friederike von Zech geb. von Herwart, aus ihrem Verstecke hervor, brandschatzten sie und verwüsteten die Schloßeinrichtung. 1836 kam Hohenburg in den Besitz des Fürsten von Leiningen, eines Halbbruders der Königin von England, der es glänzend wiederherstellen ließ und durch seine großen Jagden neues Leben in den stillen Isarwinkel brachte; auch die schönen englischen Anlagen rühren von ihm her. Als aber durch das Gesetz vom 4. Juni 1848 auch in Baiern die gutsherrliche Gerichtsbarkeit aufgelöst wurde, die Mark Hohenburg ihre Selbständigkeit verlor und dem königlichen Landgerichte von Tölz einverleibt wurde, hatte Fürst Leiningen keine Freude mehr an seinem Besitze im Isarthale und verkaufte Hohenburg im April 1849 an den Grafen Arco-Zinneberg. Viel kostbares historisches Material ging verloren, als die Gerichtsakten aus Hohenburg an das Landgericht von Tölz überliefert wurden. Die ganze große Registratur wurde ausgeplündert und sollte verbrannt werden; die Arbeiter im Schlosse konnten mit den Akten nach Belieben handeln. Ein Maurermeister brachte fuderweise Urkunden teils auf die Papiermühle, teils verwendete er sie zu Tapetenunterlagen. Abgerissene Siegelkapseln wurden ein Spielzeug der Kinder. Im Februar 1870 kam das Schloß durch Kauf in den Besitz seines jetzigen Eigentümers, der es besonders im Innern mit großem Reichtume ausstattete.

Gedichte von Karl August Fetzer. Dritte Sammlung. Stuttgart, Bonz, 1886.

Ein Dichter von vornehmem Wesen, von reicher, wesentlich philosophischer Bildung, mehr beschaulicher als leidenschaftlicher Art spricht aus diesen Gedichten, die sich auch sprachlich edel halten, ohne gerade sprachschöpferisch im eigentlichen Sinne zu sein. Er erinnert uns einigermaßen an Stephan Milow, der zwar nervöser und sensitiver ist als er, aber auch abstrakter im Ausdrucke, indes es Fetzer zumeist gelingt, seinen vorwiegend metaphysischen Sinn in konkrete Bilder zu kleiden; wie z. B. in den Gedichten „Im Bergschacht," „Nachts im Walde," „Ueber den Wogen," „Im Schlitten," die alle ein Bild anschaulich durchführen, um in einer Gegenstrophe den sittlichen Gedanken auszusprechen, eine moralische Lehre oder Forderung. Aber auch einzelne Stimmungsgedichte fallen auf durch ihre Schönheit, wie „Erster Trost":

Wolken, müd' von dumpfer Hitze,
Nach der Mittagsstunden Schwüle,
Nach des wilden Sturmes Fegen,

Digitized by Google

Nach dem Zucken irrer Blitze,
Löset euch des Abends Kühle,
Werdet ihr ein stiller Regen.

Armes Herz, nach schwülen Stunden
Liebessturm und Wetterstrahl,
Suche endlich Trost den Wunden,
Löst in Thränen dich einmal!

Dahin gehören „Nahender Winter," „Nach dem Gewitter," „Dämmerung," „Abendandacht": Gedichte, die ziemlich lebhaft an die Lyrik Martin Greifs erinnern, nur daß dieser seltener den Gedanken der Stimmung in Worte faßt, sondern ihn mit Vorliebe im Bilde schwebend läßt; man vergleiche z. B. das vorzügliche „Abendandacht" mit „Vorüber" u. dergl. Sonnenuntergängen Greifs. Aber Fetzer feiert mit Vorliebe nicht die Dämmerung, die Nacht, die ihm etwas beängstigendes hat, sondern den Tag, das Licht:

Vergessene Nacht! vergessener Kummer!
Des Tages Gestirn versenkt euch in Schlummer.
Des Lethe Schale der Morgen reicht,
Das Herz wird leicht —

heißt es im „Sonnenaufgang"; oder in „Reinheit der Seele": „Sonne mag sinken, Nacht mag steigen, ist nur dein eigen Frieden der Seele." Der Dichter ringt nach dem Lichte, das ihm das Symbol der Geistesfreiheit ist, die er über alles stellt. Er kämpft zwischen Weltschmerz und Weltfreude, und auch hier hat er Gedanken, wie sie bei Greif begegnen, z. B. (aus „Laß dich vergessen"):

Meinst du, mit dir, der zum Gehen sich wendet,
Sei der Jubel des Festes beendet?
Jubel und Jammer bleiben die alten,
Denn auch das Elend drängt sich herein,
Seinen Teil am Mahl zu erhalten,
Groß ist die Welt und du bist klein;
In der Unendlichkeit Wogen und Winden
Wer soll dich suchen, wer soll dich finden?

Aber Greif schließt mit der absolut pessimistischen Resignation; der philosophischere Fetzer findet seinen Trost, im Leben des Geistes der Nation auch nur von bescheidner Wirkung gewesen zu sein. Im schönen „Epilog" spricht er seine Zuversicht aus:

Ich weiß, einst wird gewaltig ein neues Licht sich ergießen,
Und farbig, vielgestaltig wird junges Leben sprießen,
In unentdeckte Lande wird schweben der menschliche Geist,
Es wird ein Fittig wachsen, der fort wie Sturmwind reißt.

Die zweite Abteilung „Liebe und Leid" enthält eine Reihe wehmütiger Liebesgedichte, erwachsen aus dem Leben eines früh sein junges Weib verlierenden Gatten und Vaters. Die Reihe der sechzehn formvollendeten Sonette: „Totenklage" darf als ein würdiges Gegenstück zu den berühmten Terzinen Paul Heyses auf den Tod seiner jungen Kinder angesehen werden; auch hier führt das schwere Erlebnis den Geist des Dichters zu den ewig neuen Fragen an das Rätsel des Daseins. Die dritte Abteilung „Denken und Dichten" bringt in freien, hymnenartigen Rhythmen tiefsinnige Darstellungen antiker mythischer Gestalten: Orest, Titan, Kronos, Phönix, Adonis, Buddha sind die alten Motive mit neuen Variationen; das geistvollste dieser Stücke scheint uns „Anadyomene" zu sein: in das eisige Chaos der Urwelt bringt die Wärme und das Meer Ordnung und Fortentwicklung:

Aus der Nacht gebiert sich ein Morgen
Und es steigt aus dem Schaume des Meers

Lieblichen Friedens beseligtes Bild.
Sei willkommen, Trösterin du,
Wellen entstiegene Schönheit,
Anadyomene!

Und endlich enthält die letzte Abteilung fünf erzählende, romantische Stücke. „König Domalde“: eine Tragödie der Hybris; „Des Nixenmädchens Tod“: sie kehrte von dem geliebten irdischen Manne nicht zur rechten Zeit wieder ins heimische Element zurück. Das originellste Gedicht sind wohl „Die Predigerskinder und der Nix“: die Kinder höhnen den sehnsüchtig von den verlornen Göttern singenden Nix; für ihn sei der Heiland nicht geboren, er werde nicht erlöst werden; aber ihr frommer Vater verweist ihnen den Hohn:

Ihr habt am Wassermann
Versündigt euch; wer darf und kann
Ihm Trost und Hoffnung nehmen?
Denn nicht die Christenseele nur,
Erbarmen braucht die Kreatur,
Wo sie auch sei und webe.
So geht zum Flusse wieder hin
Und sagt dem Armen, tröstet ihn,
Auch sein Erlöser lebe.

Schön-Düweke. Eine Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert von Johann von Wildenradt. Leipzig, Elischer, 1886.

So gern wir den ehrlichen literarischen Ernst des Autors dieser Erzählung anerkennen wollen, so wenig können wir verbergen, daß wir derselben keinen rechten Geschmack abgewinnen konnten. Das Wollen allein, und wäre es das edelste, macht noch nicht den Dichter; er muß auch mit künstlerischen Mitteln seine Gedanken darstellen können. Wildenradt ist im schönen Wollen stecken geblieben, seine dichterische Kunst ist noch gering. Die Handlung seiner Geschichte erinnert lebhaft an König Erichs von Schweden Verhältnis zur schönen Karin Munk, welches so viele, viele Dichter episch und dramatisch schon besungen haben. Hier ist der Kronprinz und spätere König Christiern von Dänemark verliebt in die herrlich schöne Düweke, die Tochter der Höckerin Sigbritt; diese Liebe gerät mit dem Staatsinteresse in Konflikt, die alte Sigbritt gewinnt verderblichen politischen Einfluß, und Düweke wird von gegnerischen Verschwornen hinter des Königs Rücken vergiftet, was zur Folge hat, daß jener ein Menschenfeind wird und grausam streng regiert. Dies alles wird aber sentimental erzählt. Wildenradt kennt noch nicht den Unterschied zwischen Darstellen und Berichten; er hat wenig Sinn für Handlung, und von innerer Form der Komposition weiß er noch garnichts. Darum vermißt man das Band zwischen den Charakteren und den Handlungen, welche sich gegenseitig bedingen sollen. Die Zeichnung der Gestalten geht nicht über das Konventionelle hinaus, anschauliche Plastik fehlt ihnen gänzlich, und sie lassen den Leser sämtlich kühl, die vielgelobte Schön-Düweke mit eingeschlossen. Von einer sparsamen Ausnutzung des Grundmotivs weiß Wildenradts Kunst auch noch nichts, er schlägt unnötigerweise viele neue Motive an, die daher das Ganze verwirren, und gerade die Hauptgeschichte (die Eifersucht Löwenskjolds) ist sehr schwach motivirt. Das durch den Titel der Erzählung versprochne historische Kolorit ist auch nicht zur Geltung gekommen. Man muß sagen, der Autor hat noch einen weiten Weg zur Meisterschaft in der epischen Kunst.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

ZEITUNGS-STEMPEL 1889

Ein zukünftiger Kriegsſchauplatz.

2.

Die nun ſchon zwölf Jahre beſtehende allgemeine Wehrpflicht hat dem ruſſiſchen Kriegsminiſter drei Millionen ausgebildeter Soldaten zur Verfügung geſtellt. Nächſt der franzöſiſchen Armee iſt die ruſſiſche die reichſte an Friedenskadres. Ein großer Teil der Truppen (18 Infanterie- und $8^1/_2$ Kavalleriedivisionen) ſteht ſchon im Frieden an der Weſtgrenze des Reiches. Alles das ſieht ſehr gefährlich aus, iſt aber in Wirklichkeit nicht ſo arg, wie es erſcheint. Zentraleuropa braucht nicht zu zittern, wenn der moskowitiſche Koloß zu den Waffen greift; denn eine allgemeine Mobilmachung wird auf große Schwierigkeiten ſtoßen. Die Infanterie wird auf den Kriegsfuß durch Mannſchaften aus Erſatzbezirken gebracht, die größtenteils weit von den Standorten der Regimenter entfernt ſind, und die Transporte dieſer Verſtärkungen, 8000 Mann für die Diviſion, nehmen folglich die Eiſenbahnen in den erſten Wochen der Mobilmachung ſtark in Anſpruch. Die Fahrzeuge der Regimenter ſind in den Stabsquartieren derſelben vorhanden und bedürfen nur der Beſpannung. Die Kavallerie iſt leichter zu mobiliſiren; denn ſämtliche 46 Dragonerregimenter ſowie die im Dienſte befindlichen Regimenter der Donkoſaken haben in Frieden und Krieg gleiche Stärke, und junge, unzugerittene Pferde kommen bei den Regimentern nicht vor, da die Remonten bei den ſchon im Frieden beſtehenden Erſatzkadres ausgebildet werden. Somit iſt die geſamte Reiterei bald nach Eintreffen des Mobilmachungsbefehls marſchbereit; ſie bedarf dann nur der Beſpannung für ihre Wagen. Die Feldartillerie hat zwar auch einen hohen Friedensſtand an Mannſchaften, braucht aber, da die Zahl der beſpannten Ge-

schütze der Batterie von vier auf acht zu bringen ist, viele Pferde. Der Reichtum des Landes an solchen ist sehr groß, doch ist der Schlag bei den schweren Kalibern der Russen meist zu leicht, und es sind daher starke Pferdetransporte durch die Eisenbahn erforderlich. Die Organisation der Trains ist schwerfällig, ihre Mobilmachung wird viel Zeit in Anspruch nehmen. Im allgemeinen ist zu bemerken, daß alle Vorarbeiten für eine Mobilisirung in Rußland weit mehr zentralisirt, die untern Instanzen viel unselbständiger sind als anderwärts, was bei der großen Ausdehnung des Reiches besonders bedenklich ist. Endlich ist nicht außer Acht zu lassen, daß die russische Armee ihren Übergang vom Friedensfuße auf die Kriegsstärke bisher immer nur stückweise, nicht sofort als Ganzes vollzogen hat. Besonders drastisch trat diese Thatsache im letzten Kriege mit den Türken hervor. Der ganze Winter von 1876/77 verlief über der Vorbereitung desselben, und siehe da, zuletzt standen nur sechs Armeekorps bereit, über die Donau zu gehen. Erst als diese sich unzureichend erwiesen hatten, wurden weitere Korps herangezogen.

Was den Aufmarsch der russischen Armee betrifft, so ist er hauptsächlich von den Bahnlinien abhängig, die nach der Westgrenze führen. Darnach werden sich die Truppen an folgenden Punkten sammeln:

1. zwischen Kowno und Wilna . .	14	Infanterie-,	5	Kavalleriedivisionen,
2. bei Bialystok bez. Goniondz . .	3	»	1	»
3. zwischen Warschau und Brest . .	21	»	$6^1/_2$	»
4. in Volhynien	12	»	4	»

Das links von der Weichsel gelegene Land sowie der Strich zwischen diesem Flusse, dem Narew und der ostpreußischen Grenze ist als von Truppen entblößt zu denken. Die hier stehenden Garnisonen werden sich wahrscheinlich vor dem erheblich schneller kriegsbereiten Gegner hinter die genannten Flüsse zurückziehen, um dort mobilisirt zu werden. Dafür spricht das neuerdings angelegte oder verstärkte System der polnischen Festungen, welches sich durchweg den Flußlinien Weichsel-Narew-Bobr anschließt. Wollte man sich links von der Weichsel oder nördlich vom Narew schlagen, so hätte man in diesen Gebieten Stützpunkte angelegt. Auf die Ansammlung einer größern Truppenmacht in Volhynien weist die russische Südwestbahn und die Aussicht auf das von Truppen fast entblößt zu denkende Ostgalizien hin, wo sich der Aufmarsch der österreichisch-ungarischen Armee nur unter Schwierigkeiten bewerkstelligen läßt. Unwahrscheinlich ist eine Heranziehung der russischen südwestlichen Korps an die Weichsel, da deren Bahntransport an der galizischen Grenze unter steter Gefährdung vor sich gehen würde. Die beiden kaukasischen Armeekorps, sechs Infanterie-, drei Kavalleriedivisionen und zahlreiche Kosakenformationen, werden auf dem polnischen Kriegsschauplatze nicht zu verwenden sein, da vermutlich türkische Bedrohung und Aufstände im Kaukasus sie in Asien festhalten werden. Das siebente Armeekorps wird voraussichtlich zum Schutze der Küsten des Schwarzen Meeres

zurückbleiben müssen, und das fünfzehnte ist erst viel später in Anschlag zu bringen, da die Mobilmachung seiner beiden Divisionen, Kasan und Saratow, ohne Eisenbahn von Bedeutung bewerkstelligt werden muß. Bis jetzt sind nur drei Bahnlinien vorhanden, welche die Aufgabe zu lösen haben, jene gewaltigen Heeresmassen mit ihren Trains und Parks ohne Aufenthalt aus ihren Garnisonen in das westliche Aufmarschgebiet zu befördern. Es ist höchst fraglich, ob die russischen Bahnverwaltungen derselben gewachsen sein werden. Die Hin- und Zurückschaffung der Armee im Feldzuge auf der Balkanhalbinsel war eine Probe, die sie schlecht bestanden, und wenn die Militärbehörden seitdem die Eisenbahnen besser zu verwerten gelernt haben, und die Vorbereitungen zu rascher Fortschaffung großer Truppenkörper gründlicher getroffen worden sind, der Schlendrian und die Unzuverlässigkeit des Betriebspersonals sind schwerlich in ihr Gegenteil verwandelt oder auch nur gemindert worden. Bahnen, die in behaglichem Stillleben vier bis fünf Züge täglich zu befördern gewohnt sind, werden nicht imstande sein, in derselben Zeit sechzehn bis zwanzig Züge zu bewältigen, auch wenn Lokomotiven und Waggons in genügender Anzahl vorhanden sind, und so wird es nicht Übertreibung sein, wenn man sagt, die Russen werden etwa dreimal so viel Zeit zu ihrem Aufmarsche brauchen als die Österreicher und die Deutschen. Österreich-Ungarn wird zu dem in Rede stehenden Kampfe von seiner Gesamtstreitkraft etwa dreißig Infanterie- und zehn Kavalleriedivisionen nach Galizien senden können, und die Ansammlung der Truppen wird auf zwei Wegen erfolgen: die in der transleithanischen Reichshälfte stehenden Armeekorps werden auf die nach Przemysl führenden, die in den cisleithanischen Kronländern garnisonirenden auf die über Olmütz nach Krakau hinlaufenden Linien angewiesen sein. Stärke und Dislokation des deutschen Heeres sind bekannt. Für den Aufmarsch gegen Osten verfügt es über eine große Anzahl leistungsfähiger Bahnen. Die Ansammlung kann nach Belieben an der obern Oder, an der Warthe, auf dem rechten oder dem linken Ufer der untern Weichsel oder am Pregel vor sich gehen. Für die Hin- und Herverschiebung der Truppen zwischen den etwa zu bildenden Gruppen der Armee sind Querverbindungen zur Genüge vorhanden.

Der östliche Kriegsschauplatz macht nur auf Unkundige den Eindruck, daß er auch geschickten und energischen Feldherren unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stelle, und daß er zur Kriegführung in großem Stil ungeeignet sei. Man muß nur die Eigenschaften des altpolnischen Landes hinreichend kennen und vollständig berücksichtigen, indem man die Armee mit dem ausrüstet, was diese Eigenschaften verlangen. Dann wird auch der Erfolg nicht fehlen. Die Truppen werden z. B., da die geringe Zahl der Ortschaften und die mangelhafte Beschaffenheit der Unterkunftsräume ein häufiges Lagern im Freien nötig machen, mit wollnen Unterkleidern und mit Zelten, da oft Stellen mit unergründlichem Kot vorkommen, mit langschäftigen Stiefeln, in welche die Hosen

gesteckt werden können, und, da der Winter hart auftreten kann, mit Baschliks und Halbpelzen zu versehen sein. Polen und Lithauen sind zwar großenteils reich an Getreide und Vieh. Doch kann bei der beträchtlichen Entfernung vieler Orte von einander und bei der ungleichen Leistungsfähigkeit der einzelnen Bezirke auf eine Ernährung der Soldaten durch unmittelbare Requisitionen nicht überall gerechnet werden. Dieselben müssen also reichlich mit Lebensmitteln ausgestattet werden, und diese Vorräte sind rechtzeitig zu ergänzen, was nur bei sorgfältiger Sicherung der rückwärtigen Verbindungen, schneller Bildung großer Magazine und umsichtiger Ausnutzung des Landes auf dem Verwaltungswege zu ermöglichen sein wird. Die Beamten der Heeresverwaltung müssen das spezielle Kriegstheater nicht bloß nach seinen Erzeugnissen, sondern auch nach deren Sammelpunkten, Märkten, Mühlen und Fabriken gründlich studiren und sich mit dem Charakter der Bevölkerung sowie mit den Geschäftsbräuchen derselben bekannt machen. Sie dürfen z. B. bei der Beschaffung von Bedürfnissen nicht außer Acht lassen, daß der jüdische Faktor hier der schnellste und sicherste Vermittler ist. Es empfiehlt sich, die Truppen mit Zwieback zu versehen, da Brot ihnen bei den schlechten Wegen vieler Gegenden erst spät und in verdorbenem Zustande zugeführt werden könnte. Bei dem ungesunden Trinkwasser in den zahlreichen Flußthälern und den weiten Sumpfniederungen müssen die Soldaten Filter bekommen und angehalten werden, ihren Durst mit Kaffee oder Thee zu stillen. Letzterer ist jenseits unsrer Ostgrenze Volksgetränk und bewährt sich zu jeder Jahres- und Tageszeit. Er sollte aber in gepreßtem Zustande (Theesteine) mitgeführt werden. Am günstigsten wird sich die Verpflegung der Pferde stellen, da Hafer und Heu auf dem Lande allenthalben reichlich zu haben sind, namentlich bald nach der Ernte. Sehr notwendig ist die Ausstattung der operirenden Feldarmee mit zahlreichen und leichten Fuhrwerken. Die Bataillone und Schwadronen müssen imstande sein, Mundvorräte für drei bis acht Tage bei sich zu führen und außerdem für deren Ergänzung aus den Magazinen zu sorgen. Zwei Lebensmittelwagen beim Bataillon haben anderwärts genügt, bei einem Feldzuge in Polen und Westrußland werden sie vermutlich nicht ganz ausreichen. Wesentliches Erfordernis für alle Fahrzeuge, welche der Feldarmee über die Ostgrenze folgen sollen, ist leichte Beweglichkeit. Die schwerfälligen vierspännigen Kastenwagen alter Bauart, welche sich noch unter den Beständen unsrer Trains finden, würden in Polen keinen Feldzug durchmachen, sondern in den Kotlachen des Landes stecken bleiben. Überall, wo die Truppen die Chausseen und andre Kunststraßen verlassen und halb oder ganz natürliche Wege, Post- und Landstraßen sowie Kommunalverbindungswege einschlagen müssen, haben sie zu erwarten, daß sich ihnen Schwierigkeiten in den Weg stellen. Die Größe derselben aber hängt von der Bodenbeschaffenheit, der Jahreszeit und dem Wetter ab. Sandiger Boden, sogenannter Mahlsand, ist nur unbequem, er hemmt das rasche Fortkommen und ermüdet Menschen und Pferde, hält den Marsch aber

nicht völlig auf. Im Sommer sind hier selbst die feuchtesten und weichsten Stellen überall überschreitbar. Anders verhält es sich mit den Naturstraßen in flachen Sumpfgegenden, besonders während der „Rasputitza," bei Thauwetter, wo dort alle Wege grundlos werden. So ist es eine Hauptobliegenheit des Truppenführers, stets vor dem marschirenden Heeresteile den Weg durch technische Offiziere untersuchen zu lassen und diesen Mannschaft und Mittel zur Ausbesserung mitzugeben. Die Pioniere sollten zu Pferde oder auf Wagen vorausgehen und zwar nicht mit der Avantgarde, sondern mit der äußersten Vorhut oder Kavalleriespitze, damit sie ihre Arbeit möglichst früh beginnen können und jede Verzögerung des Marsches vermieden wird. Bei diesen Arbeiten wird das Strauchwerk vielfach Verwendung finden, weil es allenthalben leicht zu beschaffen und weil es das dauerhafteste Material zur Straßenverbesserung in Gegenden ist, wo Steine fehlen. Sumpfige Wegestellen lassen sich nur durch Herstellung eines Knüppeldammes oder Einlegen von Faschinen gangbar machen. Überhaupt wird dabei viel Holz verbaut werden können, da jede Ortschaft mit ihren hölzernen Häusern Balken, Sparren und Bretter in Fülle darbietet. Wie die verschiednen Feldzüge auf dem polnischen Gebiete beweisen, erfordern die zahlreichen fließenden Gewässer desselben häufig den Bau von Kriegsbrücken, und zwar an mehreren Punkten von sehr langen. Die Weichsel ist z. B. zwischen der Mündung des San und Pulawy durchschnittlich 400 bis 750, zwischen letzterem Orte und der Mündung des Bug bei Nowo-Georgiewsk 500 bis 1000 Meter breit, und legen wir den Maßstab der deutschen Armeeorganisation an (Korpsbrückentrain 130, Divisionsbrückentrain 40 Meter), so vermag ein Armeekorps mit seinem gesamten hierzu bestimmten Material nur eine Flußbreite von ungefähr 210 Meter, also nur ein Drittel bis ein Viertel der Weichsel, zu überbrücken. Man wird daher genötigt sein, sich nach Ergänzungen des Materials umzusehen, und dazu empfehlen sich neben Schiffen, Prahmen und Kähnen ganz besonders die auf allen polnischen Flüssen in Menge vorhandenen Flöße, deren Stämme und Balken eine ganz vorzügliche Unterlage zu einer Militärbrücke liefern. Nahe liegt schließlich die Ausnützung der größern Flüsse zur Heranschaffung von Belagerungsmaterial und Gegenständen der Verpflegung der Armee. Nowo-Georgiewsk ist auf der Weichsel stromauf, Iwangorod stromab, Kowno auf dem Njemen zu erreichen. Allen den hier genannten Anforderungen einer Kriegführung zwischen der Weichsel und dem Dnjepr läßt sich ohne allzugroße Opfer und ohne viel Aufwand an Zeit entsprechen. Anderseits aber kann ein Heer, welches sie von vornherein erfüllt und so sich den Eigentümlichkeiten des Kriegsschauplatzes anpaßt, seine Operationen mit guter Zuversicht beginnen, so viel Arges auch dem polnischen Boden nachgesagt wird.

Denken wir uns jetzt einen Krieg in diesen Gebieten, so stellen wir uns zunächst das deutsche Reich und den österreichisch-ungarischen Doppelstaat als

durch enges und festes Bündnis zum Kampfe mit Rußland vereinigt vor. Diese Voraussetzung ist notwendig zur Überwindung des Zarenreiches, wenn es einem von beiden Verbündeten den Krieg erklärt. Die Mitwirkung der Armee unsrer Nachbarn und Freunde an der Donau gewährt dem deutschen Heere einen beträchtlichen Zuwachs an Kraft. Ebenso hoch aber an Wert ist die Thatsache anzuschlagen, daß die galizischen Grenzlande eine Lage haben, die zum Stoß auf die Flanke der Russen geradezu herausfordert, und daß der östlichste Punkt jener Lande nahe bei der Stelle liegt, wo das eigentliche Rußland beginnt. Der Kriegszweck auf der Seite der Alliirten ist wie bei jedem Kriege zunächst Niederwerfung des Gegners, dann ein Dauer versprechender Friede. Als Operationsobjekt kann also anfangs nur die feindliche Armee ins Auge gefaßt werden. Erst nach deren Überwindung sind ein weiteres Vordringen im feindlichen Lande, eine Besetzung desselben und seiner Hauptstadt und dergleichen Maßregeln mehr ausführbar. Die russische Armee ist bei ihrem Aufmarsche in dem westlichen Grenzgebiete an ganz bestimmte Rayons gebunden. Da sie dort aufgesucht und zum Kampfe gezwungen werden muß, so werden sich bald nach Beginn der Feindseligkeiten die Operationsfelder oder Kriegsschauplätze im engeren Sinne abgrenzen: der lithauische, am unteren Njemen, der polnische, zwischen Weichsel und Bug, und der volhynische, am oberen Bug und Styr. Schwerlich werden auf allen dreien gleiche Kräfte eingesetzt werden. Eins wird vielmehr sehr wahrscheinlich die Hauptmassen auf seinem Boden gegen einander operiren sehen, und die andern beiden nur Manöver und Kämpfe von untergeordneter Bedeutung aufzuweisen haben. Ist es gelungen, die russische Hauptmacht zu fassen und zum Schlagen zu zwingen, so müssen die eisernen Würfel entscheiden. Vom Ausfalle dieses Tages oder dieser Tage — denn wie bei Metz kann das Ringen eine halbe Woche währen — hängt alles Weitere ab.

Die Annahme, daß die Russen sich nicht innerhalb der Grenzen des ehemaligen Polens zur Schlacht stellen, sondern nach dem Innern des Reiches abmarschiren und die Angreifer nach sich zu ziehen versuchen würden, erscheint dem Verfasser unsrer Schrift als unbegründet. Er sagt hier: „Die sogenannte skythische Kriegführung von 1812 war ein derartiges Zeugnis politischer und militärischer Schwäche und hat dem Lande so beispiellose Opfer gekostet, daß eine Wiederholung dieses kläglichen Verfahrens ein Verbrechen wäre. Rußland ist inzwischen zu sehr erstarkt und zum Bewußtsein seiner Leistungsfähigkeit gelangt, als daß es sich von vornherein ein solches Armutszeugnis ausstellen sollte. Als positiver Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung dient neuerdings die Befestigung von Warschau und Kowno sowie die Verstärkung von Iwangorod und Nowo-Georgiewsk durch zahlreiche Außenforts. Die großen Summen, die man für diese Festungsbauten ausgegeben hat, hätten keinen Sinn, wenn man nicht die Absicht vor Augen gehabt hätte, unter den Wällen derselben das Hauptheer zusammenzuziehen und sich dieser Plätze als Deckung der Front oder der Flanke

zu bedienen.“ Hiernach darf mit Bestimmtheit erwartet werden, daß die ersten großen Entscheidungen auf dem Gebiete des ehemaligen Großherzogtums Warschau, voraussichtlich nicht sehr weit von der Westgrenze, an der Weichsel und am Njemen erfolgen werden. Ist deren Ausgang den Heeren der beiden Verbündeten günstig, so tritt an die Feldherren der letzteren die fernere Aufgabe heran, ganz Polen rasch zu besetzen, sich zunächst eine Linie zu sichern, in welcher man sich mit geringeren Kräften zu halten imstande ist, und dann zur Belagerung der wichtigsten festen Plätze des Landes, d. h. Warschau-Praga, Kowno, Iwangorod und Brest-Litowsk, zu schreiten. Man muß sich den Rücken frei machen, sich die Verbindungen mit der Heimat sichern, die Verwaltung der westlichen Gouvernements in die Hand nehmen, die zerstörten Eisenbahnen, Straßen, Brücken und Fähren wiederherstellen und die Verpflegung des Heeres aus den Hilfsquellen des Landes ordnen. Diese Sammlung der Kräfte vor jedem weiteren Vorrücken nach Osten ist auch in dem Falle unerläßlich, daß die ersten Erfolge sehr bedeutend gewesen sind. Der östliche Kriegsschauplatz verlangt ein Operiren in langsamerem Tempo als andre Gegenden, die besser kultivirt sind. Die Entfernungen sind groß, die Räume dünn bevölkert, die Ortschaften meist unansehnlich. Jeder Rückschlag muß also vermieden werden, die Fürsorge für die Ernährung und Ergänzung der Truppen erfordert doppelt so große Anstrengung als vorher. Zur Fortsetzung der Operationen über die Linie Brest-Wilna und später über die zweite Kjew-Smolensk hinaus gehört eine nach allen Richtungen hin solid eingerichtete Basis. Zur Herstellung einer solchen muß vor allen Dingen der Betrieb der Eisenbahnen wohl geordnet sein, und um über diese frei verfügen zu können, muß man die Weichsel- und die Njemenfestungen in seinen Besitz bringen. Die Schienenwege bilden den wesentlichen Unterschied zwischen der heutigen Kriegführung und der im Anfang dieses Jahrhunderts. Der Zug nach Moskau war ein unerhörtes Wagnis zur Zeit Napoleons, heutzutage ist er zwar kein leichtes, aber immerhin ein solches Unternehmen, das sich berechnen und in seiner Ausführung sehr wohl absehen läßt.

Drei Eisenbahnen bieten sich als Etappenlinien für ebensoviele Armeen: Lemberg-Radziwilowo-Kjew, Warschau-Brest-Smolensk, Kowno-Wilna-Minsk. Die zweite würde einigermaßen entlastet sein, sobald die im Bau begriffene vierte, Schabinka-Briansk, fertig wäre. Die dritte würde allerdings wohl nicht völlig genügen. Die seitliche Sicherung dieser Linien würde im Norden durch Besetzung des Laufes der Düna, im Süden durch das weitausgreifende Ostgalizien und dessen Machtsphäre erleichtert sein. Der Vormarsch in das Innere Rußlands wäre somit durchführbar. Das Endziel der Operationen sollte nicht Petersburg, sondern Moskau sein. Jenes ist eine künstliche Schöpfung und nur Residenz-, nicht Hauptstadt, es liegt nicht im Zentrum, sondern an der Peripherie, und der Weg dahin geht durch die sehr armen Gouvernements Pskow, Nowgorod und Petersburg. Der Sieger hätte endlich hier Rußland

in nichts Herz getroffen, sondern nur ein äußeres Glied desselben berührt, und der übrige Körper könnte weiter funktioniren. Je weiter dagegen der Zug nach dem eigentlichen Mittelpunkte des Reiches ginge, desto günstiger würden die Aussichten sich für die Invasionsarmee gestalten. Er führte jetzt durch die volkreichsten und fruchtbarsten Gouvernements. Vom oberen und mittleren Dnjepr aufbrechend, würden die Heere der Verbündeten in und um Moskau sich vereinigen und die Linie von da bis Kursk besetzen. Ob man in einem einzigen Feldzugsjahre soweit kommen könnte, ist fraglich und wird von der Jahreszeit und der größeren oder geringeren Zähigkeit des Widerstandes abhängen, dem man vonseiten der Russen begegnen wird. Viele scheuen vor dem Gedanken an einen Feldzug in Rußland, der freilich ungewöhnliche Dimensionen annehmen würde, deshalb zurück, weil sie kein Ende desselben absehen. Die Katastrophe von 1812 wirkt noch in unsre Tage nach. Man behauptet, daß wie damals selbst in Moskau kein Friedensschluß zu erzwingen sein würde, da die großen Räume zwischen dieser Stadt und Petersburg einerseits und nach der Wolga hin anderseits allein schon genügten, den Russen ein Ausweichen ohne Aufhören und eine Überwindung der Gegner durch Zeit und Raum zu ermöglichen. Indes trifft der Vergleich zwischen 1812 und jetzt nicht mehr zu. Die Hauptschwierigkeit, mit der Napoleon damals zu kämpfen hatte und die in der schlechten Verbindung seiner Armee mit ihrer Operationslinie lag, ist jetzt durch Eisenbahnen wesentlich verringert worden. Die Ausrüstung unsrer Heere ist weit besser als die der „großen Armee," auch wird sich bei ihnen die Manneszucht nicht so leicht verlieren als bei Napoleons meist französischen Soldaten. Die Russen aber werden schwerlich wie ihre Väter ihre Städte verlassen und zerstören; denn dieses Mittel würde zu ihrem, nicht zu des Gegners Nachteil ausschlagen: die Invasionsarmee würde, gut basirt und verpflegt, Moskau niederbrennen sehen, ohne deshalb Schaden befürchten zu müssen, die russische dagegen würde dadurch nichts erreichen als schwere Verluste für die Nation und Versiegen ihrer eignen Hilfsquellen.

Wir haben durchaus keinen Grund, einen Krieg mit Rußland herbeizuwünschen, da er selbst siegreich für uns ein schweres, lange nachwirkendes Übel sein würde. Würde er uns aber durch Überwiegen der panslawistischen und chauvinistischen Schwärmer über die verständigen und uns wohlwollenden Männer in den Regierungssphären einmal aufgezwungen, so könnten wir den Fehdehandschuh mit guter Zuversicht aufnehmen.

Die deutſche Landliga und ihre Beſtrebungen.

nter dieſem Namen hat ſich im Monat Juli dieſes Jahres zu Berlin ein Verein gebildet, welcher ſich die „Nationaliſirung“ oder „Verſtaatlichung“ des Grundeigentums zum Ziele ſetzt. Die Gefahr, dieſen neuen, einer rein ſozialen und ökonomiſchen Frage gewidmeten Verein ins Schlepptau einer politiſchen Partei genommen zu ſehen, iſt vorerſt wenigſtens äußerlich überwunden worden, und wenn dies für die Dauer der Fall wäre, dürfte man von der Liga hoffen, daß ſie zur Klärung einer weltbewegenden Frage weſentlich beitragen wird, wenn auch das fertige Dogma, mit welchem ſie in die Arena tritt, kaum die Ausſicht einer ſehr nahen Verwirklichung haben dürfte. Was die Gründer veranlaßt hat, die Liga unter einen Schutzheiligen, Herrn Dr. Theodor Stamm, zu ſtellen, iſt aus den Verhandlungen, ſoweit ſie bekannt geworden ſind, nicht zu erſehen; es kann aber doch wohl nur das Werk dieſes ſonſt vielfach verdienſtvollen Arztes geweſen ſein, welches unter dem Titel: Die Erlöſung der darbenden Menſchheit bereits in drei Auflagen erſchienen iſt (Stuttgart, J. H. W. Dietz). Wenn dies der Fall iſt, ſo kann ich darin nur die Gefahr erblicken, daß die Liga bei vielen, die zu einer ruhigen und vorurteilsloſen Erörterung der Frage geneigt wären, den Verdacht erregen möchte, ſie ſei doch nur ein Werkzeug demokratiſcher oder ſozialdemokratiſcher Parteibeſtrebungen, denen nicht jedermann dienen will. Denn das Buch des Herrn Stamm entbehrt jener ruhigen, leidenſchaftsloſen und wiſſenſchaftlichen Behandlung, jener Würde und Gemeſſenheit der Sprache, welche einen unbefangenen Leſer anzuziehen, zu überzeugen oder zu verführen vermag. Der Verfaſſer ſcheint ſich an die Maſſen wenden zu wollen, die er durch Kraftausdrücke und Schlagwörter, durch Phraſen, Übertreibungen und Phantaſiebilder mehr aufzuregen, als zu belehren verſucht. Wenn er von der „ſataniſchen Annahme der ſich nationalökonomiſch nennenden Selbſtgierſchule“ ſpricht, wenn er ſeine Gegner „verorientaliſirte Juriſten und volkswirtſchaftlich ſich ſpreizende Irrtumsverteidiger“ nennt, ſo wird er wohl wiſſen, daß dergleichen Stellen, die ſich übrigens ohne Mühe vervielfältigen ließen, nur einen Teil ſeiner Leſer geneigt machen können.

Wenn er dann Freiheit von Gelbfieber, von Peſt, Cholera und Hungersnot, wenn er Spracheneinheit, ſoldprieſterfreie menſchheitseinigende Religion der Selbſtverſittlichung und Allwohlspflege, Wohlfahrtsbund der Nationen und andres dergleichen mehr als Prämien der erſtrebten Verſtaatlichung des Grund und Bodens in Ausſicht ſtellt — ſo mögen dieſe Spiele der Einbildungskraft zwar dem Herzen des Verfaſſers zur Ehre gereichen, uns andern aber, die wir

praktisch wirken wollen, möge es verziehen werden, wenn wir es ablehnen, mit in den Luftballon einzusteigen, den der Verfasser aufsteigen läßt.

Das Buch Stamms ist wohl zehn Jahre früher erschienen, als das auf das nämliche Ziel steuernde Werk: Armut und Fortschritt des Amerikaners Henry George, und es mag daher die Frage der Priorität zu Gunsten Stamms entschieden werden. Aber niemand wird die Überlegenheit des Amerikaners verkennen an philosophischer Tiefe, an Würde seiner doch höchst populären Sprache, an Vorurteilslosigkeit und an Kühnheit, womit er, der unzweifelhafte Demokrat, Atheismus, Materialismus und Darwinismus nicht weniger als Malthus und Ricardo bekämpft. Sein Werk, welches ein vollständiges System der Sozialwissenschaft enthält, mußte mit seiner wunderbaren Beredsamkeit, die uns auch da mit fortreißt, wo wir nicht überzeugt sind, mächtig auf die öffentliche Meinung wirken und war wohl geeignet, wie es in England geschehen ist, förmlich Schule zu machen.

Aber es ist nicht meine Absicht, die Werke von Stamm und George einer näheren Erörterung zu unterziehen. Es könnte dies nicht geschehen, ohne auch auf die Arbeiten andrer Gelehrten einzugehen, welche wie Gneist, Schäffle, Ruhland und Miaskowsky u. a., wenn auch nicht die Eigentumsfrage, so doch die Verteilungsweise von Grund und Boden als eine wesentliche Quelle der Armut erkannt und sehr schätzbare Arbeiten darüber geliefert haben. Der Grund und Boden gilt mit Recht als die eigentlichste Grundlage des Staates und der Gesellschaft, er hat jedenfalls die Bestimmung, das Volk zu ernähren, und ein großer Teil der Menschen ist bei dem Anbau desselben beschäftigt. Der Grund und Boden muß also ohne Zweifel eine sehr hervorragende Stelle in der Sozialpolitik einnehmen und seine Bedeutung eine immer größere Würdigung finden. Es sei mir daher gestattet, die Gründung der „Landliga" zum Anlaß einer Reihe von Betrachtungen über diesen Gegenstand zu nehmen.

1.

„Die Landwirtschaft leidet not." Wenn wir diesen Satz einer Prüfung unterwerfen, so bemerken wir zunächst, daß Landwirtschaft ein zusammengesetztes Wort ist, zusammengesetzt aus Land und Wirtschaft. Wir sehen auch sofort, daß diese Bemerkung keine müßige etymologische Spielerei ist, sondern daß in der That Land, d. h. der Grund und Boden, und Wirtschaft, d. h. der Betrieb, die Elemente der Landwirtschaft sind. Nun wird kein logischer Kopf bestreiten können, daß wir bei der Untersuchung über den Notstand der Landwirtschaft diese beiden Elemente auseinander halten, ein jedes für sich betrachten müssen, auch daß ein drittes noch in besondre Betrachtung gezogen werden muß, nämlich der Landwirt, d. h. der Aufwand für seinen und seiner Familie Lebensunterhalt.

Man wird zugestehen müssen, daß von einem Notstande der Landwirtschaft so lange nicht die Rede sein kann, als das Jahreserträgnis eines Gutes die

Betriebskosten, den Pacht oder die Bodenrente und den Lebensunterhalt der Familie deckt. Wenn sich ein Defizit ergiebt, so fragt sich wieder, welches Element daran Schuld trägt, der Betrieb, die Bodenrente oder die Lebensweise des Landwirtes.

Der eigentliche Betrieb besteht aus Einnahmen und Ausgaben, deren Höhe — von Unverstand und Mißwirtschaft abgesehen — durch Marktpreise mehr oder weniger fest bestimmt sind. Den Einfluß, welchen fette und magere Jahre auf den Ausfall der Ernte haben, können wir füglich außer Betracht lassen. Denn in einer geordneten Wirtschaft müssen auch hier, wie in jedem andern Geschäfte, die guten Zeiten eine Reserve für die schlechten liefern, wie es einst in Ägypten geschehen ist. Von diesem naturgemäßen Schwanken der Ernten abgesehen, bleibt freilich der Umsicht des Landwirtes auch in diesem Punkte noch ein ansehnlicher Spielraum, allein im allgemeinen kann man doch sagen, daß das Meiste durch Herkommen und Gewohnheit derart feststeht, daß nur ungewöhnliche Intelligenz oder wirkliche Nachlässigkeit in einer oder der andern Richtung auf die Höhe der Einnahmen und Ausgaben des eigentlichen Betriebes wird einwirken können.

Anders ist es mit den Unterhaltskosten der Familie des Landwirtes. Der eigentliche Bauer ist zu üppigem Leben nicht geneigt, im Gegenteile ist er, in Deutschland wenigstens, gewohnt, selbst wenn er reichlich verdient, seine Lebensweise sehr kärglich einzurichten, sodaß man ihm kaum jemals einen Vorwurf wird machen können. Wo er aber wirklich Luxus treibt, wird es immer nur die Folge langen Wohlergehens, nicht Ursache des Verfalls der Wirtschaft sein. Dasselbe gilt nicht allgemein für größere Landwirte, zumal für solche nicht, die auf einer höhern gesellschaftlichen Stufe stehen. Diese suchen den Maßstab für ihren Lebensunterhalt weniger in dem Ertrage ihres Gutes, als in den Ansprüchen, die sie selbst, ihre Frauen, Töchter und Söhne an das Leben zu machen gewohnt sind oder berechtigt zu sein glauben. Wenn solche Besitzer überdies ihr Gut nicht selbst bewirtschaften, sondern ohne Not einen Verwalter anstellen oder gar den Betrieb einem Pächter überlassen, so wird das Gut nicht immer den Aufwand liefern können, welchen der Unterhalt der Familie in Anspruch nimmt, und es wird sich alsdann ein Defizit ergeben. Aber dies Defizit verschuldet nicht der Betrieb, sondern die Lebensweise des Besitzers, und man wird deshalb in solchem Falle nicht von einem Notstande der Wirtschaft sprechen dürfen.

Wir kommen zur Bodenrente. Mag der Landwirt Eigentümer oder nur Pächter sein, das durch den Boden dargestellte Kapital muß verzinst werden, diese Zinsen gehören zu den Betriebskosten im weitern Sinne und müssen aus dem Ertrage der Wirtschaft ihre Deckung finden. Aber welches ist dies Kapital?

Es leuchtet ein, daß es der Preis nicht sein kann, zu welchem das Gut erworben worden ist oder verkauft werden kann, denn diese Preise hängen nicht

vom Werte des Gutes ab, sondern von Zufälligkeiten. Es giebt keinen Preis für Land, der sich — was Bestimmtheit und Genauigkeit anlangt — mit dem Preise beweglicher Güter auch nur annähernd vergleichen ließe; die letztern kommen zum An- und Verkauf auf den Markt und haben daher einen Marktpreis, der sich nur selten von dem eigentlichen Werte stark entfernen kann. Der Umtausch der Landgüter dagegen geschieht in langen, oft sehr großen Zwischenräumen. Die Abschätzung des Preises ist sehr schwierig; oft finden große Verrechnungen in der Wertabschätzung statt, oder die leitenden Beweggründe geben bei Ermittlung des Gutswertes den Ausschlag, d. h. es werden Eigenschaften des Gutes in dessen Wert einbezogen, welche mit der Landwirtschaft nichts zu thun haben. Ein reicher Mann will just in dieser anmutigen Gegend ein Landgut erwerben, oder es reizt ihn das Wohnhaus und der Park oder der mit dem Gute verbundene Nimbus, und es kommt ihm deshalb auf den Preis nicht an. Oder der Eigentümer, den irgendwelche Umstände zum Verkaufe seines Gutes drängen, hat Jahre lang damit feil halten müssen, und er sieht sich genötigt, nun endlich um jeden Preis loszuschlagen. Bei Bauerngütern ist eine Überschätzung des Gutswertes ganz gewöhnlich; sie findet bei Erbteilungen sogar in ganz bewußter Weise statt, wo nicht durch das Anerbenrecht für eine angemessene Schätzung gesorgt ist. Die Bauernsöhne fragen im Eifer, sich selbständig zu machen und eine Familie zu gründen, wenig nach dem Erwerbspreise, oder sie geben sich doch Täuschungen hin, welche sie bald zu bereuen haben.

Maßgebend ist auch die Veranschlagung nicht, welcher die Landgüter in Erbfällen oder bei der Aufnahme von Hypotheken unterliegen; denn auch in diesen Fällen haben Irrtum und verschiedenartige Beweggründe einen weiten Spielraum. Ähnlich verhält es sich mit jenen Schätzungen, welche von Staats wegen behufs der Grundsteuer veranstaltet werden. Denn die sogenannte Bonität, d. h. die produzirende Kraft einer bestimmten Bodenfläche, ist nur etwas Qualitatives, sie drückt das Verhältnis aus, in welchem der Boden an der erzeugten Ernte Anteil nimmt. In allen Fällen aber ist jede solche Abschätzung, auch wenn sie absolut richtig wäre, doch nur richtig für ihre Zeit und nicht auch für die Zukunft, in welcher andre Verhältnisse und Konjunkturen herrschen, die bei abermaliger Abschätzung zu einem sehr verschiednen Ergebnisse führen würden.

Aus diesen Erwägungen ergiebt sich, daß für die Bodenrente bei der Wirtschaftsrechnung nicht wie bei den Betriebskosten im engern Sinne und dem Lebensunterhalte der Familie ein verhältnismäßig sicherer Maßstab vorhanden ist. Ob es überhaupt möglich sei, einen solchen Maßstab zu finden, steht dahin, ja möchte stark zu bezweifeln sein. Denn das Privateigentum an Grund und Boden ist nicht wie das Eigentum an einem durch Arbeit erzeugten Gute ein natürliches, sondern ein künstliches Verhältnis, sei es entstanden durch Gewalt, wie ursprünglich bei dem feudalen Besitze, oder durch das positive Recht, wie

in der Folge. Ich will diese Frage an einer spätern Stelle berühren, wo sie sich besser einfügt. Für jetzt genügt es, festgestellt zu haben, daß, wenn das Wirtschaftsergebnis zur Deckung der Betriebskosten des Lebensunterhaltes und der Bodenrente ausreicht, die Wirtschaft blühend ist, daß von einem Notstande erst alsdann die Rede sein kann, wenn das Erträgnis für diese Zwecke nicht mehr ausreicht, und daß in diesem Falle zu untersuchen ist, welchem Elemente der Wirtschaft, dem Betriebe, der Lebensweise des Wirtes oder der Bodenrente, der Ausfall zur Last fällt.

Was die Betriebskosten im engern Sinne anlangt, so haben wir bereits gesehen, daß dieselben, abgesehen von dem Wechsel des Ernteseegens und besondrer Ungeschicklichkeit oder Nachlässigkeit des Wirtes, ein feststehendes Rechnungselement bilden, weil alle Einnahme- und Ausgabeposten auf Marktpreisen beruhen und von dem Willen oder dem Können des Wirtes garnicht oder nur wenig abhängig sind.

Mit dem zweiten Elemente, dem Lebensunterhalte, verhält es sich ähnlich. Es giebt, wie bekannt, bei den Lohnarbeitern eine unterste Grenze, unter welche der Lohn nicht herabsinken soll und auf die Dauer auch nicht sinken kann; diese Grenze (standard of life) wird bezeichnet durch den Bedarf für die einfachste Existenz der Familie des Arbeiters. Dieser so begrenzte Lohn gehört unzweifelhaft bei jedem Geschäfte zu den Produktionskosten, und es fragt sich nur, in welcher Höhe dieser niedrigste Lohn im einzelnen Falle zu bestimmen sei. Bei dem Lohnarbeiter wird die richtige Höhe sehr häufig nicht erreicht, weil der Arbeitgeber übersieht oder nicht beachten will, daß er außer für die tägliche Arbeitsleistung auch für die Aufbrauchung der Kraft seines Arbeiters mit demselben Grunde aufzukommen hat, wie für den Verbrauch seiner Werkzeuge und Maschinen, d. h. daß er dem Lohne etwas zuzufügen hat, was die Existenz des Arbeiters sichert, wenn dessen Arbeitskraft verbraucht ist. Es ist einleuchtend, daß dies alles auch für die landwirtschaftlichen Hilfsarbeiter gilt; allein von diesen spreche ich an dieser Stelle nicht, sondern von den Landwirten selbst, von den Unternehmern.

Auch bei ihnen verhält es sich ähnlich. Es muß als Grundsatz gelten, daß der Betrieb den niedrigsten, oder sagen wir einen angemessenen Lebensunterhalt des Wirtes und seiner Familie als einen Teil der Produktionskosten liefern muß. Auch hier ist die Frage: Was heißt angemessen? Es ist einleuchtend, daß der Besitzer eines nach Tausenden von Morgen zählenden Gutes die Betriebsrechnung für seinen Lebensunterhalt mit einer höhern Summe belasten darf als ein kleiner, wenn auch ebenso hochgestellter Besitzer. Die unterste Grenze wird ein Gut von so vielen oder so wenigen Hektaren bilden, als erforderlich sind, eine Familie, die selbst wirtschaftet und selbst Hand anlegt und in bäuerlichem Stande lebt, zu erhalten. Für die höhern Stufen ist die Entscheidung im einzelnen Falle schwieriger und im allgemeinen vielleicht unmöglich.

Ein Übermaß der Ansprüche des Landwirtes für seinen Unterhalt aber wird wohl immer leicht zu erkennen sein. Wenn nun ein solches Übermaß nicht vorhanden ist, erst dann wird sich zeigen, was von dem Gutsertrage für die Grundrente übrig bleibt, und mehr als dies kann oder sollte der Grundherr nicht in Anspruch nehmen. Es folgt daraus, daß die Bodenrente allein den Rückgang der Gutserträgnisse zu tragen haben sollte, vorausgesetzt, daß gut gewirtschaftet wurde, daß für den Lebensunterhalt des Wirtes nur der „angemessene" Aufwand gemacht worden ist, und daß das Schwanken zwischen fetten und magern Jahren seine Ausgleichung durch Reserven gefunden hat. Dies ist eine Wahrheit, die den Agrariern nicht angenehm zu hören ist, die aber, wie ich denke, theoretisch und praktisch erwiesen werden kann und die auch von verständigen Landwirten keineswegs bestritten wird. Die Sache wird sofort ganz klar, wenn man sich den Eigentümer des Grund und Bodens als eine vom Bewirtschafter verschiedne Person denkt. Der Wirt ist dem Grundherrn gegenüber ein Angestellter, dessen Unterhalt aus dem Betriebe ebenso gut bezahlt sein muß, wie die Aussaat und der Verbrauch des toten und lebenden Inventars, ehe von einer Rente die Rede sein kann. Betreibt der Eigentümer aber selbst die Wirtschaft, so ist er in der Lage jedes andern Unternehmers, der erst alsdann von einer Geschäftsrente reden kann, wenn seine Ausgaben und sein Lebensunterhalt gedeckt sind.

Ein kaufmännisches Geschäft, welches nur auf seine Kosten kommt und dem Unternehmer nur den angemessenen Lebensunterhalt gewährt, wird von einem Dritten zwar unter Vergütung für das Inventar und für die notwendig aufzuwendenden Gründungskosten übernommen werden können, aber ein weiterer Kaufpreis wird dafür nicht zu erlangen sein. Mit demselben Rechte, aus den nämlichen Gründen sollte der Käufer eines in gleicher Lage befindlichen Landgutes nichts weiter zu bezahlen haben, als das zu übernehmende Inventar und eine Vergütung dafür, daß überhaupt Landwirtschaft betrieben werden kann, d. h. daß ein Stück Boden, welches von Natur aus wertlos ist, durch Rodung und sonstige Meliorationen anbaufähig gemacht worden ist. Daß dem aber im praktischen Leben nicht so ist, daß den Landgütern vielmehr ein selbständiger Kapitalwert beigemessen wird, daß selbst für solche Güter, die nur mit positivem Verlust betrieben werden, noch Kaufpreise verlangt und bezahlt werden — dieses der Natur der Sache widersprechende Vorkommen erklärt sich allein aus dem Umstande, daß das Eigentum an Grund und Boden kein natürliches Verhältnis ist, wie das Eigentum an den durch Arbeit erzeugten beweglichen Gütern, sondern daß es ein künstlich durch Gewalt oder durch das Gesetz geschaffenes Recht, d. h. ein Monopol ist.

Wir werden hierauf später noch ausführlicher zurückkommen. Einstweilen genügt es, folgendes festzustellen. Wir haben die Betriebskosten im engern Sinne als ein durch die Marktpreise ungefähr feststehendes Element der Wirt-

schaft erkannt; für den Lebensunterhalt des Wirtes fanden wir in der „Angemessenheit“ eine Grenze, bis zu welcher derselbe in die Rechnung eingestellt werden darf, und nun haben wir auch für den Grund und Boden einen Maßstab, inwieweit er als bei dem Gutsergebnis mitwirkend anzuerkennen ist, nämlich die Urbarmachung und die sonst zur Herstellung eines anbaufähigen Zustandes aufgewendeten Kosten; man könnte es die Gründungskosten nennen.

Wenn die Wirtschaft diesen dreierlei Ansprüchen Genüge leistet, so thut sie ihre Schuldigkeit, erfüllt ihre Aufgaben; was darüber hinausgeht, sind an und für sich unbegründete Ansprüche, erhoben entweder von der Genußsucht des Wirtes oder von dem Grundherrn als Inhaber eines Monopols.

2.

Einen Notstand, in welchem sich Landwirte und Gutsbesitzer befinden, kann man wohl als eine Thatsache zugestehen, deren Vorhandensein keines weitern Beweises bedarf. Ich spreche absichtlich von Landwirten und Gutsbesitzern; denn ob sich auch die Landwirtschaft in einer Notlage befinde, ist eine ganz andre Frage, wie sich in der Folge zeigen wird. Die Beschwerde kommt von allen beteiligten Seiten, von den Bauern so gut wie von den großen und mittleren Gutsbesitzern, von den Eigentümern wie von den Pächtern. Man darf daraus aber nicht schließen, daß die Not allgemein und daß sie gleichmäßig über das ganze Land verbreitet sei. Denn die veranstalteten Erhebungen (Enqueten) zeigen, daß weder alle Bauernschaften noch alle Gutsbesitzer Not leiden, daß in der einen Gegend der Kleinbesitz den großen Herren gegenüber im Vorteil ist, und daß in andern Gegenden das umgekehrte Verhältnis stattfindet. Es stimmt damit überein, daß die Verteilungsart von Grund und Boden für die Ursache des gegenwärtigen Notstandes nicht verantwortlich gemacht zu werden pflegt. Die Klage richtet sich vielmehr ganz allgemein gegen die gedrückten Preise; man beschwert sich insbesondre über die unerträgliche Konkurrenz des amerikanischen, australischen und indischen Getreides, welches auf nahezu jungfräulichem Boden und mit so niedrigen Arbeitslöhnen erzeugt werde, daß es auf den europäischen Markt zu Preisen geliefert werden könne, welche für das einheimische Getreide unmöglich seien.

Diese Behauptungen bleiben im allgemeinen ohne Widerspruch. Allein wenn man näher darauf eingeht, so läßt sich doch die Frage aufwerfen, ob die gegenwärtigen Preise nicht innerhalb des Spielraums liegen, in welchem die Preise des Getreides, als einer Waare, der Natur der Sache nach schwanken müssen. Nach Conrad in Schönbergs Handbuch waren in Preußen alten Bestandes die Preise für den Zentner folgende:

	Weizen:	Roggen:
1816—20	103,1 Mark	75,9 Mark
1821—30	60,7 »	43,4 »
1831—40	69,2 »	50,3 »

	Weizen:	Roggen:
1841—50	83,9 Mark	61,5 Mark
1851—60	105,7 »	82,7 »
1861—70	102,0 »	77,3 »
1871—75	117,6 »	89,6 »
1876—80	105,6 »	83,2 »
1881	110,1 »	100,0 »
1882	103,0 »	78,8 »
1883	92,5 »	72,0 »

Ich überlasse diese Zahlen dem Nachdenken des Lesers, füge jedoch noch bei, daß der gegenwärtige Preis für Weizen etwa 78, für Roggen etwa 68 Mark beträgt. Wenn man jedoch auch unbedingt zugeben müßte, daß die Getreidepreise gegenwärtig zu niedrig seien, so folgt doch daraus noch keineswegs, daß auf jede Hoffnung auf Besserung verzichtet werden müßte. Denn schon beginnt der sogenannte jungfräuliche Boden Amerikas und Australiens alt zu werden und der Nachhilfe zu bedürfen; die Arbeitslöhne steigen auch dort, und selbst in Indien wird dies der Fall sein, wenn das Land durch seinen steigenden Export und durch vermehrten inneren Konsum reicher wird und die Bedürfnisse der Arbeiter steigen.*)

Diese Konkurrenz wäre demnach zwar ein mehr oder weniger dauernder, aber doch vorübergehender Zustand, den die Landwirtschaft eben ertragen müßte, bis jene Länder ihr Getreide unter annähernd gleich ungünstigen Umständen produziren und nicht mehr wie heute auf den europäischen Markt drücken können. Auch die Zunahme der Bevölkerung in jenen Ländern, die sich in den Vereinigten Staaten bekanntlich in etwa fünfundzwanzig Jahren zu verdoppeln pflegt, wird den Export von Getreide beschränken, das Wachsen unsrer eignen Bevölkerung wird den Bedarf vermehren,**) und wenn es wahr ist, daß der Boden

*) Die „Börsenzeitung" berichtet unter dem 17. Juli 1886 über die Weizenernte Indiens. Sie bezeichnet die Mitteilung, daß die mit Weizen bestellte Ackerfläche Indiens sich im Jahre 1885—86 um 585 675 Acres gegen das Vorjahr vermindert habe, als eine überaus bemerkenswerte Thatsache, welche den bisherigen Erwartungen durchaus nicht entspreche. Die Erwartungen seien dahin gegangen, daß Indien infolge der beständig fallenden Silberpreise eine Art Ausfuhrprämie auf seine Erzeugnisse, zu denen Weizen in erster Linie gehöre, genieße, und daß somit dieser Weizenbau von Jahr zu Jahr zunehmen müsse. Das Gegenteil aber, eine Einschränkung der Erzeugung, sei eingetreten, und diese bedeute Steigen der Preise oder die ersten Anfänge der Wandlung zum Bessern für die notleidende Landwirtschaft. Bei Besprechung der Ausfuhrzahlen für indischen Weizen wird sodann zugegeben, daß derselbe sich trotz der fallenden Silberpreise seit fünf Jahren nicht gehoben habe, und da sich das im sechsten Jahre, bei der zum Ackerbau gestellten geringeren Fläche, nicht ändern könne, so dürfe man wohl sagen, daß die Ausfuhr Indiens auf dem Besserungsstandpunkt angelangt sei. Zum Schluß folgt das überraschende Geständnis: „In Erwägung dieser Gründe kann man nicht umhin, zu betonen, daß dem deutschen Landmann keine größern Gefahren aus der indischen Konkurrenz drohen."

**) Sie zählen jetzt fast 60 Millionen, und wenn die 300 Millionen Europas sich in derselben Zeit nur um 40 Prozent vermehren, so werden wir im Jahre 1911, abgesehen von

dieses kleinen Planeten, Erde genannt, einer weit geringeren Steigerung der Erzeugung an Nahrungsmitteln fähig ist, als das Menschengeschlecht einer Vermehrung seiner Zahl, so wäre für die Zukunft eher ein Mangel an Getreide und ein unerschwinglicher Preis zu befürchten, als das Gegenteil.

Nun liegt es mir aber fern, gleich den Bekennern des Dogmas des Gehen- und Geschehenlassens die Notleidenden auf die Ausgleichung zu verweisen, welche Natur und Geschichte im ewigen Laufe der Zeiten unzweifelhaft bewirken. Vielmehr erkenne ich jeder Generation das Recht zu, sich die Heilung ihrer Leiden zur selbständigen Aufgabe zu machen. Aber ich muß doch bitten, folgendes zu beachten.

Ein halbes Jahrhundert lang hat sich die zivilisirte Welt mit Anstrengung aller Kräfte bemüht, die Hemmnisse, mit welchen die Gütererzeugung zu kämpfen hatte, zu überwinden. Die Arbeit wurde durch das Kapital befruchtet, die Wissenschaft und die Naturkräfte wurden der Industrie dienstbar gemacht, rechtliche Schranken aller Art wurden beseitigt, und die zur Beschaffung der Rohstoffe, wie zum Umsatz der Güter erforderliche Überwindung von Raum und Zeit durch ein Netz von Land- und Wasserstraßen, von Eisenbahnen und Telegraphen in einer Weise erleichtert, wie es vorher nicht geahnt werden konnte. Dies alles mußte eine wesentliche Verringerung aller Produktionskosten zur Folge haben, die Güter billiger und weiteren Kreisen zugänglich machen. Wenn die Menschen in solchen Dingen durch Absichten geleitet würden und nicht vielmehr einem innern Drange, einem sozialen Instinkt, einer gesetzlichen Notwendigkeit gehorchten, so müßte man sagen, daß jene Absicht, jener Gedanke vollkommen logisch gewesen sei. Denn weil die gütererzeugende Arbeit durch den Verbrauch an Gütern bedingt ist, so kann die Arbeit nur gesteigert werden, wenn der Verbrauch zunimmt, und der Verbrauch kann in großem Maßstabe nur zunehmen, wenn die Güter durch billigere Preise größeren Kreisen, d. h. tieferen Stufen der sozialen Pyramide, zugänglich werden. Insoweit war also der Gedanke richtig, oder arbeitete die Menschheit unbewußt einem verständigen Ziele entgegen. Allein dieser an und für sich richtige Weg mußte nicht in unendlicher Ausdehnung richtig bleiben. Es konnte, wenn ich mir eine kleine Abschweifung gestatten darf, die Verbilligung der Güter den Vorsprung vor der Kaufkraft gewinnen, d. h. es konnte mehr erzeugt werden, als die kauffähigen Klassen aufzunehmen vermochten. Die Folge ist dann die Überproduktion. Die Ursache der Überproduktion, an welcher wir unzweifelhaft leiden, ist keine andre, als der Mangel an verzehrungsfähigen Menschen, als die übergroße Zahl solcher, welchen die Güter trotz ihrer Billigkeit nicht erreichbar sind.

---

dem übrigen Amerika, von Australien, Asien, Afrika, 180 Millionen Kulturmenschen mehr als heute zu zählen und zu ernähren haben. Java hat seine Bevölkerung seit hundert Jahren von 1780—1880 mehr als verachtfacht, von 2 Millionen auf über 17 Millionen.

Ließe sich der Produktion wenigstens zeitweise im Großen Einhalt gebieten, so könnte auch dem Übel zeitweise abgeholfen werden. Allein kein verständiger Politiker wird sich dem Gedanken hingeben, daß es Mittel zu diesem Zwecke gebe, welche auf die Dauer wirksam sein könnten. Der gütererzeugende Arbeitsdrang der Menschen ist eine Flut, die sich nicht hemmen läßt, denn die Arbeit ist die praktische Bethätigung alles Wissens und Könnens, jeder geistigen und körperlichen Kraft und Fähigkeit der Menschen.

Es giebt freilich eine Schule, welche glaubt, der Überproduktion durch Abwehr der Mitbewerbung des Auslandes, durch Schutzzölle steuern zu können. Allein logischerweise wären doch nur Prohibitivzölle, nicht bloße Schutzzölle, zu diesem Zwecke dienlich, und solche wagen selbst Fanatiker nicht mehr zu empfehlen. Man weiß, daß das Ausland mit gleicher Münze zahlen, daß der Absatz ins Ausland, auf den doch niemand verzichten mag, zerstört werden würde. Wenn es ein charakteristisches Kennzeichen für unsre Zeit giebt, so ist es der Trieb der gesamten Kulturwelt, Raum und Zeit, diese größten Hemmnisse des menschlichen Könnens, zu überwinden. Dieser Trieb wird sich nicht hemmen lassen, es giebt keine Macht, die groß genug wäre, dem Rade in die Speichen zu greifen, welches die Kulturgeschichte bewegt. Es hat keinen Sinn, daß wir Millionen der Durchstechung des Gotthard opfern und dann den Zudrang italienischer Waaren verhindern oder selbst nur erschweren.

Jede bewußte Handelspolitik ist auf Erweiterung des Absatzes gerichtet, um die Produktion zu steigern oder der Überproduktion zu begegnen. Selbst wenn sich in fünfzig oder in mehr oder weniger Jahren der auswärtige Absatz so gesteigert haben sollte, daß er die ganze heutige Überproduktion aufzunehmen imstande wäre, so würde doch in der Zwischenzeit eine neue Überproduktion entstanden sein, welche für den sozialen Körper dieselben Folgen hätte wie die gegenwärtige. Denn nicht nur ist es kaum zweifelhaft, daß die gütererzeugende Kraft der Kulturvölker unendlicher Steigerung fähig sei, so lange die Volkszahl in der bisherigen Weise wächst und die Thätigkeit der Menschen nicht erlahmt, sondern es ist auch gewiß, daß immer neue Völker zu Kulturvölkern werden und mit ihren Gütern in den allgemeinen Mitbewerb treten werden. So bleibt es denn wahrscheinlich, daß auf diesem Wege, mit diesen Mitteln der Krebsschaden der Überproduktion und das damit verbundene Massenelend niemals überwunden werden kann.

Der Menschenfreund und Sozialpolitiker schaut daher nach andern Mitteln und Wegen um. Er wendet sein Auge von dem auswärtigen Absatze als einem wirksamen Heilmittel ab und betrachtet die Verhältnisse im Innern des Landes. Er findet, daß von der gesamten Einwohnerschaft etwa 80 Prozent (Lassalle behauptete bekanntlich 98 Prozent) abgesehen von einem kärglichen Lebensunterhalte fast von jeder weitern Konsumtion so gut wie ausgeschlossen sind. Wenn nur ein Teil dieser Massen in einen bessern Zustand erhoben

werden könnte, in welchem sie mehr zu konsumiren vermöchten, so würde dies einen ganz andern Einfluß auf die Produktion üben, als es jemals der Absatz im Auslande vermag; zugleich würde das physische und materielle Elend, welches das Gefolge der Armut ist, zum großen Teile verschwinden.

Billige Preise, um von der Überproduktion zu diesen zurückzukehren, sind also an und für sich, und wenn sie nicht durch Überproduktion entstanden sind, keineswegs eine beklagenswerte Thatsache, sondern eine erfreuliche, in der Entwicklung unsrer Kultur begründete Erscheinung. Auch kann dabei der Unternehmer sehr wohl seine Rechnung finden. Zugegeben freilich muß werden, daß letzteres bei der Landwirtschaft nicht in demselben Maße wie bei andern Produktionen stattfindet. Bei solchen Waaren nämlich, zu deren Erzeugung der Grund und Boden nur mittelbar durch Lieferung der Rohstoffe mitwirkt, kann sich die Verbilligung auf alle Elemente der Produktion erstrecken, auf Rohstoff, Werkzeuge, Arbeitskraft und Kapital; es wird alsdann der Ausfall im Verkaufspreise durch ersparte Produktionskosten gedeckt, der Nutzen des Unternehmers aber wird unberührt bleiben oder infolge des vermehrten Umschlages sogar wachsen. Anders bei der Landwirtschaft. Hier ist ein Faktor, der Grund und Boden, welcher als ein Monopol des Eigentümers, andern Gesetzen folgt.

Die Summe des bauwürdigen Bodens ist wenigstens in alten Kulturländern im großen und ganzen unveränderlich, das Angebot bleibt sich daher trotz steigender Nachfrage gleich, und die Forderung für Benutzung von Land hat deshalb das Bestreben, zu steigen. Alle Antriebe, welche die landwirtschaftliche Thätigkeit erfährt, durch Zunahme der Bevölkerung oder der Ausfuhr, durch Fortschritte der Wissenschaft, durch Vervollkommnung der Maschinen, der Verkehrsmittel, oder wie immer sonst, erhöhen die Begehrlichkeit des Grundherrn, steigern Pacht und Bodenrente, oder hemmen doch ein naturgemäßes Sinken. Der Ausfall im Verkaufspreise muß daher von dem Wirte allein getragen werden. Die sich gleich bleibende oder gar steigende Bodenrente saugt allen Nutzen auf. In diesem Sinne verstehe ich es, wenn Helldorff („Verstaatlichung des Grund und Bodens oder Schutzzölle") sagt: „Die Ursache der Kalamität liegt nicht in den niedern Getreidepreisen, auch nicht in hohen Löhnen oder im sogenannten Steuerdruck, ist auch kein Werk der Agitation, sondern sie liegt in dem Mißverhältnis zwischen dem Werte und Preise der Grundstücke und in der durchaus veränderten Betriebsweise. Die Not datirt von den Tagen des sogenannten Aufschwunges der Landwirtschaft; wer die Konjunktur der Preisbewegung geschickt auszubeuten verstand, kam vorwärts; wer das nicht verstand, den beißen die Hunde."

Zu größerer Klärung muß ich darauf hinweisen, daß der Druck des Grundeigentummonopols auf die Landwirtschaft in Deutschland nicht überall offen zu Tage liegt, sondern durch den Umstand verschleiert ist, daß bei uns Wirt und Eigentümer meistens ein und dieselbe Person sind. Allein dies ändert an der

Thatsache selbst nicht das geringste, nur wird der Druck nicht Mann gegen Mann geübt, wie dies in England zwischen Gutsherren und Pächtern regelmäßig der Fall ist, sondern der Druck der Bodenrente zeigt sich in der Rechnung des Wirtes, der auf seinem eignen Grund und Boden sitzt. Denn aus seiner Ernte muß er, wie alle andern Produktionskosten, auch den Zins desjenigen Kapitals vorwegnehmen, zu welchem er das Gut als Erbe oder Käufer übernommen hat, gleichviel, ob er den Preis baar bezahlt hat oder ihn in Form von Restkaufschillingen oder Hypotheken schuldig geblieben ist. Unsre Bauern leiden hierunter, d. h. unter der hohen Bodenrente, wahrscheinlich am allermeisten, weil sie aus verschiednen Gründen ihre Güter zu verhältnismäßig viel höhern Preisen übernehmen als die mittlern und größern Besitzer. Denn da, wie Ruhland*) mit Recht bemerkt, der Kaufpreis sich nach Angebot und Nachfrage richtet, die Nachfrage nach einem Grundstücke aber umso größer ist, je kleiner dasselbe ist, so folgt, daß mit der Kleinheit der Fläche die Grundpreise steigen, unbekümmert um den ökonomischen Wert. In gleicher Richtung wirkt außerdem der Drang der Bauernsöhne, durch Erwerb eines Grundstückes möglichst früh selbständig zu werden und eine Familie zu gründen, ihre Abneigung oder Unfähigkeit, zu einem andern Erwerbszweige überzugehen, und andre Umstände, welche durch die Ungeschicktheit der Bauern zu genauer Kalkulation noch wesentlich gesteigert werden.

Ich habe schon bemerkt, daß — ungeachtet der Lehren, die wir aus den Zuständen Englands, Italiens, Mecklenburgs ziehen können — nicht die Verteilungsweise von Grund und Boden, insbesondre nicht das Vorherrschen des Großgrundbesitzes für den Notstand verantwortlich gemacht zu werden pflegt und daß die Klagen nicht minder aus den Gebieten des Kleinbesitzes als aus denen der Großgüter kommen. Allein während die stimmführenden Großbesitzer beweisen, daß sie bei den hohen Guts- und den niedrigen Fruchtpreisen nicht ferner bestehen können, müssen sie doch zugeben, daß der Bauer, obwohl er bei seinem Kleinbetriebe unter viel ungünstigeren Umständen wirtschaftet, gleichwohl recht gut seinen Unterhalt finden könne, wenn er schuldenfrei oder doch nur mit mäßigen Hypotheken belastet ist.**)

Liegt darin nicht ein Zugeständnis, daß das Übel nicht sowohl in der

*) Die Lösung der landwirtschaftlichen Kreditfrage im System der agrarischen Reform. Im Auftrage der 26. Wanderversammlung der baierischen Landwirte. Tübingen, 1886.

**) Ein Sachkenner, Dr. Kutzleb, der die Frage, ob die Bauerngüter die Konkurrenz mit dem Großbetriebe bestehen können, zum Gegenstande einer eingehenden Studie gemacht hat, glaubt diese Frage durchaus bejahen zu müssen. Er führt die vielfach vorhandene Notlage der Bauern größtenteils auf ihren Mangel an Bildung und ihre unvernünftige Bewirtschaftung zurück und zeigt, daß auch auf kleinen Gütern Ackerbau und Viehzucht in höchster Blüte stehen und Reinerträgnisse erzielt werden, welche denjenigen des Großbetriebes nicht nachstehen.

Wirtschaft seinen Sitz hat, als in den Eigentumsverhältnissen, seien es die hohen Preise der Güter oder die Verteilungsweise des Grund und Bodens?

Die hohen Gutspreise sind eine Thatsache, die sich nicht leugnen läßt; sie finden ihre Ursache in der Natur des Grundeigentums als eines Monopols, welches mit der Zunahme der Bevölkerung, bei wesentlich gleichbleibendem Angebot und stetig wachsender Nachfrage, immer wertvoller werden muß.*) Es wirken dabei aber gelegentlich noch andre Umstände mit, welche manchmal ein springendes Anschwellen der Preise verursachen. „Woher rührt der Notstand? sagte Freiherr von Zedlitz am 12. oder 13. April d. J. im Abgeordnetenhause. Nicht von dem Rückgange der Fruchtpreise allein, sondern wesentlich daher, weil wir unsre Güter zu teuer gekauft und namentlich im Anfang der siebziger Jahre Preise bezahlt haben, die weit über die Rentabilität hinausgingen. Man hatte damals optimistische Ansichten von der Zukunft der Landwirtschaft, und dies hatte zugleich die üble Folge, daß die Landwirte über ihr Einkommen hinaus lebten. So wirkten hier wie in der Industrie die Milliardenjahre schädlich." Also ein verfehltes Spekuliren! Was aber, frage ich, thut in einem solchen Falle der Industrielle? Er gesteht sich seinen Irrtum ein, er macht niemand als sich selbst dafür verantwortlich und schreibt den Verlust von seinem Kapital ab. Die Gutsbesitzer dagegen wollen ihren selbstverschuldeten oder doch in ihren persönlichen Verhältnissen begründeten Verlust auf die Allgemeinheit abwälzen und verlangen Hilfe vom Staat! Freilich sind sie sich über diese eigentliche Sachlage nicht ganz klar, oder wenigstens verschleiern sie dieselbe, indem sie vorgeben, der landwirtschaftliche Betrieb sei es, der Not leide, und sie verlangen Maßregeln gegen die niedrigen Fruchtpreise und gegen die Konkurrenz des Auslandes. Allein das Sinken der Preise ist, wie wir sahen, eine notwendige Folge unsrer Kulturentwicklung; auch ist die auswärtige Konkurrenz das einzige Korrektiv gegen das naturgemäße oder besser gegen das naturwidrige Anwachsen des monopolistischen Wertes des Grundeigentums und der Bodenrente. In Amerika, Australien und Indien, wo noch fortwährend neue Strecken in Anbau genommen werden, macht sich der Monopolcharakter des Grundeigentums nur wenig geltend; dort können die Fruchtpreise mit der Verminderung der Produktionskosten, also mit den Fortschritten der Landwirtschaft sinken, und dem Wirte bleibt der Nutzen, der sich unter solchen Umständen bei vermehrtem Absatz ergiebt. In den alten Kulturländern dagegen saugt die Bodenrente diesen Nutzen auf, und der Wirt geht zu Grunde. Ich habe schon bemerkt, daß diese un-

*) Ruhland a. a. O. S. 76 bemerkt: Der Marktpreis der Grundstücke hat das Bestreben, mit dem Ertrage der Wirtschaft unmittelbar zu wachsen. In Wirklichkeit aber schreiten — ebenso bekannt — die Grundpreise noch weit über diese Normen hinaus. An einer andern Stelle erwähnt er als Beleg dieser Thatsache, daß in Frankreich nach amtlichen Quellen die Gutspreise folgende Steigerung erfahren haben: in den vierziger Jahren 255 bis 538 Franks der Hektar, 1875/79 2300 bis 3000 Franks.

leugbare Thatsache darum weniger erkannt wird, weil bei uns der Wirt in der Regel zugleich auch Eigentümer ist. Allein dies ändert an der Sache nichts. Er würde einsehen, daß er auch bei den niedrigen Fruchtpreisen bestehen und gedeihen kann, sobald er sich nur eingestehen wollte, daß der Preis, für welchen er das Gut in seine Rechnung einsetzt und dessen Zins er in die Produktionskosten aufnimmt, ein eingebildeter ist, auf einer Selbsttäuschung beruht.

Was soll dieser Kampf gegen die Konkurrenz des Auslandes, den die Agrarier unternommen haben und mit soviel Leidenschaft führen? Ihr wollt hohe Preise? Aber wozu haben wir Milliarden für unsre Eisenbahnen ausgegeben, wozu haben wir uns selbst in fremdem Lande bei Durchstechung von Bergen mit Millionen beteiligt und damit die Solidarität der Welt im Verkehr anerkannt? Wozu müht sich unsre Wissenschaft ab, den Widerstand, welchen die Natur dem Menschen leistet, mehr und mehr zu überwinden? Wozu anders geschieht das alles, als um die Erzeugnisse der menschlichen Arbeit weiteren Kreisen, d. h. tieferen Stufen der sozialen Pyramide, zugänglich zu machen oder mit andern Worten sie zu billigeren Preisen herzustellen? Fürwahr, wenn wir fortan den umgekehrten Weg gehen müßten, den uns die Agrarier zeigen, so wären wir mit unsrer Weisheit am Ende, wären, um mit Herrn von Erffa zu reden, mit unsrer Zivilisation Bankerott und könnten nichts besseres thun, als Bebel und Most zu Hilfe zu rufen, um uns eine neue, anders geartete Kultur zu gründen.

Ich bin kein Freihändler, vielmehr erkenne ich unbedingt an, daß Schutzzölle unter Umständen zulässig, ja geboten seien. Aber doch nur alsdann, wenn es sich darum handelt, eine wirtschaftliche Thätigkeit zu schützen, die etwa noch nicht oder nicht mehr stark genug ist, um den struggle of life zu bestehen. Aber Schutzzölle sind nicht dazu da, um Monopole in einem künstlichen Werte zu erhalten, den ihnen das Leben nicht mehr zugesteht.

Es liegt im eigensten Wesen des Monopols, daß sein Wert veränderlich ist. Das Eigentum an Grund und Boden ruht ursprünglich im Landesherrn als Obereigentümer. Für die Dienste, zunächst Beihilfe im Kriege, verlieh er seinen Vasallen Strecken Landes zu wirtschaftlicher Ausbeute; auch viel später noch wurden die Ministerialen für ihre Hof- und Beamtendienste durch Verleihung von Gütern belohnt. Durch das ganze Mittelalter hindurch, von noch späteren Zeiten zu schweigen, finden wir die Anschauung in praktischer Geltung, daß an dem Grund und Boden Verpflichtungen gegen das Gemeinwesen haften. Die Nichterfüllung derselben war Felonie und hatte die Verwirkung des Bodens zur Folge. Die Erblichkeit der Lehne hat sich erst später ausgebildet, jedoch blieb der Heimfall des Gutes an den Lehensherrn im Falle des Aussterbens der berechtigten Familie noch lange geltendes Recht. Ähnlich waren diese Beziehungen zwischen Lehen und Afterlehen. Erst mit dem Erstarken des Adels, dem Verfall der kaiserlichen Macht und dem Eindringen des römischen Rechtes

beginnen die auf dem Grund und Boden ruhenden Verpflichtungen zu schwinden, die Leistungen werden auf Bürger und Bauern abgewälzt, und es wird Steuerfreiheit für den Grund und Boden in Anspruch genommen. Der dem germanischen Bewußtsein fremde Begriff des römischen Privateigentums wird geltendes Recht. So ist dies Monopol entstanden.*) Die Zunahme der Bevölkerung, die Befestigung des allgemeinen Rechtszustandes, die Fortschritte der Landwirtschaft, die Entwicklung der Verkehrswege, des Handels u. s. w. mußten den Wert des Monopols unendlich steigern, bis sich in unsern Tagen eine Reaktion geltend macht, weil der Druck des Monopols auf die Produktion unerträglich zu werden beginnt, weil es sich als eine schädliche Fessel der Kulturentwicklung erweist, welche die Gesellschaft um ihrer Existenz willen abstreifen will. In derselben Weise sind andre Monopole, die nicht minder durch Verjährung und Gesetz geheiligt waren, eingeschrumpft oder untergegangen, wie Bann-, Zunft- und Schifffahrtsrechte, Sklavenbesitz und andres mehr. Sie sind aus unserm Rechtsleben verschwunden und haben den Beweis geliefert von der Veränderlichkeit und Hinfälligkeit der Berechtigung von Monopolen, d. h. von Rechten, welche nicht auf Arbeit, sondern auf Ausbeute beruhen.

Gegen solche historische Notwendigkeit helfen auch die Schutzzölle nichts, welche die Agrarier durchgesetzt haben. Sie gestehen selbst ein, daß der Getreidezoll zwar die Kassen des Staates gefüllt, nicht aber eine Steigerung der Kornpreise bewirkt habe. Nur wirkliche Prohibitivzölle könnten helfen, d. h. die unverhüllte Anwendung des monopolistischen Zwanges gegen die der Ausbeute geweihten Konsumenten. Und dies wagt doch niemand vorzuschlagen.

Die Solidarität der ganzen Welt in wirtschaftlichen Dingen ist eine Thatsache, eine Errungenschaft unsrer Kultur, welche auch die Agrarier wenigstens bis zu einem gewissen Punkte anerkennen müssen; sie sehen ein, daß eine Abschließung gegen das Ausland heutzutage eine bare Unmöglichkeit ist.

Betrachten wir die Sache einmal wie ein andres Geschäft. Ein Industrieller, der nicht Eigentümer seiner Fabrikräume ist, zahle dafür eine Miete von viertausend Mark. Er verkaufe seine Artikel, soviel er davon erzeugen kann, zu den höchsten Preisen, die überhaupt dafür zu erhalten sind; aber seine Bilanz weist keinen Nutzen auf, und er begreift, daß sein Geschäft einen Pacht von viertausend Mark nicht verträgt. Er wird nun suchen einen Nachlaß im Pacht zu erlangen, oder, wenn dies nicht erreichbar ist, wird er ein Geschäft aufgeben, bei dem er nicht gedeihen kann. Wenn dieser Industrielle aber Eigentümer der Fabrikräume ist, die er für hunderttausend Mark erworben hat, so wird er sich gestehen, daß dieselben zu teuer erworben sind, daß sein Geschäft für diesen Zweck keine höhere Belastung als zweitausend Mark jährlich verträgt

*) Vergl. hierüber Lavelaye, Das Ureigentum, deutsch von C. Bucher. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1879.

Digitized by Google

und daß er also von seinem Immobilienkonto fünfzigtausend Mark als Verlust abschreiben muß. Sobald er dies gethan, wird seine Bilanz einen Nutzen ergeben.

In keiner andern Lage ist der Landwirt. Ist er nur Pächter, so wird er den Kampf gegen den Grundherrn unternehmen. Wo, wie in England, Italien, Mecklenburg, der Großbesitz herrscht und die Verpachtung die Regel bildet, wird dieser Kampf den Charakter eines Streiks annehmen und entweder zu einem Vergleich oder zum Ruin der einen Partei führen. Wenn der Landwirt aber auf eignem Grund und Boden sitzt, so wird er sich, wie der Industrielle unsers Beispiels, gestehen müssen, daß sein Gut im Werte gesunken ist, daß es die frühere Rente nicht mehr abwerfen kann, daß er die Zinsen seiner Hypotheken nicht mehr aus dem Ernteerträgnis decken kann, kurz, daß er vom Grundkapital abschreiben muß. Vermag er dies nicht, so ist er freilich in einer schlimmen Lage; aber er darf deshalb nicht über einen Notstand der Landwirtschaft klagen; seine Lage ist nicht schlimmer als die eines Fabrikanten, der keine Mittel hat, seine Verluste zu decken. Kurz, der Grundbesitzer ist ein Geschäftsmann, der die Bewirtschaftung seines Gutes selbst betreibt oder zum Betriebe einem andern überläßt. Die Rente wird durch die Bewirtschaftung erzeugt, und sie kann nur in demjenigen Betrage bestehen, welchen die Wirtschaft übrig läßt.

Es kann dies nicht oft und nicht eindringlich genug gesagt werden, denn die Verblendung der Agrarier — von bewußter Absicht bin ich weit entfernt zu reden — wird nicht müde, die niedrigen Preise und die Konkurrenz für die bedrohte Bodenrente verantwortlich zu machen.

Unter den Mitteln, durch welche der Landwirtschaft geholfen werden soll, befindet sich auch die Erleichterung des Realkredits, oder sagen wir des Schuldenmachens. Als ob die Verschuldung des Grund und Bodens nicht bereits groß genug wäre, und als ob nicht gerade diejenigen, welche die Schulden am wenigsten vertragen können, die Kleinbesitzer, deren am meisten hätten! Denn nach Ruhlands Ermittlungen steht im südlichen und südwestlichen Deutschland, wo mittlerer und kleiner Besitz vorherrscht, die Verschuldung im umgekehrten Verhältnis zur Besitzgröße. „Nur im Nordosten zeigt der Großbesitz neben dem kleinsten die höchste Verschuldung.“

Das Verlangen der Gutsbesitzer nach Kredit ist übrigens sehr wohl begreiflich; sie wissen recht gut, daß das eigentliche Betriebskapital sich sehr gut verzinst. Ein namhafter Landwirt, der glänzende Erfolge erzielt hat, gab mir einmal, als ich mich nach dem Zins erkundigte, den er aus seinem Gute ziehe, folgende bemerkenswerte Antwort: Das fixe Kapital, welches im Gute angelegt ist, verzinst sich gut oder schlecht oder auch garnicht, je nach der Höhe, mit welcher es eingestellt ist; dies geht die Wirtschaft eigentlich nichts an. Aber mein Betriebskapital kann sich ebensogut auf fünf und zehn Prozent, ja höher

verzinſen, als das Betriebskapital eines Induſtriellen oder Kaufmanns.*) Es kommt daher alles darauf an, daß das fixe Kapital ſo klein, daß Betriebskapital ſo groß als möglich ſei.

Nun aber findet in der Regel das umgekehrte Verhältnis ſtatt, denn die meiſten Landwirte verwenden, von dem Wunſche geleitet, ein möglichſt großes Gut zu beſitzen, ihr ganzes Vermögen, ja noch weit mehr, auf den Ankauf, indem ſie einen Teil des Kaufpreiſes als Hypothek ſchuldig bleiben. Es iſt dann natürlich, daß ſie in der Beſchaffung des Betriebskapitals Schwierigkeiten finden. Da iſt denn das Rufen nach Erleichterung des Kredits ſehr begreiflich. Andre freilich halten eine gründliche und planmäßige Entlaſtung des Bodens für durchaus erforderlich, und ſo ſpielt die Frage der hypothekariſchen Verſchuldung eine große Rolle in der agrariſchen Debatte. Ich muß daher auf die Sache etwas näher eingehen. (Fortſetzung folgt.)

Wallenſteins erſtes Generalat.

Schillers oft zitirtes Wort aus dem Prolog zum „Wallenſtein“ hat durch die Veröffentlichungen Hildebrands und Gädekes für den Hiſtoriker ſeine Erledigung gefunden; an dem Verrate Wallenſteins iſt jetzt nicht mehr zu zweifeln. Wenn Förſter einſt Bilder aus Wallenſteins Leben geboten hatte, welche manches noch unbeſtimmt ließen, im ganzen aber doch auf eine Verteidigung, namentlich gegen den Wiener Hof, hinausliefen, ſo war der Freiherr von Aretin zu dem entgegengeſetzten Ergebniſſe gelangt, er war von dem Verrate Wallenſteins überzeugt. Seiner Meinung ſtimmt in dieſem Punkte Ranke bei, doch hebt er diejenigen Züge hervor, welche dem Feldherrn und ſeinem Schickſale die menſchliche Teilnahme zuzuwenden geeignet ſind, dadurch, daß er die gewaltige Erſcheinung des kaiſerlichen Feldhauptmanns vor uns hinſtellt, welcher den Religionsfrieden wiederherſtellen und die Fremden, auch die Spanier, von dem Reiche ausſchließen wollte. Mit energiſcher Einſeitigkeit zeichnet dagegen Schebeck einen durchaus ſchuldloſen Charakter, der gegenüber den ihn bekämpfenden Mächten, inſonderheit gegenüber dem böhmiſchen Kanzler Slawata, ſich faſt allenthalben in ſeinem Rechte befindet; er nimmt Wallenſtein nicht nur in Schutz gegen allerhand Angriffe, ſondern ſtellt die den General anklagenden Schriftſtücke durchaus als verleumderiſches Machwerk Slawatas hin.

*) Ein Farmer in England rechnet in gewöhnlichen Zeiten, mit ſeinem Betriebskapital 10 Prozent zu verdienen, bei Anlegung von Kapital in Grund und Boden begnügt er ſich mit $2^1/_2$ bis $3^1/_3$ Prozent. Vergl. Naſſe, Agrariſche Zuſtände in Frankreich und England in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik XXVII. S. 134.

In die Reihen der Wallensteinforscher ist nun auch Gindely getreten, bekannt durch seine Arbeiten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges.*) Die Ergebnisse seiner Forschung würden am meisten Rankes Auffassung entsprechen, doch auch von ihm weicht er in einzelnen wichtigen Punkten ab, namentlich darin, daß er die von Wallenstein beabsichtigte Preisgebung der kaiserlichen Interessen und die angestrebte eigne Erhöhung nicht als die Folge eines erst während des Jahres 1633 gereiften Entschlusses ansieht, sondern „als das Resultat seiner vieljährigen Laufbahn, in der er von Stufe zu Stufe stieg, sich im Bewußtsein seiner Energie als Herr über alles, selbst über den Kaiser fühlte, und sich deshalb in seinen gigantischen Plänen durch keine Autorität, keine Dankbarkeit und kein Pflichtgefühl beeinflussen ließ." „In den fünf ersten Jahren seines Generalats bildete sich Wallenstein zum Verräter heran," so lautet das Endergebnis. Er tritt also der Verurteilung Wallensteins durch Ranke und Gädeke bei, sieht aber den Verrat als Resultat seines ganzen Lebensganges an.

Gindely bietet eine Auswahl der von ihm im vatikanischen, in den spanischen, französischen und verschiednen deutschen Archiven aufgefundenen Akten. Diese ordnet er nicht in chronologischer Folge, sondern dem Inhalte nach, und verbindet sie durch erläuternde Bemerkungen. Es würde unsrer Meinung nach besser gewesen sein, die Akten gesondert von der Darstellung zu drucken. Der Grund, daß Rankes Auffassung hie und da angefochten wird, konnte für die jetzige Form des Werkes nicht, wie der Verfasser will, ausschlaggebend sein; als Anhang konnten die wichtigeren Belege mit Ausscheidung vieles Nebensächlichen mitgeteilt, das Wesentliche der Forschungen aber entschiedner und besser, als es jetzt im letzten Kapitel des zweiten Bandes geschieht, hervorgehoben werden.

Das Werk beginnt mit der merkwürdigen Übertragung des Oberkommandos an Wallenstein; es schließt mit dem Regensburger Kurfürstentage und der Absetzung des Friedländers.

Aus dem Überblicke über Wallensteins Leben vor 1625 interessirt seine Beteiligung an einer großartigen Münzfälschung. Um der kläglichen Geldnot des Kaisers nach der Niederwerfung des böhmischen Aufstandes ein Ende zu machen, wurde mit einem gewissen de Witte und einer Anzahl nicht genannter Gesellschafter 1622 ein Vertrag abgeschlossen, wodurch die Gesellschaft die Münzstätten in Böhmen, Mähren und Niederösterreich erhielt; sie durfte gegen eine bestimmte Abgabe aus einer Wiener Mark feinen Silbers 79 Gulden, das heißt mehr als das Dreifache des eigentlichen Wertes prägen. Wallenstein hat sich an diesem Unternehmen beteiligt. Die Vereinigung hielt aber diesen Vertrag nicht inne, sondern prägte noch viel minderwertige Münze aus. Wallenstein

*) Waldstein während seines ersten Generalats im Lichte der gleichzeitigen Quellen 1625 bis 1630. Von Anton Gindely. 2 Bände. Prag, J. Tempsky, Leipzig, G. Freytag, 1886.

hat aus diesem schmutzigen Geschäft in den ersten zwei Monaten infolge des Betruges 262 249 Gulden mehr erhalten, als er rechtmäßigerweise beziehen sollte; wie hoch sich sein Gewinn später belief, ist nicht mehr bestimmt nachzuweisen.

Die Ergebnisse der folgenden Kapitel betreffen, um dies vorauszuschicken, namentlich die Zustände im Heere, dann Wallensteins Verhältnis zu den norddeutschen Fürsten und zur Liga. Einige Mitteilungen mögen zeigen, welche reichen Aufschlüsse das Werk über Persönlichkeiten und Verhältnisse bringt. Der Kaiser hatte in Wallensteins „Instruktion" bestimmt, daß die Städte und Landschaften, welche sich Dänemark angeschlossen hätten, zu einer Kontribution angehalten werden sollten, doch sollte darüber „die kaiserliche Resolution erwartet" werden. In eroberten Städten sei es dem Feldhauptmanne ohne weiteres gestattet, „zur Erhaltung der Soldateska leidenliche Contributiones und Anlagen zu machen," doch sollte das „fleißig verzeichnet" und den Soldaten an der Löhnung abgezogen werden, damit der Kaiser an „den Kriegskosten desto geringer tragen und mit der Bezahlung folgen" könne. Trotz der ungeheuern Summen, welche Wallenstein erhoben hat — die Grafschaft Schwarzburg-Sondershausen und -Rudolstadt allein entrichtete vom Oktober 1625 bis zum September 1627 1 271 999 Gulden Kontribution —, läßt sich doch nicht ein einzigesmal nachweisen, daß er die kaiserliche Erlaubnis eingeholt oder über die erhobenen Gelder Rechenschaft abgelegt habe. Es war kein Wunder, daß die Menschen Haus und Hof verließen, weil sie die aufgebürdeten Lieferungen nicht leisten konnten. In der Stadt Halberstadt standen nach einem Berichte des kursächsischen Gesandten Lebzelter im Jahre 1629 bei 530 Häuser leer, in Stendal zählte man im März 1627 561 verlassene Häuser.

Welche Höhe Wallensteins Anforderungen hatten, erkennt man erst, wenn man die von Wallenstein in dieser Zeit erlassenen „Verpflegungsordnungen" — Erlasse, welche die Geldzahlungen und die Naturalienlieferungen feststellten — mit den Tillyschen vergleicht. Die Ansätze für die Verpflegung des gemeinen Mannes sind dieselben, $1\frac{1}{2}$ bis 2 Pfund Fleisch, 2 Pfund Brot und 2 Maß Bier täglich, dagegen wurde für die höhern Offiziere des kaiserlichen Heeres eine vier- bis fünfmal größere Verpflegungssumme angesetzt als für die ligistischen. Im Februar 1627 berichtet Tilly dem Kurfürsten von Baiern, daß täglich Offiziere und gemeine Knechte der ligistischen Armee zu der friedländischen „hinumb zu laufen pflegen; denn da ein Rittmeister und Hauptmann nach meiner aufgerichteten Verpflegungsordonanz bei dieser Armee wochentlich etwann auf 28 und 25 Thaler kommbt, so kanns einer bei der friedländischen auf 200 Thaler und darüber bringen." Einige Tage später schreibt er Maximilian in derselben Angelegenheit: „Zu geschweigen, was uf seine, des Herrn Herzogen Person in particulari gangen ist, so werden sich unter den kaiserl. Obristen auch gewißlich sehr wenig befinden, welche ihnen wochentlich mit den Contributionen

minder als 1000 bis 2000 Thaler, ein Rittmeister 400, ein Hauptmann aber von 200 bis in 300 und 400 Thaler zu Nutzen macht."

Schon die Unterhaltung des kaiserlichen Hauptquartieres kostete ungeheure Summen. Der Glanz äußerer Machtentfaltung, in welchem uns die Gestalt des Friedländers in Prag und auf seinen böhmischen Herrschaftssitzen entgegentritt, mangelte auch im Feldlager nicht.

Bereits die personaggio grande, in welcher übrigens Gindely mit beachtenswerten Gründen den Kanzler von Böhmen, Fürsten von Lobkowitz, nachzuweisen bemüht ist, meint, daß Wallenstein einen Glanz entfalte, „welcher einem jeden großen Regenten genügen müßte." Im Jahre 1629 mußte das Stift Halberstadt dem Friedländer wöchentlich „zur Unterhaltung der Tafel" 7000 Reichsthaler und für die Pferde alle Tage 11 Wispel Haser, „deren jeder der Zeit um 15 Reichsthaler bezahlt muß werden," nebst Heu und Stroh liefern. In Memmingen begleitete den kaiserlichen Feldhauptmann eine Leibgarde von 600 Mann, „deren Kleider gar dick mit Passamenten besetzt, die Bandeliere alle mit erhabenem Silber gestickt, die Eisen an den Picken versilbert, sodaß kein Kaiser dergleichen Quardia gebrauchet." Derselbe Gewährsmann — es ist der Fürst von Hohenzollern — behauptete, daß Wallenstein sicher für Küche und Keller jährlich über 200 000 Thaler verbrauche, ungerechnet die Kleider, die Besoldungen und andre Ausgaben.

„Der General (Wallenstein) hat — lautet es in einer Beschwerde des Kurfürstenkollegs an den Kaiser — mit männiglichs Verwunderung ein solch kostbare, überschwängliche Hoshaltung an reisigem Zeug, Aufwartung, Traktement und andern gesucht, daß dergleichen bei königlichen, ja wohl kaiserlichen Hösen nicht gesehen worden. Andre hohe Offizierer führen noch einen fürstlichen Staat mit Pferden, Kutschen und Dienern. . . . Diesen Überfluß nun muß das Reich und die arme Leut tragen, und erfolget daraus, daß die Ordinantien und Taxen ganz übermäßig und den armen Leuten unerschwinglich fallen." Der Nuntius am kaiserlichen Hose, der spätere Kardinal Rocci, wurde zum Empfang im Feldlager von des Friedländers Hofstaat mit 12 Wagen, von denen jeder mit 6 Pferden bespannt war, eingeholt; „der Hofstaat ist prächtig, schreibt er, und zählt viele Edelleute von hoher Abkunft, die Lebensweise ist auf so großem Fuße eingerichtet, daß sie der eines jeden italienischen Fürsten gleichkommt."

Nicht minder interessante Aufschlüsse erhalten wir über Wallensteins Verhältnis zur Liga. Hatte es in der bei der Anstellung Wallensteins erlassenen Instruktion für den Fall, daß das kaiserliche Heer mit den Truppen der Liga gemeinsam wirken sollte, gelautet: „Seine Liebden wird nicht entgegen sein . . . sich gedachten Grasen von Tilly . . . guten Rats zu gebrauchen und sich demselben in allen, was er gemeinnützlich befinden wird, zu accommodiren," so ist Wallenstein von Anfang an nie darauf bedacht gewesen, in gutem Einvernehmen mit Tilly vorzugehen. Erst Questenberg, dann Trauttmannsdorff wurden von

Wien abgeschickt, um den Herzog zu einem raschen, einträchtigen Handeln mit dem ligistischen General zu ermahnen. Der Kaiser wurde unaufhörlich von Baiern bestürmt, die Liga zu unterstützen. Auf die Bitten des Kaisers erging sich Wallenstein in allen möglichen Ausflüchten, oder sagte Hilfe zu, ohne sein Versprechen zu halten. Er entzog sich nicht nur jeder Mitwirkung, sondern bedrängte auch die Lande der ligistischen Fürsten durch Einquartierungen und Requisitionen aufs ärgste. Daß die Ligisten in den von ihm besetzten protestantischen Gegenden Quartiere erhielten, schlug er rundweg ab; sie wurden genötigt, in Schwaben und Franken zu überwintern. Das ganze Reich mit Ausnahme von Kursachsen und dem baierischen Kreise war schließlich von den kaiserlichen Truppen überschwemmt.

Ferner beklagte sich die Liga darüber, daß Wallenstein zahlreiche Soldaten und Offiziere durch höheren Sold und bessere Verpflegung zu sich herüberlocke. Sein Bestreben ging augenscheinlich darauf hinaus, das Heer der Liga aufzulösen und sich dadurch zum alleinigen Gebieter zu machen. „Meine untergebene Offizier — schreibt Tilly dem Kurfürsten Maximilian — haben die Kontributionsvörtl bei weitem nit in Handen, gleichwie die friedsländischen, dahero es auch erfolgt, daß so viel Hundert von dieser zu der friedländischen Armee umgetreten und diese Armee dardurch dergestalt an Offizieren diminuirt und geschwächt worden, daß auch auf ereignete Vakatur einer Hauptmann- und einer Leutnantschaft die erledigten Stellen fast mit keinen qualifizirten Häuptern wiederumben ersetzt werden könnten. Dann ich halte gewiß darfür, daß sich nunmehr bei der friedländischen Armee unter 300 Offizier nit befinden werden, welche sich von dieser hinüber begeben haben. Dessen ist nun noch kein End, sondern melden sich noch fast täglich mehr umb ihre Dimission an ...; darvon lassen sie sich nun ohne allen Respekt ihres Rests nit abhalten, schlagen denselbigen gar in die Schanz, da sie nur fortkommen könnden. Da ich nun also der alten Offizier und Soldaten, welche mit dreifachem Geld nit wiederumben zu gewinnen, priviert wird, trage ich die Beisorge, es möchten meine künftigen Impresen bei solchem Verlust nit wenig schwer gemacht werden." Ein andermal: „Weilen von allen nicht über vier Regimenter seind, welche in den Quartieren etwas haben, die übrigen aber .. mit dem lieben, truckuen Commisbrot sehr schwerlich versehen werden könnten, stehe ich stark an, mit was for Manier .. ich die Sachen wird dirigiren künden."

Mit Pappenheim und Anholt verhandelte Wallenstein lange, ohne daß es ihm gelang, sie zu sich herüberzuziehen; dagegen entfernte sich Lorenzo del Maestro eigenmächtig aus der ligistischen Armee, und Oberst Gallas suchte um Entlassung nach mit der Drohung, daß er, falls sie ihm nicht sofort erteilt würde, sie sich nehmen werde. So wurde die Disziplin der ligistischen Armee vollständig untergraben. Wallenstein gab nicht nur Gallas, ohne daß dieser den erbetenen Abschied aus den baierischen Diensten erhalten hatte, ein Regiment, sondern beförderte

ihn auch zum Generalwachtmeiſter; „im Fall einige Offizier bei dieſer (der kaiſerlichen) Armada vorhanden — ſchrieb er darauf an Maximilian —, ſo ſich in deroſelben Dienſte zu begeben willens und darin befördert werden wollten," würde er ſie auch nicht daran hindern.

Die Armee, durch deren Bildung Wallenſtein in erſter Linie ſeine perſönliche Macht begründet hat und durch die er mit einem Schlage der mächtigſte Mann Öſterreichs, binnen wenigen Jahren ganz Deutſchlands wurde, betrachtete er als ſeiner alleinigen Herrſchaft unterworfen, ohne daß hierfür die bei ſeiner Anſtellung erlaſſene „Inſtruktion" irgendwelchen Anhalt bot. Auf ſeinen und ſeiner Oberſten Namen war das Heer geworben, für deſſen Unterhalt gewährte er angeblich immer neue Vorſchüſſe, der Kaiſer wurde von Tag zu Tage mehr ſein Schuldner. Jedermann am kaiſerlichen Hofe wußte, daß der Herzog das Heer nicht aus ſeinem eignen Vermögen beſoldete, ſondern aus den erhobenen Kontributionen, aber da er allein fähig erſchien, dem Kaiſer, ohne eine regelmäßige Unterſtützung zu empfangen, eine Armee zu erhalten, wagte man nicht dieſer Übervorteilung ein Ende zu machen. „Ich kann dem Wunſche des Herrn von Tilly nicht nachkommen, das Heer gehört mir (questo essercito è mio) und wie ich es allein zuſtande gebracht habe, ſo will ich auch nach meinem Belieben darüber verfügen" — mit dieſen Worten lehnte Wallenſtein 1626 eine von dem ligiſtiſchen General erbetene Hilfeleiſtung ab. Graf Harrach, Wallenſteins Schwiegervater, ſagte eines Tages dem Kaiſer ins Geſicht: „Wenn Seine Majeſtät das Heer des Herzogs als ſein eigenes betrachten wolle, ſo müſſe er ſeine Forderungen befriedigen" (che se voleva S. M. che esercito del Duca fusse suo, che era necessario che gli desse saddisfattione). „Der Herzog von Friedland iſt — ſo ſchreibt der ſpaniſche Geſandte nach Madrid — der Gebieter über das ganze kaiſerliche Heer, er beſetzt alle Chargen, er wirbt neue Regimenter, macht neue Oberſte und weiſt die Quartiere im Reiche den Einzelnen nach ſeinem Belieben an. Dem Kaiſer bleibt keine andre Befugnis, als den Herzog um das zu erſuchen, was er eben will, und dabei findet er nicht immer Gehör." Und wieder: „Der Herzog iſt jetzt der alleinige Gebieter und läßt dem Kaiſer kaum etwas andres als den Titel. Er erklärt ſich — fährt der Geſandte bezeichnend fort — zwar ſtets als den treueſten Diener der kaiſerlichen Familie und iſt es thatſächlich, aber doch nur, wenn man ihn die abſolute Gewalt, wie er ſie jetzt inne hat, noch weiter handhaben läßt. Bei dem geringſten Widerſpruch gegen ſeine Pläne giebt es keine Sicherheit wider ihn, denn ſeine Naturanlage iſt ebenſo furchtbar wie unbeſtändig, da er nicht einmal ſich ſelbſt zu beherrſchen weiß."

In Bingen wurde unter anderm über Wallenſteins gefährliche Anſchläge beraten, welche ſoweit gediehen ſeien, daß es „nunmehr faſt das Anſehen hat, als ſeien Ihre Kaiſerliche Majeſtät derſelben nicht mehr mächtig"; ja die kurfürſtlichen Geſandten ſollten dem Kaiſer in der Audienz erklären, „die Kurfürſten müßten wahrnehmen, daß Kaiſerliche Majeſtät ihres Feldhauptmanns zum Ge-

horsam nicht mehr mächtig genug wären," um das dem Reiche drohende Unheil abzuwehren.

Unter den Anschuldigungen, welche in der Zeit des ersten Generalats gegen Wallenstein erhoben wurden, findet sich auch die, daß er nach dem Kaiserthrone strebe. Sie tritt namentlich im Jahre 1628 zu Tage, damals, als die Möglichkeit einer Thronerledigung bestand, da der Kaiser eben am Fieber erkrankt gewesen und sein einziger, zur Nachfolge berechtigter Sohn, der spätere Kaiser Ferdinand III., seine Hochzeit wegen eines schweren Leidens hatte hinausschieben müssen.

Die personaggio grande sprach sich im Mai des genannten Jahres mit großer Bestimmtheit über die Haltung Friedlands in diesem Falle aus: Er werde seine Armee immer dahin führen, wo die höchsten Ziele zu erreichen sein würden, die sich ersinnen lassen. „Das wird von Leuten als feststehend angenommen, welche aus langem Umgange die Launen dieses Mannes kennen gelernt haben." Im Falle, daß Ferdinand II. sterbe, dürfe man es als gewiß annehmen, daß Wallenstein sich zunächst von der Armee und dann von ganz Deutschland als erblichen König ausrufen lassen werde.

Teilweise hegte man Verdacht — so berichtet der päpstliche Nuntius Pallotto —, der kaiserliche Hof wolle das Reich unterjochen und erblich machen wie Mähren und Böhmen; aber es fehlte auch nicht an Leuten, „die es nicht für unmöglich halten, daß den Herzog von Friedland die Laune erfaßt, an sich selbst zu denken, und zwar in Anbetracht dessen, daß sein Kopf voll von maßlosen, ehrgeizigen Plänen ist, das Heer von ihm allein abhängt und er sich ebensowenig um die Befehle des Hofkriegsrates wie des Kaisers kümmert, außer wenn es ihm gefällt." Dem Grafen Adam von Schwarzenberg wurde damals in Dresden versichert, die Kurfürsten seien „bloß gegen die, welche über den Kaiser sein wollen und solchen absoluten Gewalt an sich zögen, der nicht könnte noch möchte gelitten werden."

Der Präsident Bruneau berichtet nach Brüssel, nach einigen wolle der Friedländer das Reich erblich machen, andre dächten noch übler von ihm, sie glaubten, sein Ehrgeiz reiche so weit, daß er dem Kaiser und seinem Hause einen tötlichen Schlag versetzen wolle (a hazar un tiro al Emperador y a sua casa); er, Bruneau, teile diesen Argwohn nicht, könne aber nicht umhin, über das, was er höre, zu berichten.

Der Kaiser, welcher selbst Mitteilungen über Friedlands vasti pensieri e disegni erhielt, nahm seinen Feldhauptmann energisch gegen diese Verdächtigungen in Schutz; dem Kurfürsten Maximilian ließ er durch Collalto vermelden, daß er bisher nichts gefunden habe, was die erhobenen Anschuldigungen bewahrheite, und daß er, wenn sie sich ja bewahrheiten sollten, den Plänen Wallensteins schnell begegnen würde, da er genugsam Mittel hierfür zur Hand habe.

Diese von Gindely aufgeführten Zeugnisse gestatten keineswegs ein ab-

schließendes Urteil; namentlich — und das hebt Gindely selbst hervor — läßt sich aus Wallensteins Äußerungen nicht der geringste Beweis beibringen. Aber man kann sich doch nicht dem Eindrucke entziehen, daß, da am kaiserlichen Hofe nicht weniger wie in den Residenzen der Kurfürsten, ja vor dem Kaiser selbst die Beschuldigung offen ausgesprochen wurde, mit dieser Annahme die Grenze des psychologisch Wahrscheinlichen kaum überschritten werden würde.

Ein andres, sicheres Ergebnis aus Gindelys Veröffentlichungen ist das, daß Wallenstein in diesen Jahren unablässig auf den Sturz des Kurfürsten von Brandenburg bedacht gewesen ist. Bereits 1625 war am kaiserlichen Hofe die Ächtung des Kurfürsten, welcher besonders der Übertragung der Kurwürde an Maximilian lange seine Anerkennung versagte, in Frage gekommen. Durch einen Agenten erhielt man in Berlin davon Kunde, in einem ausführlichen Schreiben, welches aber nicht abgeschickt wurde, wollte der Brandenburger sich gegen diese Maßnahmen „und was dergleichen viel mehr, so alles aus der Schulen des verfluchten Macchiavelli entsprossen, fürgehen soll," verteidigen. Braunschweig und Holstein, namentlich aber Brandenburg und damit den Kurhut zu gewinnen, das wurde dem venetianischen Gesandten Padavin in Wien als Grund angegeben, als Wallenstein 1626 sein Heer von Tag zu Tag vergrößerte. Die Bewohner der Mark wurden in unglaublicher Weise mißhandelt; Markgraf Sigmund von Brandenburg beklagte sich im kaiserlichen Hauptquartiere über die maßlosen Ansprüche, welcher jede „schlechte Kerl, der der geringsten Befehliche einen bedienet," in jeder Beziehung stelle; „des Fangens, Spannens, Hinwegführens, Peinigens und Marterns der Leute, da sie auch einesteils gebunden unter den Tischen, wie die Hunde liegen, und sich mit Füßen stoßen und treten lassen müssen, teils auch den Rossen an die Schwänze gebunden, das Erbrechen der Gotteshäuser, so auch der Kästen, Laden und Hinwegnahme dessen, so darinnen ist, auch Berauben großen und kleinen Viehes, ja auch wohl des gänzlichen Totschlagens der armen Leute nebenst vielen Verwundungen, heftigen Prügeln und Schlägen derselbsten hat kein Ende, Maß noch Ziel."

Alle Bitten und Beschwerden, welche der Kurfürst in Wien und im kaiserlichen Lager vorbrachte, waren vergebens. Als er unter anderm einmal anfragen ließ, wie lange eigentlich das Heer unterhalten werden solle, gab Wallenstein den Randbescheid: „So lange das Volk nicht abgeführt wird." Alle brandenburgischen Gesandten, welche an den kaiserlichen Hof gingen, um eine Erleichterung der Mark zu erbitten, erhielten gnädige Zusagen und Vertröstungen; eine Abhilfe aber erfolgte nie. Pfuel, welcher eigens zu dem Zwecke, über die Bedrückungen Klage zu führen, nach Prag gegangen war, wurde von Wallenstein hingehalten und mußte schließlich mit leeren Versprechungen abreisen.

Es war ganz augenscheinlich, daß der Herzog den Kurfürsten zu einem unbesonnenen Schritte drängen wollte. Daß die Mißhandlung der brandenburgischen Lande wesentlich von Friedland selbst ausging, erhellt am besten

daraus, daß der Feldmarschall Arnim den brandenburgischen Gesandten riet, „wegen Abwendung der künftigen Wintereinquartierung oder derselben Linderung beim Herren Generalen selbsten — denn bei kaiserlicher Majestät würde diesfalls wenig auszurichten sein, es stünde doch nur beim Herren Generalen allein — die Notdurft anzubringen.“ Von Wien aus berichtet Graf Schwarzenberg dem Kurfürsten: „Schwarz sein Eure kurfürstliche Durchlaucht gemacht worden ohne Ursach, dazu hat der General Fürst zu Friedland sehr geholfen und fast große Ursach gegeben.“ Den Verhandlungen des Kurfürsten mit dem Könige von Schweden folgte er aufs aufmerksamste: „Was der König von Schweden, als er unlängst zu Fischhausen bei Kurbrandenburg gewesen, für Diskurs geführt, das wissen Sr. fürstliche Gnaden besser, als er wohl selbst gedenken möchte,“ wird aus Wallensteins Lager an den sächsischen Hof berichtet.

Die Einladung Ferdinands zu dem Regensburger Tage lehnte Georg Wilhelm ab, weil die Verwüstung in seinem Lande so weit vorgeschritten sei und er kaum genug habe, um zu leben; dem einzigen St. Julienschen Regimente, das größtenteils in Mecklenburg einquartiert sei, habe er im Laufe von sechzehn Monaten 300000 Thaler zahlen müssen. Für die Entlassung des Friedländers wagte er nicht zu stimmen, im Geheimen sollten die brandenburgischen Gesandten den Kurfürsten andeuten, „daß wir solches darum thun müßten, weil wir die Armee in unserm Lande hätten und derhalben viel Nachteils von des Herrn Generalen Liebden zu befahren.“ Eben dort in Regensburg wurde den Gesandten noch vertraulich mitgeteilt, „daß man auf Konfiskation des kurfürstlichen Besitzes spekulire“ und daß Wallenstein den Kurfürsten fast täglich beim Kaiser verdächtige.

Die Erzählung von des Friedländers gepriesener Mannszucht wird in Zukunft nur mit Einschränkung zu wiederholen sein. Er sah wohl ein, daß ohne strenge Ordnung eine Armee nicht bestehen könne, und suchte dieser Anschauung in den Anfängen seines Generalats auch Geltung zu verschaffen. Sein hartes Auftreten und seine außerordentliche Strenge führten sogar zu Tumulten im Heere, und viele Soldaten wurden deswegen fahnenflüchtig. Als er aber in Norddeutschland das Heer von Kontributionen erhalten wollte und beträchtliche Summen für sich selbst beanspruchte, mußte er notwendigerweise die Brandschatzungen und Räubereien der Offiziere und Soldaten straflos hingehen lassen, nur äußerst selten sind Offiziere wegen Erpressungen vom Kriegsgerichte verurteilt worden.

So entfernt sich denn die Vorstellung, die wir aus Gindelys Werk von Wallenstein gewinnen, von der durch seine österreichischen Landsleute entworfenen weit, nähert sich dagegen der Charakteristik, welche Rankes Meisterhand von dem kaiserlichen Generalissimus entworfen hat. Der Verfasser stellt uns in Aussicht, später in gleicher Weise auch die Geschichte des zweiten Generalats zu behandeln.

Noch einmal die Anträge Hammerstein.

Die Hammersteinschen Anträge haben selbst in der abgeschwächten Gestalt, in der sie zuletzt auftraten, viele Teilnahme gefunden. Besonders haben sich Synoden der preußischen Landeskirche, nicht bloß im Osten, sondern auch in Rheinland-Westfalen und in den neuen Provinzen, mit den gedachten Anträgen befaßt, meist zustimmend, selten abwehrend. Gewiß werden demnächst auch größere Synoden dieses interessante Thema verarbeiten. Gegen die im Hintergrunde stehenden eigentlichen Wünsche der Herren Hammerstein-Brüel-Stöcker hat insbesondre Professor Beyschlag seine beredten Worte gerichtet. Man hat, wie fast immer in solchen Streitigkeiten, das Gefühl, daß jedes tiefere Eindringen in die scheinbar leichte Parteifrage neue erhebliche Schwierigkeiten enthülle, sowohl theoretische wie praktische. Unsre dreihundertjährige Kirchenverfassungsgeschichte ist doch auch nicht auszustreichen, und ihre dogmatische Begründung (oder sollen wir sagen Entschuldigung) will auch studirt sein. Das ist schon viel; und es erhebt uns ganz gewiß über den wunderlichen Standpunkt, der stets an die Triumphe der römischen Kirche den Wunsch nach ähnlichen Freiheiten der evangelischen Kirche knüpft, als ob das gleiche Wort Kirche alle Ungleichheit auslöschte.

Selbst das äußerlichste Stück in den Forderungen, daß die evangelische Kirche vom Staat besser dotirt werden müsse, ist bei aller Harmlosigkeit und bei seiner unzweifelhaften Berechtigung ein schweres Stück. Die Zeitungen haben aus einer Quelle, die nicht offiziell ist, berechnet, daß die für die katholische Kirche gemäß der Bulle De salute animarum festgesetzte Dotation thatsächlich jetzt weit überschritten wird, womit ja nichts Auffallendes geschehen würde. Die evangelische Kirche erhalte lange nicht so viel als die katholische, obwohl sie sich zu ihr wie 62 : 36 verhalte. Es ist das Manko förmlich berechnet worden auf rund 174 Millionen Mark. Bei diesen Zahlen bleiben so viele Fragezeichen, daß man ganz mit Recht erst eine Landtagskommission beauftragt wissen will, das Genauere über die verschiedene Ausstattung der beiden Kirchen zu ermitteln.

Gesetzt, die Sache sei festgestellt, daß die evangelische Kirche stiefmütterlich behandelt werde, wie wird das Abgeordnetenhaus die Gerechtigkeit herstellen? Soll bei dem nicht zu bezwingenden Defizit der Etat für die Kirchen erhöht werden? jetzt, da viele Tausende von kleinen und mittlern Beamten schon jahrelang auf Aufbesserung warten? Oder soll die jetzige Gesamtausgabe für die

Kulte nur anders verteilt werden, nach der Seelenzahl von 62 : 36? wobei die Katholiken verlören, was die Evangelischen gewännen? Welch ein Geschrei würde das werden über Verletzung „heiliger Verträge," obwohl es sonst feststeht, daß Staatsgesetze durch andre Staatsgesetze geändert werden können. Wir glauben allerdings, daß dieser Weg der „ausgleichenden" Gerechtigkeit bei uns jetzt nicht gangbar sei. Aber sehr interessant wäre es, zu sehen, wie sich das Zentrum zu einer erhöhten Forderung für die evangelische Kirche stellte. Weiter hat es keinen Zweck. Will man wirklich ausgleichen, so kommt man an der Rücksicht auf Seelenzahl nicht wohl vorbei. Spaßhaft ist es nur, wenn der eine behauptet, die katholische Kirche brauche mehr bei ihrer größern Fülle von Kultushandlungen, der andre, sie bedürfe weniger wegen ihres Cölibats. Noch spaßhaftere Ideen von dem Heranziehen der reichen Jesuiten werden besser verschwiegen.

Viel tiefer greift der Hammersteinsche Antrag auf größere Freiheit der evangelischen Kirche vom Staat. Schon dies ist auffallend, daß der Antrag nicht deutlicher ist. Denn wir haben eine Einwirkung auf die Kirche seit dreihundert Jahren, die sich von der des Staates wesentlich nicht unterscheidet. Der König ist konstitutioneller Beherrscher des Staates und — als summus episcopus — nichtkonstitutioneller Beherrscher der evangelischen Kirche in Preußen. In andern deutschen Staaten ist es ähnlich. Man streitet sich noch darüber, ob der Umstand, daß das evangelische Kirchenregiment im Reformationszeitalter an die Städte und an die Landesfürsten gekommen ist, ein bloßer Notstand gewesen sei, oder ob es in der Natur der evangelischen Glaubensansicht liege, daß diese Einrichtung der Kirchenpolitik sich gebildet hat. Wir sind der ersteren Ansicht, und unsre Kirchenpolitik ist seit 1848 leise dahin gerichtet, daß sich der Staat in Bezug auf die Landeskirche mehr der eigentlichen Regierung entschlägt. Aber wir werden die Trennung der evangelischen Kirche von diesen beiden Herrschaftsfaktoren A des Staates, B der Staatskirche, die in Oberkirchenrat und Provinzialkonsistorium erscheint, nicht erleben. Von dem Ministerium Falk ist allerdings in ersterer Beziehung einiges Gute geschehen, wofür die Dankbarkeit sich bisher nicht recht deutlich ausgesprochen hat. In dem Gesetz vom 3. Juni 1876 wird immer noch in § 22 und 23 eine Reihe von staatlichen Rechten aufgezählt. Allgemein gilt der Grundsatz, daß kirchliche Gesetze nur so weit rechtsgiltig sind, als sie mit einem Staatsgesetze nicht im Widerspruche stehen (§ 13). Bevor ein beschlossenes Gesetz kirchlicher Art dem Könige zur Sanktion vorgelegt wird, ist erst durch eine Erklärung des Staatsministeriums (nicht bloß des Kultusministers) festzustellen, daß gegen das Gesetz von Staatswegen nichts zu erinnern ist. Das ist den Urhebern der Hammersteinschen Anträge besonders schmerzlich, daß man den kirchlichen Entschlüssen nicht den direkten Zugang zum Könige als Kirchenlenker verstattet. Thatsächlich ist es ja anders; bevor das Ministerium von den Beschlüssen der

Generalsynode etwas hört, weiß der König alles, was vorgegangen ist, und da das Ministerium bei uns bekanntlich nicht selbst regiert, sondern der König, so ist eine Entscheidung des Ministeriums gegen den Willen des Königs in wichtigen Fragen nicht denkbar. Wenn der König aber einem Widerspruche des Staatsministeriums gegen eine evangelische Velleität zustimmt, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß das Staatsinteresse dies rechtfertigt.

Gegen diesen allgemeinen Gedanken möchten wir daher nichts einwenden. Wir haben in der evangelischen Kirche nicht das geringste Interesse, den Staat zu schädigen und zu schwächen. Ob es aber der Fall sein würde, kann in concreto das Staatsministerium, das höchste verantwortliche Organ, am besten beurteilen.

Im einzelnen freilich stecken in dem genannten Artikel 23 und 24 mehrere Bestimmungen, worin der Kirche unnützer Zwang angethan wird, z. B. in der staatlichen Mitwirkung bei der Besetzung kirchenregimentlicher Stellen, die in dem bisherigen Umfange bestehen bleiben soll. Weshalb wir aber auch diese Paragraphen nicht streichen möchten, liegt in dem andern Umstande, der eben von den Herren Hammerstein-Brüel-Stöcker nicht gern erwähnt wird, an der Konstruktion der Landeskirche selbst. Man frage sich einmal unbefangen, was damit gewonnen würde, wenn eine Angelegenheit, bei der bisher der Kultusminister zu entscheiden oder doch mitzuwirken hatte, allein von dem evangelischen Oberkirchenrate oder einem Konsistorium erledigt würde. Diese Behörden werden vom Könige ernannt, die Geistlichen wie die Juristen. Sie sind nicht von der Kirche aus in ihre Ämter gekommen, sie fühlen sich als Staatsbeamte, wie die andern auch. Manche dieser Geistlichen sind ja auch persönlich in der Seelsorge mit Hingebung thätig, aber das ist zufällig, ich möchte sagen, es ist eine pekuniäre Veranlassung dabei. Denn der Staat sucht überall zu sparen. Aber es ist für die Sache keine Besserung, wenn das, was dem Kultusministerium entzogen wird, an das landesherrliche Kirchenregiment übergeht, selbst wenn der Dezernent kein Militäroberprediger, sondern ein Seelsorger im vollen Sinne, z. B. ein Hofprediger oder ein so vorzüglicher Mann wie Generalsuperintendent Hoffmann oder Kögel ist. Könnte man aber, nach und nach, erledigte bisherige Staatsrechte den Kreis- und Provinzialsynoden u. s. w. übertragen, so wäre das etwas besseres. Denn in diesen kirchlichen Körperschaften wird sich in einigen Dezennien gewiß ein spezifisch kirchliches Interesse entwickeln, wie es den edeln Förderern der Synodalverfassung wie Hermann und Sydow stets vorgeschwebt hat.

Für jetzt ist das noch nicht der Fall. Wie die Anwendung der Verfassungsformen überhaupt, in verschiednem Sinne gehandhabt, merkwürdig verschiedne Resultate ergiebt, so ist es hier auch. Seit vielen Jahren geht durch unsre hohen landeskirchlichen Instanzen die Ahnung, es könnte leicht ein Umschwung an hoher Stelle die Früchte langjähriger gläubiger Bemühungen um die Kirche

rauben. Darum haben sie es für besonders dringende Pflicht gehalten, durch gute Ersatzmänner noch für eine ganze Generation die Stellen in gleichartiger Richtung zu erhalten. Das ist ganz natürlich, und wir sind fern davon, sie zu tadeln, oder zu sagen, diese Ersatzmänner seien nicht mit aller Gewissenhaftigkeit gewählt worden, oder gar zu wünschen, es möchte eine entgegengesetzte Richtung, etwa die Männer des Protestantenvereins, zum Siege kommen. Das ganze System ist nicht das richtige.

Es hat vor Zeiten Leute genug gegeben, die den Minister Eichhorn und das damalige Kirchenregiment haßten, weil sie deren orthodoxe Richtung mißbilligten. Wären durch eine Revolution Uhlich und die Lichtfreunde oder David Strauß ans Ruder gekommen und hätten im Regiment der Kirche und Schule entsprechende Verwüstungen angerichtet, so würde ihnen das Staatskirchenwesen keinen Widerwillen mehr eingeflößt haben. Wir sind gegenwärtig nicht ganz so unvorsichtig. Man könnte sagen, die Idee der selbstverwaltenden Genossenschaften greife um sich. Die Kirche ist eine solche. Durch den Dienst auf den unteren Stufen dieses Kirchenwesens erzeugt sich ein spezifisches Interesse für dasselbe, und wenn in solchem Dienst vielleicht nicht in schnellster Weise das Vollkommene entsteht, so werden doch üble Experimente und Radikalismus und auch Versteifung und Verhetzung vermieden.

Wir haben einen Rahmen für eine solche Genossenschaftsordnung in der evangelischen Kirche. Wird sie einmal mehr in das Bewußtsein aufgenommen sein, so werden wir weiter kommen, und die Befugnisse der landeskirchlichen Verwaltung und des konstitutionellen Staatswesens werden sich nach und nach vermindern. Aufhören dürfen sie nie. Alle genossenschaftlichen Körper — und wir haben auf wirtschaftlichem Gebiete vorzügliche Organisationsentwürfe von Ed. Braun — bedürfen der staatlichen Leitung in der zentralen Instanz, und so wird auch kein Verständiger die Kirche rein als Genossenschaft denken. Aber sie darf nicht zu früh und nur um des Ganzen willen staatliche Begrenzung haben. Wo diese Grenze anfängt, darüber wollen wir uns auf die spezielleren Vorschläge der Herren Hammerstein-Stöcker hin, wenn sie erst vorgelegt worden sind, gern verständigen.

Wir haben bei der Freiheit der Kirche noch einen sehr wichtigen Punkt bis hierher verschoben. Man kann eben Freiheit der Kirche, als eines Ganzen gegenüber einem andern Ganzen wie dem Staate, allein im Auge haben, oder die Freiheit des Einzelnen in der Kirche von der Kirche auch noch schätzen. Bei den alten Staaten finden wir zuweilen, daß sich diese Seiten polarisch zu einander verhalten. Der Einzelne ist nichts, der Staat alles. Ähnlich ist es in der katholischen Kirche noch jetzt. Wie scharf tritt man dem Staat und den Ketzern im Interesse der römischen Institution entgegen, aber der Einzelne muß sich beugen in allem, was kirchlich geregelt werden kann. Keiner darf eigne Wege gehen, auch in ziemlich abgelegnen Gebieten, wie Psychologie, darf

der Katholik nur die Meinung befolgen, die kirchlich genehmigt oder doch als kirchlich probabel bezeichnet worden ist. Auch Bischöfe haben ihre Ansichten auf Befehl, um der Einheit des Kirchenregiments willen, in das Gegenteil verwandelt. Diese Freiheit der Kirche ist eben die auf willenlosen Gehorsam des Einzelnen gegründete Macht des Ganzen. Sie ist so wesentlich, daß die vom Papste gesegnete „Genfer Korrespondenz" einmal schreiben konnte: „Es ist besser, daß die Welt schlecht, als daß die Kirche machtlos sei." Diese Macht imponirt noch jetzt manchen Menschen, auch Evangelischen, aber es ist sicher, daß sie durchaus unevangelisch ist. Darüber ist in unsern Tagen kein Wort mehr zu verlieren. Auch ist es in gewisser Beziehung mit dem Erfolge jener Macht kläglich bestellt. Denn was hat diese Macht der Kirche erreicht? Von den 350 Millionen Christen gehören fast die Hälfte, nämlich 165 Millionen dem römischen Schafstall nicht an, und von den übrigen sind gerade die Angesehensten unter den Männern innerlich dem Glauben entfremdet, was jedenfalls die Kirchenmacht als ziemlich oberflächlich erscheinen läßt. Wie es sich nun aber auch mit dieser Macht des Ganzen verhalten mag, die Hammersteinschen Anträge sind fern davon, ihr die protestantische Freiheit des Einzelnen schlechthin zu opfern. Aber das muß man einräumen, daß sie nicht das Geringste dazu thun, um dem Einzelnen noch einen Spielraum zu sichern. Namentlich wenn man einen der Mitunterzeichner, Dr. Stöcker, den beredten Parlamentarier und mutigen Volksredner, die Vorlagen des Freundes Hammerstein interpretiren hört, so fürchtet man etwas von Vergewaltigung der untern Kreise durch Hierarchie. Er hat das zwar „Dummheit" genannt, ihm Hierarchismus unterzuschieben, aber seine Worte über den Protestantenverein zeigen ganz die Verachtung und den Übermut, der die hierarchische Richtung erfüllt, zugleich die Neigung von oben herab, kirchenregimentlich die Bösen auszuschließen.

Die beiden Stücke gehören zusammen, einmal die Geringschätzung der kirchlichen Lokalgemeinden, aus der nach der reformatorischen Lehre die ganze Kirchengemeinschaft erwächst und aus der sie allein ihre Berechtigung ableitet, und sodann die große Schätzung der einheitlichen Dogmatik und Predigt in dem ganzen Gebiete der Kirche. Der Aufbau von der Lokalgemeinde aus ist für manche dasselbe wie die Demokratie des Jahres 1848, der man das „von Gottes Gnaden" entgegensetzte. Gegenwärtig hat man sich auf dem politischen Gebiete damit ausgesöhnt, daß dem Könige „von Gottes Gnaden," der diese Würde auch behalten hat und behalten wird, eine demokratisch gewählte Volksvertretung als unentrinnbare Gesetzgebungs- und Kontrolmacht zur Seite tritt. Aber auf kirchlichem Gebiete hat man sich mit dem „von unten auf" im Osten der preußischen evangelischen Kirche noch nicht recht befreundet. Die „Gemeindekirchenräte" haben keinen rechten Sinn für die Probleme der Theologie, auch keine höhere Bildung, sie scheinen nur „Material" zu sein, das regiert zu werden bedarf, aber sie haben nicht mit zu sprechen. Dagegen geht diese Art von Aristokratie ziemlich mit dem staatsähnlichen Kirchenregimente Hand in Hand, von dem wir oben gesprochen haben. Denn wiewohl die Richtung der Anträge nicht die unevangelische Vernichtung der persönlichen Verschiedenheit in der Aneignung des Glaubens im Auge hat, so geht man doch so weit als möglich in dem Verdrängen des Persönlichen und Eigentümlichen, und dazu bietet sich als vortreffliches Mittel das bestehende einheitliche Konsistorialregiment dar, das seinen Zweck darin findet, die „Bekenntnisse" des sechzehnten Jahrhunderts zur

administrativen Richtschnur für Preußen zu machen und den Zeitumständen entsprechend zu bestimmen, welche Abweichungen von den alten Symbolen bei den Pfarrern allenfalls geduldet werden können und welche nicht. Denn nicht jede Abweichung läßt sich bestrafen, weil die dreihundert Jahre einige alte Ansichten, die sich mit den ehrwürdigen Symbolen einst verbanden, nicht mehr gestatten zu verbinden. Es ist auch ganz richtig, daß darin eine große Schwierigkeit liegt. Man sieht zuweilen in der Festhaltung einer gewissen Lehrordnung und der Abweisung radikaler Predigt eine an sich unzulässige Einwirkung der Behörde. Das ist kurzsichtig, insofern man dann verkennt, daß darin doch auch ein Schutz der einzelnen Gemeinden vor persönlicher Willkür enthalten ist. Aber freilich, auch das konsistoriale Verwalten ruht auf Willkür. Zu gewissen Zeiten wird von oben diese Richtung gefördert, zu andern Zeiten eine andre. Nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts war das Kirchenregiment auf der Bahn des sogenannten Rationalismus, daneben bestand der Supranaturalismus mit etwas Sentimentalität, dann kam ein erfrischender, naiver Offenbarungsglaube zur Herrschaft, der zuweilen als reiner Christusglaube Katholiken und Protestanten einigte, seit den fünfziger Jahren ist wieder ein abgeschwächt orthodoxer Zug herrschend, abgeschwächt, insofern die Partei Stahl bei dem Versuche, die Union in Preußen zu zertrümmern, an dem königlichen Willen scheiterte und dann gelindere Saiten aufzog.

Alle solche Dinge sind den Gebildeten bekannt. Es giebt Evangelische, welche sich in der Erinnerung an solchen Wechsel der Verhältnisse zur Erbitterung treiben lassen, wenn einmal ein Konsistorium einer Gemeinde einen Geistlichen darum verweigert, weil er nicht den Glauben des Konsistoriums hat. Ein neuerer Philosoph sagt: „Der Mangel der einheitlichen Lehre, das Gefühl, statt in ihrem Namen vielmehr durch die subjektiven Ueberzeugungen der einzelnen Geistlichen geleitet zu werden, die Wahrnehmung, daß der Charakter dieser Ueberzeugungen in nicht unübersehbaren Zeiträumen beträchtlich wechselt, der nicht stets gerechte, aber nicht stets falsche Verdacht, daß auf diese Veränderungen der Druck politischer Motive von Einfluß ist, alle diese Umstände lassen die Kirche als eine Staatseinrichtung erscheinen, deren Druck mit Abneigung empfunden wird, weil er ein Gebiet trifft, auf dem der Gehorsam nicht gegen die innerliche Überzeugung streiten darf.“ Diese Stelle hat allerdings partikularistisch-orthodoxe Gegenden Deutschlands zur Basis, aber es ist noch nicht lange her, daß solche Stimmungen weit verbreitet waren. Die ideale Ausgleichung ein- und derselben Andachtsform mit der individuellen Ausprägung des Glaubens wird auf sich warten lassen. Wir haben oben die Hoffnung auf unsre zukünftige synodale Organisation kurz gezeichnet. Es mag jetzt nur noch wenige geben, die da sagen, wir gehen erst wieder in die Kirche, wenn ein gewisser Mut dazu gehört, hinein zu gehen. Die Stimmung ist hoffnungsvoller geworden, man sieht, daß es auf diesem kirchlichen Gebiete auch etwas zu thun giebt, zu retten und zu trösten, nah und fern, und daß der Streit über unergründliche Mysterien nicht alles ist.

Auch in dem letzten Punkte können wir den Hammersteinschen Neuerungen nicht ganz folgen, obwohl sie vielen Beifall finden. Wir meinen die Mitwirkung der Kirche bei der Anstellung der Theologieprofessoren. Natürlich meint man dabei zu vermeiden, daß die Geistlichen von ungläubigen Professoren für ihren Beruf verdorben werden. Diese Absicht ist ganz naturgemäß, aber sie geht von der Voraussetzung aus, daß sich durch die Kirche dergleichen vermeiden lasse.

Dann muß man konsequenterweise auch fordern, daß ein schon angestellter Professor, wenn er auf andre Wege kommt, entlassen und als Kirchenrendant oder Glöckner irgendwo untergebracht werde, wie es heutigen Tages bei Staatstheologen vorkommt, daß sie in die philosophische Fakultät übertreten. Auch die katholischen Behörden können Philosophen oder Theologen, die in Seminarien unkatholisch lehren, nicht dulden, entweder weisen sie dieselben an, eine andre Philosophie zu lehren, die katholisch ist, oder sie entziehen ihnen alle Zuhörer. So etwas müßte man nachahmen, wenn es ginge. Besser ist es, daß sich die Kirche neben dem Staate durch Seminarien die jungen Geistlichen vorbereitet und so Konkurrenzanstalten eröffnet. Denn allerdings ist dies ein richtiger Grundsatz, daß niemand gezwungen sein darf, sich eine Fachbildung anzueignen, die nach seinem und der Seinigen Urteil ihn unfähig macht, seinen Beruf zum Heile der Menschen auszuüben. Es muß also für alle Fälle gestattet sein, andre als staatliche Wege zu gehen. Aber für den Evangelischen ist die Sache überhaupt etwas andres als für den Katholiken. Wir finden es unerträglich, daß man die Theologie von der Universität fortweist und sie in Seminarien herabdrückt. Wir wissen es wohl, daß das Religiöse einen freien und hohen Ursprung hat und nicht ein Erzeugnis der Spekulation ist, aber wenn der Mensch seine religiösen Erfahrungen und seine religiöse Interpretation der Geschichte ausspricht, so thut er es in den wohlbekannten Formen der Sprache und Logik, und diese Gebiete sind längst von festen Gesetzen durchzogen, die ohne Zweifel fortfahren werden zu gelten, mag die Religion noch so wahr sein. Daher wollen wir keinen Riß dulden zwischen profanen und theologischen Wissenschaften. Und wenn die evangelische Kirche so herabgekommen sein sollte, daß sie wissenschaftliche Professoren der Theologie nicht mehr ertragen könnte, so müßte der Staat um seiner Kulturaufgabe willen diese Fakultät nicht eingehen lassen, allezeit aber ohne Zwang, die Wohlthat zu benutzen.

Praktisch ist aber die ganze Forderung der vielerwähnten Anträge sehr überflüssig. Sie geht wie der Katholizismus von der niedrigen Ansicht vom Staate aus, die man die „Nachtwächteridee" nennt. Aber der Staat leistet wirklich mehr und hat sogar ein „Gewissen," sodaß er zuweilen wie ein christlicher Staat auftritt. So hat er es nicht erst seit 1848, sondern weit früher schon so gut eingerichtet, daß die Professoren der Theologie der Kirche wirklich dienten. Die Fakultäten selbst machen für Vakanzen ihre Vorschläge, Leute, welche nicht bloß in der Wissenschaft, sondern auch in der Kirche stehen. Der Minister läßt sich noch andre Gutachten geben, auch vom evangelischen Oberkirchenrate, der gewiß besser orientirt ist als ad hoc zusammentretende Synodalräte. So fehlt es nicht an Material, auf welches hin der Minister entscheidet. Sollte es ihm weniger darauf ankommen, daß der Gewählte nicht bloß ein Gelehrter, sondern auch ein kirchlich unanstößiger Mann ist, als einem Komitee von einigen Mitgliedern des Generalsynodalrates? Wenn er Mißgriffe macht, kann man dann sagen, daß sie durch eine neue kirchliche Instanz vermieden werden? Es liegt wirklich eine Verkleinerung der Fakultäten und des Ministers darin, wenn man die Mitwirkung eines kirchlichen Ausschusses bei der Wahl der Professoren für obligatorisch erklärt. Immer unter der Voraussetzung, daß es in Deutschland Fakultäten und Seminare giebt, die die ungebrochene Gläubigkeit des siebzehnten Jahrhunderts zu studiren Gelegenheit geben.

Aus der Chronik derer von Riffelshauſen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Fortſetzung.)

Zehntes Kapitel.

Es giebt nichts troſtloſeres als einen feuerloſen Kamin, dachte Georg. Er ſaß in dem Kabinet neben dem Saale und ſchaute aufmerkſam in die ſchwarze Höhlung eines kunſtlos gemauerten Kamins. Davor lag ein verblichener Teppich, alt und ehemals koſtbar wie die geſamte Einrichtung des Kabinets. Aber das ſpärliche Licht, das von der Decke her eine langſam ſchwankende Hängelampe verbreitete, ließ die ehemalige Schönheit mehr hervortreten als die jetzige Abgenutztheit. Die Lampe goß ein intereſſantes Licht über alles, auch über die feinen Züge Georgs und auf ſeine ſchlanke, weiße Hand, deren Finger ſich bewegten wie in innerer Unruhe.

Die Hängelampe brannte den Geſchwiſtern Duſele zu Ehren, die heute in Siebenhofen waren.

Georg hatte einen Gang mit dem Oberförſter hinter ſich, von dem er ſehr ermüdet zurückgekehrt war. Sie waren in der Tannenholzung geweſen, um die Bäume zum Schlagen zu zeichnen. Der Schnee lag hoch, und die Eichen am Waldrande ſahen verödet aus. Der Wind fuhr wie verloren um die alten Stämme und trug den fernen Laut der Axt unnatürlich weit. Der Oberförſter hatte raſtlos geſchwatzt, und es war Georg erſchienen wie eine Entweihung der Waldſtille. Er wußte nicht, wie ſehr ſeine Erregbarkeit während der letzten Wochen zugenommen hatte.

Jetzt hatte er ſich von der Geſellſchaft zurückgezogen und hörte achtlos auf das Durcheinander der Stimmen im anſtoßenden Saale. Worüber dieſe Menſchen nur immer ſo eifrig reden mochten! Lag es denn wirklich an dieſem

Krückstocke, daß er anders war als sie? Aber da war ein lahmer Schneidergeselle in Rummelshausen, der fehlte bei keinem lustigen Feste und war immer einer der Lustigsten.

Holla! Friedrich der Große nach der Schlacht bei Kollin! wurde er plötzlich angeredet. Das Schlachtenverlieren ist sonst auch Ihre Art nicht, Herr Nachbar von Siebenhosen.

Es war ein schlanker, jugendlicher Mann in kurzem, knappem Pelz, der jetzt vor Georg stand und sich mit Grazie zu ihm neigte. Aber obwohl Anrede und Haltung durchaus entgegenkommend waren, begegneten seine halbgeöffneten Augen denen Georgs mit Zurückhaltung.

Ah, Graf Daïda? sagte Georg kühl. Sind Sie wieder in Moosdorf?

Daïda zog einen Sessel heran und nahm neben Georg Platz.

Auf unbestimmte Zeit — mein Sanssouci. Aber Sie als Familienonkel? Welch reizendes changement de decorations, teuerster Einsiedler. Ihr Bruder sieht freilich recht mitgenommen aus. Aber die Baronin! Welch poetisch angehauchte Schönheit. Sie hat etwas von den Madonnen Raffaels in der unbewußten Hoheit ihres Wesens.

Unangenehm berührt, zog Georg die Brauen zusammen. Plötzlich erinnerte er sich, daß des Moosdorfers halbverschleierte Augen unter den langen Wimpern hervor außerordentlich fein zu beobachten pflegten. Er sah rasch auf. Richtig, einen forschenden Blick hatte er noch aufgefangen.

Sie kennen die Heiratsgeschichte ihres Vaters?

Daïda nickte. Ich bitte Sie! Und wenn Ihr Bruder die Hofmarschallin selbst von der Bühne geholt hätte, eine solche Erscheinung ist ein Adelsbrief, der über jeden andern geht.

Georg stand auf und reichte dem Nachbar die Hand, aber es war ein Theaterhändedruck. Diese beiden gleichaltrigen Männer konnten, ohne einander Komödie vorzuspielen, nicht mit einander verkehren. Die Bekanntschaft datirte von den Kinderjahren. Georg schien es unendlich lange her, daß er noch im Vollbesitz gesunder Gliedmaßen in Moosdorf den Hengst bezwang, den Eustach Daïda nicht zu besteigen gewagt hatte. Wie er zitternd, Feuer durch und durch, von dem schaumbedeckten Tiere sprang, hatte er zum ersten mal in des Gefährten Augen einen unklaren Blick bemerkt, und mitten im Triumph hatte er die Empfindung gehabt, als sei etwas beklagenswertes geschehen.

Aber auch Daïda erinnerte sich noch des stolzen Lächelns, mit dem ihm Georg damals entgegengetreten war. Dazwischen lagen Jahre, die ihre Wege weit auseinandergeführt hatten.

Der Graf war ein überaus liebenswürdiger Gesellschafter. Es schien jedem einzelnen, als ob gerade er sich mit dem Gaste besonders gut vertrage. Daïda zog gleichsam für jeden ein andres Wesen an. Der Hofmarschall vor allen war über den Besuch erfreut und wurde von Stunde zu Stunde heiterer. Es

schien ihm mit Darda ein Stück des alten, schmerzlich vermißten Weltlebens zurückgekehrt. Er atmete in der ihm zusagenden Luft.

Thereſe bemerkte dieſe Einwirkung mit einer Freude, die ſie nicht zu verbergen ſuchte. Es ſtrahlte ſo viel Freundlichkeit aus ihren Augen, wenn ſie ſich zu dem Grafen wandte, daß er es garnicht begriff.

Man hatte ſich vor dem Abendeſſen im Saale verſammelt. Georg Riffelshauſen führte ſeine Freundin, Fräulein Duſele, nach einem kleinen Sofa in der Fenſterniſche. Er begann damit, ihr ungewöhnlich lebhaft von den Gutsangelegenheiten zu erzählen, verſank aber plötzlich in Schweigen und ſchaute nach dem Feuerplatz, wo Darda einen andächtigen Zuhörerkreis um ſich verſammelte. Thereſe, Cäcilie, die kleine Franzöſin und Herr Trakelberg ſaßen dort, während Bohemund mit dem Oberförſter lebhaft redend auf und ab ging.

Wiſſen Sie, von was Darda ſpricht? fragte Georg ſeine Freundin. Von der merkwürdigen Macht irgendeines Dinges, das garnicht exiſtirt. Und bitte, ſehen Sie einmal hin, Fräulein Duſele, ſehen Sie dieſe erregten Geſichter! Ich ſage Ihnen: alle dieſe ſonſt ſo vernünftigen Leute glauben ihm.

Fräulein Karoline lächelte. Ich kenne den Grafen, ſagte ſie. Sie kannte wirklich alle Welt.

Aber auch der Oberförſter und der Hofmarſchall ließen ihr Geſpräch fallen, um ſich dem Hörerkreis am Feuer anzuſchließen.

Es iſt eine alte Sache, die ich eben berichtete, erklärte der Graf; es lebt wohl noch hier und dort ein Menſch, von dem die Leute ſagen, er habe den Unglückston gehört. Er gebe dem Geſicht einen ganz beſondern Ausdruck, behaupten ſie, und man könne einen ſolchen Menſchen nicht anſehen, ohne das tiefſte Mitgefühl mit ihm zu haben, man möge wollen oder nicht. Ich muß an dieſe Sage denken, wenn ich in dunkle Augen ſehe, die immer tiefer zu werden ſcheinen, je mehr man ſich in ſie verſenkt. Sie haben etwas unheimlich anziehendes, ſolche Augen, als ob ihre Beſitzer durch den Trauerton der Natur gebannt worden ſeien.

Thereſe ſchaute ſuchend nach der Fenſterniſche. Georg klopfte leiſe mit dem Krückſtock auf den Boden. Er ſah nervös aus.

Unſer Nachbar liebt die Muſik, ſagte jetzt der Hofmarſchall, ſpielſt du nicht ein wenig, Thereſe?

Sie erhob ſich augenblicklich und ging an den alten Flügel, der einen ſchwachen und weichen Ton hatte. Es war ein einſchmeichelndes Inſtrument.

Als Thereſe ſpielte, ſtand der Graf hinter ihr. Er hatte ſich den erſten Teil der Mondſcheinſonate ausgebeten, ſtützte die eine Hand auf die Lehne des Stuhles und bedeckte mit der andern die Augen. Die Muſik zog durch den Saal wie ein Traum, jeder Ton klar, aber leiſe, daß Klang und Schall nicht mehr zu ſein ſchien, und die ernſte Stimme ſo ſanft, ſie begehrte nichts, ſie

zürnte nicht, ſie war nicht mehr, ein Schatten nur in der ſchimmernden, verſchwimmenden, linienloſen Mondnacht.

Als Thereſe geendigt hatte, ſah der Graf langſam auf, dann faßte er ihre Hand und ſah ſie geſenkten Hauptes an.

Sie geben uns wieder, was der größte Genius ſchuf, und wie geben Sie es wieder! Haben Sie denn ein Recht, ſo alles in uns zu berühren, was Empfindung iſt? Er war erbarmungslos, er reißt uns umher, wohin ſein wilder, über alles großer Geiſt ihn treibt; aber dies Auflöſen der Kraft in ein wonniges, betäubendes Gefühl der Schwäche, das können Sie.

Sie war erregt durch die Muſik. Seine Worte verſtand ſie nicht ganz, ſie hörte nur, daß er von Betäubung ſprach. Was hatten ſeine Finger damit zu thun? Sie brannten ihr plötzlich, und ſie entzog ihm ihre Hand.

Die Geſellſchaft war hinunter nach dem Speiſezimmer gegangen, der Saal leer geblieben, die Lampen verlöſcht. Das Feuer glomm noch in roten Kohlen durch das Dunkel, und aus dem Kabinet fiel der matte Schein der Hängelampe. Da kam Thereſe zurück, um ein Tuch zu holen, und freute ſich an der angenehmen warmen Luft und dem Halbdunkel. Sie hätte hier bleiben mögen.

Da regte ſich jemand am Fenſter. Thereſe! Es klang traurig und bittend.

Biſt du noch hier, Georg? Ihre eigne Stimme erſchien ihr fremd. Sie war ſtehen geblieben, und das Herz klopfte ihr ſtark.

Komm her zu mir! Und als ſie ſich nicht rührte, wiederholte er es. Sie hatte ſeine Stimme noch nie ſo weich gehört und ſich noch niemals ſo ſehr gefürchtet.

Ich kann nicht.

Komm!

Sie verließ den Raum, als wäre es eine brennende Stadt. Er blieb allein. Warum war ſie nicht gekommen? Er wollte nur warnen vor einer Gefahr, die ihm drohend ſchien, nicht für ſich reden, nicht von ſich. Warum gab ſie ihm kein Freundesrecht? Und für den Fremden hatte ſie das ſüßeſte Lächeln gehabt! So nahm ſie das falſche Gold für echt — das echte blieb liegen. Traurig und müde ſtützte er den Kopf in die Hand. Es war ſo nutzlos, ſich jede Stunde zu peinigen, für ſie nutzlos und für ihn, und doch konnte ers nicht laſſen!

Das geht nicht länger ſo, ſagte er ſich.

Beim Abendeſſen äußerte Karoline Duſele, er ſehe leidend aus. Unwillkürlich ſah er nach der Schwägerin und begegnete ihrem Blicke, ſie hatte die Augen voller Thränen. Er wagte nicht mehr, ſie anzuſehen.

Die Schlitten ſtanden ſchon vor der Thür, als Fräulein Duſele Georg aufforderte, ihr noch einmal ſeinen neuen Barometer zu zeigen. So wanderten ſie mit einem Lichte nach ſeinem Zimmer. Hier, ſagte er, hier iſt er.

Die Dame sah nicht nach dem Barometer. Sie legte vertraulich die Hand auf seinen Arm und sah ihn ernst an. Mein lieber Baron, das Wetterglas steht auf Sturm. Auf Sie fällt die Verantwortung für das, was er verwüstet.

Elftes Kapitel.

Herr Trakelberg, wie weit ist es denn von hier nach Tirol?

Der würdige Mentor schaute verwundert zu dem Zögling hinüber.

Die gefürstete Grafschaft Tirol mit Vorarlberg, 532 Quadratmeilen und 876000 Einwohner, sagte er nachdenklich; ich möchte dich ersuchen, Valer, mir die Gedankenverbindung zwischen der stockkatholischen Grafschaft Tirol und dem teuern Gottesmanne Paul Gerhardt zu erklären, von dem wir soeben sprechen.

Ach was! sagte Valer mit Geringschätzung. Es fiel ihm gerade nichts besseres ein.

Diese Unterredung fand in Herrn Trakelbergs Zimmer statt, wo derselbe die von Fräulein Cäcilie sehr begünstigte und möglichst ausgedehnte Dämmerstunde dazu benutzte, seine Schüler in der geistlichen Literatur etwas zu fördern.

Ich war vorher in dem Onkel seiner Stube, bemerkte jetzt Valer in seinem nachlässigen Thüringer Deutsch, und da kam der Papa 'rein und erzählte vom Herzog, daß er ein Schloß oder so was in Tirol hätte, und da wäre sein Verwalter, oder wie er ihn nannte, ein gräulicher Kerl gewesen.

Kerl — Valerio! warf der Kandidat entsetzt ein.

Ja; und hätte ihn gründlich beschuppt, den Herzog, mein' ich. Und da hätte ihn der fortgejagt, sagte der Papa, und er hätte das von dem Ichweißnichtwie garnicht für möglich gehalten, und es wäre schrecklich, und der Herzog würde sich schön ärgern. Onkel Georg sagte aber, das hätte ihm der Oberförster neulich schon erzählt, und er hätte auch schon deswegen an den Herzog geschrieben.

Weswegen? fragte Julie.

Meine lieben Kinder, rief Trakelberg dazwischen, ich sehe mich doch gezwungen, zu bemerken —

Er wurde überhört. Ich weiß nicht, fuhr Valer fort, denn der Papa sah mich unter dem Schreibtische sitzen, weil ich niesen mußte, und jagte mich fort.

War er böse? fragte Mathilde teilnehmend.

Nu, gräulich! Er war eben schon furchtbar übler Laune. Und nun erhob Valer seine ohnedies kräftige Stimme und schritt in treuer Nachahmung der väterlichen Weise hastig gestikulirend im Zimmer umher, von dem Gelächter der Schwestern angefeuert.

Plötzlich wurde jedoch die schöne Darstellung in einer für den jungen Künstler überraschenden Weise gestört. Der Hofmarschall hatte auf dem Korridor

einige Worte vernommen, die ihm nicht gefielen; darum feierte er seinen Eintritt ins Zimmer durch zwei kräftige Ohrfeigen, die er auf das verzogene Gesicht des jungen Mimen hinuntersausen ließ.

Ich will dich lehren, deinen Vater porträtiren, du ungezogener Bengel!

Der Hofmarschall befand sich in der That in ganz ungewöhnlich gereizter Verfassung; doch hatte er, seiner Meinung nach, auch Veranlassung dazu. Georg nämlich hatte ihm mitgeteilt, daß er dem Herzog seine Dienste angeboten habe, an Stelle des verabschiedeten Intendanten von Traunburg, der in Tirol gelegenen herzoglichen Besitzung.

Nachdem du dich jahrelang geweigert hast, irgendeine der dir angetragenen Chargen anzunehmen, finde ich es höchst sonderbar, daß du dich plötzlich ausbietest. Und ein fremder Oberförster scheint dir beim Herzog besser das Wort reden zu können als der eigne Bruder!

Georg entgegnete, daß er bis jetzt die Bewirtschaftung von Siebenhofen nicht habe im Stich lassen können. Nun aber, wo er diese in die Hände des Bruders zu legen imstande sei, lägen die Verhältnisse anders. Das habe er auch dem Herzoge gesagt.

Was er sich übersetzt: die Brüder können sich nicht vertragen. In der That sehr liebenswürdig von dir, ihm diese günstige Meinung über uns beizubringen.

Wenn dem wirklich so wäre, fiele der Vorwurf doch nur auf mich. Dich kennt der Herzog ja genau und liebt dich.

Aber so sage mir doch, Georg, warum willst du unserm behaglichen Zusammenleben ein Ende machen? Bin ich dir lästig? sind es die Kinder?

Es ist mir Bedürfnis, einmal herauszukommen, sagte Georg lächelnd; du meintest neulich selbst, ich sei hier schon ganz verbauert.

Bohemund bemerkte nicht den trüben Ernst, der bei diesem Lächeln in seines Bruders Augen lag.

Die gefürchtete Zusage des Herzogs ließ nicht auf sich warten; sie war begleitet von einem für Georg höchst schmeichelhaft abgefaßten Handschreiben des Landesherrn.

Bei deiner Menschenscheu, Georg, sagte Cäcilie weinend, wird dir das manche schwere Stunde machen, und du wirst an deine behagliche Stube noch zurückdenken!

Die betrübte und gleich ihrem Bruder empörte Schwester lief nun den ganzen Tag treppauf treppab und packte Georgs Habseligkeiten mit so viel Lärmen, als sollte eine Völkerwanderung ins Werk gesetzt werden. Bohemund sah jeden, der ihm begegnete, zornig an, und die Kinder schlichen sich in des Onkels Stube, um diesem ihr Leid zu klagen.

Du bist doch der Liebste von allen, sagten sie, wenn du doch nicht fortgingest!

Alle waren mehr oder minder verdrießlich, alle außer Therese. Sie und Georg hielten bei Tisch das Gespräch in Gang, letzterem kam es vor, als sei

ſie ſogar beſonders lebhaft und heiter. Er empfand wieder das böſe, bittere Gefühl, das er ſo gern verbannt hätte. Es kam ihm ſo hart an, ſich von der gewohnten Heimat zu trennen. Sie mußte es wiſſen, und dennoch lächelte ſie!

Cäcilie hatte für den nächſten Morgen Kümmelhörnchen gebacken und dabei den Kindern erzählt, es ſei vormals Sitte geweſen, Verurteilten vor der Hinrichtung noch ein Mahl zu bereiten, das aus ihren Leibgerichten beſtand. Das wurde ein Henkersmahl genannt, und ſo backe ich jetzt dem Onkel dieſe Hörnchen zum Henkersmahl.

Sie durften dann eſſen, ſo viel ſie wollten! meinte Valer; ich hätte mir Eierkuchen mit Kirſchen ausgebeten.

Aber Tante, ſagte Mathilde, der Onkel wird ja doch nicht gehenkt!

Valer riß die Augen auf. Wenn du doch nicht alles ſo wörtlich nehmen wollteſt, du junges Schaf! Er ißt ſich ja zum letztenmale ſatt. Die Sache iſt bildlich, begreifſt du das nicht?

Julie ſchüttelte den Kopf, doch ſchwiegen die Schweſtern vor des Bruders überlegner Weisheit.

Die drei erwarteten natürlich an dem verhängnisvollen Morgen, den Onkel wunderbares in Vertilgung der Kümmelhörnchen leiſten zu ſehen, und waren enttäuſcht, als dies keineswegs der Fall war. Georg war ungewöhnlich zerſtreut und verließ das Frühſtückszimmer bald, um noch die letzte Hand an ein dem Inſpektor zu übergebendes Schriftſtück zu legen.

Die Arbeit war beendet. Georg ſah vor ſich hin und träumte, als es leiſe an die Thür klopfte. Ohne aufzuſehen, rief er: Herein! Als er aber die ſich nähernden Schritte vernahm, zuckte er zuſammen. Thereſe war eingetreten. Sie trug einen Shawl um die Schultern und ein geſtricktes Tuch um den Kopf, das ihr feines Geſicht noch feiner und zarter erſcheinen ließ, und hielt einen Korb in der Hand, den ſie auf ſeinen Schreibtiſch ſtellte.

Verzeihe, daß ich dich ſtöre, ſagte ſie ſchüchtern, ich bin im Begriff ins Dorf zu gehen und werde dich wohl nicht mehr finden, wenn ich wiederkomme. Ich möchte dir Lebewohl ſagen.

Er ergriff ihre beiden Hände. Es iſt vielleicht das letztemal, daß wir uns ſehen, Thereſe, ſagte er mit tiefem Ernſte. Sie wich ſeinem Blicke aus.

Warum ſollte es das letztemal ſein? Du gehſt allerdings weit fort und —

Und das iſt dir lieb! Thereſe, Thereſe! was habe ich dir gethan?

Sie ſah zu ihm auf. Du haſt recht. Ich bin froh, daß du gehſt, weil ich weiß, daß du mich ſo anſehen kannſt, wie du es jetzt thuſt, und weil ich weiß, daß ich nicht die Kraft habe, dieſen Blick auszuhalten. Ja, es muß das letztemal ſein, daß wir uns ſehen, da wir nicht in Ruhe nebeneinander hergehen können. Ich danke Gott und dir, Georg, daß wir mit gutem Gewiſſen auseinander gehen. Ich werde an dich denken! Lebewohl!

Er küßte ihre Hände, und sie erlaubte es still. Dann nahm sie ihren Korb und verließ ihn — ohne Zwiespalt, ohne Zweifel.

Er aber verbarg das Gesicht in den Händen und glaubte verzagen zu müssen.

Zwölftes Kapitel.

Therese ging in der Nähe des gefrornen Dorfteiches den beschneiten Wiesenweg entlang. Sie wollte eine alte Frau besuchen, die am andern Ende des Dorfes wohnte. Während sie so still vor sich hinsah, gingen ihr mancherlei Gedanken durch den Kopf, und alle liefen sie darauf hinaus, daß es doch ganz vergeblich sei, das Leben der eignen Neigung gemäß einrichten zu wollen. Sie fühlte sich nicht mehr jung, sie hatte nichts neues mehr von der Zukunft erwartet. Sie gedachte nur ihren Pflichten stets treuer und eifriger nachzukommen. Und nun war es auf einmal, als habe sie jetzt erst zu leben und zu kämpfen begonnen. Oder träumte sie nur? Was sie zu thun hatte, das wußte sie wohl, aber nicht, wie ihr zu Sinne war.

Sie schaute achtlos auf den braungetretenen Pfad und die kahlen Obstbäume in den Gärten. Dort kamen zwei Bauerfrauen mit mächtigen Kuchenbrettern auf den Köpfen; die eine hatte einen angenehm duftenden Zwiebelkuchen bereitet. Therese blieb stehen und bemerkte etwas zum Lobe des Gebäcks.

Die stattliche Trägerin des Zwiebelkuchens lächelte milde. Ach nein, gnädige Frau, das ist ganz was gemeines. Nun, für uns noch gut genug. Wo wollen denn aber die Gnädige hinspazieren?

Zur alten Hegel, liebe Frau. Ich will euch auch nicht länger aufhalten. Ihr, Frau Günther, bringt uns doch die Butter nach dem Herrenhause?

Die Günthern erstaunte und fing an, die Gnädige als gewissermaßen unzurechnungsfähig zu betrachten. Das ist ja die Günthern aus der Wenzelsgasse! Wissen denn das die gnädige Frau nicht? Dem Bernhard Günther seine, da hinten 'naus, nach dem Feldwege zu.

Therese wurde ganz verlegen. Es wollte ihr immer noch nicht gelingen, mit den Leuten von Siebenhofen den richtigen Ton zu treffen. Grüßend ging sie weiter. Georg freilich! dachte sie, und war wieder bei dem Ausgangspunkte ihrer Gedanken angelangt.

Zu ihrer Erleichterung erreichte sie jetzt aber auch das rosenrot angestrichene Häuschen des jungen Hegel, welcher Ehrenmann gerade mit einem herumziehenden Schlächter durch den Stall jagte, um „das Kleine" zu fangen, ein dickes, graues, schmutziges Rüsseltier, das mit vernehmlichem Grunzen seine Abneigung gegen den fremden Eindringling kundgab. So ging Therese an dem Stalle vorbei durch den engen Hof nach dem Hause. (Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Bulgarien und ſein Fürſt.

Blicke auf ihre letzten acht Jahre.

1.

Die neueſten Ereigniſſe in Bulgarien ſind bekannt, ſoweit man ſie aus der Tagespreſſe kennen lernen kann. Wir werden ſie alſo hier nicht zu erzählen brauchen. Dagegen wird ein Verſuch, ſie verſtehen zu lehren, willkommen ſein, und am nächſten zu genügendem Verſtändnis derſelben führt ein Rückblick auf die letzte Zeit, die ihnen vorausgegangen iſt. Im folgenden geben wir daher einen ſolchen Rückblick, und zwar enthalten wir uns dabei nach Möglichkeit aller Voreingenommenheit und Parteilichkeit, was uns umſo leichter fällt, als in Bulgarien kein deutſches Intereſſe gefährdet iſt, und ſein Fürſt uns nur in mäßigem Grade die Gefühle zu verdienen ſcheint, die er andern eingeflößt hat.*)

Der Ausgang des ruſſiſch-türkiſchen Krieges führte auf der Balkanhalbinſel im weſentlichen zur Entſtehung von zwei neuen ſtaatlichen Gebilden, indem der

*) Hauptquellen ſind uns die ſoeben erſchienenen Schriften: „Bulgarien und Oſtrumelien“ von Spiridion Gopſchewitſch (Leipzig, Eliſcher, 616 S.) und „Der Kampf der Bulgaren um ihre Nationaleinheit“ von A. v. Huhn (Leipzig, Duncker und Humblot, 321 S.). Gopſchewitſch, ein ſprachenkundiger und vielgereiſter Montenegriner, giebt — leider oft in ſehr ordinärem Stile — reiches Detail über Land und Leute im allgemeinen, alte und neue Geſchichte derſelben, Charakterbilder von den gegenwärtig hier hervorragenden Perſönlichkeiten, endlich ſeine Beobachtungen und Erlebniſſe im ſerbiſch-bulgariſchen Kriege, v. Huhn beſchränkt ſich in der Hauptſache auf dieſen. Jener urteilt vom Standpunkte des liberalen Slawen und Ruſſenfreundes, dieſer dagegen nimmt entſchieden Partei für den Fürſten Alexander, den er ſehr hochſtellt, während jener ihn nach Kräften herabzieht. Beide kompenſiren und korrigiren alſo einander, wenn man ſie mit kritiſchem Blicke zuſammenhält.

Berliner Kongreß auf Beaconsfields Andrängen an die Stelle des durch den Frieden von San Stefano geschaffenen Großbulgarien, dessen Grenzen bis nach Macedonien hinein und bis an das Ägeische Meer reichen sollten, das Fürstentum Bulgarien und die autonome Provinz Ostrumelien setzte, während der Rest im äußersten Westen der Pforte zurückgegeben wurde. Bulgarien verblieb dem Namen nach unter der Oberhoheit des Sultans, wurde aber in Wirklichkeit ein unabhängiger Staat. Ostrumelien behielt die engere Verbindung mit der Türkei bei, aber fast auch nur auf dem Papier; denn thatsächlich nahm man hier äußerst wenig Rücksicht auf den Willen und das Interesse der Regierung in Konstantinopel. Diese Lösung der Frage war keine glückliche. Sie trug den Keim zu den späteren Wirren in sich; denn sie widersprach einerseits dem Wunsche des Volkes nach Vereinigung, sie verlieh anderseits diesem halbbarbarischen Volke, welches keinerlei Bürgschaft bot, daß es sich in Zukunft angemessen regieren werde, beinahe vollständige Unabhängigkeit, und sie änderte schließlich an dem russischen Plane mit diesen bisherigen türkischen Provinzen dem Anscheine nach nur insofern, als sie dessen Ausführung vertagte und verhüllte. Rußland hatte seinem Vorgeben nach einen Kreuzzug gegen die Unterdrücker der Balkanchristen, einen Befreiungskrieg für die Bulgaren unternommen; in Wahrheit aber diese für sich befreien wollen: das Land sollte zu einer Etappe, das Volk zu einer Vorhut für den dereinstigen Marsch zur Eroberung der Kaiserstadt am Goldnen Horn herangebildet werden. Dieser Gedanke erlitt durch die Mächte des Berliner Kongresses zunächst keine wesentliche Störung. In den ersten Jahren nach 1878 war in Bulgarien und Ostrumelien der russische Einfluß der allein maßgebende, und da dieselben gegen Rußlands Willen von einander getrennt und, das eine mehr, das andre weniger, unter türkischer Oberherrschaft belassen worden waren, so bemühte sich die russische Politik, einerseits die Trennung möglichst unfühlbar zu machen, anderseits die Beziehungen zur Pforte möglichst abzuschwächen, zugleich aber die Geschicke beider Länder so eng mit sich selbst zu verknüpfen, daß der Zar ihr eigentlicher Gebieter, die Verwaltung die eines russischen Generalgouvernements, das Heerwesen mehr und mehr eine russische Avantgarde würde, stets bereit, einen Angriff auf die Pforte zu unterstützen, aber gänzlich unfähig, der Petersburger Politik Widerstand zu leisten. Wenn diese Bestrebungen später mißlangen, so hat dies zum großen Teile Rußland selbst verschuldet. Es war über den Charakter und die Befähigung der Bulgaren nicht wohl unterrichtet, es unterschätzte sie, es unterließ, gerechte Ansprüche und Beschwerden derselben zu berücksichtigen, und es war vor allem in der Wahl seiner politischen Agenten großenteils recht unglücklich. Nach Beendigung des Krieges wurden fast alle höheren Stellen in Verwaltung und Heer mit Russen besetzt, was nicht zu vermeiden war, da es in Bulgarien und Ostrumelien an dazu geeigneten Leuten fehlte und fast alles umzugestalten oder ganz neu zu schaffen war. Man hätte nun schon wegen des mißtrauischen Wesens der Bulgaren nur die tüchtigsten

Bewerber um diese Stellen heranziehen sollen, nicht aber, wie vielfach geschah, schiffbrüchige Existenzen und solche, denen Gönner trotz ihrer Unfähigkeit eine gute Versorgung verschaffen wollten. Die Folge war, daß die Bulgaren, welche jene untauglichen Fremden mit ihrem Gelde besolden mußten, verdrießlich wurden, zumal die Vergeudung dieser Gehälter, deren sich viele der Betreffenden schuldig machten, stark gegen die sparsamen Gewohnheiten des Landes verstieß. Zudem geberdete sich der hierher versetzte Russe beinahe niemals als wohlwollender Vormund, sondern meist als harter und hochmütiger Gebieter. Ein ostrumelischer Präfekt wurde, wie Huhn erzählt, von einem russischen Konsul wiederholt in Gesellschaft darauf hingewiesen, daß er seine Stelle der Gnade Rußlands verdanke, daß er die Pflicht habe, sich als dessen Präfekt zu betrachten, und daß die Russen nicht bloß zu Besuch im Lande, sondern hier ganz zu Hause seien. Man wird zugeben, daß dies die anfänglich vorhandne Liebe und Dankbarkeit für die „Befreier" nicht stärken konnte, sondern vielmehr den Wunsch hervorrufen mußte, bald auch von ihnen befreit zu werden.

Betrachten wir die beiden bulgarischen Zwillingsbrüder einzeln, so herrschte in Bulgarien, nachdem der Fürst Tscherkasky, der zuerst mit der Umwandlung der Verwaltung nach russischem Muster beauftragt war, gestorben, als Generalgouverneur der Fürst Dondukow-Korsakow. Derselbe erwarb sich mancherlei Verdienste um das Land. Mit der verrotteten türkischen Wirtschaft wurde möglichst aufgeräumt, die Städte gewannen ein besseres Aussehen, es entstanden Schulen und Druckereien, man begann mit dem Baue neuer Straßen und Wege. Aber alle diese Wohlthaten wurden dadurch aufgewogen, daß er den Bulgaren eine Verfassung nach dem Vorbilde der serbischen gab, welche den unbeschränktesten Parlamentarismus einführte. Natürlich handelte er damit im Auftrage seiner Regierung, und ebenso natürlich hegte weder diese noch er selbst den Aberglauben unsrer Liberalen, Verfassungen dieser Art seien ein Segen auch für barbarische Völker. Vielmehr dachte man vermutlich an die Möglichkeit, daß sich einmal zwischen Rußland und dem Fürsten, den Bulgarien erhalten sollte, Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten erhoben, für welchen Fall man das Parlament gegen ihn ausspielen zu können hoffte. Auch mag der Gedanke vorgeschwebt haben, das Land durch die Bestrebungen von Parteien und deren wechselnde Herrschaft in Unruhe und Verwirrung zu stürzen und so endlich einen unleidlichen Zustand herbeizuführen, bei dem ein russisches Einschreiten als Notwendigkeit und als Erlösung erscheinen mußte. Ähnlich wurde in Ostrumelien verfahren, für welches Vertreter der Großmächte in Philippopel ein „organisches Statut" anfertigten, das mit den weitgehenden Rechten, die darin der Volksvertretung eingeräumt waren, ganz dazu angethan war, dem türlischen Generalgouverneur das Regieren unmöglich zu machen, wenn er sich daran erinnerte, daß er ein Beamter des Sultans war.

Im Februar 1879 versammelten sich zu Tirnowo die Abgeordneten Bul-

gariens, um über den Verfassungsentwurf Dondukows zu beraten, und da die Mehrheit derselben aus Liberalen bestand, so wurde derselbe erst angenommen, nachdem er noch mehr dem Sinne dieser Partei entsprechend gestaltet worden war; namentlich beseitigte man den vom Verfasser vorgeschlagenen Staatsrat, der zugleich als Senat sowie als Kassations- und als oberster Rechnungshof dienen sollte, und votirte nur eine Kammer. Am 29. April trat das mittlerweile gewählte Parlament (Sobranje) zusammen, um die Wahl eines Fürsten vorzunehmen. Dieselbe fiel auf Dondukow-Korsakow, da derselbe aber ablehnte und erklärte, sein Kaiser wünsche, daß man sich für den Prinzen Alexander Josef von Battenberg entscheide, so bekam beim zweiten Wahlgange dieser alle Stimmen. Sofort reiste eine Deputation nach Livadia, wo der Prinz sich als Gast des Kaisers Alexander II. aufhielt, und am 16. Mai erklärte jener den Herren, daß er die ihm angetragne Würde annehme. Daß Rußland sich für ihn entschieden, war erklärlich: er war als Sohn des Prinzen Alexander von Hessen und der ihm morganatisch angetrauten Gräfin Haucke, ein Neffe der Kaiserin von Rußland und doch kein Mitglied einer regierenden Dynastie, also nicht durch den Berliner Frieden vom Throne Bulgariens ausgeschlossen, auch kein Slawe, der Mißtrauen erwecken konnte, endlich ein junger Mann, dessen schüchternes und unsicheres Auftreten am russischen Hofe hoffen ließ, er werde den Wünschen und Absichten desselben keine Schwierigkeiten machen. Daß Prinz Alexander sich bereit erklärte, die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen, war schwerer begreiflich. Der Thron, auf den er sich setzte, war, genauer besehen, eine Pulvertonne, die Krone, die ihm geboten wurde, zeigte mehr Dornen als Gold, die Stellung zu Rußland, in die er sich begab, sollte die eines willenlosen Vasallen, noch dazu auf Zeit, sein, die bulgarische Verfassung machte ihn zum Spielballe der Parteien. Das Schicksal serbischer Regenten, der Sturz Cusas in Rumänien, die stete Gefahr, in welcher dessen Nachfolger während seiner ersten Regierungsjahre schwebte, König Otto von Griechenland mußten ihm vor die Augen treten. Indes weiß man ja, wie viel solchen sonst aussichtslosen Fürstenkindern auch ein nicht sehr bedeutendes Krönchen gilt, selbst wenn es bedenklicher Natur ist, und zu seinem Ehrgeize trat das Selbstvertrauen der Jugend, das sich später als nicht ungerechtfertigt zeigte. Er brachte nur mäßige allgemeine Bildung und geringe Kenntnis des Volkes, das er beherrschen sollte, aber eine gute Dosis natürlichen Verstandes und einen nicht kleineren Vorrat von den Anlagen mit, die zum Diplomaten befähigen, die Gabe, sich zu verstellen und zu täuschen, den Blick, der sich seinerseits nicht täuschen läßt, das Geschick, die Umstände zu benutzen, und ein weites Gewissen, mit dem er sich rasch in die Methode fand, nach der man im Orient Politik zu treiben gewohnt ist. Bald holte er nach, was ihm bei seiner Erziehung zum preußischen Gardeleutnant beizubringen versäumt worden war, schnell lebte er sich in die Verhältnisse ein, und zuletzt beherrschte er sie, soweit wenigstens, als es ihre außerordentliche Schwierigkeit zuließ.

Nachdem Fürst Alexander von Livadia aus die Höfe der übrigen Großmächte besucht und zuletzt auch seinem Lehnsherrn, den Sultan, seine Aufwartung gemacht hatte, begab er sich nach Bulgarien, wo er am 5. Juli 1879 zu Varna landete und vier Tage später in Tirnowo die Verfassung beschwor. Am 13. langte er in Sofia an, und schon am 15. schritt er zur Bildung eines Ministeriums. Dasselbe sollte aus Vertretern beider Parteien des Sobranje, Konservativen und Liberalen, bestehen, wurde aber, da letztere nicht mit ersteren dienen wollten, auf den Rat Stoilows, des einflußreichen Ratgebers des Fürsten, zuletzt ein ausschließlich konservatives. Burmow übernahm die Präsidentschaft und das Portefeuille des Innern, Grekow die Justiz, Natschowitsch die Finanzen, Balabanow die auswärtigen Angelegenheiten, Atanasowitsch den Unterricht, und das Kriegswesen erhielt der russische General Parenzow, weil der Zar ausdrücklich verlangt hatte, daß stets ein russischer Militär an dessen Spitze gestellt werde. Die Liberalen, welche, von Zankow und dem damals sehr radikalen Karawelow geleitet, mit Hilfe der Schulmeister die große Mehrheit des Volkes für ihre Sache gewonnen hatten, beantworteten die Bildung dieses Kabinets damit, daß sie bei den Wahlen im Oktober demselben eine überwältigende oppositionelle Majorität ihrer Farbe entgegenstellten, die nach Zusammentritt des Sobranje Karawelow zu dessen Präsidenten erhob und andern Tages der Regierung ein feierliches Mißtrauensvotum erteilte. Darauf erfolgte am 6. Dezember die Auflösung der Versammlung, die, wie der betreffende Ukas des Fürsten sagte, weder genügende Bürgschaften für die regelmäßige Entwickelung des Staates noch irgendwelche Hoffnung auf schließliche Unterstützung bot. Zu gleicher Zeit wurde das Ministerium umgestaltet, aber nicht nach den Wünschen der Liberalen, sondern nur durch den Rücktritt Burmows, Atanasowitschs und Balabanows, für welche andre Konservative eintraten, indem der Bischof Kliment Branicki die Präsidentschaft und den Unterricht und der Ostrumelier Ikonomow das Innere übernahm. Die auswärtigen Angelegenheiten wurden bis auf weiteres dem bisherigen Finanzminister Natschowitsch übertragen.

Der Fürst hatte jetzt eingesehen, daß sich mit der Verfassung nicht regieren ließ. Er begab sich im Februar 1880 nach Petersburg, um sich vom Zaren die Zustimmung zu einer Abänderung derselben zu erbitten, die in Vermehrung der fürstlichen Rechte, Verminderung der Zahl der Abgeordneten, Wahl der letztern zur Hälfte durch die Regierung, zur andern Hälfte durch die „Gebildeten“ in der Bevölkerung (Bildung bescheiden als Besitz der Kunst zu lesen und zu schreiben gemeint), ferner in Errichtung eines Senats, in Beschränkung des Versammlungsrechtes und endlich in Einführung der Zensur bestehen sollte. Der Kaiser Alexander II. empfahl seinem Neffen statt dessen, sich der liberalen Partei zu nähern und einen modus vivendi zu suchen. Als der Fürst aber nach seiner Rückkehr seine Bitte brieflich wiederholte, ließ er am 10. Mai durch Giers die diplomatischen Agenten Rußlands in Sofia anweisen, dem Fürsten,

wenn alle Mittel der Versöhnlichkeit gegenüber den Liberalen erschöpft seien, nicht in den Weg zu treten, den er vorhabe. Auch Gladstone wurde angegangen, in eine Verfassungsveränderung zu willigen, lehnte dies aber entschieden ab. Die neuen Wahlen fielen wieder nicht günstig für die Regierung aus, und als der Fürst am 4. April das Sobranje eröffnete, saßen in demselben 138 Liberale und nur 32 Konservative. Die Minister erbaten sich jetzt ihre Entlassung, und schon drei Tage nachher waren sie durch ein liberales Kabinet ersetzt, in welchem Dragan Zankow die Präsidentschaft und das Äußere, Karawelow die Finanzen, Tischew das Innere, Stojanow die Justiz, Grisolow den Unterricht und der russische General Ehrnroth das Kriegswesen übernommen hatte.

Die siegreiche Partei benutzte den Sieg, der ihr die Gewalt verschaffte, mit größter Rücksichtslosigkeit. Die von den Konservativen ernannten Beamten mußten ihre Posten Liberalen überlassen, und viele wurden wegen Betrugs und Unterschleifs in Anklagestand versetzt. Die Mehrheit im Sobranje schrie die Redner der Minderheit nieder, und einer dieser Herren bekam sogar Prügel. Die Reformvorschläge der verdrängten Regierung wurden meist ungeprüft verworfen oder in ihr radikales Gegenteil verwandelt. Daneben suchte man sich bereits der Ausländer, die man in der ersten Not zur Organisation der Verwaltung selbst ins Land gerufen, möglichst zu entledigen, indem man ihre Kontrakte aufhob und ihren Gehalt verminderte. In der auswärtigen Politik schlug Zankow die großbulgarische Richtung ein, was zu Streitigkeiten mit Serbien und Rumänien führte, die Aufregung in Mazedonien schürte und ein „Zentralkomitee zur Herstellung der Integrität des bulgarischen Staates" entstehen ließ, welches Waffen anschaffte und mit Beihilfe des Moskauer Slawenkomitees einen Fonds von $3^3/_4$ Millionen Lewa (Franks) auftrieb. Trotz der mißlichen Finanzlage beschloß das Sobranje in geheimer Sitzung, der Nationalbank in Sofia 800000 Lewa zu entnehmen und den Ostrumeliern „für gemeinnützige Zwecke" vorzustrecken. Mit den Vertretern der fremden Mächte stand das liberale Kabinet weniger gut als das konservative, und Zankows Verhalten gegen Graf Khevenhüller, den diplomatischen Agenten Österreichs in Sofia, wurde Anlaß zum Sturze des erstern. Österreich hatte, als die „Donaukommission" in Galaz zusammentreten sollte, Zankow durch Khevenhüller befragen lassen, ob er gegen sein Verlangen, daß ihm dort die Präsidentschaft mit Ausschlag gebender Stimme übertragen werde, etwas einzuwenden habe. Er hatte dies verneint, trotzdem aber stimmte der Vertreter Bulgariens, ein Bruder Zankows, als die Kommission sich zur Beratung vereinigte, gegen das österreichische Projekt, und nun schrieb der Fürst eine Note an den Ministerrat, in welcher er sich beklagte, Zankow habe Bulgarien kompromittirt. Dieser gab darauf seine Entlassung, ließ sich dann aber von seinen Kollegen überreden, im Kabinet zu verbleiben. Er trat nur die Präsidentschaft und das Äußere an Karawelow ab und wurde Minister des Innern. Erst als nach mehreren Wochen der Fürst

von Karawelow, „um die Würde der bulgarischen Regierung aufrecht zu erhalten," ausdrücklich die Entfernung Zankows aus dem Ministerium forderte, wurde dieser genötigt, zu gehen, aber sofort wählte ihn das Sobranje zum Vorsitzenden seiner agrarischen Kommission. Minister des Innern wurde an seiner Stelle Slaweikow.

Auch mit Karawelow ließ sich auf die Dauer nicht auskommen. Duldete er doch Ansammlungen von Nihilisten im Lande und unterschlug er doch Briefe seines Fürsten. Die Herrschaft der Liberalen mußte überhaupt ein Ende nehmen, und zu dem Ende die Verfassung geändert werden. Nach der Ermordung Alexanders II. reiste der Fürst nach Petersburg, um den neuen Kaiser zu begrüßen und zugleich dessen Genehmigung der Absichten einzuholen, die ihm jene Notwendigkeiten eingaben. Es fiel ihm bei Alexander III. nicht schwer, sie zu erlangen, zumal da auch Giers sich auf seine Seite stellte. In Wien, wo er auf der Rückreise vorsprach, scheint man ihm ebensowenig Schwierigkeiten gemacht zu haben, und so wurden denn die Liberalen am 9. Mai 1881 durch eine Proklamation an den Straßenecken überrascht, in der es hieß: „Bulgaren, ich habe die Verfassung beschworen und meinen Eid gehalten... Aber wenn derselbe Unverletzlichkeit der Verfassung und der Gesetze des Fürstentums fordert, so verpflichtet er mich auch, in allen meinen Handlungen die Wohlfahrt und das Heil des Landes im Auge zu haben. Es ist aber im Interesse der Wohlfahrt und des Heiles von Bulgarien, wenn ich es als heilige Pflicht betrachte, meinem Volke feierlich zu erklären, daß der gegenwärtige Stand der Dinge mir die Erfüllung meiner Aufgabe unmöglich macht. Indem ich mich auf die Rechte stütze, die mir die Verfassung verleiht, habe ich beschlossen, in kürzester Frist das Golemo Sobranje (die allein zur Änderung des Grundgesetzes befugte Landesversammlung) einzuberufen, um ihm mit der Krone zugleich die Geschicke des bulgarischen Volkes zurückzustellen. Um die materielle Ruhe zu verbürgen, der Bevölkerung Zeit zur Überlegung des von ihr zu fassenden Entschlusses zu verschaffen und die Freiheit der Wahlen zu sichern, habe ich meinen Kriegsminister General Ehrnroth beauftragt, ein neues Kabinet zu bilden, das aber nur bis zur Entscheidung des Golemo Sobranje regieren soll. Nur in dem Falle, daß dieses die Bedingungen unterschreibt, die ich als für die Regierung des Landes unerläßlich ansehe und die ich bezeichnen werde, ... kann ich die Krone Bulgariens weiter tragen... Entgegengesetzten Falles bin ich entschlossen, den fürstlichen Thron zu verlassen, mit Bedauern zwar, aber überzeugt, meine Schuldigkeit bis zu Ende gethan zu haben."

Am 20. Mai nannte der Fürst in einem offenen Briefe an Ehrnroth die Bedingungen, zwischen deren Annahme und seiner Abdankung das Golemo Sobranje zu wählen haben sollte. Sie lauteten: „1. der Fürst Alexander I. von Bulgarien ist für die Dauer von sieben Jahren mit außerordentlicher Macht bekleidet: er wird befugt sein, Gesetze zur Schaffung neuer Einrichtungen zu erlassen, in

allen Zweigen der innern Verwaltung Verbesserungen einzuführen und den regelmäßigen Gang der Staatsmaschine zu sichern; 2. die außerordentliche Session des Sobranje ist für dieses Jahr vertagt, und das für letzteres votirte Budget hat Gesetzeskraft auch für das nächste; 3. der Fürst hat das Recht, vor Ablauf der sieben Jahre das Golemo Sobranje ad hoc einzuberufen, damit es die Verfassung auf Grund der abgeschlossenen Einrichtungen und der Erfahrung revidire."

Ehrnroth hatte die Ministerpräsidentschaft auf Befehl seiner Regierung in Petersburg übernommen, die auch ihren diplomatischen Vertreter in Sofia, Kumany, der sich mit den Liberalen auf guten Fuß gestellt hatte, abrief und durch Hitrowo ersetzte, welcher den Auftrag erhielt, den Fürsten zu unterstützen — eine Instruktion, der er mit Eifer nachkam. Die Wahlen für das Golemo Sobranje wurden von der Regierung aufs stärkste beeinflußt, die Liberalen mit allen Mitteln eingeschüchtert, verdächtige Beamte abgesetzt oder wenigstens streng überwacht, oppositionell gesinnte Städte in Belagerungszustand erklärt, der Fürst unternahm eine Rundreise durch das Land, bei welcher der ihn begleitende Hitrowo den Bauern sagte, der Zar wünsche, daß man nicht mehr dem verderblichen Einflusse „dieser liberalen Schulmeister folge, die man erschießen sollte." Die Folge aller dieser Maßregeln war, daß aus den Wahlen 304 Konservative und nur 25 Liberale hervorgingen, und daß das Golemo Sobranje, das man nicht in dem liberalen Tirnowo, sondern in Swischtow tagen ließ, die drei Bedingungen des Fürsten ohne Debatte annahm und dann auseinander ging. Alexander I. war damit bis auf weiteres aus einem parlamentarisch aufs äußerste eingeschränkten Regenten zum Diktator geworden.

Die deutsche Landliga und ihre Bestrebungen.

(Fortsetzung.)

3.

Eine landwirtschaftliche Hypothek kann dreierlei Entstehungsgründe haben. Entweder der Eigentümer war, wie bereits erwähnt, bei Erwerbung des Gutes nicht in der Lage, den ganzen Kaufpreis zu bezahlen und blieb daher einen Restbetrag in Form einer Hypothek oder eines Restkaufschillings schuldig. In diesem Falle ist es augenscheinlich, daß die Zinsen der Hypothek garnicht in die Wirtschaftsrechnung gehören, sondern lediglich der Bodenrente zur Last fallen. Der Eigen-

tümer arbeitet mit fremdem Kapital, er hat ein Geschäft unternommen, welches seine Kräfte übersteigt, und er muß daher darauf gefaßt sein, bei ungünstiger Konjunktur aus dem Geschäfte gar keine Rente zu ziehen, ganz wie ein Kaufmann in ähnlicher Lage.

Denken wir uns, ein Gut im Ankaufspreise von 300000 Mark sei zu 10500 Mark zu verpachten, so trägt es dem Eigentümer $3\frac{1}{2}$ Prozent, was bei einer Vermögensanlage in Grund und Boden als eine befriedigende Rente gelten kann. Ist aber der Eigentümer auf den Kaufpreis 200000 Mark schuldig geblieben und muß er für diese Hypothek $4\frac{1}{2}$ Prozent, also 9000 Mark, zahlen, so bleiben ihm für die 100000 Mark, die er zum Ankaufe ex propriis verwendet hat, nur 1500 Mark, also nur $1\frac{1}{2}$ Prozent. Es ist dann verzeihlich, daß er über schlechte Zeiten klagt, nur darf er die Landwirtschaft nicht für seinen Notstand verantwortlich machen.

Eine andre Entstehungsquelle der Belastung ist der Bedarf des Eigentümers für seinen Lebensunterhalt, wenn derselbe die Gutseinkünfte übersteigt, sei es, daß bei mäßigen Ansprüchen das Gut nicht groß genug ist, sei es, daß ungerechtfertigter Luxus oder Unglücksfälle im Privatleben das Defizit veranlaßt haben. Wenn nun eine solche schwebende Schuld in eine Hypothek auf das Gut verwandelt wird, so ist dies ganz willkürlich, die Schuld hat mit dem Gute keinen innern Zusammenhang, sie wird dem Gute nur darum aufgebürdet, weil der Eigentümer keine andre Mittel hat, sie zu decken, oder weil ihm diese Form des Kredits das bequemste Mittel ist. Er muß sich darein fügen, daß seine Bodenrente um die Zinsenlast geringer wird, aber er darf für seinen daraus entstehenden Notstand nicht die Landwirtschaft verantwortlich machen.

Es muß hervorgehoben werden, daß diese beiden Arten hypothekarischer Verschuldung ihrer Natur nach eine Quelle zunehmender Verarmung sind, daß die betreffenden Eigentümer — von besondern Glücksfällen abgesehen — kaum eine Hoffnung haben, ihre Lage aus eignen Kräften zu verbessern, und daß sie daher geneigt sind, fremde Hilfe, d. h. die Hilfe des Staates, in Anspruch zu nehmen, zumal wenn — wie dies häufig der Fall ist — sie ihre gedrückte Lage nicht selbst verschuldet, sondern von ihren Vorfahren überkommen haben. Es ist aber einleuchtend, daß der Staat nicht berechtigt ist, ihnen aus allgemeinen Mitteln zu Hilfe zu kommen, denn die Quelle ihres Notstandes ist rein privater und persönlicher Natur und hat mit der Bewirtschaftung des Bodens keinen innern Zusammenhang.

Eine dritte Art von Schulden wird auf Güter aufgenommen zu eigentlich wirtschaftlichen Zwecken, für Urbarmachung, Trockenlegung, Bewässerung oder sonstige Verbesserungen oder zur Vermehrung des toten und lebenden Inventars oder überhaupt des Betriebsfonds. Solche Schulden sind wesentlich produktiver Natur, sie erhöhen das Erträgnis des Gutes und können daher auch aus demselben getilgt werden. Sie drücken nicht auf die Wirtschaft, sie saugen

den Nutzen derselben nicht zu Gunsten eines eingebildeten Kapitals auf, sondern sie erhöhen denselben.

Aus den vorgetragenen Gründen kann man nur den Schulden der dritten Art, nennen wir sie Meliorationsschulden, die Berechtigung zuerkennen, in Hypotheken verwandelt zu werden, wogegen die beiden andern Gattungen sich mit Unrecht an die landwirtschaftlichen Grundstücke anklammern, wie eine parasitische Pflanze an einen Baum, zu dessen Wachstum sie nichts beiträgt, dessen beste Säfte sie aber aufsaugt.

Würde man eine Ermittelung anstellen über die Entstehungsursache der landwirtschaftlichen Hypotheken, so würde man unzweifelhaft finden, daß die unendliche Mehrzahl derselben zu denjenigen gehören, die wir Parasiten genannt haben. Ich muß mich daher für einen Gegner jeder sogenannten Erleichterung des Realkredits erklären, insoweit er den parasitischen Hypotheken zu Gute kommen würde. Jede gesunde Reform muß vielmehr damit beginnen, diese Schulden abzustoßen, und dazu mag der Staat seine Mitwirkung nicht versagen.

Die Möglichkeit so hoher Verschuldung liegt allein in der unnatürlichen Höhe der Gutspreise. Es wird immer eine schwierige, vielleicht unmögliche Aufgabe sein, den Landwirten, soweit sie selbst Eigentümer sind, begreiflich zu machen, daß der Grund ihrer Notlage wesentlich in dem hohen Preise ihrer Güter liegt. Denn teils verwechseln sie den Preis, dessen Höhe von äußern Verhältnissen abhängt, mit dem Werte, den das Gut als Faktor der Wirtschaft hat; teils belebt sie die Hoffnung, daß ein Verkauf zu solchem Preise ihre letzte Rettung sei, wobei dann freilich dem neuen Erwerber die Schlinge um den Hals geworfen wird und die Rettung nur darin besteht, daß ein Notleidender an die Stelle des andern tritt. Dem ungeachtet dämmert die Wahrheit auch im Kreise der Agrarier, wozu die Bewegung für das bäuerliche Anerbenrecht und für die sogenannte Inkorporation des Realkredits den Beweis liefert.

Den beiderlei Vorschlägen liegt der richtige Gedanke zu Grunde, daß an der schwierigen Lage der Landwirte vor allem die Höhe der Preise schuld trage, zu welchen die Güter übernommen werden, d. h. die Höhe der Grundrente, und daß deswegen eben hier der Hebel angesetzt werden müsse. Allein die vorgeschlagnen Maßregeln berühren, auch wenn sie allgemein durchgeführt werden könnten, die Sache doch nur an der Oberfläche und können daher nur teilweise und vereinzelte Linderung der Übelstände bringen. Das Anerbenrecht bezieht sich nur auf den Bauernstand und hat nur den Besitzwechsel in Todesfällen zum Gegenstande. Es will zunächst eine zu weitgehende Teilung der Güter vermeiden, indem es ungeteilten Übergang des Hofes auf einen einzigen Erben erstrebt. Dieser Erbe soll dann den Hof nicht zu dem Gemeinpreise übernehmen, sondern zu einem geringeren Preise, welcher sich nach dem ökonomischen Werte bemißt, einem Preise, welcher sich vielleicht dem oben als Meliorationswert bezeichneten nähern würde. Damit wäre allerdings das Gedeihen eines be-

stimmten Anerben gesichert. Allein für die Allgemeinheit ist damit wenig gewonnen. Denn dieser Anerbe kann ja seinen Hof zu dem höheren Preise des freien Marktes verkaufen, womit dann die Schlinge, von welcher ihn das Anerbenrecht frei gehalten hat, einem andern um den Hals geworfen wird. Solange der Preis der Güter nicht nur mortis causa, sondern auch inter vivos auf ein erträgliches Maß zurückgeführt wird, muß daher das Anerbenrecht, selbst in dem kleineren Kreise, auf den es berechnet ist, ohne nachhaltige Wirkung bleiben (ganz abgesehen von den Schwierigkeiten, welche es in Bezug auf die Abfindung der Miterben bietet).

Die — wenn ich nicht irre, zuerst von Schäffle empfohlene — Inkorporation der Güter greift die Sache von einer andern Seite an. Diese Richtung erblickt den hauptsächlichsten Sitz des Übels in der übermäßigen Belastung der Grundstücke mit Hypotheken. Es sollen deshalb die Gutsbesitzer in Zwangsgenossenschaften vereinigt werden, welche die Höhe der zulässigen Belastung bestimmen. Der konservative Abgeordnete von Erffa drückte sich in der Sitzung vom 12. April d. J. in dieser Beziehung unter Beifall der rechten Seite des Hauses folgendermaßen aus: „Die jetzige Form des Kapitalkredits für die Landwirtschaft halte ich für ein Unglück; auch Freiherr vom Stein ist derselben Ansicht gewesen. Der Kapitalkredit für den Grundbesitz dürfte nur bis zu einer gewissen Grenze erlaubt sein. So gut wir ein Staatsschuldbuch haben, könnten wir auch Landschuldbücher für die einzelnen Provinzen einrichten, wonach der Grundbesitz nur bis zu einer gewissen Höhe mit unkündbaren, amortisirbaren Renten belastet werden dürfte. Die Individualhypothek müßte so ganz aufhören. Ich halte den jetzigen Zeitpunkt für eine derartige Reform, wegen des niedrigen Zinsfußes, für ganz besonders geeignet."

Wenn man nun auch ganz absehen will von der, wie mir scheint, unüberwindlichen Schwierigkeit, die Grundbesitzer, insbesondre die meist überschuldeten kleinen, auf die es doch in erster Linie abgesehen sein muß, zum Beitritt in solche Genossenschaften zu bewegen, da auch ein gesetzlicher Zwang ohne vorherige Entlastung der Gezwungenen auf Staatskosten bis zu der von der Genossenschaft zu bestimmenden Maximalgrenze ohne Erfolg bleiben müßte, wenn man, sage ich, auch von diesen Schwierigkeiten absehen will, so ist es doch gewiß, daß eine solche Maßregel nicht das Übel selbst, sondern nur ein einzelnes Symptom desselben angreifen würde. Denn die Möglichkeit höherer Hypothekarbelastung ist ja nur eine Folge der hohen Gutspreise, und diese hohen Preise wiederum sind lediglich eine Folge der Monopoleigenschaft des Grundeigentums. Auch würde die Maßregel ohne Wirkung auf die hypothekenfreien Gutsbesitzer bleiben, die nach wie vor ihre Wirtschaftsrechnung mit der hohen Rente ihres hohen Gutspreises belasten müßten; ebensowenig würden die Pächter Vorteil davon haben, da die Grundbesitzer nach wie vor auf einem Pacht bestehen würden, welcher eine genügende Verzinsung des im Gute angelegten Kapitals bildet.

Allerdings würde, wenn es gelänge, alle Gutsbesitzer in jenen Zwangsgenossenschaften zu vereinigen, vielleicht mit der Zeit auch eine Minderung der Gutspreise eintreten können, insofern die Zahl der Kaufliebhaber um diejenigen vermindert werden würde, welche ohne eine stärkere Inanspruchnahme des Realkredits, als ihn die Genossenschaft gestattet, nicht zu kaufen vermögen. Allein es ist doch sehr fraglich, ob diese Wirkung in einem auch nur annähernd zulässigen Verhältnisse zu dem Opfer stehen würde, welches Staat und Steuerzahler bringen müßten, um die Entlastung der inkorporirten Grundstücke bis zur gesetzlichen Maximalgrenze zu ermöglichen.

Ob es gelingen könnte, das Mehr der zulässigen Realbelastung unter solidarischer Haftung der Genossenschaften in Personalkredit zu verwandeln, wage ich nicht zu entscheiden; aber auch in diesem Falle würde eine gründliche Heilung des Übels nicht zu erwarten sein, sondern nur die Linderung eines Symptoms desselben. Gewiß ist es hart, einer so zahlreichen und achtungswerten Klasse, wie es die Grundbesitzer sind, das Bekenntnis abzunötigen, daß ihr Eigentum den ökonomischen Wert nicht mehr habe, den sie sich berechtigt glauben, demselben beizumessen. Aber Thatsachen sind unerbittlich und grausam, und es läßt sich von ihren Forderungen nicht leicht etwas abhandeln.

In welcher Weise, auf welchem Wege das große Problem seine Lösung finden wird, wer möchte das zu sagen wagen! Daß solche homöopathische Mittel wie Anerbenrecht und Inkorporation sehr wesentlich zur Lösung beitragen könnten, ist meines Erachtens stark zu bezweifeln. Übrigens berühren sie auch nur die eine Seite des Problems, nämlich die Entfernung der hohen Grundrentenkapitalzinsen aus der Wirtschaftsrechnung, und dieses Ziel könnte im Laufe der Zeit vielleicht ebensowohl durch allmähliches Absterben des Monopolwertes erreicht werden, d. h. die Erkenntnis, daß für die Grundrente nicht mehr verlangt werden kann, als was die Wirtschaft übrig läßt, könnte allgemeine und praktische Geltung finden. Alsdann würden sich die großen und kleinen Landwirte zwar mit den niedrigen Getreidepreisen abfinden können und die Not der Landwirtschaft würde verstummen, allein die weitere Frage, welche Stelle der Grund und Boden eines Landes für die Gesamternährung des Volkes zu spielen habe, und ob der Grund und Boden der Aufgabe auf die Dauer enthoben bleiben dürfe, einem Gesamtbedürfnis und nicht nur Einzelzwecken zu dienen, ob es nicht sein Beruf sei, eine zahlreiche Klasse von Menschen, die jetzt an der äußersten Grenze möglicher Armut stehen, zu behäbigen, konsumtionsfähigen Wirten umzuwandeln, welche die gegenwärtige und, wie ich glaube, von unsern Zuständen untrennbare Überproduktion der Industrie besser als alle Ausfuhr beseitigen könnten, diese Seite des Problems bliebe noch immer gleich weit von der Lösung entfernt. Das Problem aber besteht und seine Lösung wird uns nicht erspart werden, dafür sorgen Sozialdemokratie und Anarchismus, und daß damit nicht über die Gebühr gezögert werde, daran mahnen Charleroi und

Amsterdam, und schon deshalb wird es uns nicht gestattet sein, uns zu Vorschlägen, wie sie Henry George, Stamm, die Landliga und viele andre machen, einfach ablehnend zu verhalten. Mir scheint, daß, wie in andern großen politischen und sozialen Fragen, auch in dieser England uns vorausgehen wird. Denn in diesem Lande liegen die Verhältnisse am einfachsten und am klarsten zu Tage. Die widerstreitenden Interessen der Grundherren und der Landwirte sind nicht wie bei uns verquickt, wo Wirt und Grundherr meist in einer Person zusammentreffen, wo ein zahlreicher Stand kleiner Eigentümer an der Erhaltung ihres Monopols nicht weniger beteiligt zu sein glaubt als die Großbesitzer. In England stehen sich Gutsherren und Pächter als zwei vollkommen getrennte Klassen gegenüber, die sich mit offnem Visir bekämpfen und die ihre Waffen nicht lediglich aus einem agrarischen Arsenale nehmen. Denn in England, wo Grundbesitz, Toryismus und Whigismus so ziemlich das Gleiche bedeuten, dem die Neuliberalen und Radikalen gegenüberstehen, ist der Kampf zugleich ein politischer und wird mit allen den Waffen geführt werden, welche in politischen Kämpfen herkömmlich sind, zugleich aber auch mit jener Weisheit, welche die englischen Staatsmänner von jeher ausgezeichnet hat und namentlich die herrschende Aristokratie zum Nachgeben willig macht, wenn es sich darum handelt, einer Revolution durch eine Reform vorzubeugen.

4.

In England liegt das Problem des Monopols insofern zwar einfacher, als, wie bemerkt, Grundherren und Pächter getrennte Klassen sind. Dafür ist es umso inniger verwachsen mit der Latifundienfrage, indem sich der gesamte Boden von England, Schottland und Irland im Besitze nur weniger Personen befindet. In Irland teilen sich 19547 Personen in 90 Prozent des Bodens und hundert derselben besitzen mehr als ein Fünftel des Landes. England zählt 270000 Grundeigentümer, von welchen 520 volle 55½ Prozent des Bodens zu Eigentum haben. In Schottland besitzen nur zwölf Personen 70 Prozent des Bodens!

Mindestens zwei Drittel allen Landes ist Fideikommis. Diese Gebundenheit beruht indessen nicht auf Gesetz, sondern auf Privatstiftungen, die zwar in jeder Generation aufgehoben werden können, von den Familien aber mit englischer Zähigkeit aufrecht erhalten werden. Es befinden sich daher die englischen Güter größtenteils seit Generationen im Besitze derselben Familien. England ist nicht vermessen, es besitzt keine Grundbücher und es giebt daher auch keine unanfechtbaren Eigentumstitel. Verkäufe sind außerordentlich umständlich, erfordern jahrelange Nachforschungen durch Advokaten, die überaus kostspielig sind und doch keine absolute Sicherheit gewähren. Aus denselben Gründen sind auch Hypotheken eine für den Gläubiger sehr gefährliche und daher seltene Erscheinung.

Die Güter sind meistens sehr groß, sie werden nur selten von dem Eigenmüter selbst bewirtschaftet, sondern werden in Pacht gegeben; die Verbesserungen aber gehen in England (nicht auch in Irland) auf Kosten des Grundherrn; die Verpachtung und den Verkehr mit den Pächtern besorgen die sogenannten Landagenten, deren Verwaltung, wohl einschließlich der Verbesserungen, 25 bis 50 Prozent der Pachtzinsen verschlingen soll. Wenn die Güter auch nicht mit Hypotheken belastet sind, so sind die Eigentümer doch nicht selten tief verschuldet, namentlich durch Verpflichtungen an Familienglieder, durch Gemeindesteuern und manche kostspielige soziale Verpflichtungen, denen sich der Gutsherr nicht entziehen kann. Trotzdem kommen Zwangsverkäufe nur selten vor, teils weil die Eigentümer sich mit jeder erdenklichen Anstrengung durchzuwinden suchen, teils weil bei der Unsicherheit der Besitztitel und der Schwierigkeit, mit Hilfe fremden Kapitals zu kaufen, was übrigens auch von der Sitte nicht gern gesehen wird, die Zahl der Kaufliebhaber nur klein sein kann.

Alle diese Umstände machen die Stellung eines englischen Grundherrn sehr verschieden von der eines deutschen Guts- oder selbst Latifundienbesitzers. In dem Engländer ist das Bewußtsein rege, daß er, daß seine Familie mit dem Gute verwachsen ist, daß er dasselbe selbst in Besserung zu halten hat, daß der Pächter im Grunde seine, des Gutsherrn, Geschäfte besorgt. Es ist daher die Überzeugung stark in ihm entwickelt, daß er ein Unternehmer sei und daß sein Geschäft nicht lediglich von hoher Verpachtung, sondern vorwiegend von dem Gedeihen der Wirtschaft abhängig sei. Dafür liefert die fast siebenjährige Mißwachsperiode von 1875 bis 1881 interessante Beweise. Der bändereiche Bericht einer königlichen Untersuchungskommission hat für die Eigentümer nur wenig Worte, obwohl sie alle in die größten Verluste und viele in die ärgste Bedrängnis geraten sind. In jedem deutschen oder überhaupt kontinentalen Berichte über ähnliche Zustände würde die Zahl der Zwangsveräußerungen, die wachsende Verschuldung der Güter mit der größten statistischen Ausführlichkeit nachgewiesen und für die Beseitigung solch unerhörter Übelstände die schleunige und energische Hilfe des Staates und der Gesetzgebung gefordert worden sein. Von dem allen ist in dem englischen Berichte nichts zu finden. Nur die üble Lage mancher Geistlichen hebt er hervor, die, weil sie keine Pächter für ihr Gut mehr finden konnten, genötigt waren, die lediglich mit Grund und Boden dotirte Pfarrstelle zu verlassen. Im übrigen, wie gesagt, schweigt der Bericht von den Eigentümern, und man erwartete auch nicht von deren Bedrängnis viel zu hören, denn nicht um die Not der Bodenrente, der Eigentümer, sondern um die Not des landwirtschaftlichen Betriebes der Pächter handelte es sich, das sah jedermann ein, namentlich die Grundherren selbst. Sie ließen ihre Pächter nicht im Stiche, sie vermehrten die Verbesserungen, stundeten die Pachtzahlungen, ja erließen dieselben in vielen Fällen bis zu einem Drittel. Besonders interessant ist, was der Landagent des Herzogs von Bedford über seine Verwaltung in

den Jahren 1879 und 1880 vor der Kommission als Zeuge ausgesagt hat. Im ersteren Jahre wurden den Pächtern des Herzogs 50 Prozent, im zweiten 25 Prozent der Pacht erlassen. Die hierdurch verringerten Einkünfte waren im Jahre 1879 77320 Pfd. Sterl. und 1880 102025 Pfd. Sterl. Aber von diesen Restbeträgen wurden 1879 90,6 Prozent, 1880 67 Prozent für Steuern, Zehnten und andre ähnliche Lasten, sodann für Verwaltungskosten, Wiederherstellungen und Bauten verwendet, sodaß 1879 nur 9,4 Prozent und 1880 nur 33 Prozent der wirklich eingegangenen Pachteinnahme dem Herzoge zur Verfügung blieb. Der Zeuge bemerkt dazu, daß die Güter in vortrefflichem Zustand, und daß keine versäumten Wiederherstellungen oder Verbesserungen nachzuholen waren.

Nun ist freilich der Herzog von Bedford vielleicht der größte Grundherr Englands, aber es läßt sich doch von ihm auf die andern schließen, und begreifen, daß sie nicht alle in gleich günstiger Lage waren, eine so unerhörte Geschäftskrise, wie sie es gleichwohl gethan, zu verwinden.*) Der englische Gutsherr, der in der unendlichen Mehrzahl der Fälle nicht Käufer seines Gutes ist, sondern es im Erbgange überkommen hat, erblickt darin weniger ein Kapital von bestimmter Höhe, als vielmehr eine Rente, deren Höhe zwar in normalen Zeiten ziemlich ständig ist, weil die Pachtsummen — wie glaubwürdig versichert wird — im allgemeinen sehr mäßig bemessen sind. In Zeiten längeren Mißwachses aber sieht der Grundherr seine Rente mit verständiger Entsagung sinken, wie jeder andre Geschäftsmann.

In dieser Richtung möchten mir die Verhältnisse in England gesunder erscheinen als auf dem Kontinent. Dort ist die Bodenrente nicht unnatürlich durch künstlich geschraubte Gutspreise gesteigert; die Grundherren klagen nicht, wenn ihre Einkünfte sinken, über den Notstand der Landwirtschaft, sie verlangen weder Schutzzölle noch Bimetallismus, sondern bleiben überzeugte Anhänger des Freihandels und ihrer vortrefflichen Goldwährung. Sie suchen den Grund des Übels in den allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnissen und in der Art und Weise, wie der Grund und Boden verteilt ist. Und wenn der Anschein nicht trügt, so bereitet sich, wenn auch vielleicht von sehr langer Hand, eine mehr oder weniger radikale Reform vor, die jedoch in ihrer Großartigkeit die Briten kaum erschrecken dürfte.

Ich muß an dieser Stelle bemerken, daß die Verhältnisse in Schottland und Irland in vielen Beziehungen verschieden von denen des eigentlichen Englands sind. In Schottland und Irland werden Güter zwar ebensowenig von den Eigentümern selbst bewirtschaftet, sondern wie in England und Wales verpachtet. Allein die Pächter in Schottland und Irland bilden nicht, wie die

*) Vergleiche hierüber Nasse in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 1884, dem ich gefolgt bin.

Pächter Englands, eine kapitalkräftige Klasse von Unternehmern, sondern — namentlich in Irland — sind es kleine, armselige Leute, nicht viel besser als Tagelöhner, die weder die ihnen obliegenden Verbesserungen machen, noch den gewöhnlichen Schwankungen der Kornpreise widerstehen können.

In Schottland, wo die Arbeiter des Bodens vielleicht mehr den Namen von Hinterfassen als den von Pächtern verdienen, werden dieselben mehr und mehr der Landwirtschaft entfremdet, weil die Grundherren bei der verhältnismäßigen Unfruchtbarkeit des Berglandes es in ihrem Interesse finden, die eigentliche Landwirtschaft einzuschränken und Ackerland in Weide und Jagdgründe zu wandeln, wodurch dann zahlreiche Menschen zu andern Berufsarten, insbesondre zu der (übrigens sehr wenig lohnenden) Fischerei gedrängt werden, um ein äußerst kümmerliches Dasein zu fristen.

In Irland — nun, man kennt ja die dortigen Verhältnisse und die Verlegenheiten, die sie den Politikern Englands bereiten. Diese sogenannten Pächter zahlen einfach keinen Pacht und wehren sich gegen die Grundherren durch Boycottiren und heimlichen Mord. Die Not hat eine Höhe erreicht, an welcher alle Staatsweisheit zu scheitern scheint. Aber auch diese Not hat mit der Landwirtschaft nichts und mit den niedrigen Kornpreisen kaum etwas zu schaffen — dort sucht kein Engländer den Sitz des Übels, sondern lediglich in der Verteilung des Grund und Bodens. Kaum ein andres Land scheint so sehr zu landwirtschaftlichem Gedeihen vorausbestimmt wie Irland. Die außerordentliche Fruchtbarkeit seines Bodens, das milde Klima, die unmittelbare Nähe Englands, das in so hohem Maße der Einfuhr von Getreide bedarf — dies alles müßte ein ungewöhnliches Gedeihen der irischen Landwirtschaft begründen. Und doch ist das ackerbauende Volk ein Volk von Bettlern, die Grundherren sehen ihre Bodenrenten verdunsten, und Latifundien sind ein wertloser Besitz.

In Irland hat daher die Gesetzgebung zuerst Versuche des Einschreitens gemacht, die keineswegs ängstlich zu nennen sind. Man ist in den Gesetzen von 1880 dem Monopole der Grundherren sehr herzhaft zu Leibe gegangen; man hat ihnen die Entscheidung über die Höhe der Pachtsumme genommen, ihr Kündigungsrecht beschränkt und sie genötigt, dem abziehenden Pächter seine Verbesserungsauslagen zu ersetzen. Die Grundherren haben sich diese Eingriffe in ihr unzweifelhaftes Recht ruhig gefallen lassen, sie lassen das Rütteln an ihrem entwerteten Monopol ruhig geschehen und hoffen, daß der Plan Gladstones, die irischen Grundherren nach einem erträglichen Maßstabe zu expropriiren (Gladstone sprach von 150 bis 200 Millionen Pfd. Sterl.) über kurz oder lang zur Ausführung kommen werde. Wenn dem Gladstoneschen Projekte der Expropriation des Bodens alsdann noch die Bestimmung folgte, daß derselbe nicht in Privatbesitz zurückkehren dürfte, so wäre die Nationalisirung oder Verstaatlichung des irischen Grund und Bodens fertig und das große Problem wäre auf verhältnismäßig einfache Weise gelöst.

Und wenn auch durch den Sturz Gladstones ein Stillstand in diese Thätigkeit der Gesetzgebung eintreten wird, so ist doch die Richtung, welche dieselbe einhalten muß, für die Zukunft angegeben, und wird schwerlich wieder verlassen werden können. (Schluß folgt.)

Germanische Altertümer
aus den Bauerdörfern Nordungarns.

Von Karl Rhamm.

1. Durch slowakisches Land nach Deutsch-Praben.

Die Veranlassung zu meiner vorjährigen Sommerreise nach den deutschen Bauerdörfern bei Kremnitz in Nordungarn war eine eigentümliche. Im März des Jahres 1882 befand ich mich in Krain, um dort in dem deutsch-slawischen Grenzgebiete ethnographischen Untersuchungen nachzugehen. Von Veldes begab ich mich nach dem entlegenen Gebirgskessel der Wochein, wo ich in dem Hauptdorfe Windisch-Feistritz einige Tage Aufenthalt nahm. Dort fand ich im Wirtshause des Doktoritsch einen Bergingenieur G., der mit seiner Frau im obern Stock zur Miete wohnte und mir bei meinen Studien aufs liebenswürdigste zur Seite stand. Eines Abends, als wir uns über slovenische Verhältnisse unterhielten, brachte ich die Rede auf die bekannte Gewohnheit der nächsten Nachbarn und Verwandten der Slowenen, der Kroato-Serben, nicht in einzelnen Familien zu wohnen und zu wirtschaften, sondern auf dem altüberkommenen Grundbesitze in größern verwandtschaftlichen Verbänden möglichst lange ungeteilt zusammenzubleiben, auf die sogenannte Hauskommunion, Hausgenossenschaft, Zadruga. „Dasselbe können Sie, rief da G. zu meinem Erstaunen aus, bei uns in Ungarn unter den deutschen Bauern in Krickerhäu sehen, wo ich jahrelang als Bergbeamter zugebracht habe. Dort wohnt das ganze Geschlecht zusammen in einem großen Hause; unten ist die große Stube mit dem Ofen, darum ein Gestäng, an welchem eine Anzahl hängemattenähnlicher Wiegen für die kleinen Kinder befestigt sind; hier essen an einer Anzahl von Tischen die verschiednen Familien zu Mittag; nachts schlafen die Unverheirateten hier unten ohne Betten, ohne daß etwas Ungehöriges geschähe, denn in Krickerhäu herrschen die strengsten und reinsten Sitten; oben im Hause hat jede Familie ihr Schlafzimmer mit einer

Speisekammer gegenüber; die Kinder werden zwei Jahre lang gesäugt, so lange schlafen sie bei ihren Eltern. Das Ganze steht unter einem gewählten Vorstande."

G.s Mitteilungen waren für mich so überraschend, die Eigenart der geschilderten Zustände, mochten sie nun ein Auswuchs örtlicher Besonderheiten oder in der That, woran ich noch sehr zweifelte, aus Deutschland mitgebracht sein, erweckte mein Interesse so sehr, daß ich sogleich meine Geneigtheit bezeigte, mich möglichst bald an Ort und Stelle zu begeben, um selbst das Wunderbare zu sehen. Wenn Sie nach Krickerhäu gehen, ermahnte mich G., wenden Sie sich nur an meinen Freund, den Postmeister Woland, da werden Sie sehr gut aufgehoben sein!

Allerdings haben sich in neuester Zeit die Zeugnisse für eine frühere weitere Verbreitung der Hausgenossenschaft erheblich vermehrt; wir wissen, daß sie noch bis in die neuere Zeit in Frankreich vorkam, daß sie bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft unter den großrussischen Bauern allgemein war, aber gerade für unsre Vorfahren hat man die Möglichkeit eines ähnlichen Zusammenlebens schon aus psychologischen Erwägungen ablehnen wollen, man hielt es für unglaublich, daß der harte, spröde, selbstwillige Sinn des Deutschen sich dem Zwange einer solchen Gemeinwirtschaft hätte unterwerfen können, eine auf die Anschauung unsers heutigen Bauernlebens gebaute Überzeugung, der schon der alte Lepner in seinem Büchlein über das preußische Lithauen (1690) bei der Beschreibung des patriarchalischen Lebens im lithauischen Hause Ausdruck giebt. „Man muß sich verwundern — sind seine Worte — über die Einträchtigkeit dieser Leute. Bei dem deutschen Bauer gehet solches nicht an; da kann selten ein Sohn mit seinem Vater im Hause leben: dafern der Sohn dem Vater zur Hand geht, geschieht es doch nicht von der Schwiegertochter."

Daß indeß die Hausgenossenschaften trotzdem auch bei unsern germanischen Vorfahren in alter Zeit üblich gewesen sind, wird schon durch die bei Maurer, Geschichte der Frohnhöfe, S. 285 ff. gegebenen Nachweisungen außer Frage gestellt, und wenn bei ihm zunächst von den hörigen „Geschlechtern" der Frohnhöfe die Rede ist, so ergänzt diese Lücke Denman Roß (Early History of Land-Holding among the Germans S. 25, Anmerkungen, bes. 72) durch weitere Zeugnisse für den Stand der Freien. Ja noch im Anfang unsers Jahrhunderts scheint die Hausgenossenschaft nach den fast unzweideutigen Angaben Rußwurms (Eibofolke, Reval, 1855) bei den Inselschweden an den Küsten der Ostseeprovinzen verbreitet gewesen zu sein. „Auf Runö — sagt er § 219 — gehören vier bis fünf Familien zu einem Brote oder einer Gesellschaft, brö hïskap (im Wörterverzeichnis verdeutscht er brö mit Brot, gemeinschaftliche Kost, Haushalt, und vergleicht das Altschwedische i briaupi, im Brote, d. h. in der Familie) die durch enges Zusammenhalten und raschere Vollendung der gemeinsamen Arbeiten meist zu größerm Wohlstande gelangen." Dazu paßt freilich nicht recht, daß, wie er a. a. O. behauptet, alle schwedischen Bauergüter unteilbare

Majorate sind und die jüngern Söhne außer ein paar Stücken Vieh keinen Anspruch auf Abfindung haben. Übrigens ist dies das einzige sichere Zeugnis über ein jüngeres Vorkommen der Hausgenossenschaft in germanischen Landen, das ich habe auffinden können, denn das patriarchalische Regiment des Vaters über eine Reihe von verheirateten, mit ihm zusammenlebenden Söhnen, wie es sich in den Gebirgen Norwegens noch bis in die neueste Zeit nachweisen läßt, gehört streng genommen nicht hierher, wenn auch solche Gewohnheiten dem Geiste der Hausgenossenschaft sehr nahe stehen und im wirklichen Leben leicht in letztere übergehen können. Für Deutschland aber liegen derartige Zustände in nebliger Ferne, und wir dürfen dem Zufalle umso dankbarer sein, daß in einer Vorzeit, in der die Hausgenossenschaft ohne Zweifel bei uns noch im Schwange war, eine Anzahl Bauerschaften in eine öde, verlassene Gegend Ungarns geworfen worden ist, wo sie, inmitten einer fremdartigen Bevölkerung, unangefochten von den Fortschritten der Kultur, jene uralten Einrichtungen bis auf unsre Tage rein erhalten konnten. Daß Schwicker in seinem bekannten Werke über die Deutschen in Ungarn dieser Besonderheiten keine Erwähnung thut, ist weniger befremdlich, als daß sein Hauptgewährsmann für die nordwestungarischen Deutschen, der Wiener Professor Schröer, der sich zur Untersuchung der Mundart in den deutschen Dörfern aufgehalten hat, nichts davon weiß, obgleich damals, in den fünfziger Jahren, die Hausgenossenschaft daselbst noch nicht, wie heute, abgestorben war, sondern in vollem, blühendem Leben stand — schwer begreiflich, da noch heute ein Blick auf diese riesigen, offenbar nicht für eine Familie zugeschnittenen Geschlechtshäuser genügt, auf das Außerordentliche der Verhältnisse aufmerksam zu machen.

Meiner Absicht, Krickerhäu zu besuchen, stellten sich in den nächstfolgenden Jahren Hindernisse in den Weg. Mittlerweile schrieb ich an Woland, kündigte ihm meine Absicht an, einige Zeit bei ihm zuzubringen, und bat um einige weitere Nachrichten, die er mir bereitwillig übermittelte und von denen mich am meisten die Mitteilung interessirte, daß die berührten Lebensgewohnheiten sich nicht nur in Krickerhäu, sondern in allen deutschen Dörfern gefunden hätten.

Endlich, im Anfang August v. J., verließ ich Wien, um mich geradeswegs an Ort und Stelle zu begeben. Ein Morgenzug brachte mich nach Preßburg, wo ich nur so lange verweilte, um zu Mittag zu essen und den seiner Aussicht halber berühmten Schloßberg zu besteigen, dann fuhr ich noch denselben Nachmittag weiter nach Tyrnau, mitten in das Gebiet der Slovaken hinein, die den ganzen Nordwesten Ungarns bewohnen.

Die Anlage des alten deutschen Städtchens Tyrnau kann als Muster gelten für die meisten deutschen Stadtgründungen in Nordungarn überhaupt. Man kann sie mit einer jener langbeinigen Spinnen vergleichen, die unsre Kinder — ich bin kein Naturforscher — mit dem Namen Käkebein bezeichnen. Der Körper des Tieres, der den Kern der Stadt und der Bürgerschaft darstellt,

entspricht dem sogenannten Ringe, einem bald mehr viereckigen, bald runden, geräumigen Platze, manchmal von solchem Umfange, daß alle Verwendungen, die wir unsern Plätzen — mehr Stationen für die Straßenzüge — zu geben pflegen, dreimal darauf Raum fänden; den Ring umschließen die ansehnlichsten Gebäude der Stadt, darunter meist der Gasthof, insgesamt mehrstöckig. Von diesem Mittelpunkte laufen nach allen Seiten strahlenförmig die Straßen aus, die im ganzen nur mit einstöckigen, unbedeutenden, weißgetünchten Häusern besetzt sind. Man hat diese Bauart wohl als eine eigentümlich deutsche hinstellen wollen und beruft sich darauf, daß sie im ganzen nordöstlichen Deutschland verbreitet ist, indes findet sie sich hier meines Wissens nur auf altem Slawenboden und erinnert so auffallend an die bekannten Rundlingsdörfer der Wenden, daß ich mich zu der Annahme versucht fühle, daß diese Ringanlage unter den Wenden, die viel früher Städte besaßen als ihre deutschen Nachbarn, entstanden und von dem deutschen Bürgertume der Ostlande eben nur aufgenommen sei. Wir wissen nicht, wie die versunkene Wendenstadt Vineta gebaut war, aber ich bin überzeugt, wenn ein zweiter Schliemann, ausgerüstet mit den Hilfsmitteln des zwanzigsten Jahrhunderts, in das nasse Grab des Haffs hinabsteigt, so wird er sein Taucherschiff auf einem Ringe verankern, der jenem von Pilsen an Umfang nichts nachgeben wird.

Am folgenden Tage setzte ich meine Reise nach Norden fort, das Waagthal hinauf, das jedoch erst gegen Trentschin hin den Charakter eines von Gebirgshängen umschlossenen Thalspaltes anzunehmen beginnt. Ich hatte eine Fahrkarte bis Sillein genommen, dem nördlichen Endpunkte dieser Strecke, indes der Anblick des Trentschiner Schlosses, das auf steilem Felsen unmittelbar über dem Bahnhofe aufsteigt und dessen hübsche Anlagen fast überschattet, fesselte mich so gewaltig, daß ich die Fahrt unterbrach. Ich eilte schnell zu dem Gasthofe, um meine Sachen abzulegen, und beschritt sofort den Fußpfad, der gleich hinter den Häusern der gegenüberliegenden Straßenseite den hier zugänglicheren Berg erklimmt. Die alte Veste des weiland König Zapolya ist gerade so weit zerstört, um allen künstlerischen Anforderungen an eine schöne Ruine zu genügen, und doch nicht zu sehr, um dem hochlöblichen Magistrate das Vergnügen zu verderben, das Ganze unter Schloß und Riegel zu legen und die Schlüssel einem Kastellan anzuvertrauen, der in einem kleinen Häuschen daneben auf der Lauer liegt, übrigens ein so elend und kränklich aussehender Bursche, daß man mit frommer Ergebung seinen Schwall von Geschichtszahlen anhört und ihm mit Vergnügen die gebührenden Zehner in die Hand drückt. Oben machte ich die Bekanntschaft einer Gattung von Reisenden, wie sie selbst in unserm reisefertigen Zeitalter nicht gerade häufig vorkommen mag: es war eine böhmische Dame ungarischer Herkunft, in mittleren Jahren, aber noch wohl anzuschauen, die ihrem Sohne, anscheinend einem Primaner, zuliebe eine Fußreise von Mähren her über die Grenzgebirge hierher unternommen hatte, eine Reise im romantischsten

Stile, da die kühnen Reisenden in den unwirtlichen Bergen ihre Nachtherberge bei Bauern hatten suchen müssen. Von hier wollten sie nach der Tatra gehen.

Das Schloß Trentschin ist, wie schon gesagt, eine Ruine, wie sie im Buche steht. Da sind die geborstenen, zerklüfteten Mauern, da sind die öden Fensterhöhlen aus denen das Grauen schauen könnte, wäre nicht der Ausblick so herrlich ringsum auf die vielgestaltigen, über- und untereinander geschobenen Berggelände, die bald in behäbigerem Fall zu bebauten, von einzelnen Dörfern und Kirchen belebten Hängen sich ausbreiten, bald zu waldbedeckten, dunkeln Bergketten anschießen. Da ist der hochragende Bergfried mit seiner lebensgefährlichen, innen angebrachten Hühnerstiege, die uns auf die weit auslugende Platform führt, da ist das Verließ mit seinem Moderduft, da ist die Kapelle. Da ist der tief in den lebendigen Stein gehauene Brunnen, da ist endlich, wie sich schickt, die Sage, die sich an eben diesen „Brunnen der Liebe" knüpft. Während der Türkenkriege fiel, so erzählt man, die Gemahlin eines türkischen Paschas einer Streifschaar des Schloßherrn in die Hände, und dieser verlangte als Lösung, daß der liebende Gatte ihm durch türkische Werkleute einen Brunnen bauen ließ, was denn auch geschah.

In dem kleinen Städtchen Sillein (Zsolna), wohin ich folgenden Tages gelangte, nahm ich einige Tage Aufenthalt, um vorläufige Erkundigungen einzuziehen und mich über die weitere Richtung der Reise schlüssig zu machen. Ich mietete mich auf dem von Laubengängen umgebenen Ring in dem „Herren-Gasthof" ein, der indes seiner pomphaften Aufschrift wenig Ehre machte, wie man denn überhaupt hier oben in den Orten, wo einer Garnison und deren kulinarischen Bedürfnissen nicht Rechnung getragen zu werden braucht, nicht besonders aufgehoben ist. Der Zug der Zivilisation und der guten Köchinnen geht eben donauabwärts und läßt die öden Gebirge des Nordens beiseite. Sillein ist ein stiller Ort, dem man nicht anmerkt, daß es ein wichtiger Bahnknotenpunkt ist, insofern die Waagthalbahn, die sich hier, dem Laufe des Flusses folgend, scharf nach Osten wendet, einen Zweig nach Norden über den Jablunkapaß nach Oderberg entsendet, zum Anschluß an die deutschen Bahnen. „Die Eisenbahn hinterläßt uns — können die Silleiner mit einem krainischen Bauer sagen — nichts als stinkenden Rauch." Nur zur Zeit des Wochenmarktes belebt sich der Ort mit einer Menge slowakischen Bauernvolks, das mit seinen echten Volkstrachten und seinen fremdartigen, bald mehr wilden, bald scheu und ordinär blickenden Gesichtern die Bogengänge des Ringes füllt und unter andern in Menge einen wunderbaren Käse feilbietet, der, von der Härte eines Geschosses, in ausschweifend barocke Formen gebracht, mit Kerbschnitten und Arabesken geziert, verdient, in unsern ethnographischen Museen aufgestellt zu werden, wo er vielleicht in Gefahr geriete, von einem gelehrten Forscher für einen neuen Negerfetisch erklärt zu werden.

Ehe ich Sillein verlasse, möchte ich zu Nutz und Frommen derjenigen, die

etwa Lust verspüren sollten, gleich mir unsre verlassenen Landsleute zu besuchen, einige Worte über die Lage und Verbindung ihrer Niederlassungen beifügen. Die deutschen „Haudörfer," so genannt, weil ursprünglich entstanden durch Aushau im wilden Wald, woher auch die häufige Endung der Dorfnamen auf -häu, Krickerhäu, Hanneshäu, Glaserhäu u. s. w., liegen im Nordwesten der alten Bergstadt Kremnitz, da wo die Gespanschaften von Bars, Neutra und Turoz mitten im Gebirge zusammentreffen. Zerstreut über einen ziemlichen Raum, etwa fünfzehn bis zwanzig Quadratmeilen, hin und wieder durchsetzt von slowakischen Ortschaften, mögen sie, die mehr oder minder slawisirten eingerechnet, etwa 30 000 Seelen zählen, welche meist in großen, einstraßigen, oft auf stundenlange Erstreckung ausgezogenen Dörfern von 1- bis 2000 Einwohnern und darüber angesiedelt sind. Von Norddeutschland führt die beste Verbindung über Sillein, hier aber scheiden sich die Wege. Entweder man fährt mit der Bahn nach Osten und von Ruttka südlich auf Kremnitz, wobei man dicht vor der Stadt in den Stationen Stuben, Turz und Berg deutsche Dörfer berührt und Glaserhäu (Skleno) rechts liegen läßt. Von der weiter zurück gelegnen Station Znyó Váralya kann man, immer rechter Hand von der Bahn, wie ich es gethan, das Dorf Münichwies besuchen und auf einer neu eröffneten Chaussee über die Berge nach den westlicher gelegnen Ansiedlungen Gaidel und Deutsch-Praben herabsteigen. Eben dahin aber kann man von Sillein gelangen, wenn man die geradeswegs nach Süden über den hohen Berg Klak führende Landstraße einschlägt, welche mit Ausnahme der etwa $1^1/_2$ Meilen langen Strecke von dem Markt Rajecz bis Laesko, wenn ich nicht irre, von der Post befahren wird. Von dem reindeutschen Städtchen Deutsch-Praben führt die Poststraße weiter über den Markt Priewitz (Privigye) hinab nach Nagy-Belicz (Groß-Belitz), der Endstation der von Süden heraufziehenden, bei Tótmegyer von der Richtung Presburg-Budapest abzweigenden Eisenbahn, die den Zugang von Süddeutschland her vermittelt und demnächst zur großen Erleichterung des Verkehrs bis Znyó Váralya fortgeführt werden soll. Ein Übelstand ist es, daß das größte und wichtigste der Haudörfer, das abgelegene Krickerhäu, in der geraden Mitte zwischen Kremnitz und Priwitz nur mit letzterem Orte Postverbindung hat, von Kremnitz jedoch eigentlich nur auf einem etwa vierstündigen Fußmarsch zu erreichen ist. Ich bemerke gleich hier, daß man weitere Nachrichten über die Haudörfer bei Schwicker und dem von ihm benutzten Schröer (vergl. außer den bei Schwicker S. 240 aufgeführten frühern Aufsätzen Schröers noch sein einen Teil des offiziellen Berichts der Wiener Weltausstellung bildendes, auch besonders erschienenes Schriftchen: „Das Bauernhaus." Wien, 1874), nachlesen mag, ich beschränke mich im folgenden grundsätzlich auf meine eignen Erlebnisse.

Obgleich Sillein, wie man sieht, noch ziemlich entlegen von den deutschen Dörfern ist, konnte ich doch schon hier eine volle Bestätigung der mir über das

Vorkommen der Hausgenossenschaft gemachten Angaben finden. Aber auch bei den Slowaken ist dieselbe, so hörte ich, früher in Übung gewesen, wenngleich nicht in demselben Umfange wie bei den Deutschen, was man aus ihrer mehr störrischen, weniger verträglichen Gemütsart erklärt. Nach einem alten Ungar mit weißem Bart, der schon in den polnischen Freiheitskämpfen der dreißiger Jahre gefochten hatte, herrschte die Hausgenossenschaft früher hier überall in den Gebirgen, ist aber heute so gut wie verschollen; auch hier bestätigt sich die Erfahrung, die man in den südslawischen Gebieten, Kroatien, Serbien, wie in Rußland gemacht hat, daß die Auflösung der gemeinsamen Wirtschaft von der verderblichsten Wirkung auf den Wohlstand der Bauern gewesen ist: ein Haus, das vorher hundert bis zweihundert Schafe weiden ließ und mehrere Joch Ochsen für die Pflugarbeit zur Verfügung hatte, ist heute in kleine Stücke zerschlagen, von denen keines seinen Mann nährt, keines ihn vollständig beschäftigen kann.

Um wenigstens einen Versuch zu machen, das corpus delicti einer slowakischen Hauskommunion — denn als eine solch gemeinschädliche Einrichtung wird dieselbe doch wohl von unsern Nationalökonomen und Kulturhistorikern zumeist betrachtet — in Augenschein zu nehmen, machte ich von Sillein am frühen Morgen einen Abstecher mit der Bahn nach der nördlich gelegenen Station Neustädtl (Ujhely), wo ich zu allererst einige soeben sich öffnende Kaufläden durchforschte, um meinen in Sillein abhanden gekommenen Schirm durch einen Gehstock zu ersetzen — vergebens, Gehstöcke werden in Neustädtl nicht vertrieben. Ich klagte meine Not einem behäbigen Manne, der vor einem Gebäude vom Anschein eines Wirtshauses sich eine Morgenbewegung machte — es war der Wirt selbst, der die Gefälligkeit hatte, mir seinen eignen, erst kürzlich geschnittenen und weißgeschälten Stab für meinen Gang anzubieten. Ich verstand diesen Wink des Schicksals und ging hinein, um einen Kaffee zu trinken und meinen Gönner, der, nebenbei gesagt, kein Semit war — eine, wie wir später sehen werden, durchaus nicht überflüssige Bemerkung —, etwas auszuholen. Er selbst wußte von Hauskommunionen in der Umgegend nichts, kannte dieselben aber, was ich nicht vergessen will, anzumerken, aus Rumänien, und seine Frau fügte hinzu, daß dieselben noch heute bei den Flößern in Liptau vorkämen. Dann wanderte ich mit meinem weißen Pilgerstabe in die Berge hinein und gelangte nach einigen Stunden nach dem Ziele meines Marsches, dem Dorfe Vadinčov. Da meine Kenntnis der slowakischen Sprache zu gering war, um förderſame Zwiesprache mit den Bauern zu pflegen, die obendrein zumeist im Felde bei der Arbeit waren, nahm ich meine Zuflucht zu der jüdischen Schenke, wo mir die Wirtin — der Mann war nicht zu Hause — bei einem Glase Säuerling weitern Bescheid gab, unterstützt von einem Nachbar, den sein Hausirgewerke bis nach Italien geführt hatte. Darnach kommt es noch vor, daß mehrere verheiratete Brüder unter dem Vater in einem Hause zusammen leben, so beim Richter Salla im benachbarten Dorfe Pažic, nur sehr selten,

daß die Brüder nach dem Tode des Vaters beiſammen bleiben, wie mir auch beim Rückwege auf Befragen ein Bauer antwortete: „To malo biva, das kommt wenig vor.“ Dann iſt der älteſte der gazda, Wirt, ſeine Frau, die gazdina, kocht und führt die eigentliche Hauswirtſchaft; bei eintretender Unfähigkeit des gazda wird ein andrer eingeſetzt. So war es früher, aber heute „können ſie ſich nicht mehr vertragen.“ Das ganze Haus, ob eine oder mehrere Familien, führt den Namen čelāc (ſprich tſcheläz; auch im Serbiſchen kommt čeljad in dieſer Bedeutung vor), der ſich im Deutſchen am treffendſten mit dem Worte Geſinde wiedergeben läßt, das in den Oſtſeeprovinzen zur Bezeichnung der Hauskommunionen der Inſelſchweden gebraucht zu werden pflegt (Bauerngeſinde). Daß aber dieſe ſlowakiſchen Geſinde den Umfang der deutſchen nie erreicht haben können, zeigt ein Blick auf die Wohnhäuſer, die man ſelbſt für eine Familie auffallend klein und beſchränkt finden wird, auch wenn man ſich vergegenwärtigt, daß man bei der Ärmlichkeit und Abgeſchiedenheit dieſer Gegenden den niedrigſten Maßſtab an die Lebensgewohnheiten anzulegen hat und ſich an ähnliche Verhältniſſe in Rußland erinnern muß, wo die Hausgenoſſen des Nachts in der Stube auf Bänken, auf dem Ofen und ſelbſt auf dem Boden herumliegen. Der Bauernhof hier im Gebirge unterſcheidet ſich übrigens weſentlich von dem ſlowakiſchen Hofe, wie ich ihn bei Tyrnau geſehen habe. Dort ſtrecken ſich die einzelnen Höfe langhin von der Straße rückwärts, ſind aber, eng aneinander geſchloſſen, ſo ſchmal, daß die Straßenſeite neben dem Hausgiebel faſt nur noch für einen Thorweg Raum bietet. Tritt man hinein, ſo hat man auf der einen Seite, ſagen wir links, ein fortlaufendes, einſtöckiges Gebäude, welches von der Straße angefangen, unter demſelben Dache Wohnung, Stallung und einen offnen Schuppen enthält. Auf der rechten Seite des Hofes findet ſich nichts; dieſe Seite wird von dem entſprechenden Gebäude des Nachbarhofes eingenommen. Durch die Hausthür tritt man in eine Flur mit der Küche im Hintergrunde, die wie bei dem alten mitteldeutſchen Bauernhauſe die nach der Straße blickende Stube von der Stallung ſcheidet. Dagegen findet ſich eine ſehr auffallende Abweichung von deutſcher Gewohnheit in der Aufſtellung der stodola, der Scheune, die nicht auf dem Hofe ſelbſt, ſondern dahinter im Garten liegt, nach dem hintern Dorfwege zu. Dieſe Beſonderheit, die ſich, beiläufig geſagt, auch in der Nähe der Stadt Stein am Anger bei Magyaren findet, ſcheint auch die alte Hofanlage des tſchechiſchen Stammes zu kennzeichnen, da ſie bis zum dreißigjährigen Kriege in Böhmen heimiſch war und noch heute in einigen Gegenden vorkommen ſoll. Anders der Hof bei Vadinčov, der mehr dem mitteldeutſchen ähnelt. Wie bei dieſem, ſind die Gebäude, unter ihnen auch die Scheune, auf drei Seiten um den Hof herumgeſtellt, während die vierte, die Straßenſeite, entweder ganz frei bleibt oder bei den beſſern Anweſen durch Zaun oder Mauer mit Thor und Thür abgeſchloſſen iſt. Das Wohnhaus, welches in Vadinčov keine Stallung enthält, wendet der Straße ſeinen Giebel

zu und zeigt in der Mitte der Längsſeite die Hausthür, die zunächſt in ein enges Vorhaus, pritvor (ich ſchreibe nach Gehör), führt, das in eine Art Rumpelkammer ausläuft. Nach der Straßenſeite zu tritt man in die Stube, die außer einer ringsumlaufenden Bank als hauptſächlich in die Augen fallendes Möbel einen großen Lehmofen, pec, aufweiſt, der die eine innere Zimmerecke ausfüllt und faſt den vierten Teil der ganzen Stube einnimmt. An die eine der zwei freien Seiten des pec legt ſich ein bankähnlicher, etwa zwei Fuß hoher Abſatz, der Herd, ohništjo. Hinter dem Herde gähnt das Ofenloch, denn der pec wird nicht nach alter deutſcher Bauernſittte von außen, von einem getrennten Herdraume, ſondern von der Stube ſelbſt aus geheizt. Darum iſt es aber nicht etwa ein Windofen, denn der pec beſitzt weder Kamin noch Schornſtein: der Rauch muß zum Ofenloch heraus und ſehen, wie er gelegentlich aus Thür und Fenſtern ins Freie gelangt, kurz, der pec, der zugleich den Backofen vertritt, gehört zu der Gattung der Rauchöfen, die es in Deutſchland nie gegeben hat, die aber ſowohl in Skandinavien wie in den öſtlichen Slawenländern zu Hauſe ſind. Der Herd enthält unter ſeiner Oberfläche einen Raum für Brennholz, das podohništjo. Auf der andern Seite der Hausflur ſind ein paar kleine Kämmerchen, komora, anſcheinend nicht zum Schlafen, über dem Geſchoß der Dachboden, poval.

Dieſe Verquickung des Herdes mit dem Backofen — ſo drücke ich mich wohl am beſten aus, wenigſtens für die ältere Zeit, denn das Wort pec vom Stamme pek = backen bezeichnet urſprünglich den Backofen, der dann auch zum Heizen der Stube gebraucht wurde — iſt für die alte Einrichtung der Polen und Tſchechen, vielleicht noch der Kleinruſſen, bezeichnend, aber nur für dieſe, denn die andern Slawenſtämme kennen ſie nicht. Übrigens kommt, wie mir die Wirtin in Vadinčov mitteilte, in der Gegend von Turoez, wo die Wirtſchaften beſſer ſind, auch die deutſche Art vor, den Ofen von der benachbarten Küche zu heizen, eine Einrichtung, die überall, wo ſie altheimiſch iſt, durch das bei uns ſchon faſt märchenhafte Gerät der Ofengabel gekennzeichnet wird, welche zur Winterszeit, wo man den Stubenofen zum Kochen benutzt, dazu dient, die Töpfe in dem tiefen Loche zurecht-, herein- und herauszuſchieben. Umgekehrt werden wir den ſelteneren Fall ſehen, daß ſich in dem deutſchen Dorfe Münichwies die ſlowakiſche Gewohnheit eingebürgert hat.

Nach Neuſtädtl zurückgekehrt, hatte ich noch, als ich mich eben aufs Beſte mit einem Paprikaroſtbraten unterhielt, den Verdruß, von einem Gensdarmen, die Harmloſigkeit meiner Perſon beanſtandet zu ſehen, das zweitemal, daß mir trotz vieljährigen Umherſtreifens in Öſterreich-Ungarn mein Paß abverlangt worden iſt. Daß ein ſteiriſcher Bauer, wenn ich in ſeinem Hauſe herumſpionire und verfängliche Fragen nach der Lage und Einrichtung ſeiner Stuben und Kammern ꝛc. ſtelle, anfängt, für ſeine Wertpapiere beſorgt zu werden, ficht mich nicht mehr an, wenn aber ein Mann der Sicherheit den Anblick meines Schlapphuts nicht

ertragen kann, ohne nach den Handſchellen zu fühlen, ſo iſt es aus mit meiner Laune. Solch unwirtliche Küſte zu fliehen iſt Pflicht, und ſo ſchiffte ich mich mit dem nächſten Zuge wieder nach Sillein ein.

Am folgenden Morgen in der Frühe führte den antiquariſchen Reiſenden das Dampfroß zunächſt durch die enge Schlucht der Waag nach Ruttka, dann ſüdlich ablenkend gemach das breit ausgelegte Thal der Turoz aufwärts nach der Station Znyó Váralya, wo ich ein kleines, dort harrendes Landwägelchen beſtieg, um die Entfernung nach dem Orte ſelbſt, eine kleine Stunde, abzukürzen. Meine Wiſſenſchaft von Znyó Váralya, d. h. dem Burgflecken Znyó (vom ungariſchen Vár = Schloß, Burg und dem mit dem Poſſeſſivſuffix verbundnen Worte al, der Boden, untere Teil) iſt nicht erheblich und beſchränkt ſich auf die erſte, nach gut ungariſcher Art mehr als nötig und für ſtaubſcheue Menſchen mehr als wünſchenswert breite Straße, auf der ich ausſtieg, um unter den niedrigen weißen Häuſern einen Gaſthof ausfindig zu machen. Mein Wohlthäter in Neuſtädtl nämlich, derſelbe, der ſich als Darleiher des weißen Pilgerſteckens um das Gelingen der Forſchungsreiſe ſo große Verdienſte erworben, hatte mir geraten, meinen Weg über Znyó zu nehmen und daſelbſt bei ſeinem Bruder einzukehren, einen Rat, welchen ich, da der Mann mir ſehr gefiel, mit Vergnügen befolgte und in keiner Weiſe zu bereuen hatte. Nachdem ich über einige Dreckhaufen geſtolpert war, fand ich richtig vor einem Hofe, der ſich von den andern eben in nichts unterſchied, einen älteren Herrn auf einer Bank ſitzen, dem ſein langer, laſtanähnlicher Rock etwa das Ausſehen eines Paſtors gab, der aber gleichwohl behauptete, der geſuchte Wirt zu ſein. Ich verfügte mich über den Hof in das mit der Thür nach dem Hofe, mit dem Giebel nach der Straße gelegne langgeſtreckte Haus und wurde von dem Sohne, einem flinken, jungen Manne, in Empfang genommen, der mich in ein ſehr behagliches Gaſtzimmer führte. Darauf erklärte ich meine Abſicht, unter Zurücklaſſung meines Handgepäcks ohne Verzug einen Abſtecher nach den benachbarten deutſchen Ortſchaften zu machen, vorher aber angeſichts der in dieſen Wildniſſen zu gewärtigenden Strapazen mich durch einen kräftigen Imbiß zu ſtärken. „Vielleicht iſt ein Gulaſch da?“ fragte ich ihn. Allerdings war es erſt neun Uhr morgens, meine Vermutung indes nicht unzeitgemäß, da die Ungarn es lieben, in die Zwiſchenräume der eigentlichen Mahlzeiten einen „kleinen Gulaſch“ einzulegen, um einen „kleinen Appetit“ zu befriedigen. Überhaupt iſt der „Gulaſch“ in der Stadt, das „Paprikafleiſch“ auf dem Lande in dieſer Beziehung das Mädchen für alles, beſonders letzteres ein unbeſtimmtes, höchſt verdächtiges Wort, das ſich überall da einzuſtellen pflegt, wo die Begriffe eines ziviliſirten Gerichtes fehlen, womit ich indes nicht auf den echten Gulaſch geſcholten haben will, denn der echte Gulaſch, halb Rind-, halb Hammelfleiſch in Stücken in langer Brühe mit den erforderlichen Zwiebeln geſchmort und durch einige Fingerſpitzen Paprika zu rotſchillerndem Saft verklärt, iſt, zumal bei großer Hitze, ein herrliches Gericht,

nur muß man den guten, ungarischen Landwein daneben haben. Aber es gab keinen Gulasch und ich mußte mich mit einem Kaffee begnügen, den ich mit einer Menge vortrefflicher Sahne, einem Haufen Liptauerkäse und Butter zu substantiiren suchte. Mit der Etikette des krümeligen, scharfen „Liptauers," der sich, nach ungarischer Art mit Butter und Paprika zusammengeknetet, wegen seiner nährenden und wohlschmeckenden Eigenschaften auch außerhalb seiner ungarischen Heimat selbst in der Reichshauptstadt einer steigenden Beliebtheit erfreut, hat es dieselbe Bewandtnis, wie mit unserm guten „St. Julien," er wird nicht bloß in der Liptauer Gegend, sondern überall hier herum von den slowakischen Schafhirten bereitet. Nun setzte ich meinen weißen Stab auf die Landstraße, und wanderte unter dem Turmreste der angeblich von König Bela erbauten Burg Znyó hin in einem angenehmen Wiesenthale eine Stunde bis zu einem einsamen Wirtshaus, wo die Gebirge den Weg zu sperren scheinen. Hier teilt sich die Straße und links führt die neue Chaussee über den Berg in zwei Stunden nach Gaidel, während man gerade aus an einem rieselnden Bach in einer kleinen Viertelstunde das Dorf Münichwies, gewöhnlich „Münwies" genannt, erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Porträt, Genre und Landschaft
auf der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung.

Von Adolf Rosenberg.

1.

Wie schwierig auch im besondern die scharfe Trennung der verschiednen Stoffgebiete der Malerei ist, so wird man im allgemeinen doch, in Anbetracht des uns von den Ausstellungen gelieferten Materials, an einer Teilung in vier Hauptgruppen: Historienmalerei, Porträt, Genre und Landschaft, festhalten müssen. Die Historienmalerei im weitesten Sinne des Begriffs, sogar mit Einschluß der in das Gebiet der Malerei großen Stils fallenden Genrebilder, haben wir bereits besprochen. Da wir Neides „Lebensmüde," Fleischers „Gotthardtunnel" und Kampfs „Letzte Aussage" von unserm gegenwärtigen Thema deshalb ausschließen müssen, haben wir uns einiger der interessantesten Objekte beraubt. Denn diese Gemälde bezeichnen die Anfänge eines neuen Weges, welchen die deutsche Genremalerei mit großem Erfolge zu betreten anfängt. Doch finden sich noch einige andre Gemälde, die teils auf diesen Weg, teils auf andre neue Bahnen hindeuten. Von der deutschen Porträtmalerei auf unsrer Ausstellung ist nicht

viel neues zu sagen. Wir haben nur im allgemeinen anzuerkennen und hervorzuheben, daß sich dieser und jener auf der einmal erreichten Höhe erhalten hat — Namen wie F. A. Kaulbach, Angeli, Gampenrieder, Gustav Gräf, F. Keller, Crola, Gussow bestätigen dies für die Hauptkunststätten Deutschlands —, daß andre wieder sich in flache Routine verloren haben und daß im besondern nirgendwo Spuren zu erkennen sind, welche auf neue Ansätze, sei es auf neue Künstler oder auf neue Anschauungs- und Darstellungsarten, deuten. Es muß zugegeben werden, daß zwei Bildnisse von Karl Gussow, das einer Dame in fast ganzer Figur und das Brustbild eines Herren, in Bezug auf Virtuosität der Technik und äußere Wahrheit der Modellwiedergabe alles hinter sich lassen, was in Berlin gemalt worden ist, im eigentlichen Sinne dieses Wortes nämlich. Auf psychologische Ergründung der Charaktere der Damen und Herren, die ihm sitzen, läßt sich der vielbeschäftigte Künstler neuerdings nicht mehr ein. Das Ideal seines Strebens ist erreicht, wenn er ein Atlaskleid, ein Spitzentuch, einen Fächer, ein Mieder täuschend nachgebildet, wenn er einen scharf gezeichneten, ganz im Lichte modellirten Kopf von einem ebenso lichten Hintergrunde „losgekriegt" hat, und wenn das Ganze möglichst glatt zusammengearbeitet ist. Wenn das so fort geht, werden wir Gussow, auf welchen man in Berlin nach seinem ersten Auftreten so große Hoffnungen gesetzt hatte, bald im Fahrwasser des Kleinkrämers Denner anlangen sehen. Die geistige Seite der Porträtmalerei hat Gussow, wie es scheint, ganz aufgegeben. Wir müssen zu unsrer Beschämung gestehen, daß wir dadurch, daß einer unsrer tüchtigsten zum seelenlosen Robenmaler geworden ist, um die Genugthuung gekommen sind, dem freilich auch aus Deutschland entsprossenen, aber doch völlig anglisirten Hubert Herkomer einen ebenbürtigen Porträtmaler an die Seite stellen zu können. Herkomers Bildnis einer jungen Dame in einer nach antikem Geschmack arrangirten, weißen Gewandung ist eines jener seltenen Menschenwerke, bei welchem der Prozeß des Werdens so vollkommen hinter dem Gewordenen zurücktritt, daß den Beschauer bei solchem Anblick ein Gefühl von Ehrfurcht überkömmt. Ohne daß die Person der Dargestellten in Frage kommt, unterliegen wir einem Zauber wie vor einigen Madonnen Raffaels, vor der sixtinischen, der Madonna della Sedia und der schönen Gärtnerin, oder vor der Mona Lisa Leonardo da Vincis. Man hat die Empfindung, daß in diesem Abbild eines durch körperliche und geistige Vorzüge gleich ausgezeichneten Menschenkindes das künstlerische Vermögen einer ganzen Epoche zusammengeflossen ist. Wie jene Schöpfungen Raffaels, trägt auch das Gemälde des modernen Meisters nicht den Stempel einer bestimmten Nationalität, nicht das Gepräge der Nachahmung irgendeines klassischen Ideals. Man möchte sagen, daß die Natur selbst dem Künstler die Mittel in die Hand gegeben hat, eines ihrer edelsten Gebilde in vollster Unbefangenheit und Objektivität nachzuschaffen. Man wird in der ganzen Ausstellung kaum ein zweites Kunstwerk finden, welches so frei von jedem subjektiven Zuge ist wie dieses, und

dabei so durch und durch modern, d. h. den Geist unsrer Zeit und die Universalität ihres technischen Könnens wiederspiegelnd.

Außer Österreich-Ungarn sind, wie wir sogleich hinzufügen wollen, die Briten die einzigen an der Ausstellung beteiligten Ausländer, welche für eine angemessene Vertretung ihrer Kunst gesorgt haben. In der italienischen, spanischen und belgischen Abteilung findet man wohl einige hervorragende Werke. Aber das Ganze hat der Zufall zusammengewürfelt. Rußland, Dänemark, die skandinavischen Länder und Holland sind so mittelmäßig vertreten, daß man nach diesen spärlichen Proben weder die Kunstthätigkeit jener Nationen beurteilen, noch für die Berliner Ausstellung den Titel einer internationalen beanspruchen kann. Die Ausstellung ist im wesentlichen eine rein deutsche, sodaß wir nur selten Gelegenheit haben, auf ein ausländisches Werk hinzuweisen oder ein solches zum Vergleich heranzuziehen. Nur soviel wollen wir noch beiläufig bemerken, daß die englische Ausstellung auch außer dem Herkomerschen Bildnis noch eine Anzahl hervorragender Porträts aufzuweisen hat. Seit den Tagen Holbeins ist England ein der Blüte der Porträtmalerei sehr zuträglicher Boden. Der Glanz, welchen im siebzehnten Jahrhundert van Dyck und Peter Lely über England gebreitet und den dann Gainsborough und Reynolds erhalten haben, ist heute noch nicht erblichen. An die beiden zuerst genannten Meister des Bildnisses wird man durch die Porträts von John Everett Millais erinnert, namentlich durch das einer Dame in geblümter, auch im Schnitt archaisirender Robe, während desselben Künstlers rotröckiger greiser Towerwächter eine selbständigere, breitere und energievollerer Mache bei derb zugreifender Charakteristik zeigt. Noch unabhängiger, fast naturalistisch gestimmt, soweit bei einem Engländer von Naturalismus die Rede sein kann, ist W. W. Ouleß. Seine Pinselführung hat eine fast burschikose Ungebundenheit, ganz im Gegensatz zu dem weichlichen, sentimentalen William Blake Richmond, der seine Bildnisse so glatt und mit so deutlicher Kalligraphie niederschreibt wie Denner, aber dabei sehr vornehm ist und namentlich in der Wiedergabe und der Beseelung des Auges ausgezeichnetes leistet. James Whistler verleugnet in dem pikanten Arrangement seiner Porträts auch heute noch nicht seine französische Lehrzeit, die er bei Gleyre durchgemacht hat. In der kapriziösen Farbenzusammenstellung ist er dagegen ganz Engländer. So setzt er z. B. die lebensgroße, ganze Figur einer Dame auf einen tiefdunkeln, fast schwarzen Hintergrund und stumpft noch dazu alle Lokalfarben bis zu völliger Neutralität ab.

Ebensowenig wie die deutschen Porträtmaler hat auch einer der Spezialisten des Tierbildes, des Architekturstücks und des Stilllebens neue Saiten aufgezogen, was übrigens bei der hohen Vortrefflichkeit, zu welcher gerade diese Zweige der Malerei in Deutschland ausgebildet sind, seine Schwierigkeiten haben mag. Den ausgezeichnetsten Stilllebenmaler, einen wahren Tausendkünstler in der Wiedergabe auch der zierlichsten Erzeugnisse der Kleinkunst, finden wir in

der österreichischen Abteilung. Hugo Charlemonts Eigenart erschöpft sich aber nicht in der Feinmalerei. Er ist ein koloristisches Genie, welcher auch großen, dekorativen Arbeiten gewachsen ist, wie z. B. ein umfangreiches Waffenstilleben lehrt, und zugleich ein geschickter Figurenmaler. Ein junges Mädchen in altfranzösischer Tracht inmitten eines mit hundert Raritäten gefüllten, reich möblirten Gemachs, sowie das Innere einer Schmiede, ein Helldunkelstück mit Rembrandtschem Effekt, geben dem Künstler einen Platz unter den besten deutschen Genremalern.

Auf dem Gebiete der Architekturmalerei steht zur Zeit Adolf Böhm aus Weimar obenan. Man darf seine bevorzugte Stellung sogar dahin präzisiren, daß man ihn als den besten Maler von architektonisch bedeutsamen Innenräumen erklärt, welcher gegenwärtig in Europa zu finden ist. Weder Frankreich, noch England, noch Italien haben ein ihm ebenbürtiges Talent. Man möchte glauben, daß es der romanischen Rasse an Geduld fehlt, die zahllosen Mosaikstifte, aus denen solch ein Architekturstück allmählich zusammenwächst, in der mühevollen Ölmalerei nachzubilden. In der flotteren, sich mit Andeutungen begnügenden Aquarelltechnik eher. Wir besitzen sogar sehr geistreiche französische und italienische Architekturstücke in Aquarell und in Radirung, welche durch augenblickliche Wirkung den mühsamsten deutschen Arbeiten überlegen sind. Aber eine strenge Einzelprüfung halten diese Virtuosenkunststücke nicht aus. Die englischen Architekturstücke bestehen diese Prüfung schon besser. Aber auch die Engländer bevorzugen das Aquarell, das eigentlich ihre nationale Technik ist. England besitzt sehr wenige gute Ölmaler, und diese stellen ihre Fertigkeit in den Dienst höherer Aufgaben, als sie ihnen nach ihrer Ansicht das Architekturstück bietet. Ein solches steht dem Engländer nicht viel höher als jede gewöhnliche view, die er sich auch als Photographie beschaffen kann. Uns Deutschen liegt aber die romantische Ader dem Herzen zunächst, und selbst das realistische neunzehnte Jahrhundert vermag diesen Zug der deutschen Natur nicht auszulöschen. Wir begnügen uns nicht mit dem architektonischen Gerippe, das uns freilich auch die Photographie liefern kann, sondern wir verlangen Stimmung, Empfindung, die Poesie des Lichts, das Spiel des Helldunkels, wenn die romantische Ader vibriren soll. Ein Stimmungsmaler, der diese Bedingungen erfüllt, ist Adolf Böhm. Sein Talent hat sich gerade zur rechten Zeit entwickelt. Als uns Christian Wilberg durch einen frühzeitigen Tod entrissen wurde, glaubten wir, daß das Genre, welches er vertrat, für geraume Zeit mit ihm begraben sei. Aber die gütige Natur sorgt auch auf dem Gebiete der Kunst in ihrer unversieglichen Schöpferkraft für Ersatz. Adolf Böhm, der sich in der goldhaltigen Fundgrube glänzender architektonischer Interieurs, in Venedig, niedergelassen hat, verbindet mit einer vollendeten Öltechnik eine ausgiebige Kenntnis aller für für seinen Kunstzweig erforderlichen Hilfswissenschaften und eine feine Empfindung poesievolle Beleuchtung. Auch als Karl Graeb starb, schien es, als ginge diejenige Richtung der Architekturmalerei, welche sich mit Vorliebe an die vaterländischen

Baudenkmäler heftet, mit ihm ins Grab. Indem er aber das Maß seines Lebens erfüllte, hat er nur andern Platz gemacht, denen wir jetzt größere Aufmerksamkeit widmen. In F. C. Mayer und Paul Ritter, welche beide im Stammsitze altdeutschen Wesens und altdeutscher Baulust, in Nürnberg, wohnen, besitzen wir schon seit Jahrzehnten ausgezeichnete, in verschiedner Richtung thätige Architekturmaler. Wie Graeb kultivirt Mayer mit Vorliebe das Interieur. Er zeigt das Innere mittelalterlicher Dome, Kirchen und Kapellen unter seiner Sonnenbeleuchtung, nur darin sich von Graeb unterscheidend, daß seine Farbe weniger kräftig, weniger plastisch ist. Unsre Ausstellung bietet von ihm eine Partie aus dem Dome zu Halberstadt und einen Blick in die Münchener Frauenkirche, zwei Bilder, aus denen hervorgeht, mit welchem Geschick Mayer verschiedne Stilarten beherrscht. Freilich muß man sich dabei erinnern, daß er ursprünglich Architekt war und auch heute noch an der Kunstgewerbeschule zu Nürnberg als solcher dozirt. Paul Ritter, nicht minder gewandt und sorgfältig in der Wiedergabe architektonischer Einzelheiten, stellt die ehrwürdigen Baudenkmäler seiner Vaterstadt meist nur von außen dar, umgiebt sie aber mit einer reichen, lebhaft bewegten Figurenstaffage, welche entweder von sittengeschichtlicher oder spezialgeschichtlicher Bedeutung ist. Früher hat er einmal den schönen Brunnen mit Figuren aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges gemalt. Jetzt hat er die „alte Schau" mit der Sebaldskirche zur Zeit des Einzuges Gustav Adolfs in Nürnberg 1632 zum Hintergrunde eines malerischen Volksgewoges gemacht. Auch für einen andern Zweig der von Wilberg vertretenen Architekturmalerei, für die Panoramenmalerei, hat sich, wie unsre Ausstellung zeigt, in den Malern M. Koch und Kips, namentlich in dem letzteren, ein Ersatz gefunden. Kips hat auf einer Studienreise durch Frankreich, Italien, Griechenland und Kleinasien sehr gründliche Kenntnisse gesammelt, deren erfreuliches Resultat das mit Koch gemalte Halbpanorama von Pergamon ist.

Auch der Tiermalerei ist frisches Blut zugeführt worden, was besonders in Berlin dringend Not thut, wo dieses Fach von einem handwerksmäßig arbeitenden Routinier beherrscht wird, dessen Dutzendwaare in gewissen, darwinistisch gestimmten Kreisen Berlins immer noch gläubige Verehrer findet. Jetzt ist ihm in Richard Friese ein sehr gefährlicher Nebenbuhler erstanden, der ihn in der Energie der Zeichnung, in der Lebhaftigkeit der Darstellung und in der schärferen Charakterisirung des Tierindividuums noch übertrifft. Das ersehen wir sowohl aus einem der Bilder des Kaiserdioramas, einer Elefantenjagd, auf welchem er die durch empfangene Wunden zur heftigsten Wut angestachelten oder in wilder Flucht begriffenen Tiere gemalt hat, als aus zwei Staffeleigemälden, einem Kampfe von Auerochsen und dem Tode eines Elchhirsches. Stärker als in Berlin wird die Tiermalerei in dem herdenreichen und jagdfrohen Baiern kultivirt. Durch den Tod von Friedrich Voltz ist eine kaum merkliche Lücke gerissen worden, zumal ihn der jetzt in Karlsruhe thätige Hermann Baisch in

Digitized by Google

der Schilderung weidenden Viehes auf feuchten Triften bereits überholt hatte. Otto Gebler hat den nordischen Schafmaler Brendel, der nur mit einem nicht gerade hervorragenden „Pferdemarkte“ auf der Ausstellung vertreten ist, vollkommen in den Hintergrund gedrängt. Sein Stallinterieur, in welchem der junge Hirt mit einem verwundeten Lamme zur Seite, von alten und jungen Schafen umgeben ruht, ist ein koloristisches Meisterstück in der feinen Lichtführung und in der Abstufung der Schatten, welche das Dämmerlicht des Raumes wirft. Zügel, Braith und Weishaupt gehen in ihren Darstellungen von pflügendem, weidendem und ausgelassen dahinspringendem Rindvieh auf breite, malerische, hie und da fast dekorative Wirkung aus, während Hermine Biedermann-Ahrendts in einem zusammengekoppelten Teckelpaare, welches, im tiefen Schnee auf doppelter Fährte begriffen, von einander loszukommen strebt, Feinheit der Beobachtung und der Charakteristik mit sorgsamer Durchführung verbindet. Arthur Thiele endlich, der Maler des Hochwilds, bleibt nicht weit hinter dem trefflichsten Vertreter dieses Spezialfaches, hinter dem Düsseldorfer Christian Kröner zurück.

Wenn man in Deutschland von der Genremalerei zu reden beginnt, pflegt die erste Frage nach Knaus und Vautier zu lauten. Obwohl Düsseldorf längst in Chr. Ludwig Bokelmann einen Künstler von starker Individualität und bahnbrechender Bedeutung ins Feld geführt und in München die Schule von Diez ein hervorragendes Talent über das andre an den Tag gebracht hat, sieht man in jenen beiden Meistern immer noch die Häupter der deutschen Genremalerei. Wer dagegen den Entwicklungsgang dieser Künstler während der letzten zehn Jahre genauer verfolgt hat, der nennt sie längst nicht mehr zusammen. Es scheint, daß der Aufenthalt in Berlin auf Knaus nicht sehr förderlich eingewirkt hat. In dem Grade, als sich seine malerische Technik zu einer ungewöhnlichen Virtuosität entfaltete, nahm die Naivität seines Schaffens unter den „überwitzigen Leuten“ Berlins ab, wurde seine Phantasie lahmer und schwerfälliger. Unsre Ausstellung hat eine sogenannte „historische Abteilung,“ ein willkürliches Gemisch von Werken solcher deutschen, meist Berlinischen Künstler, deren Tod in das seit 1786 verflossene Jahrhundert fällt, und von Schöpfungen noch lebender Künstler, die nach der Meinung der Arrangeure dieser Abteilung bereits der Geschichte angehören. Hier werden wir durch das „Leichenbegängnis in einem hessischen Dorfe“ und durch das „Gänsemädchen“ an den „historischen“ Knaus erinnert, an den tiefen Kenner unsrer Volksseele wie an den liebenswürdigen Humoristen, welche Eigenschaften ihm für immer einen Ehrenplatz in der modernen Kunstgeschichte sichern werden. Der raffinirte Techniker, welcher über der Lösung koloristischer Probleme Mannichfaltigkeit der Erfindung und Feinheit und Tiefe der Charakteristik ganz beiseite läßt, zeigt sich dagegen in vier neuerdings gemalten Bildern, die in der allgemeinen Abteilung der Ausstellung zu sehen sind. Die Zigeunerin, welche auf der Flucht vor Verfolgern in einem Busche ihr Kind säugt, das Knäblein, welches, auf dem Fußboden kauernd, mit einem Stiefel spielt, der Förster in seinem Heim am warmen Ofen und der in einem Korridor wartende Kolporteur — diese vier Bilder mögen wohl koloristischen Feinschmeckern einen Augenschmaus gewähren. Wer sich aber an den Kunststücken von Pinsel und Palette nicht genügen läßt, sondern von einem Kunstwerke auch geistige Interessen befriedigt sehen will, der wird an diesen inhaltlosen Schildereien, die nicht einmal sonderlich tief in der Charakteristik der Einzelfiguren sind, eine weit geringere Freude haben, als an dem liebenswürdigen, humorvollen, kolo-

ristisch weit bescheidener auftretenden Genrebilde Vautiers „Das entflohene Modell.“ Vautier ist niemals ein großer Maler in der technischen Bedeutung des Wortes gewesen. Aber der Reichtum einer glücklichen Erfindungsgabe, eine seltene Feinheit und Anmut der Charakteristik und eine geschmackvolle Art zu komponiren sind bis auf den heutigen Tag die steten Begleiter seiner Kunst gewesen. Diese Eigenschaften offenbaren sich auch in voller Frische in dem „Entflohenen Modell,“ einem kleinen Mädchen, welches ein junger Maler, begleitet von der neugierigen Dorfjugend, in die Stube seiner Angehörigen verfolgt hat, wo es sich furchtsam hinter einer Treppe verbirgt. Die Diskussion zwischen dem Maler und der resoluten Matrone, welche in diesem Raume das Regiment führt, ist mit seinem Humor geschildert, und ihre Wirkung spiegelt sich sehr anschaulich in den Mienen des herumstehenden Chorus.

Auch Bokelmanns Stärke beruht wesentlich in der Erfindung und in der Charakteristik, obwohl sein Kolorit, in einer beschränkten Tonart freilich, der höchsten Wirkungen fähig ist. Man sollte meinen, daß unsre Genremaler das große Buch des Lebens längst ausgelesen und ausgeschrieben hätten. Bokelmann versteht es aber, gewissermaßen zwischen den Zeilen lesend, neue Stoffe zu finden oder doch den alten eine originelle Seite abzugewinnen. So auch einem viel behandelten Thema wie dem „Dorfbrande.“ Der Künstler strebt auf seinen Gemälden nur selten nach kompositioneller Abrundung oder rhythmischer Anordnung. Er giebt einen Ausschnitt aus der Wirklichkeit, einen unmittelbaren Abdruck der Natur, erreicht aber durch die schlagende Wahrheit seiner Schilderung bisweilen — wie hier — eine tief ergreifende Wirkung. In wenigen Figuren hat er die ganze Skala der Empfindungen erschöpft, welche bei einer solchen Katastrophe die Menschenherzen durchströmen: im Vordergrunde eine Mutter, welche in wahnsinniger Freude ihr gerettetes Kind an ihr Gesicht preßt, dahinter eine Familie in stumpfer, hoffnungsloser Verzweiflung, an der Mauer zwei alte wehklagende Frauen, im Mittelgrunde die Pfarrersfamilie, deren Oberhaupt Gottes Barmherzigkeit anruft, und weiter rechts Knechte und Mägde, welche mit rüstiger Hand Vieh und Vorräte retten.

Wenn wir von dem bereits unter den Historienbildern besprochenen Gemälde von Arthur Kampf „Die letzte Aussage,“ einem kühnen naturalistischen Manifeste, absehen, sind Keime einer neuen Entwicklung in der Düsseldorfer Genremalerei nicht zu bemerken. In Berlin hat dagegen die junge naturalistische Schule — wir brauchen das Beiwort im Sinne einer gesunden Naturanschauung — erfreuliche Fortschritte gemacht. Die stürmischen Talente, die eine Zeit lang durch ihre naturgroßen Grimassen den ruhigen Bürger in Schrecken versetzten, sind entweder ganz vom Schauplatze abgetreten, oder sie haben sich, wie Gussow, der Herr und Meister, der sie rief, einer höhern Zivilisation, einer minder turbulenten Darstellungsweise anbequemt. Auch einige ältere Künstler haben ihr ungestümes realistisches Naturell etwas gemäßigt. So besonders Franz Skarbina, welcher geraume Zeit Studien in Belgien und zuletzt in Paris gemacht hat, wo er zu einer unbefangnen Naturauffassung und zu einer virtuosen Technik, namentlich im Aquarell, gelangt ist, ohne von seiner schneidigen, geistvollen Charakteristik etwas einzubüßen. Das zeigt sich sowohl in einer figurenreichen Fischauktion (Motiv von Blankenberghe), auf welcher namentlich das pfiffige Gebahren der ihre Waaren feilbietenden Fischer sehr ergötzlich geschildert ist, als auf dem großen Aquarellbildnisse einer mit der ungewohnten Arbeit des Briefschreibens beschäftigten niederländischen Bäuerin. Ein sehr bemerkenswertes

Talent für das ländliche Genre hat die Berliner Schule in E. Henseler gewonnen, dessen „Roggenernte“ sich frei von jeder schablonenhaften Ueberlieferung und konventioneller Färbung direkt an die Natur hält. Ein gleiches gilt von den Militärmalern Georg Koch („Die Zweiundfünfziger bei Vionville“) und Karl Röchling („Eine Feldwache bei Saarbrücken“), die in der Lebendigkeit der Darstellung und Keckheit der Zeichnung mit einander wetteifern. Ohne in die Geschmacklosigkeiten und Übertreibungen der französischen En-plein-air-Maler zu verfallen, haben diese Künstler dasselbe Ziel erreicht, Figuren in der freien Natur so darzustellen, wie sie sich, von Luft und vollem, ungebrochenem Licht umflossen, dem unbefangenen, durch das Studium im Atelierraum nicht verdorbenen Auge wirklich bieten.

Sachverständiges über den Spiritismus.

Wenn man nicht fürchten müßte, gar zu wenig Gegenliebe zu finden, so möchte es sich wohl verlohnen, ein Buch über das dumme Publikum zu schreiben. Alle Seiten des öffentlichen Lebens, der Politik, des Handels, der Gewerbe, der Kunst, der Literatur, des Vergnügens und der Arbeit müßten beleuchtet, und in den einzelnen Kapiteln müßte gezeigt werden, wie die Denkfaulheit oder die liebe Gewohnheit der Menge sich dem kecken Auftreten einzelner oder dem unberechtigten Herkommen gewisser Stände oder Kreise gegenüber in einer Weise unterordnet, daß man nicht umhin kann, vom dummen Publikum zu reden. Eins der ersten Kapitel müßte vom Spiritismus handeln.

Ich höre den Einwand: „Bitte recht sehr; die Beschäftigung mit dem Spiritismus ist doch nicht einfach als Dummheit zu bezeichnen. Haben doch Männer der Wissenschaft es ausgesprochen, daß ihnen die Leistungen der Medien, welche der Spiritismus als übernatürliche Thatsachen vertritt, unerklärlich seien. Ja sie haben die Berechtigung des Spiritismus als eines noch zu erforschenden Gebietes ausdrücklich anerkannt. Wenn das Männer der Wissenschaft thun, hat man da Recht, vom dummen Publikum zu reden?“

Warum nicht? Nach unsrer unmaßgeblichen Meinung gehören auch sie dazu, wenn sie es wagen, in einer Sache sachverständig zu sein, von der sie nichts verstehen. Man sieht doch ein, daß von den Männern der Wissenschaft jeder nur in seinem Fache sachverständig sein kann. Vertauscht man ihnen die Lehrbücher, so werden sie wie andre Sterbliche auch, ja noch hilfloser als diese, wenn sie ihre Größe, wie jetzt immer mehr üblich wird, in der einseitigen Vertiefung in Spezialitäten gesucht haben. Welches Fach ist nun in Betreff des Spiritismus kompetent? Die Philosophie? Eduard von Hartmann hat die Philosophie des Unbewußten, d. h. dessen, was man nicht weiß, auf den Spiritismus ausgedehnt, obgleich er nach eigner Aussage nie einer Spiritistensitzung beigewohnt hat, und Ulrici hat sogar eine Lanze für den Spiritismus eingelegt. Oder sollten die Physiker berufen

sein, in der Sache Urteil zu sprechen? So wenig als der Zoolog berufen sein kann, zum Gegenstande seiner Untersuchung die Thatsache zu machen, daß ein Taschenspieler Hühnereier in lebende Kanarienvögel verwandelt. Der Verfasser dieser Zeilen hat als junger Mensch bei seinen Eskamotagen keinen harmloseren Zuschauer gehabt als einen alten Herrn der Wissenschaft, dessen Scharfsinn weit berühmt war, und hat sich vor niemand mehr in Acht nehmen müssen als vor dem verschmitzten Zufahren des Kindermädchens. Und in der That, es handelt sich beim Spiritismus weder um philosophische noch um physikalische Probleme, sondern um eine so handgreifliche Täuschung des Publikums, einschließlich der Gelehrten, daß man schwer um die Glosse vom dummen Publikum herumkann. Die dabei angewandten Mittel sind so wenig übernatürlicher Art, dagegen so nahe mit den von der Salonmagie angewandten verwandt, daß man als Sachverständigen nicht den Mann der Wissenschaft, sondern den — Taschenspieler anrufen muß.

Aber die Taschenspieler haben ja auch nicht sogleich nachmachen können, was die Medien leisteten. Allerdings, und zwar ganz natürlicherweise, denn es handelt sich dabei nicht bloß um einen Pfiff, der gefunden, sondern auch um eine Fertigkeit, die gelernt sein will. Später jedoch ist jedes der Kunststücke der Medien auch von den Taschenspielern zur Darstellung gebracht worden, und zwar in vollkommenerer Ausführung als von jenen. Denn ein Taschenspieler arbeitet unter viel ungünstigeren Umständen als ein Medium. Ein Taschenspieler, der seinem Auditorium eine Dunkelsitzung, verhängte Tische, die magische Kette und dergleichen zumuten oder sich mit der Unlust oder Bosheit der Geister entschuldigen wollte, würde einfach ausgelacht werden; er muß im hellsten Lichte und vor großer Versammlung operiren. Wenn er also das Gleiche leistet wie ein Medium, so leistet er mehr.

Im Jahre 1877 erschien eine Schrift von Robert Houdin, einem seiner Zeit berühmten Pariser Zauberkünstler (Magie et physique amusante), in welcher er die Wunderleistungen der Brüder Davenport in sachverständiger Weise beleuchtete. Dies Buch dürfte in Deutschland unbekannt geblieben sein. Neuerdings ist jedoch Carl Willmann mit einem Werke*) hervorgetreten, in welchem er dem Spiritismus als Sachverständiger in Taschenspielerangelegenheiten zu Leibe geht. Der Genannte, von Beruf Fabrikant von magischen Apparaten, also wohlbewandert in der Zauberkunst, hat in Hamburg, wo der Spiritismus leider in Blüte steht, Gelegenheit gehabt, das traurige und in seinen Folgen nicht selten verderbliche Treiben der Anhänger jener Lehre zu beobachten und die Erfahrung zu machen, daß der unter der Firma Spiritismus aus Nordamerika zu uns herübergekommene Komödienschwindel nichts weiter ist als eine bare Gaunerei, eine von sittlicher Fäulnis zeugende und von plumper Mystik schlecht verhüllte Erscheinung unsrer Zeit. Und so unternimmt er es seinerseits nicht ohne sittliches Pathos, der spiritistischen Lehre die Unterlage zu entziehen, indem er zeigt, mit welchen Mitteln die scheinbaren Wunder zu Wege gebracht werden. Das ist lobenswert, und darum soll dem Verfasser auch zu Gute gehalten werden, wenn seine Vortragsweise nicht frei von Abschweifungen und Wiederholungen ist und die Ueberschriften der Kapitel mit ihrem Inhalte sich nicht immer decken. Einige Mitteilungen aus seinem Buche dürften nicht unwillkommen sein.

*) Moderne Wunder. Natürliche Erklärung der älteren und neueren Geheimnisse der Spiritisten und Antispiritisten, Geisterzitirer, Hellseher, Gedankenleser, Heilmedien, Mnemotechniker und Rechenkünstler, sowie der neueren sensationellen Wunder und Darstellungen aus dem Gebiete der Optik, Physik (sic) und Mechanik. Von Carl Willmann. Leipzig, O. Spamer, 1886.

Die Methode des Spiritismus läuft auf zwei Thätigkeiten hinaus. Zuerst werden gewisse Unmöglichkeiten geschaffen und überwunden, sodann werden Offenbarungen aus der Geisterwelt vermittelt. Das zweite ist meist so albern, daß man sich wundern muß, wie verständige Menschen sich derart behandeln lassen können. Das erstere soll den Beweis der Uebernatürlichkeit liefern, ist aber, sobald man hinter die Coulissen zu schauen versteht, nicht einen Deut mehr wert.

Es kommt darauf an, das Medium derart zu fesseln oder zu beschäftigen, daß es unmöglich scheint, daß die Geisteroffenbarungen von ihm herrühren. Bastian, das amerikanische Medium, welches, wie den Lesern erinnerlich sein wird, vom Erzherzog Johann entlarvt wurde, verfuhr folgendermaßen. Er ließ einen Kreis bilden und setzte sich in die Mitte desselben. Darauf wurde alles Licht entfernt. Um zu beweisen, daß es ihm unmöglich sei, etwas vorzunehmen, klatschte er in regelmäßigen Zeiträumen in die Hände, änderte jedoch nach dem Dunkelwerden die Sache und schlug sich mit der linken Hand auf die linke Backe. Nun hatte er die rechte Hand frei und konnte mit ihr allen möglichen Spuk machen. Das ist das ganze Geheimnis. In Fällen, wo das Medium mit der einen Hand seine Backe schlägt, aber die andre um das Handgelenk der neben ihm sitzenden Person gelegt hält, wendet es einen Klemmer an, der aus einer mit Gummi gepolsterten Uhrfeder besteht. Diese Spange setzt das Medium seinem Nachbar — natürlich im Dunkeln — auf das Handgelenk, indem es zugleich mit seiner Hand zufaßt. Entfernt er nun vorsichtig die Hand, so bleibt die Feder sitzen, und der Nachbar hält seine Hand fein still, bis das Medium wieder zufaßt und die Feder verschwinden läßt. Von einer ebenso verblüffenden Einfachheit ist eine andre Methode, welche Houdin erzählt. Das Medium läßt sich einen Bogen Papier unter den Fuß legen. Wird nun mit Bleistift eine Linie um den Fuß gezogen, so ist es unmöglich, nachdem der Fuß in der Dunkelheit von dem Bogen entfernt worden ist, ihn wieder genau in die Figur zu stellen. Das Medium hat aber einen Bleistift in der Tasche, dreht einfach das Papier um, zeichnet, nachdem es seinen Fuß wieder aufgesetzt hat, die Linie von neuem, und niemand fällt es ein, das Papier umzudrehen und zu finden, daß ein ganz simpler Kniff oder vielmehr Betrug vorliegt. Denn hier liegt die Absicht zu täuschen vor. Wenn der Zauberkünstler ähnliche Mittel anwendet, so fehlt doch bei ihm der Dolus; er will unterhalten, nicht täuschen.

Ein andres Beweismittel dafür, daß es mit übernatürlichen Dingen zugehe, führten seiner Zeit (1865) die Brüder Davonport ein, indem sie sich in einem Schranke sitzend binden ließen. Kaum waren die Schrankthüren geschlossen, so begannen die Instrumente und Glocken, die sie mit in den Schrank genommen hatten, zu erklingen. Sie durften dem neugierigen und leichtgläubigen Publikum zutrauen, keine Ahnung davon zu haben, daß es auch für die Schürzung und Lösung von Knoten eine besondre Kunst giebt: die meisten Knoten lassen sich verschieben, sodaß die Hände Raum genug gewinnen, um die Knoten völlig zu lösen. Oder die Schlingen werden, wenn das Medium ein starkes Handgelenk besitzt und sich darauf eingeübt hat, die Hand dünn zu machen, direkt über die Hand hinweg geschoben. Auch ist stets der Gehilfe zugegen, welcher unter dem Anscheine, Beistand zu leisten, den Pfiff einschiebt, welchen das Medium nötig hat. Man wendet auch zum Binden Leinwandstreifen an, deren Enden versiegelt werden. Nun scheint es gänzlich unmöglich, die Knoten zu lösen. Dies geschieht auch nicht, vielmehr schneidet das Medium das eine Band einfach durch; der Gehilfe hat aber dafür gesorgt, daß das Band an einem Handgelenk mindestens zweimal umgeschlungen wurde, ehe der Knoten gemacht und versiegelt worden war. Nach Beendigung der

Experimente nimmt das Medium die Bandage, welche noch an der einen Hand festhängt, und legt die durchschnittenen Enden wieder so um das Handgelenk der andern Hand herum, daß der Knoten sich wie vorher unterhalb des Handgelenks befindet. Dann legt er die Umwicklung straff und steckt die durchschnittenen Enden unter. Kein Mensch sieht genau genug zu, um zu bemerken, daß, obwohl die Knoten unverletzt geblieben sind, dennoch das Band durchschnitten ist. Neuerdings ist das sogenannte Mülsener Medium, ein junger Webergeselle aus Mülsen in Sachsen, bei dem man sich nicht zu wundern braucht, wenn er eine besondre Geschicklichkeit im Lösen der Knoten besitzt, öffentlich aufgetreten, aber von Willmann entlarvt worden. Damit sind die Bindeproduktionen aus dem Repertoire der Geister verschwunden, dagegen in den der Zauberkünstler aufgenommen worden, und man muß sagen, daß Zauberkünstler wie Bellini und Jacobi ihre Lehrmeister weit übertreffen, derart, daß sie von Spiritisten schon für echte Medien erklärt worden sind.

Nahe verwandt mit den Entfesselungsversuchen sind diejenigen, bei denen das Medium in einen Sack oder Koffer gesteckt wird. Natürlich ist auch da ein Pfiff dabei. Die eine Seite des Koffers ist aufzuklappen, und an dem Sacke ist „zufällig" die eine Naht etwas aufgegangen, sodaß das eingeschlossene Medium mit der Hand herauslangen und die Knoten öffnen und schließen kann, wobei es einen ähnlichen Pfiff anwendet, wie er bei den versiegelten Handfesseln gezeigt wurde. Hierbei soll der Beweis gegeben werden, daß die Medien mit Hilfe der Geister imstande seien, die Stoffe zu durchdringen. Man wendet auch einen Schrank an, in welchen das Medium eingeschlossen wird. Wird die Thür geöffnet, so ist es verschwunden. Dies wird auf zweierlei Weise bewerkstelligt. Nach der einen Art hat der Schrank eine zweite Thür statt der Hinterwand und eine dritte gleichfalls für die Hinterwand bestimmte, die aber zunächst aufgethan ist und seitwärts an einer der Seitenwände anliegt. Die Thür der Hinterwand hat eine Leiste; auf diese tritt der Operateur und öffnet die Thür zur Hälfte, sodaß er jetzt hinter dem Schranke frei schwebt. Die Doppelthür wird vorgezogen und der Schrank erscheint, sobald die Vorderthür geöffnet ist, leer. Kaum ist letztere wieder geschlossen, so kehrt das Medium an seinen Ort zurück und verursacht mit Harmonika, Guitarre, Glocken und Schellen den üblichen Spektakel. Nach der andern Art werden zwei Wände, die zuvor an den Seitenwänden anlagen, vorgeklappt, sodaß sie einen dem Publikum zugekehrten Winkel bilden. Sie bestehen aus zwei Spiegeln, die dem Publikum das Bild der innern Seitenwände zeigen, während es aussieht, als sähe man die Rückwand. Hinter dem aus den beiden Spiegeln gebildeten Winkel verbirgt sich das Medium. Mit einem solchen Schranke „arbeiteten" die Brüder Davonport. Jetzt wird der Pfiff von Taschenspielern auf allen Jahrmärkten aufgeführt.

Ein neues Motiv brachte Slade mit. Er ließ zwischen zwei aufeinander gelegten Schiefertafeln eine Schrift entstehen, wenn er die Schiefertafel unter den Tisch hielt oder in Papier gewickelt hatte. Es ist bekannt, daß er sich dazu eines kleinen Schieferstiftes bediente, den er zwischen Fingerkuppe und Nagel klemmte. Passenden Falles wurde auch die Tafel mit einer andern zuvor beschriebenen vertauscht. Das neueste, was die spiritistischen Schreibmedien als überzeugend für ihre Wunderkraft vorführen, besteht darin, daß sie nach Einwicklung der Tafel von etwaigen Zweiflern noch bestimmen lassen, mit welchem Schreibmaterial die Geister schreiben sollen, ob mit Kreidestift, roter oder blauer Farbe. Nachdem die eingewickelte Tafel auch noch versiegelt und an einen von der Decke herabhängenden Faden gebunden worden ist, läßt das Medium dieselbe hin- und herschwingen, bis

geheimnisvolle Klopflaute den Moment andeuten, daß das Wunder geschehen sei. Die Tafel wird aufgewickelt und, wirklich, es zeigen sich Schriftzüge in der gewünschten Art. Auch diese Geschichte geht mit sehr natürlichen Dingen zu. Die Tafel hat außer der eigentlichen Schriftfläche zwei Uebertafeln, welche leicht aus dem Rahmen gelöst werden können. Man hat also in einem Rahmen zwei sichtbare und vier unsichtbare Flächen. Die letzteren sind schon vor Beginn der Produktion mit einem spiritistischen Gemeinplatze und zwar unter Anwendung von Kreide, Schiefer-, Blau- und Rotstift beschrieben. Nehmen wir an, es sei Kreide gewählt worden und die Kreideschrift befände sich innerhalb der untern Uebertafel, so wird während des Auspackens mit großer Handfertigkeit die betreffende Uebertafel gelöst und umgedreht. Jetzt erscheint dem Wunsche gemäß die Schrift in Kreide. Oder wenn die gewünschte Schrift auf einer der Tafelseiten stünde, so würde nur die betreffende Einlage zu lösen und im Einschlagpapiere zurückgelassen sein. Es handelt sich also auch hier um alte bekannte Taschenspielerkunststücke. Und durch solchen groben Betrug haben sich Männer wie Zöllner täuschen lassen.

Was nun die von den Medien zitirten Geister thun und reden, die Gestalten, in denen sie erscheinen, dies alles ist von so platter Albernheit, daß hierdurch allein schon die Hauptüberschrift vom „dummen Publikum“ gerechtfertigt wäre. Man hält es für ganz in der Ordnung, daß abgeschiedene Geister die lebenden an den Ohren zupfen, anblasen und anstoßen, daß sie Spieldosen aufziehen, Guitarre spielen, klingeln und trompeten, daß sie die fadesten Gemeinplätze auf Tafeln schreiben u. s. w. Aber wir wollen nach dieser Seite hin nicht Kritik üben, sondern nur erzählen, wie es gemacht wird. Dem Medium, welches während der Dunkelsitzung Klänge durch die Luft ziehen, sich nähern und entfernen läßt, kommt der Umstand zu statten, daß man im Dunkeln nicht zu taxiren vermag, von welcher Seite ein Ton kommt. Eine hin- und hergeschwungene Spieldose scheint durchs Zimmer zu fliegen. Das Medium steckt sie in die Tasche oder preßt sie unter den Arm, so scheint sie sich weit zu entfernen, es zieht sie hervor, so kommt sie wieder herbei. Die Geisterglocke besteht aus einer mit zwei Klöppeln versehenen, an einem elastischen Faden zwischen eine entfernte Thür gehängten Glasglocke. Das Medium, welches sich innerhalb des Kreises befindet, kann mit der Hand nicht bis dahin reichen, um die Glocke anzustoßen, aber es hat eine Blumenscheere — gemeint ist jenes bekannte Gestell, auf welches man Holzsoldaten stellt — zur Hand, mit welcher es bis zur Glocke reichen kann. Die Geisterstimme wird hervorgebracht, indem man durch eine Papierröhre spricht, die Geisterarme durch mit Aermeln versehene Handschuhe, die mit der bekannten selbstleuchtenden Farbe — Phosphoröl verrät sich zu sehr durch den Geruch — überstrichen sind. Zu den Fußabdrücken nimmt das Medium nicht den eignen Fuß, sondern hat aus Collodium gefertigte Abgüsse in der Gestalt von Schuhsohlen in der Tasche; diese werden auf Mehl gedrückt und wieder eingesteckt. Professor Zöllner hat einige solcher Fußabdrücke in photographischer Abbildung veröffentlicht — man sieht an ihnen mit dem Vergrößerungsglase deutlich die Strumpfmaschenеindrücke, welche der Originalfuß besaß, als er abgeformt wurde. Aehnlich werden die Handabdrücke in geschmolzenem Paraffin hergestellt. Das Medium besitzt eine Kollektion aus Ledercollodium hergestellter Handschuhe, deren jeder am Handgelenk geschlossen ist und wie ein Sitzkissen aufgeblasen werden kann. Auf dem Tische steht eine Schüssel mit Wasser und eine andre voll geschmolzenen Paraffins. Wird nun der Handschuh mehrmals abwechselnd in Paraffin und Wasser getaucht, so entsteht eine harte Kruste. Jetzt entläßt man die Luft aus dem Handschuhe und zieht ihn aus

der Höhlung zurück. Dies alles geschieht natürlich im Dunkeln. Wenn Licht gemacht wird, so schwimmt auf dem Wasser die materialisirte Geisterhand, und das Medium liegt in ekstatischem Zustande am Boden.

Die gefährlichste Produktion ist die, wirkliche Geister erscheinen zu lassen. Die Kunst besteht nur darin, die zum Geisterkostüm notwendigen Mullstoffe so zu verstecken, daß sie auch bei der Untersuchung des Mediums unfindbar sind. Es bedarf auch nur eines einzigen festen Zufassens, um der Komödie ein Ende zu machen. Natürlich ist der Geist nichts andres als das verkleidete Medium. So wurde Bastian vom Erzherzoge Johann von Oesterreich abgefaßt, so Betty Tamke in Hamburg und Valeska Töpfer zu Leipzig. Es hat jeder Geisterkünstler seine kritische Stunde gehabt. Dem einen, welcher Mehl in die Hand zu nehmen pflegte, während die Handgelenke gefesselt waren, um zu beweisen, daß er die Hand nicht durch die Schlinge ziehe, that man unvermerkt statt des weißen rotes Mehl in die Hand. Nach beendeter Produktion war aus dem roten Mehle weißes geworden, und der Herr war blamirt. Einen andern hatte man, ohne daß er es wußte, das Mundstück der Trompete geschwärzt. Nachdem die Geister die Trompete zum Tönen gebracht hatten, hatte merkwürdigerweise das Medium einen schwarzen Mund. Einem andern spritzte man, während er als Geist erschien, rote Farbe ins Gesicht. Es ist aus dem Entlarven von Medien nicht allein ein Sport geworden, es sind sogar berufsmäßige Antispiritisten aufgetreten. Es ist den Herren Zauberkünstlern nicht zu verdenken, wenn sie aus Konkurrenzrücksichten ihren Herren Kollegen, welche als Medien unter falscher Flagge segeln und ihnen das Geschäft verderben, das Handwerk legen.

Eine eigentümliche Art von Antispiritismus kam mit Cumberland auf. Man gewinnt den Eindruck, als wenn dieser Herr nur darum nicht Spiritist, sondern Antispiritist geworden sei, weil ersteres etwas aus der Mode, letzteres in die Mode gekommen war; seine Methode erinnert nur zu sehr an die der Medien. Wir dürfen das Gedankenlesen als bekannt voraussetzen. Die Produktion beruht darauf, daß der Gedankenleser die unwillkürlichen, durch eine lebhafte Vorstellung entstehenden Bewegungen dessen, den er bei der Hand führt, merkt und versteht. Die Kunst wird mit mehr oder weniger Glück jetzt von vielen Personen ausgeübt. Aber sie hat eine Grenze, und diese liegt gerade da, wo die öffentliche Produktion anhebt. Das Gedankenlesen gelingt in großen Sälen nicht, wenn nicht gewisse Hilfen angewendet werden, die mit dem Gedankenlesen nichts zu thun haben. Cumberland verläßt sich auf die Hilfe seines Geschäftsführers. Je nachdem dieser den Kopf nach rechts oder links geneigt hält, sitzt oder steht, sobald das Experiment beginnt, weiß er, in welchem Viertel des Saales er den gesteckten Gegenstand zu suchen habe. Auch andre kleine Hilfen wurden nicht verschmäht. In der sogenannten Mordszene kam es darauf an, aus einer Anzahl in eine Tafel gesteckter Messer eins zu wählen, mit welchem scheinbar der Mord ausgeführt wurde. Nachdem das Messer wieder an seinen Platz gesteckt worden war, hatte es Cumberland zu finden. Der Verfasser des obengenannten Buches gab einem der Herren des beaufsichtigenden Komitees unter den Fuß, er möchte doch das Messer genau wieder in den Ritz stecken, in welchem es sich zuvor befunden hatte. Dies geschah, und Cumberland war außer stande, das Messer zu finden. Sonst hatte sich nämlich neben dem gewählten Messer eine Marke in der Tafel befunden. Und mit Hilfe eines solchen Pfiffes ein bezeichnetes Messer zu finden, dazu braucht man nicht der hochbegabte Gedankenleser Cumberland zu sein. Es ist auffallend, daß sich in allen seinen Vorstellungen zwei Damen, die niemand kannte und die jedesmal die Toilette

gewechselt hatten, in den ersten Reihen befanden. Nicht minder auffällig erschien es, daß, wie wiederholt beobachtet worden ist, nach Schluß der Vorstellung fast regelmäßig sechs bis sieben Personen mit Cumberland das Lokal verließen und zwei draußen haltende Droschken bestiegen. Man fragt sich mit Recht, warum ein Gedankenleser ein so großes Personal braucht. Nehmen wir dazu seine theatralischen, um nicht zu sagen marktschreierischen Manieren, so können wir ihn nicht für einen geeigneten Vorkämpfer des Antispiritismus halten.

Willmann ist der Meinung, man müsse dem Spiritismus durch Verbreitung von Aufklärung, durch Pflege der Naturwissenschaften in den Volksschulen u. s. w. entgegentreten. Hier müssen wir jedoch Herrn Willmann bitten, auf das Wort als Sachverständiger zu verzichten. Handelt es sich um Aufklärung der angewendeten Kniffe, so mag er einreden; handelt es sich aber um die Diagnose der spiritistischen Krankheit und um Ratschläge, sie zu heilen, so können wir ihn nicht gelten lassen. Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, Belastung der Schule mit Aufgaben, die ihr fern liegen, das soll es machen. Wenn der Appell an den Verstand alles das vermöchte, was man von ihm erwartet hat, so hätte es keine Not, so dürfte es heutzutage vor allen Dingen keinen Spiritismus geben. Denn die Anhänger dieser Lehre rekrutiren sich gerade aus den Freunden der gegenwärtigen modernen Bildung. Wir erleben jedoch, daß die Kultur, welche unter der Firma Aufklärung, Wissen, Bildung mit Glauben, Kirche und Religion aufräumt, um ihr System an die Stelle zu setzen, nicht imstande ist, eine innere Befriedigung zu gewähren. Wir machen die Erfahrung: ohne Religion kann der Mensch doch nicht leben, er bedarf der Lösung der sittlichen und physischen Probleme durch Glaubenslehren. Merkwürdig! In jenen materialistisch-naturwissenschaftlichen Kreisen, welche die ersten waren, als es galt, außerhalb des Schattens der Kirche zu leben, tauchen Versuche von Religionsbildungen auf den neuen Grundlagen auf. Aber sie sind auch darnach. Zu solchen Versuchen, einem blasirten und in sich unzufriedenen Denken einen höheren, überirdischen Inhalt zu geben, gehört der Spiritismus — aber er ist auch darnach. Es ist Mystizismus, es ist teils Träumerei, teils krasser Materialismus, es fehlt vor allem das sittliche Fundament, der sittliche Ernst. Wie oft hat man es versucht, Spiritisten über ihren Irrtum aufzuklären! Es war vergeblich.

Eben als wir dies schreiben, schickt uns der Buchhändler die „Spiritualistische Philosophie" Allan Cardecs in deutscher Ausgabe zu. Der vollständige Titel des Buches lautet: „Das Buch der Geister. Enthaltend die Grundsätze der spiritistischen Lehre über die Unsterblichkeit der Seele, die Natur der Geister und ihre Beziehungen zu den Menschen, die sittlichen Gesetze, das gegenwärtige und zukünftige Leben, sowie die Zukunft der Menschheit. Nach dem durch die höheren Geister mit Hilfe verschiedner Medien gegebenen Unterricht." Was der Unterricht der höheren Geister und was die Hilfe der verschiednen Medien bedeutet, ist gezeigt, ist auch den Anhängern jener spiritistischen Philosophie genügend vorgehalten worden, aber vergeblich. Die Ueberzeugungen des Menschen sind viel mehr, als man meist gelten lassen will, das Resultat dessen, was er glauben will oder nicht glauben will. Aberglauben wird im ganzen Leben nicht durch Aufklärungen überwunden, sondern durch Einwirkungen, die dem irregehenden Willen, dem suchenden Bedürfnisse eine bessere Richtung geben.

Aus der Chronik derer von Riffelshauſen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Fortſetzung.)

Das Palais Hegel war in der Mitte durch einen ſchmalen Flur geteilt. Rechter Hand von der Thür befand ſich die Küche, in welcher die junge Hegeln beſchäftigt war, Kumpes zu bereiten. Dieſe Frau war aus einer angeſehenen Moosdorfer Großbauernfamilie und hatte unter ihren Stand geheiratet. Amand Hegel war aber ein hübſcher Burſche, einer, der bei den Kirmſen Lärm macht und ſeinen Dickkopf durchſetzt, auch wenn ein Dutzend gegen ihn ſtehen. So hatte er es der Liſette angethan. Doch mochte er, der ſelbſt einen kleinen Beſitz hatte, nicht nach Moosdorf hinüberheiraten, und ſie beſann ſich ebenfalls längere Zeit, ob ſie der Liebe folgen ſolle oder dem Wohlanſtand. Als jedoch Hegel begann, Abels Regine, eine Siebenhoferin zu bewundern, entſchloß ſie ſich kurz, ihn zu ehelichen. Um ſich jedoch für dieſes Opfer zu entſchädigen, ergriff Frau Liſette mit ſtrenger Hand die Zügel; nicht immer zum Vorteil der alten Mutter ihres Mannes.

Liſette war nach dem Urteile der Siebenhofer eine echte Moosdorferin: ſtattlich anzuſchauen, mit ſelbſtbewußter Haltung und ausdrucksvollen Zügen. Ihre dunkeln Augen würden auch andern gefallen haben als Amand Hegel, vielleicht andern noch mehr als ihm, denn er hatte öfters Gelegenheit, ein ſehr böſes Blitzen darin zu beobachten.

Thereſe fand die Hegeln in einem kurzen, blauen Rocke, der mit ſchwarzem Wollband verziert war, und einer außerordentlich breiten Leinenſchürze. Darüber trug ſie eine braune Jacke, deren zurückgeſchobene Ärmel den runden Arm ſehen ließen, und über der Bruſt ein kirſchrotes Tuch.

Die Hofmarſchallin grüßte freundlich, obgleich ſie nach Cäciliens Erzählungen der Frau nicht ſonderlich gewogen wer. Dieſe ſchien freudig überraſcht. Eilig

trocknete ſie die im Krautfaß beſchäftigten Hände an der Schürze und knixte mehrere male, denn ſie hatte „Bildung.“

Sie wollen zur Mutter? Die gnädige Frau ſind doch gar ſo zuvorkommend!

Iſt ſie zu Hauſe? Was machen Sie da, Hegeln?

Kumpes, Frau Hofmarſchall'n. Das werden Sie wohl nicht kennen; es iſt ein Bauerngericht. Wenn es aber die gnädige Frau nicht für ungut nehmen, werd' ich mir erlauben, 'ne Schüſſel voll hinüberzuſchicken. Ich weiß doch nie, wie ich das alles wieder gut machen ſoll, was Sie an der Mutter thun.

Thereſe verſtand dieſe Redensart nicht ganz, hielt ſich jedoch nicht länger in der Küche auf, ſondern erklomm die ſchmale Treppe, die in das obere Stockwerk hinaufführte. Dort hauſte in einem freundlichen Stübchen die alte Hegeln.

Dieſe würdige Matrone war halb erblindet. Sie ſpann den ganzen Tag oder hechelte etwas Werg für die Nachbarinnen. Sonntags ging ſie zweimal zur Kirche. Sie beſaß auch ein Geſangbuch mit großem Druck; das lag neben ihr auf der geſchweiſten Kommode. Die Buchſtaben konnte ſie zwar trotz ihrer Deutlichkeit nicht mehr erkennen, doch las ſie die Lieder, die ſie auswendig wußte. Früher, als der alte Pfarrer noch imſtande war Treppen zu ſteigen, hatte er ſie öfters beſucht, nun that es die Hofmarſchallin.

Sobald Thereſe irgendwo wirklich glaubte von Nutzen zu ſein, war all ihre Schüchternheit verſchwunden, und ſo war es ihr ſelbſt Herzensbedürfnis geworden, die Alte aufzuſuchen. Sie pflegte dann in ihrem Korbe außer einigen kräftigenden Nahrungsmitteln erbauliche Schriftchen mitzubringen, die ſie mit angenehmer Stimme vorlas.

Himmeltauſenddonnerwetter! rief der Hegel, indem er den Schnee, der an ſeinen Stiefeln feſtſaß, in der Küche abſtampfte.

Still, du alter Tölpel du, die Gnädige iſt oben.

Das Fräulein?

Nein, die Hofmarſchalln. Die hat ja keine Ruh, bis ſie ſich einmal wieder von der Alten hat was vorträtſchen laſſen. Doch was ſoll das, ſchmutziger Klotz! Kannſt nicht lieber gleich die Wirtſchaft in der Stube machen? Der Menſch vergißt wohl, wer ſein Haus reine hält? Denkſt du vielleicht, Hegel, du hättſt dir ein Scheuerweib ins Haus geholt?

Nu, nu, du könntſt wohl dem Geſchrei ein Ende machen, Frau.

Meinſt? Liſette ſtampfte tapfer auf das Kraut, dann fuhr ſie etwas milder fort: Haſt das Kleine gut verkauft?

Der Lumpenkerl wollte nicht mehr als fünfundzwanzig geben. 's that mir von Herzen weh, wie ers forttrieb. Einen Strick hat er ihm ums Bein gewürgt; doch Not wirds ihm ſchon machen. So ein Vieh hat dir doch auch —

Nun, ich dächt'! So 'nen Eſel, wie du, hätt' ich doch balde noch nicht geſehn! Verkauft's Schwein ums halbe Geld und freut ſich noch obenein. Nicht einmal dazu biſt du gut!

Hegel ging mürriſch zur Thür hinaus und brummte dabei etwas wie „Hauskreuz“ und: Der Regine ihr Mann hat's doch anders.

Die Frau errötete im Zorn, doch ſah ſie ihm nach, ohne ein Wort zu erwiedern.

Als Thereſe die Treppe herabkam, ſtrahlten ihre Augen. Der Beſuch bei der Alten hatte ihr den erſehnten Frieden zurückgegeben. Alles erſchien ihr heiterer und ſchöner; es war, als ſei ſie aus einem ſchweren Traum erwacht.

Auf der Dorfſtraße ſah es aber wirklich jetzt anders aus als vorhin. Die Leute ſtanden nämlich vor ihren Thüren und vor den Scheunenthoren in lebhafter Unterhaltung. Hätte Thereſe einige Kenntnis des Dorflebens gehabt, ſo wäre ihr dies aufgefallen. So aber wunderte ſie ſich erſt, als ſie am Gartenpförtchen die Criſpine und die Johanna ſtehen ſah.

Was macht ihr hier? fragte ſie die Mädchen, worauf Criſpine zu lachen begann, während Johanna in Verlegenheit geriet und der gnädigen Frau verſicherte, daß ſie eigentlich gar nicht herausgewollt hätten — nur eben —

Ach Gott, ach Gott! gnä' Frau!

Liebe Criſpine, gewöhne dir doch dieſen Ausruf ab.

Ach ja, freilich! Ja — nein, gnä' Frau, ich bin Ihnen beinah geplatzt vor Lachen!

Jetzt trat auch Nachbar Kanne herzu, der, vor ſeiner Hofthür ſtehend, vor dem Erſcheinen der Gnädigen etwas mit den Mädchen geſpaßt hatte. Dieſer unternahm es, die Hofmarſchallin aufzuklären.

Nämlich der Amand Hegel hat ſein Schwein verkauft, Frau Hofmarſchalln, und das is Ihnen dem Kerle fortgelauft (wiſſen Sie, aus Tiefheim kommt er) und rennt auch direkt die Schoſſee 'nunter, als ob der Teufel in dem Bieſt ſteckte. Nu — der Tiefheimer hinterdrein, was er rennen kann, und das halbe Dorf mit. Und Hegel, der ſtellt ſich hin und lacht, daß er ſich die Seiten hält und ruft: Nur zu! nur zu! wir wollen doch ſehen, wer beſſer laufen kann, ein Tiefheimer Schlächter oder ein Siebenhofer Schwein! Hier übermannte auch den werten Nachbar die Heiterkeit, und er brach in ein ſchallendes Gelächter aus.

Thereſe dankte für den Beſcheid und ging nach Hauſe. Dort traf ſie Cäcilie, die mit einer Verkäuferin in eifriger Unterhaltung über das eben vernommene im Hausflur ſtand.

Thereſe ſah ſich zerſtreut um. Wie lange iſt er ſchon fort? fragte ſie.

Der Tiefheimer?

Nein, Georg.

So, der? Es mag eine Stunde her ſein.

Dreizehntes Kapitel.

In den beiden Kaminen des Siebenhofer Saales brannte ein luſtiges Feuer, aus dem es von Zeit zu Zeit krachte wie ein Schuß, denn die Kinder hatten Roßkaſtanien hineingeworfen.

Der Wind fuhr um das Haus und ſang im Schlote, daß man wohl auf den Gedanken kommen konnte, er beſeufze das mannichfache Unglück, das er auf ſeinen Wegen angetroffen.

In dem Saale leuchteten zwei altmodiſche Lampen auf den beiden Tiſchen, um die ſich die Familie gruppirt hatte, Thereſe und Cäcilie an dem einen, die Kinder unter Mademoiſelle Adelines Aufſicht an dem andern.

Mathilde ſtützte beide Ellbogen auf die Tiſchkante, hielt ſich die Ohren zu und deklamirte halblaut ein engliſches Gedicht. Julie und Valer waren weniger der Tugend befliſſen. Erſtere berechnete auf einem ſelbſtangefertigten Kalender die Tage bis zu den Weihnachtsferien, während Valer ſie durch laute Bemerkungen über die Aufſichtsdame zum Lachen brachte. Dieſe war in die Lektüre des Grafen von Montechriſto ſo vertieft, daß ſie erſt aufſah, als das Geſpräch über die Nähe der Weihnachtstage auch Mathilde erfaßte und dieſe in ein nur halb unterdrücktes Hurrah! ausbrach.

Julie! Valérien! silence, s'il vous plaît. Otez les coudes de la table, Mathilde. Ihr ſtrenger Ton ſtellte die Ordnung wieder her. Sie blickte ernſt über die drei geſenkten Köpfe und dann erleichtert in das Buch zurück.

Sie ſollte lieber ſtricken, meinte Cäcilie, nach dem andern Tiſch hinüberſchauend, das viele Leſen iſt gar nicht gut für das Mädchen.

Thereſe ſah aufmerkſam nach dem Fenſter. Welch ein Wetter! Der Inſpektor wird einen böſen Rückweg haben.

Die paar Schritt nach dem Gutshofe hinüber? Es iſt gut, daß nicht alle Menſchen von Glas ſind.

Thereſe errötete. Sie wußte, daß Cäcilie auf eine Erkältung anſpielte, die ſie kaum erſt überſtanden hatte.

Sag' mal, lernen unſre Kinder denn auch Weihnachtslieder? fragte nach längerem Schweigen Cäcilie.

Ich glaube, daß Herr Trakelberg —

Dieſer Trakelberg! Was gäbe ich darum, ſein langes Geſicht ferner nicht mehr ſehen zu müſſen. Allein der Ölkonſum, den dieſer Menſch verurſacht! Geſtern Nacht, oder war es vorgeſtern, wache ich auf und erblicke einen hellen Schein an der Wand, der, wie ich gleich bemerke, durch das Fenſter fällt. Im erſten Augenblick denke ich: es iſt ſpät, da mußt du dich mit dem Aufſtehen beeilen! Darauf fällt mir ein, daß es nur Trakelbergs Fenſter ſein kann, das ſein Licht zu mir entſendet. Ich ſehe alſo nach der Uhr, und was glaubſt du? Fünf Minuten über zwei Uhr iſt es, und er ſitzt noch über ſeinen Büchern!

Kein Vorhang herunter, kein Laden zu, ganz öffentlich sitzt er an seinem Schreibtische, wie ich vom Fenster aus deutlich sehen kann. Ich habe vor Ärger gar nicht mehr geschlafen und nahm mir vor, dem Unwesen zu steuern.

Ich bedaure wirklich sehr.

Ja, das kann mir nichts nützen. Hättest du deinen Informator lieber bei Zeiten besser gewöhnt!

Man vernahm jetzt das dröhnende Zuschlagen der schweren Hausthür und bald darauf des Hofmarschalls raschen Schritt auf der Treppe.

Endlich! seufzte Cäcilie, diese langen Konferenzen sind unleidlich. Ich glaubte wirklich, Klee sei im Hause festgewachsen.

Indessen trat Bohemund ein. Von seiten der Familie erfolgte stillschweigendes Befragen des Barometers auf seiner Stirn. Die Temperatur war unsicher, zu Stürmen geneigt und Vorsicht geboten.

Sicherlich bist du recht ermüdet, sagte Therese und befreite rasch einen Sessel in ihrer Nähe von den darauf liegenden Strickereien.

Der Hofmarschall ließ sich nieder und lehnte sich mit nervösem Gesicht in den Sessel zurück.

Plötzlich fuhr er auf. Was hast du mit deiner Feder zu kritzeln, dummer Junge!

Ich war es, Papa, sagte Julie schüchtern.

Das ist mir ganz einerlei, Jungfer Vorlaut. Ich sage dir, Therese, ich habe mich ärgern müssen, daß mir der Kopf weh thut. Georg und Klee haben sich ausgedacht, daß wir zusammenlegen müssen. Du verstehst mich doch?

Nicht ganz.

Die Sache ist aber doch so ungemein einfach, daß, wenn du dir nur ein klein wenig Mühe gäbst, an meinen Interessen teilzunehmen, dir das Verständnis nicht fehlen könnte. Die Sache ist die: Unser Grund und Boden ist dermaßen zerstückelt, daß wir eine sechsfache Arbeitskraft anwenden müssen. Da liegt ein Stück Ackerland von wenig Morgen hinter Rummelshausen, ein andres weit über dem Gemeindeland nach Ottersleben hin oder nach Moosdorf zu. Da brauchen ja die Pferde einen halben Tag, um an den Bestimmungsort zu kommen. Und nun der fortwährende Ärger mit den Bauern! Du lieber Himmel, wer will mit dem Thüringer Bauern Geschäfte abmachen! Ein Stein ist biegsam im Vergleich mit ihm!

Ein hübsches Stück Geld wird bei der Sache auch draufgehen, meinte Cäcilie.

Gewiß, doch das rentirt sich bald. Ich denke —

Hier wurde die Saalthür aufgerissen und des Hofmarschalls Diener meldete mit höfischem Anstande, daß das Abendessen aufgetragen sei.

Herr Trakelberg, der sich jetzt auch nahte, schwankte noch immer in finstern Zweifeln, ob die Höflichkeit es erheische, daß er neben dem gnädigen Fräulein hergehe, wenn der Hofmarschall seine Frau zu Tisch führte. Diese Minuten

der Unsicherheit waren für ihn die qualvollsten des Tages, denn wie er auch entscheiden mochte, immer meinte er, das Verkehrte getroffen zu haben. Heute fühlte er sich besonders schwach und hielt sich deshalb zu den Kindern.

Da auf einmal wandte sich Cäcilie scharf nach ihm um. Haben Sie Ihre Lampe ausgelöscht, Herr Trakelberg? Nicht? So gehen Sie, ich bitte Sie, um das Versäumte nachzuholen.

Die Cäcilie ist köstlich! lachte der Hofmarschall; Therese war weniger erbaut, schwieg aber wie gewöhnlich.

Gott steh' mir bei, das sind ja Schlittenglocken! rief plötzlich Cäcilie. Ihr Ausruf kam so unerwartet, daß alles verstummte, um zu lauschen.

Das Haus Siebenhofen erfreute sich während der Wintermonate eines gediegenen Bärenschlafes. Selten rasselte ein andres Fuhrwerk über die Zugbrücke als der Wagen des guten Doktors Petri.

Wenn uns bei diesem Wetter und bei nachtschlafender Zeit noch ein Gast kommt, meinte der Hofmarschall, so kann es nur der Nachbar von Moosdorf sein.

Cäcilie blickte auf dem Eßtische umher. Einige Eierkuchen zum Thee sind schnell gebacken; es geht.

Der Hofmarschall ging und kam gleich darauf in Begleitung des Grafen wieder. In Dardas aschblondem, welligem Haare faßen einige Schneeflöckchen; sein von Kälte gerötetes Gesicht und die glänzenden Augen verliehen ihm ein ungemein frisches, jugendliches Aussehen.

Der Gast verneigte sich tief vor der Hofmarschallin, machte den vergeblichen Versuch, Cäciliens schmale Hände zu küssen, und faßte Julie beim Kinn. Als die unartige Katze nach seiner Hand schnappte, erinnerte ihn dies an die eigne Kindheit. Lachend erzählte er, wie er einen Hauslehrer nach dem andern „fortgeelendet" habe, und war im Begriff, über diese unglücklichen Opfer zu witzeln, als die kleine Französin ihn durch ein leichtes Berühren seines Armes darauf aufmerksam machte, daß derartige Glossen hier nicht angebracht seien. Betroffen sah er sie einen Augenblick an, und sein Blick sagte die feinsten Schmeicheleien.

Als die Kinder bald darauf unter Mademoiselle Adelines Aufsicht zu Bett geschickt wurden, sagte Valer eifrig zu seinen Schwestern: Ihr! muß das ein Junge gewesen sein! Denkt doch nur, drei Hauslehrer fortgeärgert! Herrlich!

Julie überlegte. Weißt du, er hat auch eine Tochter, erzählte neulich der Papa. Sie ist noch ganz klein; aber er sieht doch garnicht wie ein Papa aus.

Ach was! Wenn die alle egal aussähen! Wie dumm du bist!

So meine ich das ja garnicht, du Schaf.

Erst recht Schaf! Hauptschaf! Mathilde, sage einmal, wer jetzt zuerst vom andern gesagt hat, er wäre ein Schaf. Aber du kriegst Prügel, wenn du immer Juliens Partei nimmst.

Eh bien, c'est trop fort! sagte Mademoiselle ungeduldig, und die Kinder verstummten.

Vierzehntes Kapitel.

Die Gesellschaft hatte sich in den behaglich durchwärmten Saal begeben. Es schien dem Gaste wirklich wohl zu Mute, und seine lebhaften Augen erglänzten in kindlicher Fröhlichkeit, als er von den Irrfahrten berichtete, die er in dem Schneetreiben durchgemacht hatte. Die Siebenhofer baten ihn, sich doch nicht von neuem dem Unwetter auszusetzen, sondern bei ihnen zu übernachten, auf welchen Vorschlag der Graf bereitwillig einging.

Warum haben sich unsre jungen Leute zurückgezogen? fragte gutgestimmt der Hofmarschall.

Ich denke, du solltest sie rufen, Cäcilie. Wir halten es für richtig, lieber Graf, unsre Hausgenossen so viel als möglich in die Familie zu ziehen, und haben auch bis jetzt nicht Ursache gehabt, diesen Grundsatz zu bereuen. Nicht wahr, Therese?

Während diese etwas zum Lobe Mademoiselle Adelines und des würdigen Trakelberg erwähnte, ging Cäcilie hinaus, besagte junge Leute herbeizuholen. Befriedigt gedachte sie der Lichtersparnis, die hierdurch verursacht wurde, rief aber trotz aller Sparsamkeitsgelüste dem Heinrich zu, des Gastes Zimmer gut zu durchwärmen.

Um ein Haar wäre ihre rosige Stimmung verflogen, als sie die junge Französin vor dem Spiegel antraf. Adeline hatte jedoch die Geistesgegenwart, rasch ein Fleckchen aus dem Glase zu reiben, welch lobenswertes Beginnen von der ordnungsliebenden Dame anerkannt wurde. So wanderten die beiden im besten Einvernehmen nach Trakelbergs Gemach.

Dieser saß gerade in glühender Begeisterung und schrieb mit fliegender Hand und gerröteten Wangen an einer Probepredigt, zu der ein zagender Freund seine Hilfe erbeten hatte. Doch das Unglück schreitet schnell. An der Thür erscholl ein energisches Pochen und gleich darauf raschelte Fräulein Cäciliens steifes Gewand neben dem Schreibtische. Sie warf einen höhnischen Blick auf ihren Feind und sagte kurz: Man erwartet Sie im Saale, Herr Trakelberg.

Obwohl nun der Kandidat tief in die Arbeit versunken war, fuhr er doch beim Klang dieser Stimme auf, als habe ihn die Posaune des Gerichts erweckt. Wild starrte er in des Fräuleins Gesicht.

Ja ja, hören Sie nur auf! Das ewige Studiren ist Ihnen nur schädlich! Wenn die Männer abends einen Strickstrumpf in die Hand nähmen, so liefen nicht so viel junge Leute mit Brillen herum. Glauben Sie mir das.

Herr Trakelberg erhob sich ergeben und dachte an ein gewisses Kapitel im Jesus-Sirach, welches von des Weibes minder liebenswürdiger Seite spricht.

Cäcilie aber löschte freudig die Lampe aus, worauf es sich zutrug, daß die beiden Feinde in der Dunkelheit gewaltig aneinander rannten.

Es war traulich, in dem alten Saal um das herabgebrannte, sanftglimmende Feuer zu sitzen. Aber war es nun der Einfluß des Unwetters draußen, oder war es der Graf, kurz, das Gespräch wandte sich bald den Dingen zu, die außerhalb der Grenze des Natürlichen zu liegen scheinen.

Auch bei unsern Thüringern, sagte Cäcilie, herrscht noch der gröbste Aberglaube. Unsre Crispine zum Beispiel ist ein grundgescheites Frauenzimmer, die ihre Ansichten über Gott und die Welt hat wie unsereins. Aber was glaubt ihr wohl? Wenn sie einen schlimmen Finger hat, wendet sich das Mädchen nicht an den Doktor, sondern geht zur alten Zolleinnehmern und läßt sich den Finger besprechen.

Das ist aber noch garnichts gegen die Ottersleber, rief der Hofmarschall, die wollen dem dortigen Pächter das Knochenfeld nicht verkaufen, weil sie glauben, er könne Gold aus den Gerippen machen.

Trakelberg seufzte. Wie lange nun schon leuchtet über den germanischen Landen das Licht des Christentums, und noch immer müssen wir diesen traurigen Überbleibseln aus der Heidenzeit begegnen!

Der Graf, der lange in die glimmende Asche gesehen hatte, blickte sanft nach dem Sprecher hinüber. Und doch giebt es einen Zauber, an den wir alle glauben müssen, auch heute noch. Ja, Sie auch, Herr Kandidat, müssen diesen Zauber bestehen lassen. Ich meine den Liebeszauber.

Zu einer andern Zeit und bei andrer Stimmung hätte diese Bemerkung vielleicht trivial geklungen. Jetzt aber begegnete das eigentümlich betonte Wort allgemeinem Schweigen.

Dalda fuhr fort: Welcher Bann lockt uns wieder und wieder, unsre ganze Seele in ein paar Augen zu versenken, um dort schöneres zu finden, als der Gedanke erfassen kann? Was ist es, das uns aus der Stimme eines geliebten Wesens entgegentönt, und unser ganzes Sein mit elementarer Gewalt erfaßt?

Er hatte eine Saite angeschlagen, die in dem Einzelnen forttönte, hell oder trübe. Als er seine andächtigen Zuhörer mit einem Blick überflog, begegnete er nur einem andern Blick. Er kam aus den Rehaugen der jungen Französin und war voll leidenschaftlicher Bewunderung. Der Graf sah sie lange an; dann stand er auf und sagte: Gute Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

K. K. ZEITUNG

Bulgarien und ſein Fürſt.

Blicke auf ihre letzten acht Jahre.

2.

General Ehrnroth nahm unmittelbar nach der Abſtimmung, durch welche das Golemo Sobranje den Fürſten Alexander auf ſieben Jahre die Diktatur übertragen hatte, ſeine Entlaſſung als Miniſterpräſident und kehrte nach Rußland zurück. Man erſetzte ihn durch den Oberſt Remlingen, einen andern Ruſſen, unter dem ein dritter, General Krylow, das Portefeuille des Krieges, der Levantiner Teſcharow die Juſtiz, der Bulgare Scheleſkowitſch die Finanzen, der Tſcheche Jireſchek das Unterrichtsweſen, Stoilow, bisher nur privater Ratgeber des Fürſten, wenn auch einflußreicher als alle andern, das Äußere übernahm, ſodaß die Regierung einen internationalen Anſtrich bekam, was noch mehr hervortrat, als Stoilow ſeinen Poſten nach wenigen Wochen an den Oſtrumelier Wulkowitſch abzutreten für gut fand. Bald regten ſich die Liberalen wieder. In Tirnowo und Plewna feierten ſie Zankow mit lärmenden Ovationen, und mehrere Städte hatten die Dreiſtigkeit, vom Fürſten telegraphiſch Wiederherſtellung der Verfaſſung zu verlangen. Zankow kehrte, nachdem man ihn einen Monat in Ruſtſchuk in Haft gehalten hatte, nach Sofia zurück. Karawelow dagegen, der nach Philippopel geflohen war, blieb vorläufig dort und wurde Bürgermeiſter dieſer Stadt.

Schon jetzt trübte ſich das Verhältnis des Hofes zu den Ruſſen, die als Beförderer des Staatsſtreiches inzwiſchen auch die Liberalen ſich entfremdet hatten. Die Ruſſen wollten ihren Landsmann, dem Ingenieurgeneral Struve, eine einträgliche Eiſenbahnkonzeſſion zuwenden, der Fürſt und ſeine Umgebung aber hatten dieſelbe dem bulgariſchen Unternehmer Hadſchienow zugedacht.

Hitrowo fand bald das Benehmen des Fürsten gegen sich verändert, und um sich zu rächen, suchte er Fühlung mit den Liberalen. Um sich den von ihm dringend gewünschten Staatsrat einrichten zu lassen, berief Alexander I. den Charkower Professor Drinow, einen Bulgaren, zu sich, aber die Sache zerschlug sich, weil Drinow einen nur wählbaren, der Fürst dagegen einen wenigstens zu einem Drittel der Mitglieder von ihm zu ernennenden Staatsrat wollte, und Drinow beeilte sich, wieder heimzureisen, worauf der Fürst am 26. September durch Ukas die Bildung eines Staatsrates anordnete und von den zwölf beständigen Mitgliedern desselben vier selbst ernannte. Die übrigen sollten von eigens hierzu gewählten Delegirten nach Stimmenmehrheit aus gewesenen Ministern und diplomatischen Agenten, sowie aus dem Kreise der obersten Beamten der Justiz und der Verwaltung gewählt werden, und außerdem sollten die aktiven Minister, so oft es sich um Fragen ihres Faches handelte, ein Bischof, ein Mufti und ein Rabbiner in der Körperschaft beratende Stimme haben. Die Wahlen für den Staatsrat fanden, nachdem man die meist liberalen Beamten bedeutet hatte, nicht für dieselben zu agitiren, am 13. November statt und ergaben, was die Regierung damit beabsichtigt hatte. Drinow sollte die Präsidentschaft im neuen Staatsrate übernehmen, weigerte sich jedoch mit der Behauptung, die Wahlen seien ungesetzmäßig gewesen. Balabanow, damals diplomatischer Agent Bulgariens in Konstantinopel, lehnte, obwohl den Konservativen geneigt und Anhänger der Idee eines Staatsrates, gleichfalls ab, indem er zugleich erklärte, das Fürstentum könne der Anarchie nur dann entgehen, wenn folgende Bedingungen angenommen würden: 1. Vereinigung beider Parteien auf Grundlage der Wiederherstellung der Verfassung; 2. Bildung eines neuen Ministeriums unter Drinows Leitung; 3. Einberufung des Sobranje binnen vier Monaten, damit es über die als notwendig betrachteten Abänderungen der Verfassung berate; 4. Einrichtung eines ernstlich gemeinten Staatsrates mit der Hauptaufgabe, Gesetzvorschläge für die Volksvertretung auszuarbeiten; 5. Wiederherstellung der Preßfreiheit und des Versammlungsrechtes. Der frühere Minister Ikonomow zeigte sich williger, die Leitung des Staatsrates zu übernehmen, und Grekow wurde Vizepräsident. Als die neue Körperschaft auf den 11. Januar 1882 einberufen worden war, erhielt Remlingen infolge einer Intrigue Natschowitschs, der mit Grekow und Stoilow von Anfang an Vertrauensmann des Fürsten gewesen war, seine Entlassung, und Natschowitsch wurde Präsident des neugebildeten Kabinets, Grekow Minister der Justiz. Ihre Ernennung rief fast allenthalben Entrüstung hervor, da sie als leitende Geister der absolutistischen Partei galten. Balabanow versöhnte sich mit Zankow und entwarf mit ihm für die Liberalen ein gemäßigtes Programm, in das seine obengenannten Bedingungen aufgenommen wurden, und dem sich auch viele Konservative anschlossen. In einer großen Anzahl von Städten fanden Versammlungen statt, welche zustimmende Adressen beschlossen. Infolgedessen ergingen Ukase, welche das Ver-

sammlungsrecht beschränkten und den Beamten bei schwerer Strafe die Teilnahme an der politischen Agitation untersagten, die Deputationen aber, welche mit Zustimmungsadressen an die liberalen Führer nach Sofia abgehen sollten, schreckte man dadurch ab, daß man die erste derselben, die in der Hauptstadt eintraf, von Gensdarmen durchprügeln ließ. Die Aufregung wuchs. Vergebens zogen drei Minister und zwei Staatsräte durch das Land, um sie zu beschwichtigen. Natschowitsch wurde jetzt besorgt und ließ die Opposition durch den Exarchen Josif wegen einer Verständigung ausholen. Auch der Fürst erklärte, den Besiegten mit einem neuen Programm entgegenkommen zu wollen. Desgleichen ließ man durchblicken, daß einige Ministerstellen mit Liberalen besetzt werden könnten. Die Führer der Liberalen antworteten, außerhalb des Volkswillens könne nichts Dauerhaftes geschaffen werden, auch sei bei einer Änderung der Verfassung ein neuer Eid des Fürsten erforderlich. Dies führte dahin, daß Natschowitsch Zankow, die Seele der Oppositionspartei, am 17. Februar 1882 verhaften und nach der Stadt Wratza abführen ließ, wo derselbe achtzehn Monate eingesperrt blieb. Selbst in Sofia protestirten angesehene Leute beim Staatsrate dagegen und forderten Bürgschaften gegen ähnliche Maßregeln. Böses Blut machte hier auch die Ernennung Hadschienows, der dem Fürsten unentbehrlich geworden war und stark von ihm begünstigt wurde, zum Bürgermeister der Stadt, und noch mehr dessen Ausbeutung der Hilfsquellen der Gemeinde für seine Privatkasse, die er auch durch den ihm übertragenen Bau einer Straße von Sofia nach Lompalanka aus dem Staatssäckel bestens zu füllen verstand.

Zu dieser Verlegenheit gegenüber der liberalen Partei, welche umso größer wurde, je mehr die Wahlen für das Sobranje herannahten, kam ein Zerwürfnis mit dem Kriegsminister Krylow und mit Hitrowo, der schon längst mit den Liberalen demonstrativ geliebäugelt hatte. Im April erschien der russische Oberst Stepanow-Popow aus Moskau in Sofia, um hier gegen den Fürsten zu wühlen. Dieser ordnete seine Abreise an. Die Liberalen gaben Popow ein Abschiedsessen, und bei diesem beteiligten sich auch Hitrowo und verschiedne russische Offiziere. Der Fürst verlangte hierauf von Krylow, er solle seinen Offizieren verbieten, an solchen Demonstrationen teilzunehmen. Krylow weigerte sich und erhielt selbstverständlich seine Entlassung. Auf Natschowitschs Anraten hatte der Fürst bereits im Februar sich beim Kaiser von Rußland zwei seiner Generale erbeten, welche Minister werden und als solche die Wahlen kräftig beeinflussen sollten, und zugleich die Abberufung Hitrowos verlangt, „der die wahren Interessen Rußlands verrate." Zar Alexander III. entsprach diesem Wunsche seines Vetters und sandte ihm die Generale Sobolew und Kaulbars zu, von denen jener für die Präsidentschaft und das Innere, dieser zum Kriegsminister bestimmt war. Hitrowo bekam einen Urlaub und wurde vorläufig durch einen Geschäftsträger ersetzt. Die beiden Generale wurden vom Fürsten

sehr liebenswürdig empfangen, und eine Zeit lang schien das hierdurch angebahnte Verhältnis Bestand haben zu sollen. Am 5. Juli erschien das Dekret, welches ihre Ernennung zu bulgarischen Ministern enthielt. Natschowitsch übernahm wieder die Finanzen, Wulkowitsch das Äußere, Grekow die Justiz und Teschkarow den Unterricht. Sobolew sah sich sofort nach seinem Amtsantritte von beiden Parteien lebhaft umworben, ließ ihnen jedoch bald merken, er sei weder zur Unterstützung der Liberalen, noch zur Förderung der Konservativen gekommen, sondern um zu vermitteln und zu versöhnen, wozu dann seine rücksichtslose Behandlung der Liberalen bei den Wahlen freilich wenig stimmte. Der Staatsrat hatte inzwischen von den Reformen der Verfassung, die 1881 angekündigt worden waren, das Wahlgesetz erledigt, welches statt der direkten Wahlen indirekte einführte und die Zahl der Abgeordneten auf achtzig beschränkte. Die Neuwahlen, welche für den 10. Dezember anbefohlen worden waren, wurden wie die letzten von der Regierung mit allen Mitteln beeinflußt: man schüchterte die Liberalen ein, ließ vielfach nur abstimmen, wen und wie man wollte, und erklärte die Wahlergebnisse in fünf oder sechs Bezirken, wo trotzdem liberale Kandidaten durchgegangen waren, für ungiltig, weil erzwungen oder sonst unregelmäßig erzielt. Dadurch erreichte man, daß im Sobranje ausschließlich Konservative und Türken saßen, von denen die letzteren sämtlich entschiedene Anhänger des Fürsten waren, weil er sich ihrer wiederholt gegen die Liberalen angenommen hatte, die sie am liebsten aus dem Lande vertrieben hätten. Mit der Eröffnung des Sobranje am 22. Dezember, bei welcher Sobolew finanzielle, wirtschaftliche und gerichtliche Reformvorschläge ankündigte, endigte die absolute Herrschaft des Fürsten nur der Form nach; denn thatsächlich bestand sie bei dem Charakter dieser Versammlung zunächst fort.

Sobolew behandelte die bulgarischen Minister von oben herab und fand bald Ursache, ihnen nicht zu trauen. Wulkowitsch hielt sogar ein Telegramm auf, das dem Präsidenten des Kabinets einen wichtigen Vorgang meldete. Er bekam deshalb am 26. Januar 1883 seine Entlassung. Wenn Sobolew ihn durch Stoilow ersetzte, so geschah es, weil dieser, der gleichfalls verdächtig erschien, sich als Minister besser überwachen ließ als in der Stellung eines privaten Ratgebers des Fürsten. Kaulbars beantragte ein Gesetz, nach welchem kein Offizier der bulgarischen Armee befördert werden konnte, bevor er nicht zwei Jahre in der russischen gedient hatte, und zwang den Fürsten, es zu unterzeichnen. Im Sobranje machte man nur den beiden russischen Mitgliedern des Kabinets Opposition, welche dies mit geringschätzigem Auftreten gegen die Versammlung vergalten. Sobolew hatte den Fürsten Hylkow, einen Russen, zum Direktor der öffentlichen Arbeiten ernannt, die Umgebung des Fürsten ließ den Ministerpräsidenten durch eine Deputation von Abgeordneten bitten, den Posten einem Bulgaren zu übertragen. Sobolew gab ihn Natschowitsch, war aber sehr ungehalten über diesen Akt des Mißtrauens. Die Synode von Konstantinopel

hatte Anfang März 1883 den Metropoliten von Sofia, Meletius, abgesetzt und nach Wratza verbannt, weil er sich im Jahre 1877 von seinem Sprengel entfernt hatte, um die einrückende russische Armee zu begrüßen. Sobolew empfahl Stoilow, Rücksicht auf den Freund der Russen zu nehmen, dieser aber ließ ihn verhaften und nach dem einsamen Kloster Rilo bringen, und als der Ministerpräsident sofortige Rückkehr desselben nach Sofia verlangte und diese unterblieb, reichten Sobolew und Kaulbars beim Fürsten ein Abschiedsgesuch ein. Dieser fragte, ehe er es bewilligte, beim Zaren an und erhielt die Antwort, die Mission der beiden Generale sei noch nicht beendigt, und sie müßten vorläufig noch im Amte verbleiben. Infolge dessen mußten Stoilow, Grekow und Natschowitsch aus dem Kabinet scheiden, und Sobolew bildete am 15. März 1883 ein neues Ministerium, in das er auch Angehörige der liberalen Partei aufnahm, der er sich überhaupt jetzt unverblümt näherte. Sein Verhältnis zum Fürsten war erst kalt, dann feindselig geworden, und beide Teile begegneten einander in geringschätziger Weise. Alexander I. sah sich bewogen, sich mit dem Sultan auf guten Fuß zu stellen, dann beim Zaren Schutz gegen dessen Generale zu suchen. Am 18. April traf er in Konstantinopel, am 27. Mai in Moskau ein, wo er der Krönung des Kaisers beiwohnte. Sobolew war ebenfalls erschienen und hatte ohne Wissen des Fürsten eine Deputation von Liberalen mitgebracht, welche die Unterwerfung der Bulgaren unter die Wünsche Rußlands betonen sollte. Anderseits hatte das konservative Sobranje Abgeordnete gesandt, um sich über die Generale zu beklagen. Der Fürst bat abermals um Abberufung der letzteren und wollte Ehrnroth zu deren Nachfolger. Der Zar weigerte sich, da Sobolew ihm von der russenfeindlichen Stimmung der Umgebung Alexanders I. berichtet hatte. Doch beschloß er, den Diplomaten Jonin, der früher Ministerresident in Cetinje gewesen war, als Vermittler nach Sofia zu schicken. Erst am 23. Juli kehrte der Fürst nach Bulgarien zurück, wo Kaulbars inzwischen allerlei Dinge verfügt hatte, die den Konservativen ungelegen waren und die jetzt durch fürstliche Dekrete nach Möglichkeit rückgängig gemacht wurden. Zugleich versuchte man eine Aussöhnung mit den Liberalen, denen Sobolew bei seiner Zurückkunft durch die bevorstehenden Ergänzungswahlen leicht die Mehrheit im Sobranje verschaffen konnte. Balabanow, an den man sich deshalb wendete, erklärte, nichts ohne Zankow thun zu können. Der Fürst ließ darauf diesen wissen, er sei bereit, das Geschehene zu vergessen, und Zankow kam nach Sofia und wurde von Alexander und Natschowitsch aufs liebenswürdigste empfangen. Er fing aber bald an, von der Notwendigkeit einer Rückkehr zu der Verfassung von Tirnowo zu sprechen, die Sobolew in Moskau auch dem Zaren empfohlen hatte. Obwohl dieser darauf nicht eingegangen war, kam Sobolew nach seiner Rückkehr mit Jonin und Kaulbars überein, den Fürsten zur Wiederherstellung jener Verfassung zu zwingen, zu welchem Zwecke Kaulbars den größten Teil des bulgarischen Heeres unter dem Vorwande von Übungen bei Sofia zusammen-

zog. Diese Maßregel bewog den Fürsten und seine Umgebung, sich durch ein Kompromiß mit den Liberalen gegen die Russen zu vereinigen. Zankow gab im Namen seiner Partei die Agitation für die Verfassung von Tirnowo und den Widerstand gegen das Wahlgesetz von 1882 auf, die Konservativen versprachen ihren Beistand zur Erlangung einer auch den Gegnern genehmen neuen Konstitution, und es sollte ein gemischtes Kabinet gebildet werden, zu dessen Präsidenten Grekow bestimmt war. Als der Fürst aber die russischen Generale rufen ließ und Sobolew aufforderte, seine Entlassung zu nehmen, da er sein Vertrauen nicht mehr besitze, erwiederte ihm dieser unter Vorzeigung eines kaiserlichen Schreibens, sein Gebieter sei der Zar, und dieser befehle ihm, auf seinem Posten zu bleiben. Gleiches erklärte Kaulbars. Der Fürst antwortete ihnen, Minister in Bulgarien möchten sie bleiben, aber seine Minister seien sie nicht mehr. Die beiden Russen meldeten Jonin diesen Vorgang, und dieser beeilte sich, dem Fürsten „als Stellvertreter Seiner Majestät des Kaisers" ein Ultimatum vorzulegen, welches folgende Punkte enthielt: 1. Die bevorstehende Session des Sobranje wird in eine außerordentliche verwandelt. 2. Der Fürst verzichtet durch ein Manifest auf die ihm zu Swistow übertragenen Befugnisse. 3. Eine Kommission wird zur Ausarbeitung einer neuen Verfassung niedergesetzt. 4. Die Generale Sobolew und Kaulbars bleiben bis zum Zusammentritt des Golemo Sobranje auf ihrem Posten. Alexander I. protestirte gegen dieses diktatorische Auftreten, erklärte, seine Entschlüsse hätten von ihm selbst auszugehen, und weigerte sich, das Ultimatum zu befolgen. Jonin entgegnete hochmütig, er dürfe keine eigne Politik haben, er sei damit bisher nur das Werkzeug schlechter Leute gewesen, und Rußland, dem er alles verdanke, lasse sich von ihm nicht ungestraft Trotz bieten, worauf er schloß, bei weiterm Widerstreben sei er bevollmächtigt, ein kaiserliches Manifest zu veröffentlichen, welches die Absetzung des Fürsten ausspreche und Sobolew zum provisorischen Regenten ernenne; der General Kaulbars stehe ihm dabei mit der Armee zur Verfügung.

Dem Fürsten blieb, wenn er nicht freiwillig abdanken wollte, nichts andres übrig als sich zu fügen und dies in einem Manifeste auszusprechen, welches schon am nächsten Tage (11. September 1883) veröffentlicht wurde. Aber Sobolew suchte jetzt Zankow zu bewegen, die Absetzung des Fürsten durch das Sobranje zu veranlassen, und dieser versprach das. Indes ließ er sich später durch Grekow überzeugen, daß damit nur die Abhängigkeit von Rußland verstärkt werden und der Liberalismus schweren Schaden erleiden werde. Besser sei im patriotischen Interesse und gegen die russische Bevormundung ein enger Bund zwischen den Liberalen und Konservativen, der seinen Ausdruck in einem Koalitionsministerium finden solle. Zankow schlug ein, und man einigte sich über die Liste eines neuen Kabinets, in welchem Zankow den Vorsitz und das Innere, Natschowitsch die Finanzen, Stoilow die Justiz, Balabanow das Äußere, Ikonomow die öffentlichen Arbeiten und Malkow den Unterricht leiten sollte.

Der Fürst erklärte sich andern Tags (17. September) mit dieser Abmachung vollkommen einverstanden. Am 18. wurde im Sobranje eine Beantwortung der Thronrede verlesen, in welcher „die Vertreter des Volkes, ohne Unterschied der Parteien, beseelt von grenzenloser Ergebenheit gegen den Thron" um Wiederherstellung der Verfassung von Tirnowo und gleichzeitig um Angabe der Punkte derselben baten, welche geändert werden sollten — Änderungen, welche das Sobranje, wenn seine außerordentliche Session in eine gewöhnliche gesetzgebende verwandelt würde, bewirken könne. Sobolew, der zugegen war, traute seinen Ohren nicht. Verblüfft blickte er auf Zankow, der sich erhob, um — dem Fürsten seine Ergebenheit auszusprechen und diese Beantwortung der Thronrede vollkommen zu billigen. Zornig stürmte Sobolew davon, um ohne Verzug seine Entlassung zu fordern, ein Schritt, dem Kaulbars sich anschloß und dem die russische Regierung, da nach der Einigung der Parteien das Verbleiben der beiden Generale keinen Zweck mehr hatte, telegraphisch ihre Zustimmung erteilte. Die Bulgaren sahen sie gern abziehen, und nur einige Radikale gaben ihnen vor der Abreise ein Abschiedsessen. Am 19. September stellte ein fürstliches Manifest die Verfassung von Tirnowo wieder her und betraute das gegenwärtige Sobranje mit der Revision derselben. Das Koalitionsministerium kam in der angegebenen Weise zustande. Kriegsminister sollte nach dem Wunsche des Fürsten der ihm befreundete russische General Ljessowoi werden, aber Jonin that dagegen Einspruch, und so wurde der russische Oberst Rediger provisorisch mit der Leitung des betreffenden Departements betraut. Zugleich aber bewog der Fürst das Sobranje, dasselbe in eine militärische und eine ökonomische Abteilung zu spalten, deren Vorsteher Bulgaren oder Russen, aber unter allen Umständen dem Fürsten und der Landesvertretung verantwortlich sein sollten. Dies verstimmte in Petersburg noch mehr, und Ljessowoi sowie der Kapitän Poljzikow, ebenfalls bei Fürst Alexander sehr gut angeschrieben, bekamen vom Zaren den Befehl, Bulgarien sofort zu verlassen. Rediger sandte denselben, ohne dem Fürsten davon Mitteilung zu machen, den Betreffenden zu, und bekam dafür von jenem mit einem Verweise seine Entlassung und den Obersten Kotelnikow zum Nachfolger. Gleichzeitig entließ der Fürst drei russische Militärs aus seinem Gefolge und befahl den sechsunddreißig im russischen Heere dienenden bulgarischen Offizieren, sich zur Heimreise bereit zu machen. Der Zar seinerseits sprach Sobolew und Kaulbars seine Befriedigung über die Art und Weise aus, in der sie ihre Aufgabe in Bulgarien erfüllt hatten. Hierdurch beunruhigt, sandte der Fürst den Minister Balabanow nach Petersburg, um Alexander III. zu beschwichtigen, und es kam zu einer Verständigung, nach welcher künftig der bulgarische Kriegsminister im Einvernehmen mit dem Zaren vom Fürsten ernannt und wie die andern russischen Offiziere in militärischen und Budgetfragen der Verfassung und den Gesetzen des Fürstentums unterworfen, gleichzeitig aber als Unterthan Rußlands von dessen Vertreter in Sofia abhängig sein sollte.

Die Mitglieder des Koalitionsministeriums vertrugen sich nicht lange miteinander, und als die Versuche der Konservativen, Zankow zu stürzen, gescheitert waren, weil der Fürst und die Mehrheit des Sobranje mit ihm gingen, nahmen Stoilow und Natschowitsch ihre Entlassung, und Grekow trat ebenfalls ins Privatleben zurück. Aber bald erwuchs dem Ministerpräsidenten in Karawelow, der aus Philippopel zurückgekehrt war und die Radikalen um sich sammelte, um Zankows gemäßigte Politik zu bekämpfen, ein neuer Gegner. Das Sobranje hatte beschlossen, die Volksvertretung solle in Zukunft aus zwei Kammern bestehen, und war dann am 6. Januar 1884 geschlossen worden. Durch Ukas wurden die Neuwahlen für den 27. Mai ausgeschrieben, und Karawelow und Slawejkow agitirten mit allen Mitteln für den Sieg ihrer Partei, indem sie das Losungswort: „Die unbefleckte Verfassung von Tirnowo" ausgaben und für den Fall, daß sie ans Ruder kämen, die Aufhebung aller Gesetze, welche dieser zuwiderliefen, versprachen. Zu ihrem Agitationsapparat gehörte auch der Prügel, und es gab bei den Abstimmungen nicht wenig blutige Köpfe und selbst Tote. Dennoch waren die Anhänger Zankows und Karawelows, als die Sitzung des Sobranje am 27. Juni zu Tirnowo eröffnet wurde, ungefähr gleich stark in ihm vertreten, und erst als es gelang, den Demagogen Stambulow, der früher Nihilist, dann Zankowist gewesen war, mit seinem Anhang in das Lager der Radikalen herüberzuziehen, erlangten diese die Majorität, und Karawelow hatte, was er wollte. Der Fürst entließ Zankow und ernannte am 30. Juni den Führer der Radikalen zum Ministerpräsidenten. Mit Rußland stand Alexander I. nach wie vor auf schlechtem Fuße. Vergebens erbot er sich, nach Petersburg zu kommen und sich zu rechtfertigen, die Antwort des Zaren war Schweigen. Der neue Kriegsminister Kantakuzen entfernte auch die letzten russischen Offiziere, die sich dem Fürsten zugewendet hatten, und dieser wagte keinen Einspruch. Das einzige, womit man ihn erfreute, war die Ersetzung Jonins durch den Staatsrat Kojander, der aber auch ein unbequemer Gast war.

Die deutsche Landliga und ihre Bestrebungen.

(Schluß.)

Wenn auch die natürliche Bestimmung des Bodens eines Landes die Ernährung seiner Bevölkerung ist, so vermochte England auf diesen Zweck in ziemlich ausgedehntem Maße zu verzichten, zu einer Zeit, in welcher — nach dem Abfalle der Neu-Englandstaaten — es beinahe zur unbestrittenen Herrschaft im Welthandel gelangt war. Seine arbeitenden Klassen fanden hinreichende und

lohnende Beschäftigung in der Industrie, welche alle Märkte der Welt zu versehen hatte, das Bedürfnis an Getreide, welchem die eigne Produktion nicht zu genügen vermochte, konnte so mühelos durch die alle Meere durchfurchende Handelsflotte befriedigt werden, daß man den Anbau des eignen Landes zurückgehen und Irland gar verkümmern lassen durfte, daß man die Getreidezölle abschaffen konnte. Während die höhern Klassen mit Einschluß des Grundadels, der, wo nicht selbst, doch durch seine jüngern Mitglieder daran teilnahm, sich durch Handel und Industrie direkt und indirekt bereicherten, konnten die arbeitenden Klassen sich eines solchen Wohlergehens erfreuen, daß sich die Zustände keines andern Landes auch nur entfernt hätten damit vergleichen lassen, und daß die Lebensweise eines englischen Arbeiters sprichwörtlich geworden ist.

In dieser glänzenden, fast drei Viertel eines Jahrhunderts dauernden Periode konnte England nicht nur gelegentlich halb Europa in seinen Kriegssold nehmen, sondern es durfte auch ohne jede Besorgnis zusehen, wie sich Irland entvölkerte und wie Handel und Industrie mehr und mehr diejenigen englischen Arbeiter an sich zog, welche bisher in der Landwirtschaft thätig waren. Befanden sich doch diese Arbeiter wohl dabei, und besaß doch England in seiner Latifundienwirtschaft ein System, welches mit der denkbar geringsten Zahl von Arbeitern auskommen konnte und da, wo es etwa an Menschen fehlte, leicht durch Maschinen Ersatz zu schaffen vermochte. Man kann also sagen, daß in jener Periode die menschenersparende Latifundienwirtschaft Handel und Industrie, welche möglichst vieler Hände bedurften, unterstützt habe. Jetzt hat sich dies Verhältnis aber gänzlich verändert. Seitdem England den Weltmarkt nicht mehr allein beherrscht, ja wohl noch mehr als andre Völker an Überproduktion auf industriellem Gebiete leidet, macht sich ein starker Rückstrom von Arbeitskräften aus der Industrie bereits sehr fühlbar, während der Grundbesitz keineswegs vorbereitet ist (um den beliebten Ausdruck zu gebrauchen), die überschüssigen Leute aufzunehmen. Man beginnt daher auf allen Seiten den eigentlichen Grund der Notlage des Volkes in dem herrschendem System der Bodenverteilung zu erblicken.

Daß die Lehre Henry Georges, der die Bodenrente durch eine Grundsteuer zu Gunsten der Gesamtheit einziehen und auf diesem Wege das Monopol vernichten will, namentlich in England zahlreiche Anhänger gefunden hat, ist sehr begreiflich. Schon 1881 ist unter Vorsitz von Alfred Russel Wallace eine Gesellschaft für Landnationalisation zusammengetreten, die Georges Lehre verbreitet. Die radikale Partei befürwortet nach Anregungen von John Stuart Mill die Einziehung des inearned increment, d. h. desjenigen Teiles des Bodenwertes, welcher nicht durch Verbesserungen bewirkt ist. Die Übertragung der irischen Landakte von 1880 auf England und Schottland wird ziemlich allgemein gefordert. Eine progressive Einkommensteuer auf Einkommen aus Land, die Beschränkung des Rechtes testamentarischer Verfügung auf eine gewisse

Bodenfläche, die Erhöhung der Erbschaftssteuer für Grundeigentum, dies alles sind Vorschläge, welche sich in derselben Richtung bewegen*) und gegen die Monopolnatur des Grundeigentums gerichtet sind. Danebenher laufen die fast noch allgemeineren Bestrebungen gegen das Latifundienwesen. In den verschiedensten Kreisen macht sich die Überzeugung geltend, daß der Grund und Boden Englands die zahlreichen Menschen ernähren müsse, welche in Handel und Industrie keine genügende Beschäftigung mehr finden, und daß daher kleinere Ackerstellen beschafft werden sollten, um einen unabhängigen und konsumtionsfähigen Bauernstand zu schaffen.

Die Vertreter der landwirtschaftlichen Arbeiter, Jesse Collings und Arch, haben dem Unterhause eine Vorlage gemacht, nach welcher jede Gemeinde das ihr gehörige Land parzelliren darf in Stücke von nicht weniger als einem Acre (= 40,46 Ar) und nicht mehr als vierzig Acre; diese Parzellen sollen an die landwirtschaftlichen Arbeiter verkauft werden gegen Anzahlung von nur einem Viertel des Kaufpreises; der Rest kann für immer zu mäßigem Zins stehen bleiben, und der Erwerbstitel soll gegen jedermann unanfechtbar sein. Die radikale Partei verlangt Erwerb des Grundeigentums durch die ländlichen Kommunalverbände auf dem Wege der Expropriation zu einem billigen und gerechten (fair) Preise, um daraus Tagelöhnerstellen oder ganz kleine Bauerngüter zu schaffen, welche die landwirtschaftlichen Arbeiter zu angemessenen Preisen pachten oder eigentümlich erwerben können.**)

Diese Bestrebungen beschränken sich aber keineswegs auf die radikalen Parteien und die Arbeiterkreise. Die Gladstonianer verkünden in einem neuesten Aufrufe, daß eine durchgreifende Reform der Bodengesetze, insbesondre in ihrer Wirkung auf die Lage des Ackerarbeiters, dringend die ernste Aufmerksamkeit aller Liberalen erheische, und das Haupt der Tories, Lord Salisbury, schlägt vor, die Güter der toten Hand, besonders das Kirchengut, zu parzelliren und in kleinen Stellen zu verkaufen!

Unter dem Vorsitze des Herzogs von Westminster ist ein „Landbesitzerverein zur freiwilligen Ausdehnung des Landzuweisungssystems" gebildet worden. Beisitzer sind mehrere bekannte Edelleute und Herren, und mehr als hundert Großgrundbesitzer haben bereits ihre Zustimmung ausgesprochen. Der Verein will dem bereits auf vielen Besitzungen herrschenden Gebrauche, kleine Parzellen entweder als Weide für den Unterhalt einer Kuh oder als urbares Land zur Bestellung durch Spatenarbeit abzulassen, weitere Ausdehnung geben. Landbesitzern und Arbeitgebern soll dieses System vor Augen geführt werden im Interesse aller beteiligten Klassen, sowie der Kultur des Bodens, bis jeder an-

*) Vergl. Socialisme agraire de M. Chamberlain par Raffalovich. Paris, 1886.

**) Entwicklung der Krise des landwirtschaftlichen Individualismus in England, von Erwin Nasse in den Preußischen Jahrbüchern, Mai 1886.

sässige Arbeiter, der sich eines guten Rufes erfreut, eine Zuweisung von Land hat, wenn er es wünscht. Graf Onslow ist Ehrensekretär des Vereins.

Man sieht, daß in dem englischen Adel die Erkenntnis dämmert, es könne sich der Ausspruch des Plinius: Latifundia perdidere Italiam in England wiederholen, die sogenannten drei F, nämlich fair rent, fixity of tenure und free sale, d. h. unkündbare und frei übertragbare Pacht zu mäßigem Preise, sind bereits das allgemeine und nur noch wenig bestrittene Feldgeschrei aller Freunde der Agrarreform.

Daß solche Bestrebungen sich unter dem Adel Englands mehren, mag wenigstens zum Teil auch auf die wachsende Unzufriedenheit der zumeist beteiligten Volksklassen zurückzuführen sein. Eben jetzt berichten die Zeitungen von einem Aufstande der crofters (Häusler, Hübner) der schottischen Insel Tiree, zu dessen Unterdrückung die Regierung sich nur zögernd zu entschließen scheint. Ich kann mir nicht versagen, hier mitzuteilen, was sich die Münchener „Allgemeine Zeitung" von ihrem ≙-Korrespondenten in einem Artikel von der Meeresküste vom 7. August darüber berichten läßt, weil es den Druck des Bodenmonopols in hellem Lichte zeigt und überdies beweist, was sich ein Latifundienbesitzer, auch wenn er ein Führer der Whigpartei ist, erlauben kann. Der Artikel sagt:

Der Herzog von Argyll zieht als Besitzer von Tiree 5000 Pfd. Sterl. im Jahre. Unter ihm ist die Zusammenfassung einer großen Anzahl bisheriger kleiner Pachtgüter in ein paar Händen mit unnachsichtlicher Härte betrieben worden. Drei Mittelsleute sind dadurch in den Pachtbesitz der Hälfte des ganzen Eilandes gekommen, und gegen diesen Mißstand, der das Kossätenvolk auf die tiefste Stufe der Abhängigkeit herabdrückt, ist die jetzige Bewegung hauptsächlich gerichtet. Tiree entbehrt ferner der Häfen. Das Meer ist dort gewöhnlich stürmisch, die Umgebung voll von Klippen. Der Herzog von Argyll aber steckt seine 5000 Pfd. Sterl. im Jahre ein, ohne irgend etwas für die oft mit Lebensgefahr landenden Fischer zu thun. Der ärmste Teil der Bevölkerung erwirbt seinen Lebensunterhalt durch das Sammeln von Seetang, auf welchen die meisten Besitzer der westschottischen Inseln ein Eigentumsrecht beanspruchen, während vor noch nicht allzulanger Zeit ein Gewohnheitsrecht der Strandanwohner darauf bestand. Durch die jetzige Uebung wird man an die Zeit vor der ersten französischen Staatsumwälzung erinnert, wo dem Küstenbewohner Seewasser zur Herstellung von Salz zu schöpfen verboten war. Ist das Wetter rauh, so müssen die Fischer von Tiree oft vier bis fünf Stunden draußen auf der Rhede warten, dann bis an die Achselhöhle, mit dem ihren Fang enthaltenden Netze auf dem Rücken, durch die klippendurchsäten Wogen waten und gleichzeitig ihr Boot vor dem Kentern und dem Untergange schützen. Oft ist der Herzog von Argyll angegangen worden, etwas für die Häfen auf dem Eilande zu thun, um das Fischergewerbe ordentlich zu ermöglichen. Es war jedoch taubem Ohr gepredigt. Auch eine Art „Truckſystem," das Aushändigen von Waaren anstatt Geld an die mit dem Einheimsen von Tang beschäftigten armen Leute, giebt viel Anlaß zu Klagen. Eigentlich ist es nicht erlaubt; allein auf jenen verlorenen Inseln, woher in gewöhnlichen Zeiten kaum Kunde dringt, geht vieles vor, was nicht sein sollte. Es hat schlimm werden müssen, ehe das sonst äußerst friedfertige Volk, unter welchem es nur einen Polizeidiener giebt, sich zu seiner neuesten Haltung

bewegen ließ. Die mit den Kriegs- und Truppenschiffen gelandeten Seesoldaten und Polizeibeamten sind übrigens fast durchweg aufs freundlichste empfangen worden, zumal von den Frauen und Mädchen. Die Seesoldaten sind eine der schmucksten Truppen. Schon auf Skye zeigte sich ihre Anziehungskraft. Mehrere der dorthin gesandten Krieger zu Wasser fielen auffallend schnell in die Netze der am Lande sie empfangenden Jungfrauen und kehrten später beweibt mit diesen zurück. Auf Tiree, wo es keine Wirtshäuser giebt, füllten die Frauen und Mädchen in manchen Hütten Kanne um Kanne mit Milch für die eingedrungenen Eroberer, gaben ihnen hie und da auch Brot und Käse, weigerten sich aber beharrlich, dafür Vergütung anzunehmen. Einige von den Seesoldaten waren früher nach Skye geschickt worden und hatten dort ein paar gälische Redensarten sich angeeignet. Im übrigen muß der Verkehr, da das Volk meist nicht englisch spricht, durch die Augen- und Geberdensprache vermittelt werden.

Viel Ähnlichkeit mit Großbritannien bieten die Agrarverhältnisse in Mecklenburg, jenem von den Freunden vergangener Zustände soviel gepriesenen Lande, welches so manche mittelalterliche Dinge in die neue Zeit herübergerettet hat. Es giebt dort, mit Ausnahme des kleinen Fürstentums Ratzeburg, nur Großgrundbesitz; 43 Prozent des Landes gehören dem Domanium, 42 Prozent der Ritterschaft, 11 Prozent den Städten, 3 Prozent den Klöstern. Auch in diesem Lande zeigen sich die verderblichen Folgen eines derartigen Systems der Bodenverteilung, und zwar noch auffallender als in England, weil andre Elemente wirtschaftlichen Gedeihens, deren sich dieses Land erfreut, in jenem fehlen. Trotz seiner großen Fruchtbarkeit, trotz seiner für den Absatz überaus günstigen Lage und der Nähe großer Verbrauchszentren, wie Stettin, Hamburg, Berlin, ist Mecklenburg der am dünnsten bevölkerte Staat in Deutschland; es ernährt nur 34 Menschen auf dem Quadratkilometer; ja während die Seelenzahl im übrigen Deutschland nicht unerheblich zunimmt, ist sie in Mecklenburg-Strelitz in der Periode 1880 bis 1885 von 100269 auf 98400 gesunken. Auch hat der Ertrag der Güter erheblich abgenommen. Auch in Mecklenburg liegen wie in England und im großen Unterschiede zum übrigen Deutschland Eigentum des Bodens und Bewirtschaftung desselben in den Händen getrennter Klassen, und eben dies einfache Verhältnis hat, wenigstens bei dem Domanium, welches, wie bemerkt, 43 Prozent des Landes besitzt, ähnlich wie in England zu der Erkenntnis geführt, daß der Grundherr ein Unternehmer ist, der den Ausfall der Wirtschaft wenigstens mitzutragen hat. Das Domanium hat, wie die Zeitungen berichten, im Juli d. J. seinen Pächtern von dem laufenden Pacht 20 Prozent und die Rückstände ganz erlassen.*) Es ist zu wünschen und wohl auch zu erwarten, daß Ritter und Städte diesem Beispiele folgen werden.

*) Dies hat sich leider in dem oben angegebenen Umfange nicht bestätigt. Dagegen enthält die Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 11. September 1886 folgende bemerkenswerte Notiz: „Wie aus Görlitz mitgeteilt wird, hat der Oberlausitzer Pächterverein auf seiner letzten, in Bautzen abgehaltenen Versammlung beschlossen, ein Rundschreiben an die Besitzer

Auch Italien krankt, wie allbekannt ist, schon seit zweitausend Jahren an der Latifundienwirtschaft. Selbst bei der intensivsten Kultur, wie sie in der Lombardei verbreitet ist, und bei allen Vorzügen seines Klimas und seiner bewunderuswerten Bewässerungsanlagen verhungern die ländlichen Arbeiter und werden zu Aufständen getrieben, während die meisten Grundbesitzer einen wenig aussichtsvollen Kampf gegen den Bankerott zu führen haben.

Man sagt gewöhnlich, die Bodenverhältnisse in Deutschland seien gesünder, indem sie zwischen England, wo der Boden nur wenigen Personen gehört, und Frankreich, wo die Parzellirung am weitesten vorgeschritten sei, also zwischen zwei Extremen in der gedeihlichen Mitte stünden. Allein diese, wenn auch noch so häufig ausgesprochene Behauptung kann nur mit Vorbehalt als zutreffend anerkannt werden. England ist allerdings das eine Extrem, aber Frankreich ist nicht das andre. Der französische Boden verteilt sich wie folgt:

Hektaren	Parzellen	Flächengehalt	Zahl der Parzellen in Proz.	Fläche in Proz.
0—1	8 585 323	2 574 589	61,02 Prozent	5,19 Prozent
1—5	3 735 173	8 647 714	32,90 »	30,17 »
5—10	892 887	6 542 142		
10—50	738 672	14 496 200	5,22 »	29,21 »
50—100	73 503	5 059 817	0,52 »	10,25 »
mehr als 100	49 243	12 355 782	0,34 »	25,00 »
			100 Prozent	100 Prozent.

Man sieht also, daß nur etwas mehr als ein Drittel des Landes (genau 5,19 + 30,17 = 35,36 Prozent) aus kleinern Stellen bis zu zehn Hektaren besteht, daß aber ein volles Viertel von Frankreich durch große Güter von über hundert Hektaren (im Durchschnitt 251 Hektaren oder mehr als 5000 Morgen) gebildet wird. Zählt man die Güter von fünfzig bis hundert Hektaren, welche eine durchschnittliche Größe von fast 70 Hektaren oder etwa 1500 Morgen haben, noch zu dem Großbesitze, so nimmt derselbe 35,25 Prozent des Gesamtbodens in Anspruch. Groß- und Kleinbesitz halten sich demnach (mit je 35 Prozent) die Wage.

---

der Pachtgüter zu erlassen, das von sämtlichen Vereinsmitgliedern unterzeichnet werden und die Bitte um Pachterlaß enthalten soll. Man führte in jener Versammlung aus, daß die meisten Pachtkontrakte unter ganz andern Zeitverhältnissen, als sie heute bestehen, abgeschlossen worden sind, daß damals die Preise der Produkte höher waren und die Erträgnisse der Gutsbewirtschaftung daher weit höher taxirt wurden, als sie jetzt schon jahretang zu erzielen sind. Seit sieben Jahren, heißt es in der betreffenden Resolution, seien Mißernten einander gefolgt; dazu komme der andauernde Preisrückgang der landwirtschaftlichen Produkte; so sei unter den Gutspächtern eine Notlage geschaffen, die auf längere Dauer nicht zu ertragen sei. Die Verpächter werden unter Hinweis auf jene Umstände ersucht, den geänderten Zeitverhältnissen billige Rechnung zu tragen und durch Gewährung mehrjährigen Pachtnachlasses die Lage der Pächter etwas erleichtern zu wollen."

Der Bauernstand ist in Frankreich sehr verschuldet, und zwar in fortschreitendem Maße. Die ländlichen Hypotheken sind von 8853 Millionen im Jahre 1820 auf 14 500 Millionen im Jahre 1885 gestiegen. Aber die Hypotheken allein geben keinen Maßstab für die Verschuldung des Grund und Bodens, weil die Errichtung derselben überaus kostspielig ist, und weil sie infolge des Systems der gesetzlichen und stillschweigenden Hypotheken des Code civil nur bedingte Sicherheit bieten und deshalb nur ungern zur Beschaffung des Kredits benutzt werden. Mit der Verschuldung scheint die Tendenz zum Großbesitz zu wachsen, was man aus der fortschreitenden Verwandlung von Ackerland in Weide schließen kann. Auf alle Fälle bildet Frankreich nicht das behauptete Extrem der Parzellirung; wir werden es vielmehr in Deutschland selbst finden.

Wenn ein würtembergischer Mann von seinen „Gütern" spricht, zwanzig bis dreißig an der Zahl, die zusammen nicht mehr als zwei bis drei Morgen messen und in mehreren Gemarkungen zerstreut liegen,*) so mag dies das Bild einer Parzellirung geben, die kaum weiter getrieben werden kann. Gleichwohl widerstreben diese Leute jedem Versuche einer Zusammenlegung oder Grenzziehung gegen weitere Teilung aufs lebhafteste. Auch in Baden, in der Rheinprovinz, in Nassau und Hessen ist die Zersplitterung des Bodens sehr beträchtlich. Ebenso im baierischen Franken. In Unterfranken kamen im Jahre 1880 Parzellen im Anschlage bis zu fünfzehn Kreuzer herab zur Versteigerung!

Kaum geringere Bodenteilung findet sich in den oberschlesischen Kreisen Pleß, Rybnik, Lublinitz, teilweise auch in Tost-Gleiwitz, Ratibor und Kosel, und zwar in unmittelbarer Nachbarschaft der größten Latifundien. Aber während die westdeutschen „Güterbesitzer" bei ihrer Parzellenwirtschaft gedeihen, sind die Schlesier mit ihren Landsplittern typische Beispiele des Elends. Mit Ausnahme von Ost- und Westpreußen, Posen, Neuvorpommern, Mecklenburg und Lauenburg, wo Großbesitz entschieden überwiegt, finden wir im übrigen Deutschland größere, mittlere und kleinere oder kleinste Güter gemengt, nachbarlich oder nicht fern von einander liegend. Je nach der Sinnesart und Dichtigkeit der Bevölkerung, der Natur des Bodens, des Klimas und sonstiger Umstände beweisen die Güter jeder Größe — die Latifundien wohl ausgenommen — ihre Überlegenheit in den Kulturerfolgen vor andern.

Es dürfte hiernach kaum möglich sein, eine bestimmte Normalgröße für landwirtschaftliche Güter aufzustellen, vielmehr wird man anerkennen müssen, daß je nach den in Betracht kommenden Verhältnissen Güter verschiedener Größe sowohl den Bedürfnissen der Wirte als dem allgemeinen Interesse entsprechen werden. Unbestreitbar dürfte nur die Schädlichkeit beider Extreme sein. Die äußerste Zersplitterung wird kaum da, wo die Kultur von Handelsgewächsen

*) Vergl. v. Miaskowski, Das Erbrecht und die Grundeigentumsverteilung in Deutschland.

thunlich ist, eine rechnerische Prüfung aushalten, geschweige denn dort, wo sie, wie in Schlesien, auf den gewöhnlichen Anbau angewiesen ist. Die Großgüterwirtschaft aber ist vom Standpunkte der Volksernährung aus zu verurteilen. Das Organ der Landliga, die Landwirtschaftliche Börsenzeitung vom 1. Juli, macht fünfzehn Fürsten namhaft, welche in Deutschland Güter im Umfange von 700 Quadratmeilen besitzen, auf denen nur wenige tausend Menschen eine kärgliche Existenz finden, und die richtig verteilt eine Million fleißiger Ackerbauer, also mit ihren Familien fünf Millionen Menschen, reichlich ernähren könnten. Die nachfolgende, aus zuverlässigen Quellen zusammengestellte Tabelle*) zeigt in ihrer letzten Reihe, wie viele Einwohner in deutschen Landen auf einen Quadratkilometer kommen, und beweist schon auf den ersten Blick die Abhängigkeit dieser Zahlen von der Bodenverteilung.

Länder und Provinzen:	Fläche in Qu.-Kilom.:	Einwohner:	auf dem Qu.-Kilom.:
Königreich Sachsen	14 992	3 179 168	212
Sachsen-Koburg-Gotha	1 968	198 717	198
Reuß ä. L.	316	53 787	170
Sachsen-Altenburg	1 324	161 129	161
Preußen, Rheinland	26 981	4 074 000	151
Reuß j. L.	826	112 118	135
Preußen, Hessen-Nassau	15 692	1 554 376	130
Großherzogtum Hessen	7 682	956 170	124
Schaumburg-Lippe	340	37 304	109
Elsaß-Lothringen	14 509	1 563 145	108
Baiern, Rheinpfalz	5 937	641 254	108
Baden	15 081	1 600 839	106
Anhalt	2 347	247 603	105
Würtemberg	19 504	1 994 849	102
Braunschweig	3 690	372 580	101
Preußen, Westfalen	20 200	2 043 442	101
Lippe	1 222	1232 50	100
Preußen, Schlesien	40 291	4 007 925	99
» Sachsen	25 245	2 312 007	91
Schwarzburg-Rudolstadt	940	83 939	89
Sachsen-Weimar	3 593	313 668	87
Sachsen-Meiningen	2 468	214 697	87
Schwarzburg-Sondershausen	862	73 623	85
Baiern, Oberfranken	6 999	490 536	70
» Unterfranken	8 398	523 485	62
Schleswig-Holstein	18 841	1 127 149	60
Baiern, Mittelfranken	7 574	431 434	57
Preußen, Hohenzollern	1 143	67 624	59
» Posen	28 954	1 703 397	59
» Brandenburg	39 838	2 266 825	57

*) Nach Hübners Tabelle, die preußischen Provinzen nach der amtlichen Statistik von 1880, die baierischen nach der Zählung von 1871 unter Zuschlag von 25 Prozent.

Länder und Provinzen:	Fläche in Qu.-Kilom.:	Einwohner:	auf dem Qu. Kilom.:
Preußen, Hannover	38 425	2 120 168	56
» Westpreußen	25 503	1 405 898	55
Baiern, Niederbaiern	10 759	581 235	54
Preußen, Ostpreußen	36 978	1 933 936	52
» Pommern	30 107	1 540 034	51
Waldeck	1 121	56 565	50
Baiern, Schwaben	9 812	491 496	50
» Oberpfalz	9 659	458 877	47
Mecklenburg-Schwerin	13 303	675 140	43
» Strelitz	2 929	98 371	34
Baiern, Oberbaiern	16 726	655 670	30

Die Länder über hundert Einwohner auf dem Quadratkilometer sind diejenigen des kleineren und mittleren, die mit weniger als hundert Einwohnern sind diejenigen des vorzugsweise großen Güterbestandes.

386343,94 Quadratkilometer mit weniger als hundert Einwohnern zählen 22353410 Einwohner, also durchschnittlich 57,8 auf dem Quadratkilometer. Dagegen 152692,90 Quadratkilometer mit mehr als hundert Einwohnern zählen 18913622 Einwohner oder 123,8 auf dem Quadratkilometer. Der Durchschnitt für ganz Deutschland ergiebt 76,5 Einwohner für den Quadratkilometer. Sollte sich, wie in den vergangenen fünfzig Jahren, die Volkszahl Deutschlands auch in dem nächsten halben Jahrhundert verdoppeln, so würden wir im Jahre 1939 achtzig Millionen Einwohner zählen. Der Durchschnitt auf dem Quadratkilometer würde 153 sein, also bereits die fünfte Stelle unser Tabelle (Rheinland) übersteigen. Wo sollen diese neuen vierzig Millionen untergebracht, wie sollen sie ernährt werden, wenn ein beträchtlicher Teil unsers Landes bei einer Güterverteilung verharrt, bei welcher nur eine verschwindend kleine Zahl von Menschen kümmerlich Ernährung findet? Man sieht also, daß schon rein rechnerisch genommen das System der Latifundien sich auf die Dauer als unmöglich erweist. Der Dividend bleibt sich gleich, der Divisor wächst unaufhaltsam; das Angebot von Gütern bleibt unverändert, die Nachfrage steigt mit der Zunahme der Bevölkerung, und wenn das Monopol des Grundeigentums in seiner jetzigen Form erhalten wird, so muß die Grundrente eine Höhe erreichen, welche unerträglich wird und mit einem irgend gedeihlichen Zustande der Gesellschaft kaum noch vereinbar ist.

Gewiß sind dem Großgrundbesitze einige Vorzüge nicht abzusprechen. Er giebt der Intelligenz in der Bewirtschaftung einen größern Spielraum, kann Verbesserungen leichter durchführen, kann das Inventar besser ausnutzen, Nebengewerbe treiben und den kleinern Landwirten zum fördernden Beispiele dienen. Ob die großen Güter auch Krisen leichter überstehen als die kleinen, wie öfter behauptet wird, steht dahin, da die Bauern in Kriegszeiten sich viel zäher erwiesen haben als die Großbesitzer und sich nach den Kriegen ohne Staatshilfe wieder emporzuarbeiten vermochten.

Unbestreitbar dagegen ist, daß bei der Landwirtschaft nicht, wie in der Industrie, der Vorteil mit dem Großbetriebe wächst. Die Arbeitsteilung hat bei der Landwirtschaft nur ein geringes Feld, die Maschinen haben nur einen begrenzten Wirkungskreis; die oft sehr verschiedne Qualität der einzelnen Gutsteile nach Bodenbeschaffenheit und Bepflanzung, die räumlichen Entfernungen und die umständliche Kontrole bieten Schwierigkeiten, welche die kleinere Wirtschaft nicht kennt. Während sich in der Industrie überall das Bestreben zeigt, zum Großbetriebe überzugehen, sehen wir umgekehrt bei den Großgrundbesitzern häufig das Bestreben, sich die Vorteile des kleinern Betriebes anzueignen, indem sie ihre Güter statt im ganzen lieber in Parzellen verpachten.

Für die Gesamtheit des Volkes aber erwachsen aus dem Großbesitze sehr erhebliche Nachteile. Nicht nur muß die Grundrente allein den Besitzer (ohne Arbeit) ernähren, sondern es verteilt sich auch der Wirtschaftsertrag über sehr wenige Personen, von denen die meisten als Tagelöhner nur eine sehr kümmerliche Nahrung finden. Die Ernährung des Volkes kommt zu kurz, und wenn die Tagelöhner auch hie und da gute Löhne verdienen, so hat dies doch keinen andern Erfolg als frühe Eheschließung, großen Kindersegen, Auswanderung in fremde Länder oder in die Städte und Übergang zur Industrie; denn bei der Geschlossenheit der großen Güter haben diese Leute keine Aussicht, jemals Besitzer zu werden, und eben diese Aussichtslosigkeit ist vielleicht das Beklagenswerteste, weil sie die Liebe zum Boden, die Anhänglichkeit an die Heimat ausschließt und nichts andres als ein Proletariat erzeugen kann, welches die Sozialdemokratie mit offenen Armen aufnimmt. In Mecklenburg hat das Domanium längst erkannt, daß es sich die nötigen Arbeiter nur durch deren Ansiedelung sichern kann. Seit 1846 erhalten Arbeiter, welche es wünschen, einen Bau- und Holzplatz; sie müssen darauf nach einem Normalplane Haus und Stall erbauen. Sie zahlen eine jährliche Rekognitionsgebühr von $17\frac{1}{2}$ Silbergroschen und erhalten eine gewisse Fläche Landes zum Anbau gegen mäßigen Pacht. Die Folge dieser Maßregel war das Entstehen solcher „Häuslereien“ in starkem Anwachsen. Es gab:

1847	142	Häuslereien,
1850	1307	»
1855	2110	»
1860	2328	»
1864	2721	»
1870	3880	»
1872	4279	»

Gleichzeitig (1832—1872) haben sich auch die sogenannten Büdnerstellen von 5342 auf 7453 gehoben. Die günstige Wirkung dieser verständigen Regierungsmaßregeln zeigt sich auch in folgenden Zahlen. Im Domanium waren

1867:	Haushaltungen mit 2 und mehr Personen	38 425,
	» » 1 Person	1 806,
	Summe der Haushalte . .	40 231;
1871:	Haushaltungen mit 2 und mehr Personen	39 303,
	» » 1 Person	1 797,
	Summe der Haushalte . .	41 100.

In diesen vier Jahren sind die Haushaltungen jeder Art gestiegen um 869, diejenigen von zwei und mehr Personen, also von Familien, um 878. Bei den Rittergütern dagegen, welche solche Reformen nicht kennen, haben in der gleichen Periode die Haushaltungen überhaupt um 1046 und diejenigen von Familien um 976 abgenommen. (Vergl. v. Miaskowski a. a. O. S. 28.)

Es wäre ungerecht, zu verkennen, daß auch manche Regierungen die Vorzüge der Kleinteilung vor der Großteilung des Bodens oder wenigstens die Möglichkeit einer Beförderung der Kleinteilung eingesehen und bethätigt haben. Ich finde ein kurbaierisches Generalmandat vom 24. März 1762, welches verordnet, daß die größern Bauerngüter (die Adlichen ließ man allerdings unberührt), welche in ganzen, halben oder Viertels-Höfen bestehen, nicht nur zertrümmert werden dürfen, sondern auch von Amtswegen zertrümmert werden sollen, wenn sie mit dem vorhandenen Vieh nicht hinlänglich beschlagen werden können. Preußens Gesetzgebung hat seit Stein wiederholt Versuche gemacht, kleinere Bauernstellen zu schaffen; Frankreichs Umwälzungen seit 1789 hatten den Erfolg, daß gegenwärtig 75 Prozent seiner ländlichen Arbeiter zugleich Grundeigentümer sind, und die Ansicht ist viel verbreitet, daß eben hierin das Geheimnis liege, wie Frankreich seine ewigen Erschütterungen ertragen könne ohne merkliche Beeinträchtigung seines allgemeinen Wohlstandes.

Das Mißlingen der erwähnten preußischen Versuche schreibt Gneist den Mängeln der Agrargesetze zu, sowie der Unfertigkeit der Gemeindeverhältnisse Preußens, wo gegen 15000 selbständige Gutsbezirke mit zwei Millionen Insassen bestehen; er glaubt, daß wir an einigen Punkten in englische Zustände hineintrieben, indem nicht nur der ländliche Arbeiter zur Auswanderung veranlaßt, sondern auch der besitzende Bauer dem heimischen Boden entfremdet werde, sobald er durch den Auskauf seines bäuerlichen Nachbars isolirt stehe. Gneist berührt damit ein sittliches Moment, dessen Nichtbeachtung wohl die Erfolglosigkeit der bisherigen preußischen und andrer ähnlicher Versuche verschuldet hat. Der Mensch bedarf des Menschen, der Bauer kann den Nachbar nicht entbehren, und mehrere Nachbarn bedürfen eines Vereinigungspunktes, des Gemeindeverbandes. Vereinzelte Bauernstellen können keinen dauernden Bestand haben, sie werden mit der Zeit immer von dem Großbesitze wieder aufgesogen werden. Man wird jenen Fehler anscheinend jetzt bei den Schöpfungen in Polen vermeiden und deshalb wohl auch bessere Erfolge haben, und hoffentlich wird dort ein augenfälliger Beweis geliefert werden, wie viele Menschen ein richtig verteilter Grund und Boden angemessen ernähren kann, wenn kein Grund-

Digitized by Google

herr auf die Arbeit drückt, wenn nicht große Flächen unproduktiven Zwecken dienen müssen und Mangel an Arbeitern die Ursache ist, daß beträchtliche Strecken unnötiger Brache oder spärlicher Beweidung verfallen. Es wird sich zeigen, daß solche Ansiedler sehr wenig von dem Niedergange der Getreidepreise berührt werden, weil sie das Meiste, was sie bauen, mit ihren Familien und dem Gesinde selbst verzehren oder zur Aussaat verbrauchen.

Wenn die Verwandlung der großen Güter in Bauernstellen im großen betrieben würde, so würde es gelingen, dem bei Zunahme der Gesamtbevölkerung wahrhaft beängstigenden Drängen der Landbevölkerung nach den Städten und der Verödung des platten Landes zu steuern. Die Volkszählung vom Dezember 1885 giebt eine Zunahme im ganzen von 3,9 Prozent; aber zwei Fünftel der preußischen Kreise, darunter 104 in den östlichen Provinzen, weisen einen Rückgang der Volkszahl auf, und ähnlich ist es in andern Staaten.

Verdoppelung unsrer Volkszahl in fünfzig Jahren, Zurückbleiben der Bewohner des platten Landes, unablässiges Drängen der Menschen nach den krankhaft wachsenden Städten, Fortdauer der industriellen Überproduktion und Notlage der Landwirtschaft durch Mangel an Arbeitern — das sind die Aussichten, welche wir bei Andauer der jetzigen Bodenverteilung und der Ausbeutung des Monopols am Grundeigentum vor Augen haben. Ist es da nicht Pflicht, jeden Vorschlag mit allem Ernste zu prüfen, der eine freundlichere Aussicht verheißt? Wenn es möglich wäre, durch eine Reform des Monopols das Grundeigentum von dem Krebsschaden der hohen und bis ins Unerträgliche steigenden Gutspreise und damit die Wirtschaft von dem Drucke der Grundrente zu befreien, wenn es gelänge, auf den großen Flächen, die jetzt nur wenige Menschen und die meisten davon nur kümmerlich ernähren, einige Millionen Familienväter anzusiedeln, die als behäbige Leute imstande wären, unsrer Industrie ihre Überproduktion abzunehmen, würden damit nicht die bedenklichsten unsrer sozialen Befürchtungen beseitigt sein? Mit Befremden würden die Enkel auf unsre Zeit zurückblicken, wo man nicht wußte, das Volk zu ernähren, während Nahrungsmittel und Verbrauchsgegenstände im Überflusse erzeugt wurden, wo man Abnehmer unsrer Produkte mühsam im fernsten Auslande suchte, während sie im Inlande in Fülle zu haben waren! Und wenn — was Gott verhüte — die Fortdauer der gegenwärtigen Zustände zu einer sozialen Katastrophe geführt haben sollte, müßten wir uns nicht von unsern Enkeln den Vorwurf gefallen lassen, daß wir durch geistige Trägheit, durch Vorurteil und Befangenheit in überkommenen Zuständen, während sich alles ringsum verändert hatte, eine untilgbare Schuld auf uns genommen hätten?

Darum sollen wir alles unbefangen und ernstlich prüfen, was uns die Landliga vortragen wird. Sie möge unsers Wohlwollens versichert sein. Allein sie möge bedenken, daß ihre Sache nicht gerade zu den einfachen gehört, die sich ohne weiteres dekretiren ließen. Man kann, wie ich es thue, zugeben, daß den

Auswüchsen des Monopols gesteuert, daß der Druck der Grundrente auf die Wirtschaft beseitigt werden, daß die großen Güter in Bauernstellen umgewandelt werden müßten; aber daraus folgt noch nicht ohne weiteres die Notwendigkeit, das Privateigentum an Grund und Boden aufzuheben. Es ließe sich denken, daß die Konstituirung eines staatlichen Obereigentums genügen könnte, den verderblichen Wirkungen des quiritischen Eigentums zu begegnen, daß den Eigentümern eine Reihe gesetzlicher Verpflichtungen auferlegt würden, welche die Bestimmung ihrer Güter zur allgemeinen Volksernährung sicherten. Vielleicht könnte auch ein allgemeines Vorkaufsrecht des Staates sehr nützliche Dienste leisten, und andres mehr. Dies alles scheint einer umso ernstlicheren Erörterung zu bedürfen, als zur Zeit die großen Grundbesitzer einen sehr entschiednen Einfluß auf unsre innere Politik haben, und in dem mittleren und kleinen Besitz kein Gegengewicht besteht, da diese Eigentümer mit den großen Grundherren wenigstens teilweise gleichartige Interessen haben oder zu haben vermeinen.

Diskussion also, nicht Agitation möge sich die Liga vorerst zur Aufgabe stellen. Auf diesem Boden werden wir ihr gern begegnen. Dagegen wird sie uns nicht zumuten, uns mit ihres Ehrenpräsidenten Nebelbildern von Seuchenvernichtung, von Spracheneinheit, von soldpriesterfreier, dogmenloser Menschheitsreligion der Selbstversittlichung und Allwohlspflege nebst obligatem Wohlfahrtsbunde der Nationen mehr zu beschäftigen, als jeder Einzelne von uns in müßigen Stunden Lust hat, Träumereien nachzuhängen.*)

Die Poetik der Renaissance.

Wie man auch über die Alten als Vorbilder einer lebendigen Literatur denken mag, über ihre Bedeutung für die Kritik werden alle Wissenden einig sein. Will dieselbe, was doch sicher in ihrem Begriffe liegt, auf allgemeine Autorität Anspruch erheben, so wird sie einer Norm nicht entbehren können. Diese aber kann ihr weder ein willkürlich konstruirtes Ideal, noch eine tote Formelästhetik geben, sondern

*) Um diese Studie nicht allzuweit auszudehnen, habe ich es unterlassen, auch von den städtischen Grundstücken zu reden. Es ist augenscheinlich, daß hier der Druck der Bodenrente ebenso, wenn nicht stärker, als auf dem platten Lande wirkt, indem eine weit lebhaftere Nachfrage, sowie eine ausgedehnte Spekulation der Besitzer auf Zukunftspreise mit gleicher Kraft die Preise steigern und zur äußersten Ausnutzung des Monopols Anlaß geben. Das Verhalten der städtischen Grundstücke ist aber in so vielen Beziehungen eigentümlich, daß sie einer besondern Behandlung vorbehalten bleiben müssen.

nur die Macht eines Beispiels, in dessen objektiver Anerkennung schließlich jedermann mit ihr übereinkommt. Wir finden daher, daß eine wirklich befriedigende Ästhetik sich bisher stets auf den Anschauungen der Antike (die sich sehr wohl, für uns sogar wirksamer, auch in modernen Produkten finden können) aufgebaut hat. Was hier als ein ex natura rei geschöpfter Grundsatz aufgestellt wurde, wird durch die tägliche Erfahrung und die Lehre einer mehr als halbtausendjährigen Geschichte lediglich bestätigt. Seit den Jahren, da die Menschheit, des Kreuzes und der Minne überdrüßig, zu den ewigen Bildern ihrer Jugendkunst zurückgriff, haben sich diese stets von neuem heilkräftig bewährt gegen Schablone und Übersättigung. Die Antike, das ist der Boden, auf welchem der so leicht zu Schwäche und Überdruß neigende moderne Kunstkoloß sich noch immer verjüngte. So war der französische Klassizismus ein immerhin gutgemeinter und wohlthätiger Rückschlag gegen die in Stumpfheit, Überhebung und künstlichen Neigungen verkommende Renaissance, so war es wieder in andrer, höherer Weise bei Lessing, bei Goethe und Schiller, deren antike Selbstzucht, eine Wunderthat des germanischen Kunstgenius, ja gerade heutzutage wieder mit Vorliebe als „bedauerliche Velleität" abgeurteilt zu werden pflegt. Auch von diesem Gesichtspunkte möge man einmal die Bestrebungen der heutigen Modernen betrachten. Ihre Angriffe gelten freilich nicht mehr dem Werte der antiken Kunst. Aber was schwerer wiegt, sie richten sich gegen diese Kunst (letzten Endes gegen die Kunst) selbst, gegen ihre Stellung im modernen Leben, gegen ihre Bedeutung, für die allgemeine und — möchten wir hinzufügen — für die ästhetische Erziehung. Sie erscheinen daher nicht mehr bloß wie ehemals dunkelmännisch, pedantisch, eingebildet, sie sind, besonders in unsrer Zeit, geradezu frevelhaft. Die „greise" Menschheit, das ungeberdige, unharmonisch wilde, im allgemeinen amusische Kind von ehedem sehnt sich wieder einmal nach der Barbarei; es nörgelt und pocht umso trotziger, je zivilisirter sie ihm erscheint. Müßten nicht gerade die Poeten sich jetzt des hohen Berufes eingedenk zeigen, den schon graue Vorzeit ihnen dankbar zuerkannte, als „geweihte Dolmetscher der Gottheit" die „rohen Menschen" zum rechten Genusse ihres Daseins zu leiten. Fuit haec sapientia quondam! Sollte heute ihre Weisheit eine andre sein?

Mit diesen wuchtigen und bedeutsamen Sätzen führt sich eine Schrift von Karl Borinski: Die Poetik der Renaissance*) ein, eines der wenigen Werke neuerer Spezialforschung, welche mit der ausgebreiteten, ja minutiösen Detailkenntnis ihres Gegenstandes eine große und über den behandelten Stoff weit hinausreichende Anschauung, eine reife und geschmackvolle Darstellung verbinden. Die „Poetik der Renaissance" Borinskis wird zwar nur auf Leserkreise rechnen können, welche zur Literatur in einem näheren Verhältnisse

*) Die Poetik der Renaissance und die Anfänge der literarischen Kritik in Deutschland. Von Dr. Karl Borinski. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1886.

stehen, und so vortrefflich und klar die Auseinandersetzungen des Verfassers sind, so glücklich er die ungeheure Fülle des Einzelmaterials bewältigt, die dem Kundigen aus den Anmerkungen deutlich wird, so setzt die Befassung mit einem Werke wie dieses doch schon eine ausgebreitete Kenntnis der Literatur und zwar zumeist jener Literatur voraus, die nicht mehr genossen, sondern lediglich studirt zu werden pflegt. Umsomehr Dank wird man es dem Verfasser wissen, daß er sich zu einer Form entschlossen hat, die es den Nichtfachgenossen wenigstens möglich macht, sich in eine hochinteressante Episode der deutschen Literaturentwicklung zu vertiefen. Der außerordentliche Einfluß der Renaissancepoetik auf die deutsche Dichtung vom Ende des sechzehnten bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gilt als anerkannte und allbekannte Thatsache. Im Zusammenhange dargestellt, in alle Einzelerscheinungen hinein verfolgt und aus allen Einzelerscheinungen heraus nachgewiesen, ist er vor dem Borinskischen Buche niemals. Die Studien des Verfassers wurden durch eine, unsers Wissens von Michael Bernays veranlaßte, Preisaufgabe der philosophischen Fakultät der Universität München „Geschichte der Poetiken" auf dies besondre Gebiet gelenkt. Borinski erkannte, daß in diesen Poetiken, welche die Kunsttheorie und Kunstübung so vieler Generationen beherrschten, eine Vorgeschichte, ein erster Teil der Geschichte der literarischen Kritik in Deutschland enthalten sei, und er schrak vor der dafür notwendigen Durchforschung von tausenden höchst unerquicklicher Produkte umso weniger zurück, als er hier den Ausgangspunkt besserer Erkenntnis und einer gegen alles Banausentum, gegen alle nüchterne, fromme oder barbarische Geringschätzung der Poesie geschützten freien Würdigung der Poesie wahrnahm. „Auf der ersten umfassenden Ablagerung des modernen kritischen Bedürfnisses (Scaligers Poetik) erhebt sich die akademische Kritik des nächsten Jahrhunderts mit ihrem allen Widerstand niederwerfenden dominirenden Einfluß auf die Produktion aller Literaturen, auf diesem Boden steht, so sehr er ihn umgeschaffen hat, so frei und stolz er auf ihm emporragt, der kritische Riese Lessing." In diesem Betracht und bei der Gewißheit, daß das Verhältnis der modernen Dichtung zu der kritischen Poetik ein in steigendem Maße abhängiges gewesen sei, daß die Auffassung der Poesie, die Überzeugung von ihrer Berechtigung und Bedeutung für das Leben der Menschheit bei den Poetikern und Poeten der deutschen Renaissance entwickelter war, als bei den Nachfolgern Luthers und den Vertretern der Reformation am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, unternimmt der Verfasser auch eine, freilich sehr eingeschränkte Verteidigung der von Opitz zum Siege geführten gelehrten Poesie des siebzehnten Jahrhunderts. „Unsre nationale Renaissancedichtung, eine allerdings wenig erfreuliche Literatur, wird in Deutschland gewöhnlich als Gelehrtendichtung bezeichnet, Opitz als ihr eigentlicher Begründer meist ebenso verdammt, wie er früher als solcher in den Himmel gehoben wurde. Unglückliche Umstände aller Art haben es bewirkt, daß diese Dichtung den widerwärtigen Charakter annahm, der ihr über ein

Jahrhundert lang anhaften sollte. Jedoch ist die Schuld daran weder Opitz als Poeten noch seinen theoretischen Bestrebungen beizumessen. Gelehrt in dem obigen Sinne, d. h. durch das Studium der antiken Literatur belehrt und in ihrer Nachahmung befangen, ward seit der Renaissance die nationale Dichtung aller Länder, und sie ist es geblieben. Volksdichtung in der Weise des Mittelalters und teilweise der Übergangszeit (unter welcher der Verfasser hier wohl das Reformationsjahrhundert versteht) konnte sie nicht bleiben, sobald sie das Publikum des Mittelalters nicht mehr vor sich hatte. Daß sie bei der notwendigen Wandlung nichts verloren hat, ist jedem, der nicht eigensinnig an der äußerlichen Verehrung rein nationaler Stoffe und Formen festhält, ohne weiteres klar, wenn er sich nur den gewaltigen Fortschritt des dichterischen Bewußtseins vergegenwärtigt, den die Klarheit der Antike zugleich mit ihren neuen Anschauungen und Gestaltungen im modernen Geiste hervorbrachte. Es kam eben sehr auf das Interesse an, mit dem die einzelnen Völker sich der neuen Dichtung zuwandten, auf die Kraft der Talente, die sie ausüben und fortbilden sollten. Daß das eine sowohl als die andern bei uns so lange ausblieben, hat unsrer Literatur fast anderthalb Jahrhunderte die bekannte, nicht näher zu bezeichnende Physiognomie aufgedrückt."

Mit diesem Satze, den er dem dritten Abschnitte seiner geistvollen Untersuchung und Darstellung vorausschickt, wird der Verfasser meinen, sich gegen jedes Mißverständnis verwahrt zu haben, daß er zu den modernen Apologeten der allerdings widerwärtigen Poesie des siebzehnten Jahrhunderts gehöre. Es ist eben eine nicht gering anzuschlagende Schwierigkeit, zu gleicher Zeit die geringfügigen, aber doch vorhandenen Fortschritte der Kunstauffassung und Kunstübung in den vergessenen Poetikern und Poeten des siebzehnten Jahrhunderts nachzuweisen, das Verhältnis der theoretischen Schriften Opitzens, Buchners, Schottels, Harsdörffers zu ihren ausländischen Mustern und zu einander nachzuweisen und doch keinen Augenblick zu vergessen, in wie unlöslichem Zusammenhange alle diese Erscheinungen mit der äußern und innern Barbarei ihrer Zeit gestanden haben. Der Verfasser ist Meister in der Kunst, zu gleicher Zeit die Bedeutung einer Leistung im Zusammenhange mit der Bildung ihrer Periode zu würdigen und doch die schärfste Kritik auszuüben; in gewissen Kapiteln geschieht dies selbst mit humoristischem Behagen. Man lese z. B. seine Charakteristik der erlauchten und wohledeln Herren von der fruchtbringenden Gesellschaft, der „spielenden" Pegnitzschäfer (im Kapitel „Nürnberger Spielkunst"), die köstliche Gegenüberstellung des hochwürdigen Johann Rist und des landfahrenden Poetikers Philipp von Zesen, dem seine literarischen Gegner Galgen und Rad prophezeien, lediglich weil er ohne Amt ist, der Opernpoeten, ihrer Theorien und Fehden. Borinski zeigt ferner ein seltenes Talent in der Darstellung widerstreitender und wirr durcheinander wogender Anschauungen — man vergleiche hierfür in seinen letzten Kapiteln den Kampf zwischen den ältern

französischen (noch aus Malherbe stammenden), den italienischen und den neufranzösischen (Boileauschen) Einflüssen. Alles das und dabei das erfolgreiche Streben nach strengster und umfassender wissenschaftlicher Begründung stellen die günstige Wirkung des vortrefflichen Buches in wissenschaftlichen und in solchen Kreisen, die fähig sind, dem Verfasser genau zu folgen und scharf zu unterscheiden, außer Zweifel. Für andre Kreise, und namentlich für die ästhetische und ästhetisirende Tagespresse, welche Arbeiten wie die Borinskis zwar nicht würdigt, aber gelegentlich benutzt und ausbeutet, hätte sich eine schärfere, oder sagen wir besser wiederholte Betonung gewisser Punkte empfohlen. Der Verfasser der „Poetik der Renaissance" weiß natürlich ganz genau, wie fern diese Poetik, die deutsche Poetik zumal, den Griechen und der Grundlage aller griechischen Dichtung, der lebendigen Natur und dem lebensvollen Volksdasein gestanden hat, wie vorwiegend und überstark sie von der römischen Kunstpoesie beeinflußt worden ist. Wenn Borinski sich mit Recht darauf berufen darf, daß die Anfänge der aus der „Poetik der Renaissance" erwachsenen literarischen Kritik der römischen, schon einigermaßen akademischen Dichtung näher stehen als der griechischen Poesie, so ist ihm doch nicht verborgen, daß der wahrhaft heilbringende und glückliche Einfluß des Altertums immer in dem Maße wuchs, als man Homer und den attischen Dramatikern näher kam. Die „Klarheit der Antike" ergab sich nicht schlechthin aus dem Studium der römischen Dichter, und wenn Borinski alle moderne Dichtung durch das Studium der antiken Literatur belehrt und in ihrer Nachahmung befangen nennt, so würde es glücklicher wirken, wenn er hier und überall die notwendige und unerläßliche Belehrung von der befangenen Nachahmung scharf und streng schiede. Die naturalistischen Bemühungen, den lebenspendenden Born des Altertums zu verschütten, sind im Kern so sinnlos, als sie trostlos sind, aber es wäre gefährlich, ihnen jedwede von der Antike abstammende, zu ihr in irgend welche Beziehung gesetzte Literaturbemühung entgegenstellen zu wollen. Nur diejenigen, welche empfanden und erkannten, daß ein mächtiges, mannichfaltiges, künstlerische Gestaltung heischendes Leben hinter der antiken Kunst stand, die diese Erkenntnis zu dem sie selbst umwogenden Leben in Beziehung zu setzen verstanden, haben wahrhaft aus dem Jungbrunnen des Altertums zu schöpfen vermocht. Und dies gilt in beschränkterem Sinne ebensowohl vom französischen Klassizismus wie im weiteren und größeren von Lessing, Goethe und Schiller. Weist nun Borinski mit ungemeiner Spürkraft und seltener Kenntnis der glücklichsten Anläufe der deutschen Renaissancepoesie nach, daß dieselbe dieser Erkenntnis und einem wahrhaften, lebendigen Inhalte nicht so völlig fremd und fern gewesen sei, wie es den Nachlebenden auf den ersten Blick erscheinen will, so ist er doch außer stande, den widerwärtigen Gesamteindruck hinwegzudisputiren, den die rhetorische Unwahrheit und die akademischen Exerzitien dieser Literatur auf uns hervorbringen. Und wenn auch gewisse Anschauungen, gewisse theoretische Ein-

sichten, gewisse Grundlagen der deutschen literarischen Kritik aus den Tagen der von Borinski durchforschten und besprochenen Poetik stammen, so wird auch er nicht in Abrede stellen wollen, daß zu einer „wirklich befriedigenden Ästhetik" immer noch etwas andres gehört als die „Norm," welche die deutsche Renaissance aus den Beispielen der Antike schöpfte. Um den Mißstand, daß alle auf ihrem Wege gewonnenen Regeln in einem Kunstwerke befolgt sein können und eben dies Werk dennoch völlig leblos sein kann, daß jeder dieser Regeln (wie es bei Ariost geschieht) ins Gesicht geschlagen sein darf, aber wahre Poesie und poetisches Leben vorhanden bleiben, ist eben doch nicht herumzukommen, wenn nicht voraus- und hinzugesetzt wird, daß „die Macht des Beispiels" auch die Fühlung für das, was lebendig und naturnotwendig gewachsen ist, gegenüber dem, was erkünstelt und gemacht ist, mit einschließen muß. Wir glauben sicher, daß Borinskis Meinung dahin geht, aber damit sich jene akademische Kritik, welche ohne alle Fühlung mit den lebendigen Quellen der Poesie bleibt, nicht gelegentlich auf eine so gute Leistung berufen könne, wie die Borinskische ist, hätten wir eine schärfere Stellungnahme gegen Meister Opitz und seine Nachfahren dennoch willkommen geheißen.

Sehr beachtenswert ist übrigens, was Borinski zur Entschuldigung unsrer Poeten und Poetiker des siebzehnten Jahrhunderts beibringt, soweit es sich auf die Geringschätzung und Mißachtung der Poesie in einem durchaus theologisch gebildeten und zum Mißtrauen gegen alle ästhetische Erziehung und Empfindung erzognen Geschlecht bezieht. Die Verkümmerung, welche hieraus hervorging, die der ganzen Poesie den Stempel des Lehrhaften aufprägte, der Poetik ein beständiges Schielen nach außerpoetischen Zwecken eingab, mag seither nicht genug in Anschlag gebracht worden sein. Jedenfalls stehen wir, und das sei in Anknüpfung an die einleitenden Sätze Borinskis gesagt, im Augenblicke in einer ähnlichen Gefahr. Nur daß es heute keine theologische Einseitigkeit und keine andächtige Stimmung sind, die zur Verachtung der Kunst führen und der Literatur nur dann ein weiteres Lebensrecht zusprechen, wenn sie zuvor jedes künstlerische Element von sich ausgeschieden haben wird.

Zur Charakteristik Turgenjews.

Seit die pessimistisch-naturalistische Schule in allen Literaturen Vertreter und Einfluß gewonnen hat, ist der Name des größten russischen Schriftstellers und Dichters der jüngsten Periode in aller Munde. Turgenjew ist nicht bloß mehr ein eigentümlicher, vielgelesener Novellist, der für uns Nichtrussen zugleich eine Offenbarung jenes russischen Lebens und Fühlens war, das der Periode des

ehernen Zaren Nikolaus entstammte; er ist einer der Hauptvertreter jener Schule, für die das Prädikat der „Modernität“ in ähnlicher Weise beansprucht wird, wie es seiner Zeit für die Autoren des jungen Deutschland geschah. Berthold Thorsch unternimmt es in einem fein geschriebenen, von ausgebreiteter Kenntnis der Literatur und großem kritischen Talent zeugenden Charakterbild,*) des Näheren die Gründe nachzuweisen, aus denen Turgenjew eine so gebietende Stellung einnehme und nicht nur für die Entwicklung der russischen Literatur, sondern aller modernen Dichtung zu den maßgebenden und mustergiltigen Schriftstellern gezählt werden müsse. Thorschs Ausführungen, die, ganz abgesehen davon, ob wir uns mit der Grundanschauung des Kritikers einverstanden erklären können oder nicht, klar, kräftig und von bemerkenswerter Gerechtigkeit auch gegen anders als sein Held geartete Schriftsteller sind, gipfeln etwa in folgenden Hauptsätzen. „Die russischen nationalen Dichter sehen keine Rettung, aus ihren Werken spricht Haß gegen das Schlechte und die Lüge, aber ein Haß, der sich ohnmächtig fühlt, tiefes Mitleid mit dem Edeln, das durch ein unsinniges Schicksal bestimmt ist, zu leiden, aber ein Mitleid, das hoffnungslos ist, und eine Bitterkeit, welche diesem unsinnigen Schicksale für all dies wenigstens die andächtige Bewunderung verweigert, die demselben anderwärts viel länger gezollt wird, die es vielmehr bei einem trotzigen und zugleich melancholischen Gefühle der Hilflosigkeit diesem Schicksal gegenüber bewenden läßt. Diese gewisse trotzige Resignation ist auch der vorherrschende Eindruck von Turgenjews Dichtung.“ „Aus aller Dichtung der vergangnen Periode springt stets das sittliche Problem hervor, und immer glaubt man aus derselben jene Frage herauszuhören, deren Sinn und Bedeutung ewig wechselt: Wer ist schuld? Die Modernen scheinen die Antwort gefunden zu haben auf diese Frage, und sie lautet: Das Schicksal. Das Schicksal mit seiner Gleichgiltigkeit gegen Ziel und Absicht des Menschen, mit seinem rohen Beiseiteschieben aller Ideale, das Schicksal, das tückisch in des Menschen Innerstes hineingreift, ihn gegen sich selber kehrt, sein Wollen verwirrt und es schuldlos ohnmächtig macht, das Schicksal trägt die Schuld an Not und Elend dieser Welt; denn es durchkreuzt das Wollen des Menschen, es giebt ihm Gesetze, die er nicht versteht und denen er sich dennoch fügen muß. Aber Turgenjew zeigt nicht (wie andre absichtsvoll moderne Dichter) ein gewaltig brutales, sozusagen hassenswertes Schicksal, das es darauf anlegen würde, den Menschen zu Grunde zu richten; die beispiellose Naturwahrheit Turgenjews beruht vielmehr darin, daß die Handlung, die er erzählt und gestaltet, sozusagen nicht auf Menschenhände deutet. Das Schicksal ist bei ihm dem Menschen nicht feindlich und nicht freundlich, es weiß nichts davon, wenn es ihn vernichtet, weiß nichts davon,

*) Iwan Turgenjew. Charakterbild eines modernen Dichters von Berthold Thorsch. Leipzig, Franz Duncker, 1886.

wenn es ihn groß und glücklich macht. Wie Fels und Berg manchmal Gestalt zu gewinnen scheinen, als wären sie von Menschenhand behauen, so nimmt auch das Schicksal zuweilen eine scheinbar gewollte und absichtliche Gestalt an; aber bald darauf geht es wieder — ohne die geringste Rücksicht auf den Menschen — seine regellosen Wege. Eine schwermütig mutlose Resignation gegenüber der Willkür des Geschehens spricht aus Turgenjews Dichtung allüberall; immer und immer wieder tritt in ihr ein seltsamer Fatalismus hervor, der im Kern so ganz und gar nicht mystisch ist und sich doch gar oft in mystisch klingende Töne übersetzt. Immer und immer wieder kommt Turgenjew darauf zurück, daß der Mensch sich sein Glück nicht selber schmiedet, daß sein Schicksal bestimmt wird von blinden, sinnlosen Gewalten." „Immer und immer wieder ist in Turgenjews Gestaltung des Schicksals die Gestaltung des Zufalls, des Widerstrebens gegen Willen und Trieb des Menschen zu erkennen. Kraftvoll selbstbewußtem Streben wird unversehens ein plötzliches Ziel gesetzt, Größe und Hoheit des Empfindens stößt sich lächerlich und traurig genug an der Niedrigkeit, an der Verlegenheit der kleinlichsten Verhältnisse, und die Ernte dessen, der Böses gesäet hat, ist — Ruhe, Behaglichkeit und jenes gute Gewissen, das die stete Begleiterscheinung des Erfolges ist. Aus alledem spricht die moderne Erkenntnis, daß sich um den Menschen niemand kümmert als der Mensch. Nur daß diese Erkenntnis bei dem einen die Quelle eines Skeptizismus ist, der am Siege des Ideals, des Reinmenschlichen verzweifelt, weil er es von außen her durch nichts unterstützt, weil er es in der Welt nur stets im Nachteile sieht — daß sie in dem andern das Gefühl des Libertin erzeugt, das übermütige Bewußtsein, niemand über sich zu haben — in einer Dichternatur wie in der Turgenjews jedoch einen verstärkten, sehnsüchtigen und fast krankhaften Idealismus, gewissermaßen ein verstärktes menschheitliches Korpsbewußtsein gegenüber dem gleichgiltig fremden Schicksale erweckt. Scheu und verschüchtert zieht sich hier das Empfinden, von der Wirklichkeit stets nur verletzt und abgestoßen, ins Innerste zurück." In Konsequenz dieser Sätze hebt Thorsch in seinen weiteren Ausführungen hervor, daß die Charakterschilderung bei Turgenjew jede andre poetische Intention weit überragt, daß der Kern seiner Menschen- und Lebensdarstellung ein tragischer ist, „herausgenommen aus der Schale großer und erhabener Äußerlichkeiten, so ganz in schlichten, wahren Formen als allgemeines Menschenschicksal," daß die Subjektivität, die Empfindung bei Turgenjew etwas rast- und ruheloses hat, daß der letzte und bleibendste Eindruck seiner Schöpfungen der einer tiefen, weltmüden Resignation ist. „Man hat das Gefühl, als wäre alle Herrlichkeit der Welt vor einem zusammengesunken, als hätte all das, was sich groß und glänzend dünkt auf dieser Welt, kläglich bestanden vor dem Blick durchdringender Wahrhaftigkeit, der aus dem Auge des Dichters getroffen, Ehrlichkeit und Wahrheit fordernd. Turgenjew ist Pessimist, aber dennoch ist sein Pessimismus durch zwei Dinge gemildert: einen leisen Zweifel und ein festes Vertrauen —

einen leiſen Zweifel an der Schlechtigkeit der andern und ein feſtes Vertrauen in die eigne Güte; es iſt ein Peſſimismus von einer tiefen Sittlichkeit.“

Wenn Berthold Thorſch auf der einen Seite zugeſteht, daß ein krankhafter pathologiſcher Zug durch den Realismus des großen ruſſiſchen Novelliſten hindurchgeht (ein Zug, der immerhin aus den ſpezifiſch ruſſiſchen Zuſtänden erklärt und entſchuldigt werden mag), wenn er anderſeits ein Hauptgewicht auf die innere Reinheit des Dichters, auf ſein tiefes, leidenſchaftliches Mitgefühl für alle edeln Elemente der menſchlichen Natur legt, ſoweit Turgenjew ſie nach Maßgabe ſeiner eignen Erlebniſſe und Erfahrungen zu ſehen vermag, ſo erſcheint es kaum nötig, den Gegenſatz, der zwiſchen ſeinen und unſern Auffaſſungen noch vorhanden iſt, beſonders zu betonen. Wir glauben, daß das ſubjektiv idealiſtiſche Moment in Turgenjews Novelliſtik dieſe von dem landläufigen renommiſtiſchen Naturalismus nicht nur unterſcheidet, ſondern ſie hoch über denſelben erhebt. Wir können uns der Überzeugung nicht entſchlagen, daß der Dichter unter glücklicheren nationalen Vorausſetzungen dem Idealſtil (der denn doch nicht gleichbedeutend iſt mit dem, was Thorſch „Stiliſirtheit“ nennt) keineswegs ſo unbedingt feindlich gegenüber geſtanden haben würde. Man darf eben nie vergeſſen, daß nahezu alles, was ſich im Rußland ſeiner Tage Pathos, Schwung, Geſinnung, Heroismus und große Leidenſchaft dünkte oder taufen ließ, entweder roher Egoismus oder hohle, erbärmliche Lüge war, daß er ſozuſagen in die tiefe Abneigung gegen Phraſe und Stiliſirtheit hineingetrieben ward, welche bei ihm bis zum Herben und Peinlichen vorwaltend iſt. Und Thorſch ſelbſt räumt ein: „Turgenjew iſt zwar modern durch und durch, aber der alte, echte Zauber der Dichtung iſt ihm eigen und unterthan, die Macht, Harmonien zu erſchaffen, Akkorde zu erträumen, aus dem ſtarren, toten Dinge die Muſik zu erwecken, die darin ſchlummert.“ Da es in erſter Linie hierauf und nicht auf die Beſonderheit der Mittel ankommt, durch welche der Dichter dieſe Wirkung erreicht, ſo können wir das Gefühl freudiger Anerkennung, mit dem der naturaliſtiſche Kritiker ſeinem poetiſchen Helden gegenüberſteht, in der Hauptſache teilen und allen Leſern, denen es darum zu thun iſt, ſich über die Eindrücke ihrer Lektüre ernſte Rechenſchaft zu geben, das geiſtvolle und durch Klarheit und Ruhe ausgezeichnete Büchlein von Thorſch beſtens empfehlen.

Porträt, Genre und Landschaft

auf der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung.

Von Adolf Rosenberg.

2.

Die Münchener Schule nimmt, was Energie und Einheitlichkeit der künstlerischen Bestrebungen betrifft, augenblicklich eine leitende Stellung in Deutschland ein, wenigstens auf dem Gebiete der Historien- und Genremalerei. Sie besitzt zwar auch einige Porträtmaler von hohem Range — wir brauchen nur an Franz von Lenbach und den neuen Direktor der Kunstakademie, F. A. von Kaulbach, zu erinnern —; aber von einer wirklichen Blüte der Bildnismalerei konnte unter den bisherigen, erst kürzlich veränderten Regierungsverhältnissen nicht die Rede sein. Die Bildnismalerei gedeiht bei den gegenwärtigen Kulturzuständen nur in der Sonne eines Hofes, eines kunstliebenden oder doch an bedeutenden Persönlichkeiten reichen Regentenhauses, und dieser belebende Mittelpunkt hat der Münchener Kunst lange Jahre hindurch gefehlt. Die Zeiten, wo sich eine umfangreiche Thätigkeit in diesem Fache der Kunst unter dem Schutze eines wohlhabenden, selbstbewußten und sich selbst regierenden Bürgertums entwickeln konnte, sind unwiederbringlich vorüber, und eines andern kann uns nicht einmal der Hinweis auf Paris belehren, weil die französische Porträtmalerei noch ganz in den Traditionen des Kaiserreiches lebt und überdies fast ausschließlich auf den Adel und die reichen Emporkömmlinge aller Nationen angewiesen ist, welche ihr Geld in dem großen Vergnügungsetablissement an der Seine verzehren.

Daß sich die Münchener Malerei trotz des drückenden Alps, welcher auf ihr wie auf der ganzen Stadt lastete, gerade während des letzten Jahrzehnts so glänzend und vielseitig entwickelt hat, spricht für ihre unverwüstliche Lebenskraft. Im Anfange der siebziger Jahre ging von München eine neue Auffassung des bäuerlichen Lebens aus. Tirol und Oberbaiern wurde durch Defregger und Mathias Schmid, denen sich später noch Gabl zugesellte, für die Kunst gleichsam neu entdeckt. In Makart und Gabriel Max gewannen die dekorative Malerei und die Kunst, psychologische Probleme zu lösen, zwei hervorragende Talente. Dann eröffnete der Anschluß an die deutsche Renaissance der

Malerei ein neues Stoffgebiet, das Kostümstück. Diese rein äußerliche Bezeichnung für Genrebilder aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert war geraume Zeit sehr berechtigt. Es schien, als würde sich die Münchener Malerei in nebensächliche Äußerlichkeiten, in geistlose Maskeraden verlieren. Was jedoch in jener Richtung krankhaft, schwächlich oder übertrieben war, ist inzwischen zum größten Teile ausgeschieden worden, und nur der Gewinn ist geblieben. Zwar fehlen auch auf unsrer Ausstellung noch nicht ganz die Erinnerungen an jene Übergangszeit. Ein Hauptvertreter derselben, Robert Beyschlag, ist mit zwei in Kolorit und Darstellung gleich süßlichen und empfindsamen Szenen aus dem dreißigjährigen Kriege vertreten, der Heimkehr eines Familienvaters und dem Abzug einer Besatzung, der ein holdes Burgfräulein und sein Vater mit geteilten Gefühlen nachblicken. Ein andrer, Herterich, führt einen ganzen Zug eleganter Kostümfiguren im Waldesgrün vor, und ein dritter, Heinrich Lossow, wendet das alte Rezept auf eine Rokokoszene, eine unter einem Rosenbusche sitzende, von ihrem Seladon überraschte Schäferin im Stile Watteaus, an.

Jener bleibende Gewinn, der durch die Nachahmung alter Meister gezogen wurde, bestand in einem Aufschwunge technischen Könnens, welches sehr bald zu höchster Vollendung und größter Vielseitigkeit gedieh. Wenn wir von einem Anschlusse an die deutsche Renaissance gesprochen haben, so ist darunter nur ein mehr oder weniger äußerliches Verhältnis zu verstehen. Man malte wohl gelegentlich Bildnisse in der detaillirten Art Dürers oder in dem emailartigen Farbenauftrage Holbeins, wofür außer einigen Arbeiten von F. A. Kaulbach besonders die seltenen Schöpfungen von W. Leibl bezeichnend sind. Im großen und ganzen begnügte man sich damit, nur die Bildmotive aus der Zeit der deutschen Renaissance zu nehmen. Für die malerische Darstellung wurden vielmehr die niederländischen Koloristen, die Ton- und Stimmungsmaler des siebzehnten Jahrhunderts maßgebend, bisweilen auch, namentlich für Porträts, die venezianischen Koloristen. Der Reichtum der Münchener Pinakothek an niederländischen Bildern mag, wie in frühern Perioden der Münchener Malerei, auch jetzt wieder das Studienmaterial geliefert haben. Doch machte sich auch bald eine Wanderung Münchener Künstler nach der Quelle bemerklich, die schließlich eine neue Phase der Münchener Malerei herbeiführen half.

Es ist natürlich, daß die ersten Versuche auf dem Gebiete koloristischer Eroberungen eklektischer Natur waren. Man setzte die hübschesten Kunstgriffe von Pieter de Hooch, Terborch, Netscher, Jan van der Meer von Delft, Brouwer, Teniers, Ostade, Dou und van Goyen zu einem blanken Mosaik zusammen, welches schon dadurch, daß es ein ungewohntes Schauspiel bot, einen großen Erfolg erzielte. Ein charakteristisches Beispiel für diese Art, die Ergebnisse von Galeriestudien zu neuen Kombinationen zu verwerten, besitzt die Dresdener Gemäldegalerie in F. A. Kaulbachs „Maitag," einer niederländischen Familie im

an Frans Hals, van der Helst und Terborch erinnern. Wie wenig auch eine solche Schöpfung wegen ihres Mangels an Originalität bedeutet, so hat sie doch unter dem Gesichtspunkte der koloristischen Fortbildung ihren Wert. Sie steht gewissermaßen auch am Anfange eines neuen Weges, der zu verschiednen Zielen geführt hat. Edmund Harburger, welcher dem großen Publikum als der künstlerisch gediegenste unter den Zeichnern der „Fliegenden Blätter" bekannt ist, hat sich nach dem Vorbilde Brouwers und Ostades eine flüssige, lasirende Technik angeeignet, die eine saftige, fast durchsichtige Färbung in den Dienst einer scharfen Charakteristik stellt. Er hat dabei nichts Altertümelndes an sich, sondern er greift seine Stoffe aus dem modernen Leben heraus, meist aus dem der Münchener Kleinbürger, seltener aus dem der Gebirgsleute. Dramatische Szenen wie Brouwer liebt er nicht. Er hält sich mehr an die stille Beschaulichkeit und Behaglichkeit Ostades, wie man an den beiden alten Herren beim Kruge Bier, den „Gemütlichen," und an der im Sorgenstuhle über der Vergangenheit sinnenden Greisin auf unsrer Ausstellung sieht. Das moderne Element, welches Harburger hinzubringt, liegt nicht allein im Stoffe, sondern in der feinen Beleuchtung der Innenräume, in der Individualisirung, Beseelung und Mannichfaltigkeit der Köpfe. Auf letztere Fähigkeit legen wir ein ganz besondres Gewicht. Denn wie hoch wir auch die Vorzüge der niederländischen Sittenmaler schätzen müssen — in Bezug auf Tiefe der Charakteristik und Mannichfaltigkeit der Typen haben sie einer weitern Entwicklung der Genremalerei noch einen großen Spielraum gelassen. Bei Pieter de Hooch sowohl wie beim Delfter Jan van der Meer kommt das Seelenleben der Figuren, welche in die pikant beleuchteten Innenräume hineingesetzt sind, in den Köpfen nicht zum Durchbruch. Auch bei den Gesellschaftsmalern, wie Dirk Hals, Palamedes, Pieter Codde geht die Charakteristik über allgemeine, wenn auch geistreiche Andeutungen nicht hinaus, und selbst ein Terborch erreicht in seinen Genrefiguren die Tiefe und Lebendigkeit nicht, durch welche sich seine Bildnisse auszeichnen. Hier war also ein Punkt gegeben, wo ein moderner, durch das Studium der Niederländer großgezogener Genremaler einsetzen konnte, und dies hat mit dem bis jetzt bedeutendsten Erfolge Claus Meyer, ein Schüler von Löfftz, gethan. In der Wahl seiner Motive bewegt er sich auf der von den alten Meistern geöffneten Bahn, indem er holländische Bürger des siebzehnten Jahrhunderts, vornehme und geringe, entweder bei der Mahlzeit mit ihren Ehehälften und beim Genuß der Tabakspfeife in ihrem eignen Heim, oder trinkend, rauchend, spielend und politisirend in dunstiger Wirtshausstube schildert. Welche Unvollkommenheiten unser durch kaum übersehbaren Galeriebesitz geschultes Auge an den Gemälden der alten Meister noch zu entdecken vermag, sie gleicht Claus Meyer durch die Virtuosität seiner Darstellungskunst aus, die in Zeichnung, plastischer Formengebung und Kolorit gleichmäßig hoch ausgebildet ist. Seine vor drei Jahren gemalten „Raucher" wie die „Würfler" der gegenwärtigen

Freien, die aus Figuren zusammengesetzt ist, welche in ihrer malerischen Durchführung oder gar in ihrem ganzen Habitus an Rubens, van Dyck und Teniers, Ausstellung bezeichnen für unsre Urteilskraft und unser Messungsvermögen den Höhepunkt einer geschichtlichen Entwicklung der Malerei, der nicht mehr überschritten werden kann, ebenso wie die mit unsäglicher Geduld durchgeführten Feinmalereien von S. Buchbinder, der „Hofnarr" und der Forscher in seinem Studirzimmer, welche man mit einer Hand bedecken kann, die subtilsten Kabinetsstücke eines Dou in den Schatten stellen.

Man könnte nun sagen, daß sich diese Richtung der Genremalerei, einmal auf dieser Höhe angelangt, gewissermaßen zugleich in einer Sackgasse verrannt habe, weil auch dem virtuosesten Nachahmer eine Grenze gesteckt ist. Indessen hat die geistige Beweglichkeit dieser Maler schon bei Zeiten dafür gesorgt, einen Seitenpfad aufzufinden, welcher, von der Hauptstraße abweichend, wieder auf ein neues Terrain führt. Claus Meyer hat nicht bloß in den Galerien, sondern auch an Ort und Stelle studirt. Er hat sich mit den eigentümlichen Licht- und Luftverhältnissen der Niederlande, mit altertümlichen Innenräumen, mit antikem Hausrat vertraut gemacht und sich besonders in den Klöstern der Beguinen umgesehen. Dem Leben der arbeitsamen Schwestern hat er bereits einige fesselnde Motive abgewonnen und damit gezeigt, wie sich die überlieferte klassische Technik eines mit malerischen Anlagen vor vielen andern begnadeten Volkes auf das Leben der Gegenwart anwenden läßt. Während die belgischen und holländischen Maler entweder die Affen der Franzosen sind oder sich einem unüberlegten, instinktiven Naturalismus hingeben, war es einem deutschen Künstler beschieden, die nationale Überlieferung lebendig zu machen. Damit war wieder ein neuer Schritt vorwärts gethan, aber er ist nicht der letzte geblieben.

Dasjenige, was an der großen Entdeckung der französischen Maler, deren Ruhm ihnen unbestritten sein soll, nämlich eine neue, völlig unbefangene Art des Sehens in freier Natur und im abgeschlossenen Raume einzuführen und darnach das Gesehene mit gleicher Unbefangenheit darzustellen, was an dieser Entdeckung wahr, gesund und entwicklungsfähig ist, das ist unsern Malern bei ihren Studien in Holland und Belgien so recht zum Bewußtsein gekommen. Wer der erste gewesen ist, der davon Gebrauch gemacht hat, läßt sich nicht mehr historisch feststellen. Doch weisen verschiedne Spuren auf Fritz von Uhde hin, der auch auf dem Gebiete der Genremalerei als Reformator aufgetreten ist. In einer Zeit, da ihm noch die düstere Färbung Munkacsys als sein koloristisches Ideal galt, malte er humoristische Genrebilder aus dem holländischen Leben des siebzehnten Jahrhunderts, die zumeist an Jan Steen, in der breiten, geistreichen Technik an Frans Hals erinnerten, in der Charakteristik aber noch feiner und tiefer als Terborch, Netscher und Mieris waren. Das „Familienkonzert" und die „Holländische Gaststube" sind Beispiele dieser ersten Bestrebungen Uhdes, die in das Jahr 1881 fallen, also dem Auftreten Claus Meyers

vorausgehen. Während Uhde in Paris noch Schüler Munkacsys war, verschaffte sich dort die En-plein-air- oder Hellmalerei immer mehr Anhänger, zumal da selbst die Besonnensten sich dem Kerne von Wahrheit nicht verschließen konnten, welcher sich allmählich mit sieghafter Gewalt aus dem Nebel unklarer Vorstellungen herauslöste. Uhdes Augen wurden dadurch für das Licht geöffnet, und als er eine Studienreise nach Holland unternahm, fand er dort in der Natur die Bestätigung dessen, was die französischen Hellmaler anstrebten. Die im Pariser Salon von 1883 ausgestellte „Ankunft des Leiermannes", ein Motiv aus dem holländischen Seebade Zandvoort, sowie die bald darauf entstandene „Übung baierischer Trommler" sind die ersten deutschen Schöpfungen auf dem Gebiete der Hellmalerei. Für Uhde waren dieselben jedoch nur Stufen zu einem höhern Ziele. Er strebte nach einer Reform der religiösen Malerei, welche wir bereits in einem andern Zusammenhange an dieser Stelle gewürdigt haben. Seine koloristische Richtung auch hier festhaltend, hat er auch ferner auf die Münchener Genremalerei eingewirkt, und wir sind gewiß zu der Annahme berechtigt, daß Uhdes „Christus und die Kindlein" zu den Faktoren gehört hat, welchen wir ein so tüchtiges und gediegenes Werk wie die „Sonntagsschule" von Walter Firle verdanken. Ein geborner Breslauer, hat sich dieser erst siebenundzwanzigjährige Künstler zuerst in der Schule von Löfftz in München und dann auf Studienreisen nach Venedig und Holland gebildet, dort wie hier die eigentümlichen Luft- und Lichtverhältnisse studirend, welche die beste Vorschule für die neue, gesunde Art zu sehen bilden. Der Lehrer, welcher in dem schmucklosen, nur mit einem Christusbilde versehenen Raume seinem andächtig auf strohbeflochtenen Holzstühlen lauschenden Auditorium von Knaben und Mädchen das Evangelium vorliest, selbst in tiefe Andacht versunken, ist nach der streng protestantischen Lehre gewissermaßen das Substitut desselben Christus, der die Kinder zu sich kommen läßt. Wenn das Wort Christi laut wird, ist es, als ob Christus selber mitten unter uns wäre, und die Überzeugung von der Wahrheit dieses Glaubens spricht sich auch in den Angesichtern der Kinder aus, welche mit inbrünstiger Aufmerksamkeit dem Vortrage des Lehrers lauschen. Ein neueres Bild kann kaum ein besseres Lob erringen, als wenn es uns zwingt, zunächst von seinem geistigen Inhalte zu sprechen. Der erste Blick des Beschauers gilt so sehr der Darstellung an sich, der feinen, auf eindringlichen Studien beruhenden Charakteristik der Kinder, daß selbst der Laie an der befremdlichen Technik, an der trotz des grauen Morgenlichtes ungewöhnlichen Helligkeit keinen Anstoß nimmt. Daß diese Auffassung der Natur ungleich mehr der Wirklichkeit entspricht, als die dunkle, massige, nur auf Wirkung, nicht auf Wahrheit berechnete Tonart der bisher in Deutschland üblich gewesenen und noch in großer Machtfülle herrschenden Genremalerei, ist dem Laien heute noch eine überraschende, mehr abstoßende als anziehende Erscheinung, an welche sich unser Publikum nur schwer gewöhnen

wird. Doch wird auch dies geſchehen, ſobald die neue Technik erſt die letzten ihr noch anhaftenden Unvollkommenheiten überwunden haben wird. Auf den erſten Bildern von Uhde hatten die Figuren in Innenräumen durch das kalte, einfallende Licht ein Ausſehen erhalten, als wären ſie mit Mehl beſtreut. Bei Firle iſt das harte Weiß bereits einem geſchmeidigeren, kühlen Silberton gewichen. Es iſt keine Kleinigkeit, bei überwiegend lichten Tönen und bei einem gleichfalls, wenn auch matt beleuchteten Hintergrunde die Figuren ſo plaſtiſch zu geſtalten, daß ſie als runde Körper den Raum zu füllen ſcheinen. Ein früheres, ebenfalls auf der Ausſtellung befindliches Bild von Firle, „Morgenandacht in einem holländiſchen Waiſenhauſe," wo junge Mädchen vor der Vorſteherin ein geiſtliches Lied ſingen, zeigt die gleichen Vorzüge ſeiner Beobachtung und wahrer Darſtellung wie die „Sonntagsſchule." Nur iſt die Technik noch nicht ſo entwickelt, der maleriſche Vortrag noch etwas härter und unſicherer. Derſelben Richtung gehört auch Franz von Felbinger an. Doch läßt leider das von ihm gewählte Motiv nicht die gleiche künſtleriſche Befriedigung aufkommen, wie die Firleſchen Bilder. Sein Gemälde, welches den lakoniſchen Titel „Armut" führt, läßt uns einen Blick in die kahle Stube eines Proletariers thun, der mit vier Kindern ein kärgliches Mahl teilt. An dem armſeligen Hausrat wie an der dürftigen Bekleidung der Kinder merkt man, daß hier die ſorgende Hand der Mutter fehlt. Das graue Tageslicht hebt die Troſtloſigkeit des Gegenſtandes nur noch greller hervor: hier iſt kein Element, kein einziger Zug, der verſöhnen könnte. Das hier vorgeführte Elend wirkt nicht einmal tragiſch oder ergreifend, weil es uns in ſeiner ganzen proſaiſchen Nacktheit entgegentritt. Es bleibt nichts übrig als das ſchlechthin Widerwärtige, und das wird auch der nachſichtigſte Äſthetiker aus dem Bereiche der Kunſt ausſchließen müſſen.

Noch zwei andre Münchener Genremaler, die freilich in einer etwas tieferen Tonart malen, haben ihre Aufgabe dahin erweitert, daß ſie für ihre Darſtellungen naturgroße oder faſt naturgroße Figuren gewählt haben. Das Motiv des einen, des Skandinaviers F. Smith, der ſich, wie gewiſſe bräunliche Töne erkennen laſſen, nach Lindenſchmit gebildet zu haben ſcheint, iſt ein oft behandeltes: eine Anzahl von jungen Mädchen, Nonnen, alten Frauen und Greiſen in einer baieriſchen Dorfkirche. Man ſieht nur einen Teil der Kirchenſtühle an einer Wand unterhalb der Kanzel, ſodaß ſich die Aufmerkſamkeit des Beſchauers ausſchließlich auf die Andächtigen konzentrirt. Man kann nicht ſagen, daß der Künſtler ſich Typen von beſondrer Anmut ausgewählt habe, und doch giebt das Gefühl inbrünſtiger Andacht, welches die Beter und Beterinnen erfüllt, einem jeden Kopfe einen verklärenden, faſt idealen Hauch. So geben Wahrheit und Kraft, mit welchen dieſe Empfindung zum Ausdruck gebracht worden iſt, den gewöhnlichen Motiven einen neuen individuellen Reiz. Ganz originell in der Wahl des Motivs, wenigſtens für Deutſchland, iſt dagegen das Bild des zweiten

Künstlers, das „Sorgenkind“ von Hugo von Habermann. Wir blicken in das Konsultationszimmer eines bejahrten Arztes, der einen schmächtigen Knaben, welcher sich zu diesem Zwecke halb entkleidet hat, auf Brust und Lungen prüft, während die Augen der auf einem Stuhle sitzenden Mutter in angstvoller Spannung jeder Manipulation des Arztes folgen. Dieses neue Motiv würde an und für sich den Wert des Bildes nicht bestimmen, wenn der Künstler nicht zugleich bedeutende Mittel der Darstellung besäße, die vor allen Dingen auch die ungewöhnlich großen Dimensionen rechtfertigen.

Auch drei Ausländer kommen hier in Betracht: der Franzose A. Delobbe, dessen Bild „Zwei Töchter des Ozeans“ sich nur durch Zufall auf unsre Ausstellung verirrt hat, da seine Landsleute eine Beteiligung in corpore abgelehnt haben, und die Belgier Jan Verhas und Emil Seeldrayers. Die beiden „Töchter des Ozeans,“ welche Delobbe dargestellt hat, sind nicht etwa zwei fabelhafte Meerweiber, sondern zwei am Gestade lagernde Fischermädchen von der Bretagne, umflossen von dem weichen, silbergrauen Wasserdunste und sich dennoch in zarter Plastik von dem Hintergrunde abhebend. Die saubern Mädchen mit den großen, schwermütigen Augen üben freilich eine Anziehungskraft für sich allein, sodaß die Malweise erst in zweiter Linie in Betracht kommt. Bei den Gemälden von Verhas halten sich Stoff und Technik die Waage. Die „Schulrevue aus Anlaß der silbernen Hochzeit des belgischen Königspaares im Jahre 1878,“ bereits 1880 gemalt, hat dem Maler schon zahlreiche Ehren eingetragen. Vor dem Königspaare, welches auf der Treppe des Schlosses von Laeken, umgeben von Würdenträgern des Hofes, steht, defiliren kleine Mädchen, von ihren Lehrern und Lehrerinnen geführt, gewissermaßen in strammer Kompagniefront vorüber. Die Kleinen sind alle in weißer oder doch ganz heller Sommerkleidung, wodurch die Lichtfülle des im Freien vor sich gehenden Schauspiels noch vermehrt wird. Gleichwohl kommt jede der zahlreichen Figuren zu ihrem individuellen Rechte, freilich so, daß die kleinen Gratulantinnen, auf deren Charakteristik der Maler das Hauptgewicht gelegt hat, auch das vornehmste Interesse in Anspruch nehmen. Der Aufzug geht, vermutlich der Wirklichkeit entsprechend, nicht bei hellem Sonnenlicht vor sich. Daß die Hellmaler eine gleiche plastische Wirkung aber auch bei ungedecktem Licht erzielen können, erfahren wir durch ein zweites Bild von Verhas, auf welchem ein etwa zwölfjähriges Mädchen dargestellt ist, das, von einem roten Sonnenschirme behütet, auf der Landungsbrücke in Blankenberghe sitzt und in das Meer hinausblickt. Das Bild sieht allerdings wie eine große kolorirte Augenblicksphotographie aus, etwas roh und hart. Wenn man aber die Überzeugung gewinnt, daß solche Gemälde die Stufen zu einer neuen Entwicklung der Malerei bilden, muß man einen ästhetischen Grundsatz nach dem andern opfern, ebenso wie diese bahnbrechenden Maler selbst ihre Schöpfungen, an denen die Nachwelt nur noch ein historisches Interesse haben wird, zum Opfer bringen. Mehr kann man auch von Seeldrayers' „Klinik in der Thier-

Digitized by Google

arzneischule" mit naturgroßen Figuren nicht sagen, in welche alles zusammenströmt, was kranke Pferde, Jagdhunde und Möpse hat. In dem Kampfe mit der Illustration, welche alle Ereignisse des modernen Lebens mit fabrikmäßiger Schnelligkeit vorwegnimmt, sind die „Kunstmaler" gezwungen, oft zu den äußersten Mitteln zu greifen, um mit Illustratoren und Photographen wetteifern zu können.

Die deutsche Landschaftsmalerei ist derjenige Zweig der Kunst, welcher unaufhörlich die erfreulichsten und gesündesten Triebe zeitigt. Sie ist so universell wie keine zweite und umfaßt alle Stilrichtungen von der historisch-stilistischen und romantischen bis zu dem sich mit dunkeln Andeutungen begnügenden Stimmungsbilde. Doch artet auch letzteres nicht bis zu der rohen Skizzenhaftigkeit der Franzosen aus. Selbst der zu den größten Ausschreitungen des Pinsels geneigte Deutsche respektirt immer noch die Zeichnung, welche gleichsam das Gerüst für die Gymnastik der auf- und abschwebenden Töne bildet. Da es uns hier nur darum zu thun ist, aus einem großen Ausstellungspanorama die charakteristischen Züge, die neuen Momente hervorzuheben, brauchen wir uns mit einer Wiederholung des illustren Künstlerlexikons von Andreas Achenbach bis Albert Zimmermann nicht aufzuhalten. Der Ruhm, der alle diese edeln Häupter umschwebt, kann durch die Beredsamkeit der Journalistik kaum noch vergrößert werden. Wir wollen nur noch einige junge Landschafts-, Marine- und Städtemaler in den Vordergrund stellen, welche mit starker Betonung des Stimmungselements eine Individualität verbinden, die sich mit der Zeit noch schärfer ausbilden wird. Es sind in erster Linie Hans Herrmann in Berlin, ein Schüler Oswald Achenbachs, welcher mit scharfer Beobachtungsgabe das Leben auf und neben den Kanälen von Amsterdam, auf den Märkten und in den Fischhallen, im Hafen u. s. w. in seiner ganzen malerischen Vielseitigkeit und mit flüssigem Kolorit schildert, Karl Rathjen in Berlin und Erich Kubierschky in Leipzig, denen sich dann noch Oskar Frenzel in Berlin, H. Liesegang in Düsseldorf und Karl Önicke in Berlin anreihen. Diese jungen Künstler geben uns die tröstliche Zuversicht, daß die deutsche Landschaftsmalerei bis auf weiteres sicher ist, nicht in gedankenloser Manier zu verdorren.

Aus der Chronik derer von Riffelshauſen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Fortſetzung.)

Fünfzehntes Kapitel.

Seit jenem Abend wiederholten ſich die Beſuche des Nachbars von Moosdorf immer häufiger, und Mademoiſelle Adeline fand das Leben in Siebenhofen weit weniger langweilig als ſonſt. Thereſe freilich beobachtete mit einiger Sorge, wie das Blut der jungen Franzöſin ins Geſicht trat auf ein Wort oder einen Blick des Grafen.

Übrigens war Adeline keineswegs die einzige, die Daldas Beſuche gern ſah. Der Graf brachte Sonnenſchein in das alte Haus. Er vertrug ſich mit allen, ſogar mit Cäcilie, die ihn behandelte, wie eine ſchwache Mutter ihren unbändigen, aber unwiderſtehlichen Sohn. Auch die Kinder wurden ſchnell vertraut mit ihm, und als der März die erſten warmen Tage brachte, tummelte er ſich ſo fröhlich mit der wilden Schaar im Freien umher wie der beſte Spielkamerad.

Eines Morgens im April ergriff der Hofmarſchall Stock und Hut und trat vor die Hausthür. Dort gewahrte er Thereſe, die, eine mächtige Schüſſel vor ſich auf dem Gartentiſch, Linſen leſend in der Sonne ſaß.

So fleißig, Frauchen? rief er gutgelaunt.

Sie lächelte, erfreut, ihn ſo heiter zu ſehen. Er zog ſich einen der Gartenſtühle herbei und ſetzte ſich neben ſie.

Solche Arbeit iſt zu grob für dich, ſagte er, du wirſt dir die feinen Hände verderben und ſollteſt derlei Cäcilien überlaſſen.

Man muß den ſchönen Morgen benutzen.

Ja, zum Spazierengehen. Du ſollteſt mich begleiten.

Aber die Köchin wartet auf die Linſen!

Mademoiſelle Adeline beendet gewiß die Arbeit für dich.

Sie iſt mit den Kindern hinaus und hat ihr Skizzenbuch mitgenommen.

Nun, zum Kukuk, rief er ärgerlich, ſo mögen ſich die Linſen ſelbſt leſen! Ich habe nicht alle Tage Zeit, mit dir ſpazieren zu gehen.

Thereſe räumte die Sachen zuſammen nnd nahm ihren Gemahl, der ſogleich ſeine heitere Laune wieder erlangte, beim Arme. Sie durchwanderten den Gemüſegarten und erfreuten ſich an der Baumblüte. Der Hofmarſchall hatte ſich in dieſem Frühjahr daran gemacht, die Obſtzucht zu verbeſſern.

Siehſt du, Frau, ſagte er, das muß alles noch ganz anders werden. Ich denke mir — er ſchloß während des Sprechens ein Pförtchen auf, das nach den Waldwieſen führte —, ich denke mir, daß in vielleicht zehn Jahren ſich hier manches vorteilhaft verändert haben ſoll. Und er ſchaute freudig über die frühlingsgrüne Flur, durch die ein ſchmaler Fußpfad zum Waldhange führte. Hinter ihnen und zur Seite lagen die letzten Häuſer des Dorfes, die vereinzelt durch das junge Laub der Bäume ſahen. Am Fuße der waldigen Hügelkette wand ſich in weitem Bogen vom Dorfe herkommend der kleine Fluß, den der im Gebirge gethaute Schnee etwas waſſerreicher gemacht hatte. Der Wieſenpfad führte nach einer naturwüchſigen Brücke, die dicht über dem Waſſer durch zwei umgelegte Stämme gebildet war. Aber die Bäume ſtreckten ihr Äſte zuvorkommend über den Fluß, um den Furchtſamen einen ſichern Anhalt zu bieten.

Bohemund und Thereſe unterbrachen ihre ernſte Unterhaltung öfters durch Ausrufe des Entzückens über den grünen Schimmer, der Bäume und Sträucher bedeckte, über den feuchten, würzigen Walddufl, die reizenden Frühlingsblumen und den Geſang der Vögel. Von der Anhöhe aus hatte man einen Blick nach den ſaatbedeckten Hügeln, über welche die Straße von Moosdorf kam. Dort, auf der Fahrſtraße, ſchlich ein mit ſchönen Pferden beſpannter Jagdwagen langſam dem Dorfe zu. Der Herr war ausgeſtiegen und hatte neben dem Steinkreuze am Wegrande den Siebenhofer Wald betreten.

Als der Hofmarſchall und ſeine Frau durch den Beſtand ſchritten, blieb Bohemund plötzlich ſtehen: Wer iſt denn dort?

Thereſens Blick folgte der angegebenen Richtung. Dort in der Lichtung ſaß eine weibliche Geſtalt in heller Kleidung auf einem der moosbewachſenen Steinblöcke unter den Tannen; neben ihr glaubte ſie einen Mann zu erkennen. Ganz richtig, er ruhte im Graſe.

Was heißt das? fragte Bohemund ſeine Frau. Sie ſah ihn ängſtlich an. Er ſchien erregt und zum Zorne bereit.

Frappante Ähnlichkeit mit einem Rendezvous. Warte du hier; ich werde mir Gewißheit verſchaffen.

Sie hielt ihn zurück. Nicht jetzt, Bohemund, laß es ſein! Urteile nicht zu raſch! Das arme Mädchen!

Oho, rief er mit halbunterdrückter, aber zorniger Stimme; du weißt um die saubere Geschichte!

Ich weiß nichts, nichts! Glaube es mir!

Doch wer sonst sollte es sein?

Sie muß ihm zufällig hier begegnet sein, er ist galant gegen jede Dame.

Der Hofmarschall sah prüfend in die angstvollen Augen seiner Frau. Sie umklammerte seinen Arm mit ihren beiden Händen. Sie fürchtete ihn.

Du hast Recht, sagte er nach kurzem Schweigen, wir müssen erst sehen, was an der Sache ist. Er überlegte. Du hast gewiß recht, wiederholte er dann, Dalda würde sich nie erlauben — wohin dachte ich nur! Doch es ist immerhin besser, du unterbrichst das tête-à-tête. Ich werde mich jetzt nach meinen Arbeitern umsehen.

Ohne eine Antwort abzuwarten, bog er zur Seite und verschwand hinter den Bäumen.

Therese sah ihm beklommen nach. Er hatte ihre Worte anders aufgefaßt, als sie beabsichtigt hatte. Sie war durchaus nicht ohne Mißtrauen gegen den Grafen, und wie eine Lüge erschienen ihr nun die Worte, die ihr die Angst vor seiner Heftigkeit eingegeben hatte. Aber vielleicht konnte sie dem fast unentbehrlichen Hausfreunde ins Gewissen reden, ehe es zwischen ihm und ihrem Manne zu einer Auseinandersetzung kam. Vielleicht war es so besser und noch nichts versäumt. So ging sie mutig auf die Lichtung zu, ohne sich Mühe zu geben, ihr Nahen zu verheimlichen. Sie fand den Grafen allein. Er schien überrascht, doch trat er ihr völlig unbefangen entgegen und berichtete ihr sogleich, daß er Mademoiselle beim Zeichnen belauscht habe. Doch lief sie mir davon, fuhr er fort, um die Jugend aufzusuchen, die nach Schlüsselblumen suchend auseinandergelaufen war.

Therese schwieg und warf einen forschenden Seitenblick auf ihren Begleiter; aber in seinen schönen Augen war nichts zu lesen.

Ihr ernstes Schweigen, begann er, neben ihr hergehend, zeigt mir, daß ich das Unglück habe, die Ungnade der gnädigen Frau zu verdienen. Reden Sie nur; ich bin ganz ergeben und frage demütigst: Womit habe ich gesündigt?

Sie war nicht dazu aufgelegt, Umwege zu machen.

Schonen Sie das Mädchen, lieber Graf, bat sie eindringlich; glauben Sie mir, einer Frau, daß Blick und Wort sich in das Herz graben und darin fortleben, wenn der sie längst vergessen hatte, der sie uns gab. Ich weiß, daß sie niemals grausam gegen ein Tier sind, und einem Menschen könnten Sie so tiefes Leid zufügen?

Sie war stehen geblieben und hatte bewegt seine Hand ergriffen. Er sah mit Wohlgefallen in ihre beredten Augen, aber auf ihre Worte achtete er gar nicht. Wie er ihre Hand festhielt, ohne zu antworten, sank ihr der Mut und sie entzog sie ihm fast heftig. Die ihr eigne Unsicherheit überfiel sie

wieder. Ist er gut, oder ist er schlimm? Was denkt er und was will er? So jagten sich ihre Gedanken, während sie schweigend den Weg bis zur grünen Gartenthür zurücklegten. Dort blieb der Graf stehen. Haben Sie mich nun ganz aufgegeben, gnädige Frau?

Ich, Sie aufgeben? Was liegt an meiner Meinung! Sagen Sie mir einfach, daß Sie gut sein wollen.

Gut? Lassen Sie mich erst zu Ihnen reden: Ich frage nicht mehr, was gut ist; denn Sie selbst sind die Antwort darauf. Ich höre es darum gern, wenn Sie mich schelten wie einen Knaben; aber ich fürchte, gnädigste Frau, es wird Ihnen nicht mehr gelingen, eine neue Kreatur aus mir zu machen.

Er sprach gleichgiltig, und seine Worte, durch die ein leiser Hohn klang, machten einen äußerst unangenehmen Eindruck auf die Hofmarschallin. Mit einemmale schienen sie ihr den selbstsüchtigen und oberflächlichen Charakter des Mannes darzuthun, der ihr bis dahin anziehend, wenn auch unverständlich gewesen war. Und von diesem Manne sollte für Bohemund Gutes kommen?

Sechzehntes Kapitel.

Mit ihrem Vertrauen zu dem Moosdorfer Nachbar war wieder ein Sonnenblick aus dem sorgenschweren Dasein der armen Therese verschwunden. Darda erschien womöglich noch häufiger in Siebenhofen und zwar in unverändert guter Laune, aber sie empfand seine Anwesenheit nur noch als einen Druck. Seine geistvollen Einfälle erfreuten sie nicht mehr.

In dieser Zeit jedoch ging an Theresens Himmel ein neues Gestirn auf, und zwar in der Person der Freifrau von Schefflingen, die mit ihrer Familie die Sommermonate auf dem nachbarlichen Gute Trübensee zuzubringen pflegte.

Das Herrenhaus von Trübensee war minder alt, aber dafür viel freundlicher und hübscher als das Siebenhofer. An der nach dem Park zu gelegnen Seite des Hauses befand sich sogar eine breite Galerie nach Schweizer Art, die einen Blick auf den Teich gewährte. Herr von Schefflingen war nicht wenig stolz auf diese Aussicht auf den „kühlen Wasserspiegel." Er hatte nämlich denselben nach dem Vorbilde des berühmt schönen Moosdorfer Parks angelegt. Der Teich enthielt leider ungenügenden Abfluß, und überzog sich nach und nach mit einer gelblichgrünen Algendecke. Als einst Darda in einem besonders trocknen Sommer die Trübenseeer Nachbarn besuchte, meinte er: Das haben Sie recht gemacht, Schefflingen, der Teich bietet in dieser Zeit den einzigen grünen Anblick.

Die Freifrau, aus einem unsrer stolzesten Grafengeschlechter stammend, war eine Aristokratin vom Scheitel bis zur Sohle. Sie widmete sich indessen ausschließlich der Erziehung ihres reizenden Töchterchens, das denn auch musterhaft geriet. Mit dem einzigen Sohne war die Dame minder glücklich. Emilchen,

hoffnungsvoller Zögling der Kloſterſchule Roßleben, hatte den Kontraſt zwiſchen der allzuſtrengen mütterlichen Aufſicht und der verhältnismäßigen Ungebundenheit des Schülerlebens nicht recht vertragen und war zur Zeit ein geradezu unausſtehlicher Bengel.

Frau von Schefflingen fand ſofort großes Wohlgefallen an der feinen und zarten Frau von Riffelshauſen und liebte es, ſich mit derſelben über pädagogiſche Grundſätze zu unterhalten. Thereſe fühlte ſich dieſer vortrefflichen Frau gegenüber ſehr ſchwach, und ihre Verehrung für dieſelbe ſtieg mit jedem Tage.

Bei dir braucht etwas nur Schefflingen zu heißen, meinte Cäcilie, ſo iſt es tadellos. Ich kann dir aber verſichern, daß auch andre ihre Pflicht thun.

An der Richtigkeit der letztern Behauptung zweifelte Thereſe nicht, und ebenſowenig ihr Freund, der alte Pfarrer von Siebenhofen, der an einem ſchönen Sommermorgen zu den Freuden ſeines Gottes hinüberſchlief.

Der alte Herr war ſchon ſeit längerer Zeit unfähig geweſen, ſeinen Amtspflichten nachzukommen. Im Dorfe hatten ihn Cäcilie und Thereſe vertreten müſſen, in der Kirche der Kantor, der die Predigten vorlas (natürlich in der ſchönſten Thüringer Mundart). Dennoch empfand man ſeinen Tod als einen ſchmerzlichen Verluſt, denn der alte Herr war ein Mann des Friedens geweſen, voller Freundlichkeit und Herzensgüte, ſodaß ſich nur liebe Erinnerungen an ſein Andenken knüpften. Nun lag er im Sarge, und ſein Gegner, der eifernde Altlutheraner aus Trübenſee, donnerte über ſeinem Grabe die verblüfften Siebenhofer an. Paſtor Andermütz aus Trübenſee hatte keinen Schatten von Menſchenfurcht und kannte keinerlei Rückſichten, wenn es galt, für ſeine Überzeugung einzutreten. Als er das erſtemal für ſeinen Amtsbruder in Siebenhofen predigte und darauf nach alter Sitte im Herrenhaus das Mittagsmahl einnahm, ſtritt er ſich heftig mit Cäcilie; er nannte ſie eine „Laodicäerin“ und verkündete ihr, der Herr werde ſie am jüngſten Tage aus ſeinem Munde ſpeien, ſie und alle, die ihre lauen Anſichten über die höchſten Dinge teilten.

Denn nicht zum Frieden kam der Gott
Herab auf dieſe Erde,
Daß wohl ſein hoher Name Spott
Für Thor und Narren werde!

brüllte Andermütz, der ſich beſtändig erhitzte und dann mit Geſten der Verzweiflung ſein großes, weißes Taſchentuch auseinander- und wieder zuſammenwickelte.

Erlauben Sie, Herr Paſtor, warf Trakelberg ein, Sie ſetzen den Gott, der die Liebe iſt, doch wohl zu ſehr hintan.

Schweigen Sie, fahrläſſiger Jünger! Ich ſehe, daß auch Sie ſich von den matten, feigherzigen Anſchauungen haben anſtecken laſſen, die ſich gleich bunten Schlangen in unſre Kirche ſchleichen und ihr erſchlaffendes Gift umher-

geifern! Bruder in Christo, lasse noch heute meine Worte dich aus dem Seelenschlafe rütteln! Heute, donnerte er sich erhebend, heute, so ihr meine Stimme höret, verstocket — eure — Herzen nicht!

Die Tischgesellschaft starrte den Redner an. Dieser aber zog sein Taschentuch hervor, rollte es auseinander und wischte schnaufend die Schweißtropfen von der Stirn. Darauf setzte er sich behaglich wieder hin und bearbeitete mit Eifer ein Stück Hühnerbrust mit Fricasseesauce.

Thereſe fürchtete, der Hofmarschall möchte diese improvisirte Tischpredigt ungünstig aufnehmen, bemerkte aber, daß eine halblaute Bemerkung des Moosdorfers die Lachmuskeln ihres Mannes derartig reizte, daß er kaum äußerlich seine Haltung zu bewahren vermochte.

Als der würdige Priester unsre Freunde verlassen hatte, bemerkte Cäcilie, sie habe dem verdrehten Kauz etwas Kuchen eingepackt. Es mag in seiner Junggesellenwirtschaft in Trübensee wunderlich genug aussehen.

Nun, meinte der Hofmarschall lachend, da hat er die Laodicäerin vielleicht nach Philadelphia versetzt. Er ist übrigens gewiß der erste gewesen, der dich „lau“ fand.

Wenn sich der Hofmarschall von Zeit zu Zeit von der scherzenden Laune seines Freundes Daïda anstecken ließ, so konnte das allen nur erfreulich sein, da sein Gesundheitszustand natürliche Heiterkeit eben nicht beförderte. Weniger harmlos war es, daß Daïdas Einfluß sich in Sachen der Gutsbewirtschaftung anfing geltend zu machen.

Ein Magdeburger namens Häuser hatte in Niedertellenheim eine Zuckerfabrik angelegt und versuchte die Gutsherren der Nachbarschaft für sein Unternehmen zu gewinnen. Daïda war sehr für den Plan eingenommen und versicherte dem Herrn von Riffelshausen, daß Häuser seine Sache gründlich verstehe. Wir müssen Rüben bauen und uns mehr und mehr auf Viehzucht werfen. Das ist heute, wo uns Amerika und Rußland das Korn zu Spottpreisen liefern, in der That das einzig Rationelle für den Landmann.

Riffelshausen, den die angenehmen Formen Daïdas stets bestachen, war von vornherein geneigt, ihm Recht zu geben. Nur muß ich, bevor ich einen Beschluß fasse, ernstlich mit meinem Inspektor die Sache besprechen. Sogar Georg, der weit mehr praktische Kenntnisse besitzt als ich, unternahm nichts, ohne zuvor den Rat Klees einzuholen. Besagter Klee hatte nun schon seit sieben Jahren in Joppe, Lederhosen und Wasserstiefeln die Äcker Siebenhofens überwacht, keineswegs zum Schaden ihrer Besitzer. Nur besaß der Vortreffliche leider keine diplomatischen Gaben, und leider waren er und Daïda stille, aber energische Feinde.

Klee äußerte denn auch unverhohlen, daß der Hofmarschall sich auf eine so unsichere Spekulation jetzt nicht einlassen dürfe, und machte, als Riffelshausen nicht losließ, Schwierigkeiten ohne Ende.

Ein Heiliger würde die Geduld verlieren über dieſen Kleinigkeitskrämer! rief der Hofmarſchall.

So können wir Georg an deſſen Stelle in den Kalender ſetzen laſſen, erwiederte Cäcilie kalt.

Sie ärgern ſich nur krank mit dem Menſchen, ſagte der Moosdorfer, laſſen Sie ihn doch laufen!

Aber Georg ſchrieb einen bedenklichen Brief nach dem andern und ermahnte ſeinen Bruder immer wieder, dem zuverläſſigen Klee zu vertrauen. Dann nahm ſich Bohemund feſt vor, ſeine Ungeduld zu zügeln, und es ging eine Weile, bis erhöhte Reizbarkeit doch endlich zum Bruch führte.

Siebzehntes Kapitel.

Der Sommermorgen war ſchön, aber der Inſpektor ſehr bekümmert. Wer ſeine beſte Kraft jahrelang einem Werke gewidmet hat, ſieht es ungern in fremde Hände übergehen, beſonders wenn dieſe zur Arbeit nicht geſchickt ſind. Nur ſeine Anhänglichkeit an das Gut und den Baron Georg hatten ihn vermocht, ſo lange das unverſtändige Schalten des Hofmarſchalls mit anzuſehen. Wenn dieſer noch die Leitung ſeiner Geſchäfte fähigen Beamten überlaſſen hätte. Aber er hielt es für ſeine Pflicht, bis auf die kleinſte Angelegenheit alles nach eignem Ermeſſen anzuordnen. Und nun obendrein dieſen leichtſinnigen Moosdorfer als Ratgeber!

Heute packte Klee ſorgenvoll ſeine Habſeligkeiten und rief die Großmagd, die er im Flur poltern hörte. Hier, Amanda, ſetze dich einmal auf den Kofferdeckel, ich kann das alte Ding nicht zukriegen. So — Vorſicht! ſonſt bricht er. Recht, ſo wirds gehen.

Nu, was haben Sie ſo viel einzuſtecken, Herr Inſpektor?

Ach, du wirſt es wohl wiſſen! brummte Klee und zog die Riemen an. Aber mager biſt du hier nicht geworden, Mande, ſetzte er mit einem gutmütigen Blick auf die ſtattliche Schöne hinzu. Ja ja! ich habe euch behandelt wie meine Kinder, und ſo gut wirds euch auch nicht wieder, du kannſt mirs glauben.

Die Großmagd wurde gerührt. Sie ſchnappte auf wie ein Fiſch und ſagte dann: Wiſſen denn der Herr Inſpektor, daß ſie im Dorfe alle dasſelbe ſagen?

Was reden ſie denn?

Ja, 's wäre ſchon ſo, und ſie hättens immer geſagt: Wenn der Herr Baron Georg geht, nachher geht auch der Herr Inſpektor.

Durch Schwatzen hat noch keiner was verbeſſert. Es kommt, wie Gott will. Aber eins will ich dir noch ſagen, Amanda: halte du mir die Mädchen auf dem Hofe hübſch in Ordnung, daß hier nicht ſo ein Liedrian einreißt wie in Moosdorf, woran freilich der Graf die meiſte Schuld hat, hol' ihn — nein,

Amanda, fluchen darf man nur in ganz außerordentlichen Fällen, verstehst schon. Und nun geh und sie zu, daß der Wilder zur rechten Zeit mit dem Wagen kommt, um das Gepäck nach der Station zu fahren. Er soll die Schwarzbraunen einspannen und an die große Karre, dann kann er zum Rückweg die Ziegel laden und gleich 'nauf nach der Scheuer fahren. Ich gehe noch 'mal 'nüber nach dem Herrenhofe.

Als er über den Schenkplatz schritt, stand der junge Hegel vor einer Gruppe mißmutiger Bauern, denen er eifrig vorsprach; bei der Annäherung des Inspektors jedoch verstummte er. Die Männer traten auseinander und beantworteten mürrisch Klees Gruß.

Nun, Meister Grün, rief Klee, auch mit räsonniren? Und Ihr, Hegel, solltet Euch schämen, Leute!

Nichts für ungut, Herr Inspektor, wie das liebe Vieh kann sich der Bauer nicht behandeln lassen. Wir haben auch unsre Ansichten.

Ansichten habt ihr? Nun, das ist mir doch ganz was interessantes! Schafe seid ihr, daß ichs euch nur frei herausfage. Ja, wie die Schafe lauft ihr hinter euerm Leithammel her! Schaden bringt euch weiter niemand, als ihr selbst mit euern Ansichten. Aber mir kanns ja gleich sein; ich habe mit euch nichts mehr zu schaffen.

Damit zuckte er die Achseln und ging. Die Bauern blickten ihm wohlwollend nach. Daß er gerade jetzt Siebenhofen verließ, bewies ihnen, daß er es nicht mit dem Hofmarschall hielt, und darum verziehen sie ihm gern seine rücksichtslose Strenge, die vormals manche Klage wachgerufen hatte.

Klee betrat durch das grüne Pförtchen den Schloßgarten. In der Nähe des Flüßchens, das hier eingezwängt in hohe Ufer den Park durchfloß, schimmerte ein helles Frauenkleid durch das Strauchwerk. Gleich darauf führte ein Luftzug die Klänge einer ihm wohlbekannten Stimme an sein Ohr. Einen Augenblick blieb er aufhorchend stehen; dann brach er ärgerlich einen Zweig des Flieders, der sich ihm entgegenschob, während eine braune Röte sein Gesicht überzog. Ohne einen Blick in den jetzt offenen Pfad zu werfen, der sich von dichtem Gezweig überdacht längs des Wassers hinzog, überschritt Klee mit dröhnenden Schritten die alte Holzbrücke, deren Planken unter seiner kräftigen Gestalt leise nachgaben.

Die Dame im hellen Kleide blieb erschrocken stehen.

Wer war das? fragte sie ihren Begleiter, den Grafen Daïda.

N'importe, meinte er, ce n'était qu'un imbécile, er hat dich nicht gesehen, mein Herz.

Sie schien indessen doch weiteres Lustwandeln bedenklich zu finden und entzog ihm rasch die kleine Hand. Ehe er es verhindern konnte, eilte sie davon.

Ist sie nicht wie eine Eidechse? dachte er, genau so glitzernde Augen, und nicht festzuhalten.

Auf dem Dache des Herrenhauses waren zwei Männer beschäftigt, durch Frühlingsstürme angerichteten Schaden auszubessern. Der Hofmarschall stand in einem alten grauen Rocke auf dem Kiesplatze vor dem Hause und sah beharrlich den Arbeitern zu. Währenddem suchte Herr Trakelberg, im Hofe auf- und niederwandelnd, die Aufmerksamkeit seiner Schüler durch die Erläuterung irgend eines Schillerschen Gedichtes zu fesseln. Valerian, der neben dem Informator herschritt, trug seine Jacke über dem Arme, da er sich einbildete, schrecklich unter der Hitze zu leiden. Er sah eifrig nach rechts und links und seufzte in regelmäßigen Zwischenräumen, um seine Ungeduld kund zu thun. Auch Julie hatte allerhand verstohlene Beobachtungen zu machen, und nur Mathilde zeigte Aufmerksamkeit für Trakelbergs Vortrag.

Mitten in einer schwungvollen Rede jedoch wurde letzterer durch Klee unterbrochen, der kräftig des Sokrates Schulter berührte.

Ich komme, um mich von Ihnen zu verabschieden, sagte dieser; bleiben Sie gesund und munter, Herr Trakelberg, und ihr auch, ihr Nichtsnutze, lebt wohl.

Valerian, der dem Inspektor sehr gut war, bat, ihn ein Stück Weges begleiten zu dürfen, was Trakelberg gern gestattete. So faßte der Knabe des Scheidenden Hand, und sie gingen gemeinschaftlich dem Hinterpförtchen zu. Unweit desselben begegneten Sie der jungen Französin, die feine Blütenzweige gepflückt hatte, um die Vasen in den Zimmern damit zu schmücken.

Ach, Mademoiselle, rief Valer traurig, nun geht Herr Klee auch fort, und Tante Cäcilie sagt, er sei der einzige Mensch hier, der noch etwas tauge.

Die junge Dame lächelte und sagte dann mit anmutigem Neigen des Kopfes: Es thut mir leid, daß Sie uns verlassen, mein Herr.

Er sah sie mit trübem Ernste an und fluchte im Stillen einem gewissen schönen, glänzenden Kavalier. Ich wollte, Sie erinnerten sich meiner, wenn sie eines Stockes bedürften, sagte er grimmig, gleichviel, ob als Stütze oder zum Zuschlagen.

Sie errötete tief; doch ging sie schweigend an ihm vorüber.

Langsam ging Valerian zu Herrn Trakelbergs Unterricht zurück. Es gingen ihm zu kuriose Gedanken durch den Kopf, daß er garnicht damit fertig werden konnte.

Als Daïda, der Hofmarschall, Thereſe und Cäcilie sich später im Saale zusammenfanden, gratulirte der Graf dem Hausherrn zu dem Regierungsende des Geschiedenen. Ja, es ist wirklich ein Aufatmen, sagte dieser; aber Cäcilie warf einen spitzen Blick über die Gesellschaft. Sieben Jahre hindurch ist er uns eine treue und zuverlässige Stütze gewesen; überdies hätte ich garnichts dagegen gehabt, wenn er Mademoiselle Adeline zur Madame Klee gemacht hätte. Eine feste Hand kann ihr nur dienlich sein.

Aber ich bitte Sie, mein gnädigstes Fräulein! rief Daïda, diese Idee ist furchtbar! Solch ein feines, elegantes Geschöpfchen wollten Sie in die Klauen

dieſes ungeſchlachten Menſchen liefern? Erlauben Sie, das iſt mehr als urgermaniſche Barbarei!

Der Hofmarſchall lachte. Ereifern Sie ſich doch nicht, beſter Daïda, und gönnen Sie meiner Schweſter die den Damen eigne Liebhaberei des Eheſtiftens!

(Fortſetzung folgt.)

Notiz.

Val d'Anniviers. Das bei Sierre in das Rhonethal mündende Val d'Anniviers iſt nur etwa ſieben Stunden lang, bietet aber durch ſeine wechſelvolle landſchaftliche Schönheit und die Eigenart ſeiner Bevölkerung und ihrer Lebensweiſe ſo viel Intereſſantes, daß es einen ſehr viel ſtärkern Beſuch verdient, als er ihm bis jetzt zu Teil zu werden pflegt.

Ein Haupthindernis der Aufnahme des Thales in den allgemeinen Schweizer Reiſeplan dürfte die Schwierigkeit der Gletſcherpäſſe bilden, welche von Zinal, dem letzten Thaldorfe — oder vielmehr von der fünf Stunden oberhalb desſelben auf dem ſogenannten Mountet gelegnen Klubhütte —, aus überſchritten werden müſſen, um nach Zermatt zu gelangen; aber gerade durch die Beſchaffenheit derſelben iſt die Fülle reizender Naturbilder hauptſächlich beſtimmt, welche das Thal aufzuweiſen hat.

Der Abfluß der ausgedehnten Gletſcher oberhalb von Zinal hat ſich auf dem kurzen Laufe bis zum Rhonethal ein Bett herausgeriſſen, welches im Verhältniſſe zu der Waſſermaſſe nur klein iſt und daher eine Thalbildung hervorgebracht hat, die an ſteilen Abhängen, ſchroffen Anſtiegen und enger Begrenzung des Flußbettes ihres gleichen ſucht.

Während dies der Charakter des bei weitem größern, untern Teiles des Thales iſt, hat die Gletſcherkraft in dem obern Teile eine weitergehende Wirkung auf die Geſtaltung der Erdoberfläche ausgeübt. Zinal liegt in einem Halbkreiſe hoher Berge, und man hat eine Stunde weiter zu gehen, ehe der Anſtieg zu dem zweiten — um den in den Pyrenäen üblichen Ausdruck zu gebrauchen — Circus beginnt, welcher auf dem Gipfel des ſogenannten Roc noir zu führen pflegt, von welchem man ein geſchloſſenes Amphitheater überſchaut, welches an überwältigender Erhabenheit nicht leicht von irgend einer der zahlloſen Gletſcheranſichten in den Alpen erreicht wird.

Der Durandgletſcher, welcher — um in dem Bilde zu bleiben — die Arena dieſes Amphitheaters bildet, zeigt denſelben Charakter wie die allgemeine Thalbildung. Seine Eismaſſen ſind in der Mitte ſo zuſammengepreßt, daß hohe Eispyramiden wie aus dem Boden herausgetrieben in die Luft ſtarren, während tiefe Schlünde in der Bewegungsrichtung des Gletſcherſtromes hinlaufen. An den Seiten ſtürzt der Gletſcher ſteil in rund herausgetriebenen Maſſen ab, während eine ungeheure Schutt-Moräne, manchmal faſt ſenkrecht emporgerichtet, die beiden Seiten begleitet.

Unterhalb von Zinal iſt das Flußbett ſo eng, daß die Ortſchaften (hauptſächlich Ayer, Miſſion, Viſſoye und Painſee) nicht in der Thalſohle, ſondern auf dem erſten Abſatze derſelben erbaut ſind. Beſonders ſchön iſt die Stelle, an welcher Viſſoye liegt; der von hier nach Sierre hinunter führende Weg iſt teilweiſe in den Felſen geſprengt, läuft ſtets hoch über der Navigeance einher und bietet eine Reihe der großartigſten Landſchaftsbilder.

Digitized by Google

Wer im Thale und auf den Bergwiesen, die dasselbe begrenzen, herumwandert, dem wird neben der außerordentlich großen Freundlichkeit und Zuvorkommenheit der Bewohner vor allem das bis in die höchsten grasbewachsenen Thalwände durchgeführte, bewunderungswürdige Bewässerungssystem auffallen, dessen segensreiche Folgen eine unvergleichlich schöne und reiche Wiesenflora rühmt. Freilich sieht man auch im ganzen Thale keinen Bettler — um von Alpenhornbläsern, Wegeverbesserern und ähnlicher Staffage des Berner Oberlandes ganz zu schweigen.

Nicht ganz so angenehm wird von manchen Besuchern des Thales der Mangel oder die Seltenheit andrer Einrichtungen empfunden, deren Vorhandensein nun einmal mit zu den Bequemlichkeiten der Fußwanderer gehört. Es giebt nämlich nur in Vissoye und Zinal — übrigens sehr gute — Gasthöfe: sonst lockt kein Schild den Durstigen an; das ganze Thal besitzt keine einzige Kneipe! Die Sache hat ihre sehr einfache Erklärung: fast jeder Bauer hat seinen eignen Wein im Keller, weil er einen Weinberg unten im Thale bei Sierre besitzt, den er in den Pausen bewirtschaftet, die ihm die Besorgung seines meist aus Wiesen bestehenden Eigentums im Val d'Anniviers übrig läßt. Da die Schmalheit des Thales und die geringe, ja zum Teil ganz fehlende Entwicklung der Thalsohle eine Ausdehnung des Wiesenbesitzes an beiden hohen Thalwänden hinauf zur Folge hat, so führen die Anniviasken ein nomadisches Leben und haben, ebenso wie die Bewohner andrer Seitenthäler des Rhonethales, drei Wohnungen, zwei der Höhe nach beträchtlich verschiedne auf den Abstufungen der Thalwände und eine dritte in dem Sonnenbrande des Rhonethales.

Nicht ganz so interessant wie das Thal und seine Bewohner ist die sommerliche Fremdenbevölkerung desselben. Sie besteht fast allein aus Engländern und gewährt denn auch Gelegenheit, die neueste Phase in der allgemeinen Veränderung der Sitten jenes Volkes zu beobachten, wie sie etwa alle Dezennien in irgendeinem Punkte eintritt und dazu beiträgt, unser Interesse an dem liebenswürdigen Inselvolk rege zu erhalten. Während der plötzliche Uebergang von absoluter Stummheit zur redseligsten Mitteilsamkeit in jeder nur möglichen — oder vielmehr unmöglichen — kontinentalen Sprache schon etwa zehn Jahre alt ist und fortfährt, die Erheiterung und Belehrung außerenglischer Tables d'hôte herzustellen (in England ist die glückliche Schweigsamkeit besserer Zeiten noch nicht aufgegeben worden), ist als neues Kennzeichen Englands die Abneigung gegen geistige Getränke aufgetreten. „Die höheren Stände in England — so belehrte uns gestern unser Tischnachbar — halten es für ihre Pflicht, dem gemeinen Manne durch ihr Beispiel in der Enthaltung von allen alkoholhaltigen Getränken voranzugehen.“ Der Sprecher machte nicht gerade den Eindruck, zu den higher classes zu gehören, aber in dem glücklichen Lande, in welchem bekanntlich die höheren Stände in jeder Beziehung ein Beispiel edler Sittlichkeit und selbstverleugnender Tugend geben, kann man es einem Friseurgehilfen — so etwa sah er aus — nicht übel nehmen, wenn er sich auf eine Höhe zu schwingen sucht, von welcher herab er sich bewußt ist, als gutes Beispiel zu strahlen und Segen zu verbreiten. Daß die Gastwirte von einer derartigen Aeußerung modern-englischer Sittlichkeit nicht sehr erbaut sind, besonders da sie bei den hier noch landesüblichen billigen Preisen schwerlich an andern Verbrauchsgegenständen etwas verdienen als an dem Weine, kann man sich leicht denken; und doch müssen sie noch froh sein, wenn es sich nicht etwa eine ausgehungerte Britenfamilie um neun Uhr abends einfallen läßt, ein Schweizer Frühstück zu bestellen und ihren Tagesappetit mit Kaffee, Brot und Honig zu stillen.

Digitized by Google

Literatur.

Beiträge zur Geschichte der neuern Philosophie, vornehmlich der deutschen. Gesammelte Abhandlungen von Rudolph Eucken, Professor in Jena. Heidelberg, G. Weiß' Verlag, 1886.

Wenn es wahr ist, was manche annehmen, daß das wichtigste Geschäft der Professoren der Philosophie das sei, die Geschichte ihrer Wissenschaft zu behandeln, so ist die hier vorliegende Sammlung einzelner, früher schon veröffentlichter Aufsätze ein recht verdienstliches Werk. Ueber drei ältere deutsche Philosophen, die am Eingange des Zeitalters der Reformation stehen, werden sehr interessante Untersuchungen angestellt, über Nikolaus von Kues, Paracelsus und Kepler. Der großartige Charlatan Paracelsus dürfte nach unsrer Meinung etwas weniger respektvoll behandelt werden. Sodann folgt eine sehr hübsche Zusammenstellung der bildlichen Ausdrücke und Gleichnisse bei Kant mit einer vollkommenen Anerkennung der Selbständigkeit und Größe dieses Denkers. Daran reiht sich eine Charakteristik der Philosophie Trendelenburgs, die uns in ihrer Anerkennung seiner Verdienste wie in dem Zugeständnis seiner Schwächen ganz besonders gelungen scheint. Zuletzt kommt eine Betrachtung über Parteien und Parteinamen in der Philosophie, welche manche interessante Bemerkungen enthält, im allgemeinen aber nicht viel Neues liefert.

Die Erschließung der Gebirge von den ältesten Zeiten bis auf Saussure (1787). Von Dr. Bernhard Schwarz. Leipzig, Frohberg, 1885.

Der weitgereiste und schreibfertige Verfasser, der im vergangnen Jahre selbst vor einer Reise nach Kamerun nicht zurückschreckte, hätte es an sich nicht nötig gehabt, vor „unsrer schreibseligen Zeit" nach Entschuldigungen für das Erscheinen obigen Buches zu suchen. Zwar giebt er nur eine Geschichte des faktischen Eindringens in die Gebirgswelt. Er führt diese ferner durch das hellenische und römische Altertum, durch das frühere Mittelalter, durch die Periode der Kreuzzüge und der Entdeckungen nur bis zu dem berühmten ersten Erforscher des Montblanc, dem Schweizer Saussure, und läßt uns das gelobte Land der methodischen Erschließung der Gebirge gewissermaßen nur von ferne sehen. Er läßt endlich die Geschichte der theoretischen Behandlung der Gebirge, also der Orotopographie, Orometrie, Orokartographie, Orophysik und Orogenesie, prinzipiell unberücksichtigt. Dafür ist aber dasjenige, was der Verfasser uns wirklich bietet — nicht zu vergessen den ersten, allgemeinen Teil seines Buches über die Stellung der alten Welt zum Gebirge überhaupt und die Leistungen früherer Zeiten auf dem Gebiete der Gebirgserschließung im allgemeinen — ein so vortreffliches Stück allgemeiner Kulturgeschichte, daß es eines weitern Beweises für die Existenzberechtigung seines Werkes nicht bedarf. Zu bedauern bleibt nur, daß Dr. Schwarz in den dem Altertume gewidmeten Kapiteln nicht immer zu den ersten Quellen hinabgestiegen ist und auch einige der besten arabischen Gewährsmänner einfach ignorirt hat. Auch akademische Vorlesungen, wie sie dem Schwarzschen Buche zu Grunde liegen, muß man nach der Vorschrift des Nonum prematur in annum behandeln, bevor sie zur Druckerei geschickt werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Bulgarien und ſein Fürſt.

Blicke auf ihre letzten acht Jahre.

3.

Mit dem Amtsantritte Karawelows, des begabteſten, aber zugleich charakterloſeſten der Demagogen, welche nacheinander Miniſter des Fürſten Alexander waren, begann eine neue Epoche in der Geſchichte Bulgariens. Er war noch nicht lange am Ruder, als ſich ſchon die gemäßigten Liberalen mit den Konſervativen zum Kampfe gegen ihn vereinigten, doch verſtand er es, ſich der Angriffe dieſer Koalition im Sobranje zu erwehren und andernfalls ſich den Fürſten zu gewinnen, der ihm anfänglich nicht wohlwollte. Mit Kojander, dem Vertreter Rußlands, wußte er ſich gleichfalls durch Nachgiebigkeit gegen deſſen Wünſche gut zu ſtellen, insgeheim aber ließ er durch ſeine Preſſe das Volk gegen die Ruſſen aufhetzen. Als Suknarow, der Miniſter des Innern, ihm Oppoſition machte, bewog er den Fürſten, ihn zu entlaſſen. Als ſeine Begünſtigung des Aufſtandes, der ſich in Macedonien vorbereitete, Einſpruch der Vertreter der Mächte in Sofia zur Folge hatte, befahl er dem Präfekten in Küſtendil, den Türken die Bewegungen der Inſurgenten, welche er vorher durch einen ſeiner Anhänger mit Waffen und Munition verſehen hatte, zu verraten, ſodaß jene von Truppen des Sultans umzingelt und faſt gänzlich aufgerieben wurden. Was von ihnen ſich auf bulgariſchen Boden rettete, ließ er von ſeinen Gensdarmen niederſchießen, um nicht durch etwaige Ausſagen der Entkommenen kompromittirt zu werden. Durch dieſe Unterdrückung des von ihm ſelbſt angezettelten Putſches erwarb er ſich das Vertrauen der fremden Diplomaten, auch der ruſſiſchen. Im Stillen aber

schritt er jetzt zur Verwirklichung seines Planes, Ostrumelien mit Bulgarien zu vereinigen, und als er sah, daß Stambulow ihm hierbei den Rang abzulaufen suchte, indem er sich bemühte, den Fürsten für die Sache zu gewinnen, die ihm große Popularität bei der Bevölkerung verhieß, schloß er sich jenem an, und es gelang ihm, den Fürsten zu überzeugen.

Ostrumelien stand anfangs wie Bulgarien unter der Verwaltung des Fürsten Dondukow-Korsakow, der später dem russischen Generale Stolypin Platz machte. Im Juli 1879 begannen die russischen Truppen das Land zu räumen, das nun mit der von einer europäischen Kommission ausgearbeiteten, vom Sultan genehmigten Verfassung, dem „Organischen Statut," als „autonome Provinz" der Türkei neben Bulgarien ein eignes politisches Leben führen sollte. Zum Generalgouverneur wurde Aleko Pascha gewählt. Dieser trat in eine sehr schwierige Stellung ein. Denn er hatte auf seinem Posten mit den sehr weit auseinandergehenden Wünschen von Bulgaren, Griechen und Türken zu thun und außerdem auf die ebenfalls sich widersprechenden Interessen der Russen und der Engländer Rücksicht zu nehmen. Er verstand es jedoch, „Knoblauch auf allen Suppen" zu sein, vor den Bulgaren der patriotische Bulgare Aleko, vor den Griechen der gefällige Grieche Alexandros Vogorides, vor den Türken der getreue Beamte des Padischa, vor den Russen der Mann, der unter der Hand die Interessen des „Zaren, der das Land befreit," wahrzunehmen gewillt sei. Als im September 1879 die während des Krieges geflüchteten Muhamedaner nach ihren Gütern zurückkehrten und die Bulgaren Massen derselben niedermetzelten, verhielt er sich möglichst passiv zu diesen Greueln, um nicht unpopulär zu werden. Zu Direktoren der Verwaltung (Ministern) und Präfekten ernannte er größtenteils Bulgaren. Im September schrieb er die Wahlen für die Provinzialversammlung aus, die am 3. November zusammentrat und sich vorzüglich mit der Herstellung des Gleichgewichtes zwischen den Einnahmen und den Ausgaben beschäftigte. Als ihre erste Session am 17. April 1880 geschlossen wurde, blieb ein beständiger Ausschuß zurück, der bald zum Mittelpunkte der großbulgarischen Agitation wurde. Man hatte ein Milizheer mit russischen Offizieren geschaffen. Ihr Oberbefehlshaber, der Franzose Vitalis, wußte sie nicht in Gehorsam zu erhalten und wurde deshalb durch den türkischen General Strecker, einen Deutschen, ersetzt, der durch strenge Maßregeln die Mannszucht wiederherstellte. Neben dieser Truppe hatten die Russen durch Einübung und Bewaffnung der Turnvereine eine Art Volkswehr geschaffen, die sich offen zu großbulgarischen Zielen bekannte und sich lebhaft an den Grausamkeiten gegen die zurückgekehrten Muhamedaner beteiligte, sodaß die internationale Kommission ihre Auflösung forderte. Aleko Pascha zögerte, und als er sich endlich fügte, weigerten sich die „Sokolisten," wie man die Turner nannte, dem Befehle zu gehorchen, und es blieb nicht nur beim alten, sondern die Vereine wählten sogar den Dr. Stranski, einen Hauptführer der großbulgarischen Verschwörer, zu ihrem

Präsidenten. Die Gewaltthaten gegen die Türken hatten ihren Fortgang, und als sich die Pomaken (die muhamedanischen Bulgaren) von Kirdschali empörten, beging die gegen sie abgesandte Miliz so arge Greuel, daß die Vertreter der Mächte Aleko zum Einschreiten nötigten. Die großbulgarische Bewegung nahm zu. Unter den Augen der Beamten wurde den Einwohnern eine förmliche Steuer für revolutionäre Zwecke auferlegt, Bulgarien streckte 800 000 Franks vor, aus Rußland trafen Waffen und Geldbeiträge ein, im Norden sammelten sich Banden. In Sliwen beschloß eine geheime Versammlung, Aleko zu bitten, zu Gunsten des Fürsten von Bulgarien abzudanken. Derselbe hielt es für klüger, weiter zu laviren. Er reichte zwar dem Sultan seine Entlassung ein, wußte jedoch, daß dieser sie nicht annehmen konnte. Mit dem russischen Generalkonsul Zeretlew, dem geistigen Leiter der großbulgarischen Partei, welcher deren Wünsche befürwortete, um sie in der Hand zu behalten, kam er auseinander, weil er ihm nicht in allem zu Willen sein konnte, und die Folge war, daß ihm die im Herbst wieder eröffnete Provinzialversammlung lebhaft Opposition machte. Abermals verlangte er seine Entlassung, und da er den Russen immerhin genehmer war als andre, ermöglichten sie sein Verbleiben dadurch, daß sie Zeretlew abberiefen. Seine Beziehungen zum Sobranje aber wurden dadurch nicht besser, und als er Stranski, der inzwischen Finanzdirektor geworden war, absetzte, wählte das Sobranje diesen zu ihrem Vorsitzenden. Mit dem neuen russischen Generalkonsul von Krebel stand bald weder Aleko noch die Provinzialversammlung auf gutem Fuße. Er mischte sich unaufhörlich in die Angelegenheiten des Landes, verlangte bei jeder Maßregel des Generalgouverneurs Einholung seiner Zustimmung und drückte durch seine Anwesenheit in den Sitzungen des Sobranje auf die Beschlüsse der Abgeordneten. Die Folge dieser unleidlichen Bevormundung war, daß Aleko im November 1882 den persönlichen Verkehr mit Krebel abbrach, und daß sich anderseits unter den liberalen Ostrumeliern eine Nationalpartei bildete, die sich gleich sehr gegen die Russen wie gegen die Türken kehrte und das Motto auf ihre Fahne schrieb: „Bulgarien für die Bulgaren und durch die Bulgaren!"

Der Zerfall Aleko Paschas mit dem Vertreter Rußlands hatte zur Folge, daß man in Petersburg, als die fünfjährige Amtsperiode des Generalgouverneurs 1884 abgelaufen war, von einer Wiederwahl desselben nichts wissen wollte. Auch der Sultan hatte wenig Ursache, mit ihm, der stets zweideutig verfahren war und sich gegen die großbulgarischen Bestrebungen möglichst nachgiebig gezeigt hatte, zufrieden zu sein. So wurde am 7. Mai 1884 auf Vorschlag Rußlands der bisherige Direktor der innern Angelegenheiten, Gavril Krestewitsch, zu seinem Nachfolger ernannt. Die Russen sahen in ihm einen schwachen und bequemen Mann, von welchem keinerlei Widerstand gegen ihren neuen Generalkonsul Sorokin zu befürchten war. Der Sultan erblickte in ihm einen ihm ergebenen Beamten ohne politische Farbe und ohne den Ehrgeiz, mit dem Aleko

sich der Nationalpartei empfohlen und genähert hatte. Weder Rußland noch der Sultan täuschten sich hiermit. Wohl aber machten beide die Rechnung ohne den Wirt, d. h. ohne Rücksicht auf die genannte Partei, welche Krestewitschs Schwäche benutzte, um den Staatsstreich von 1885 in Szene zu setzen. Goptschewitsch behauptet, daß Karawelow die Hand dabei im Spiele gehabt habe, und wir dürfen ihm hierin Glauben schenken. Er geht aber weiter und sagt: „Karawelows Endziele waren den Russen bald bekannt. Rußland [wer in Rußland?] hatte dagegen nichts einzuwenden, es wollte jedoch aus der Vereinigung Nutzen ziehen, daher schlug der russische Generalkonsul Sorokin Karawelow vor, er möge den Fürsten Alexander durch Beschluß des Sobranje für abgesetzt erklären und den Prinzen Waldemar von Dänemark, den Bruder der russischen Kaiserin, zum Fürsten von Bulgarien ausrufen. In diesem Falle werde Rußland die Vereinigung Ostrumeliens und Bulgariens bewirken und beschützen." Karawelow aber habe, so fährt er fort, den Antrag abgelehnt, weil ihm der Fürst Alexander, jetzt mit den Radikalen versöhnt und an sie gebunden, weniger gefährlich erschienen sei als die russische Bevormundung, die eine Einwilligung in Sorokins Verlangen nur habe verstärken können. Ist diese ganze Erzählung aus verschiednen Gründen unwahrscheinlich, so flößt uns der Berichterstatter noch mehr Zweifel ein, wenn er weiter schreibt: „Karawelow gestand mir, er und der Fürst hätten monatelang an der Herbeiführung des Staatsstreiches gearbeitet; der Hofmarschall Baron Riedesel bestätigte mir nach einigem Zögern die Wahrheit dieser Mitteilung." So wichtige Staatsgeheimnisse läßt man sich doch nicht vom ersten besten Zeitungsreporter entlocken, wobei freilich zu bedenken sein wird, daß in Bulgarien mehr möglich ist als anderwärts. Daß der Fürst von den Plänen seines Ministers in Ostrumelien Kenntnis gehabt und sie gebilligt habe, ist hiermit nicht ausgeschlossen und wird auch dadurch nicht unglaublich, daß er dies später wiederholt in Abrede gestellt hat. Der Moralkodex der Politik hat immer einen Paragraphen gehabt, welcher für Notfälle „die Wahrheit mit Modifikation zu reden" gestattet.

Nachdem man über die Sache in Sofia einig geworden war, setzte sich Karawelow mit Stranski und dem Agitator Stojanow in Verbindung, von denen der letztere in Philippopel Gymnasiallehrer war und zugleich ein Blatt redigirte. Krestewitsch hatte sich durch Absetzung von nationalgesinnten Beamten und Nachgiebigkeit gegen den russischen Generalkonsul verhaßt gemacht. Drigalski Pascha, der Nachfolger Streckers, besaß geringe Befähigung und wenig Ansehen bei der Miliz. Stojanow hetzte mit Macht gegen die Regierung und predigte ungescheut Anschluß an Bulgarien. Stranski unterstützte ihn, indem er als Finanzmann nachwies, daß ein vereinigtes Bulgarien wohlfeiler sein werde als ein getrenntes, welches dem Bankerott entgegengehe. Der Staatsstreich, der ursprünglich erst im Frühjahre 1886 stattfinden sollte, wurde jetzt vielleicht infolge des Sorokinschen Vorschlages, wahrscheinlicher aber auf englische Anregung, von Karawelow

beschleunigt. Mit dessen Zustimmung bildete sich am 6. August 1885 ein geheimes „Komitee zur Vereinigung beider Bulgarien," in welchem Stojanow den Vorsitz führte und neben Stranski auch vier Majore, zwei Kapitäne und ein Leutnant der Miliz, sowie der Befehlshaber der Gensdarmerie als Mitglieder saßen. Der Ausbruch der Verschwörung war für die letzte Woche des September bestimmt, in der Zwischenzeit sollten Agenten das Land bereisen und die Revolution vorbereiten. Durch Zufall explodirte die Mine früher. Stojanow und Zografski waren am 14. zu einer Beratung mit andern Verschworenen nach Seftrimo abgereist. Da wurden sie in Tatar-Basardschik von einem Telegraphisten mit der Nachricht überrascht: „Aufstand in Panagjurischte!" Dieselbe stellte sich später als Folge einer Schülerspielerei heraus. Die Verschworenen aber hatten damals Entdeckung und rasche Unterdrückung ihres Planes zu fürchten, und so beeilten sie sich mit dem Losschlagen. Am 16. September wurde der Präfekt von Tatar-Basardschik, der Stojanow verhaften und nach Sofia wegbringen lassen wollte, durch Milizsoldaten mit gehobenem Revolver gezwungen, davon abzustehen. Am 17. gingen Boten nach allen Richtungen ab, um den Aufstand zu veranlassen. In Tschirpan proklamirte der Kapitän Paniza die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien, in Konusch thaten der Pope Angel und der Schullehrer Kristew desgleichen. In Staronowoselo verjagte Kostow, in Golemo Konare Tschardafon Veliky die Behörden. In der Nacht auf den 18. stießen die aus den aufständischen Orten aufgebrochenen Schaaren bei Philippopel zusammen und rückten auf den Konak des Generalgouverneurs zu. Es war hohe Zeit, wenn die Sache glücken sollte; denn die Regierung hatte Wind von ihr bekommen und Vorsichtsmaßregeln angeordnet. Es waren bereits einige Verhaftungen vorgenommen worden, und gerade in dieser Nacht sollten auch Stojanow, Stranski, Kaltschow und andre besonders Verdächtige ins Gefängnis gebracht werden. Stojanow, der sich beim Kommandeur der Gendarmerie versteckt hielt, wollte schon verzweifeln, als um zwei Uhr noch kein Aufständischer zu sehen war. Da endlich rückten um drei Uhr von Konare siebenhundert Insurgenten heran, zersprengten durch eine Salve einen ihnen entgegenkommenden Reitertrupp und drangen in die Stadt ein, wo sie Truppen aus dem Lager vor dem Konak begegneten, aber nicht lange aufgehalten wurden, da Leutnant Stefow den Milizgeneral Drigalski, der den Befehl über die Mannschaft übernehmen wollte, mit einem Revolverschusse begrüßte und dann verhaftete. Ein Teil der Miliz ging dann zu den Aufständischen über, und bald stimmten auch die übrigen, die noch schwankten, von den Majoren Nikolajew, Filow und Mutkurow aufgewiegelt, in den Ruf ein: „Es lebe Alexander, der Fürst von Bulgarien!" Nun stürmte alles in den Konak, wo der Generalgouverneur verhaftet wurde. Die Revolution war gelungen und hatte fast gar kein Blut gekostet. Die Sieger setzten schon am nächsten Morgen eine provisorische Regierung ein, in der Stranski, Stojanow,

Slaweikow und die Militärs, welche die Miliz der Verschwörung zugeführt hatten, die Hauptrollen spielten, und die den Fürsten Alexander zum Souverän der beiden Bulgarenländer ausrief. Stranski hatte durch geeignete Maßregeln dafür gesorgt, daß man erst am 20. in Konstantinopel sowie in Petersburg, Wien und Berlin Kunde von dem Staatsstreiche erhielt. Da man fürchtete, die Pforte werde sofort Truppen ins Land senden, um das Geschehene rückgängig zu machen, so rief man die gesamte ostrumelische Miliz unter die Waffen und ließ eine große Anzahl Freiwillige — beiläufig meist Haiduken, d. h. Räuber — aus Macedonien nach Philippopel kommen, um jenen bei der Abwehr des Einmarsches der Türken beizustehen.

Der Fürst Alexander ließ sich von der Revolution „überraschen." Er hatte unter dem Vorwande von Manövern die bulgarische Armee zusammengezogen und dann einige Tage vor dem 18. September entlassen, sodaß er vor Europa unschuldig erschien, aber Zeit behielt, die Truppen rasch wieder zu sammeln. Er befand sich jetzt in Varna. Am 19. reiste er, nachdem er Tags vorher die Wahl der Ostrumelier angenommen, über Rustschuk nach Tirnowo ab, wo er am 20. folgendes Manifest erließ:

„Wir, Alexander I., durch den Willen des allmächtigen Gottes und des Volkes Fürst von Nord- und Südbulgarien, thun unserm Volke kund und zu wissen, daß die Bevölkerung Ostrumeliens am 18. d. M., nachdem sie die Regierung gestürzt, eine provisorische Verwaltung errichtet und uns einstimmig zum Fürsten dieser Provinz ausgerufen hat. Indem wir dem Wunsche des Volkes nach Vereinigung beider bulgarischen Länder entsprechen, um auf diese Weise sein Ideal zu verwirklichen, erkennen wir die Union als vollendete Thatsache an und legen uns den Titel eines Fürsten von Nord- und Südbulgarien bei. Wir übernehmen die Regierung der letzteren Provinz und erklären, daß Leben, Freiheit und Eigentum aller friedlichen Einwohner derselben ohne Unterschied des Glaubens und der Nationalität geschützt sein werden. Alle Maßregeln sind getroffen, um die Ruhe des Landes zu sichern, und die, welche dieselbe stören, werden streng bestraft werden. Ich hoffe, daß mein geliebtes Volk in beiden Balkanländern, welches dieses große Ereignis mit Begeisterung begrüßt, der Konsolidirung des heutigen Aktes, der Vereinigung beider Bulgarien, seine Unterstützung leihen und bereit sein wird, alle Opfer zu bringen und alle Anstrengungen zu machen, welche die Verteidigung der Union und der Unabhängigkeit des teuern Vaterlandes fordert. Gott stehe uns bei in diesem schwierigen Unternehmen!"

Am 21. traf der Fürst in Begleitung Karawelows und Kaltschows in Philippopel ein, wo er durch Ukas Stranski, Slaweikow und Gruew als seine Bevollmächtigten zur Verwaltung Südbulgariens einsetzte und die bisherigen Beamten desselben (mit Ausnahme Krestewitschs natürlich) bis auf weiteres in ihren Stellen bestätigte.

Von dem Sultan, von Rußland, von den übrigen Mächten, welche die Stellung Ostrumeliens in Berlin geregelt hatten, war in allen diesen Erlassen nicht mit einem Worte die Rede. Es schien, als ob nur der Fürst und die Bulgaren zu bestimmen hätten, es war nur das Recht der Revolution, welches gelten sollte. Der Fürst und seine in- und ausländischen Berater sollten bald darüber aufgeklärt werden, daß er sich damit einem verhängnisvollen Irrtum hingegeben habe. Namentlich der Kaiser von Rußland war empört, daß sein Schützling hinter seinem Rücken gehandelt und ihm zu seinem eignen Vorteil das vorweggenommen hatte, was er zu Rußlands Nutzen den Bulgaren einmal als Gabe bieten zu können gehofft hatte; daß England den Fürsten bei seinem Vorgehen geraten hatte und ihn später unterstützte, war nicht geeignet, den Zaren zu milderer Auffassung der Sache zu stimmen. Sie erschien ihm nach wie vor als verräterische Undankbarkeit, und er gab dies in einer Weise zu erkennen, die an Deutlichkeit und Schroffheit fortwährend sich steigerte. Seine erste Äußerung war nicht geradezu ablehnend. Am 22. September reiste eine Deputation bulgarischer Notabeln, an deren Spitze der Metropolit Kliment das Wort führen sollte, nach Kopenhagen, wo Alexander III. sich gerade zum Besuche seines Schwiegervaters befand, und erwirkte sich Audienz beim Zaren, um ihm Vorstellungen wegen des Staatsstreiches zu machen. Kliment bat ihn im Namen des bulgarischen Volkes, er möge Verzeihung für denselben gewähren und dem Volke das gleiche Wohlwollen, wie sein hochseliger Vater, der Befreier, bewahren und Bulgariens gnädiger Schutzherr bleiben. Die Antwort des Kaisers, in welcher des Fürsten nicht gedacht wurde, lautete kühl, aber nicht der Art, daß sie keine Hoffnung gelassen hätte. Er erwiederte wörtlich: „Ich bedaure lebhaft die Ereignisse vom 18. September. Ich werde im Einvernehmen mit den Mächten vorgehen, welche den Berliner Frieden unterzeichnet haben. Indes hoffe ich, daß diese das in Bulgarien geschaffene fait accompli in irgendeiner Weise anerkennen werden. Ich rate euch aber ernstlich, euch jedweder Agitation, namentlich in Macedonien, zu enthalten." Bald nachher berief der Kaiser die in der bulgarischen Armee dienenden Offiziere seines Heeres ab und strich den Namen des Fürsten aus den Listen der Generale des letztern, indem er damit seiner Meinung über das Verhalten Alexanders gegen Rußland den denkbar schärfsten Ausdruck gab. Das Sobranje sandte am 23. September eine Deputation an ihn ab, die um Rücknahme der Abberufung der russischen Offiziere und des gleichzeitig ergangnen Verbotes des Abganges russischer Freiwilligen bat und den Kaiser beschwor, den Bulgaren seine mächtige Hand nicht zu entziehen. Die Antwort desselben zählte zunächst die Wohlthaten auf, welche Rußland jenen erwiesen, bemerkte dann, daß er nach solchen Diensten habe erwarten dürfen, von der beabsichtigten Vereinigung vor ihrer Ausführung Kunde zu erhalten, und daß er aus der Unterlassung dieses Aktes schließen müsse, man glaube seiner nicht mehr zu bedürfen. Er und das russische Volk würden den

Bulgaren ihre Sympathien bewahren. Mit dem Fürsten und seiner Regierung aber sei er durchaus unzufrieden, und so könne er nichts für sie thun. Bei dieser Antipathie gegen Alexander I. ist er verblieben, obwohl dieser wiederholt Versuche machte, ihn zur Versöhnung mit sich zu bewegen. Auch die sehr tiefe Demütigung, die er sich in seinem letzten Briefe an den Kaiser auferlegte, um sich seine Stellung zu erhalten, war vergeblich.

Schwur- und Schöffengerichte.

Von Karl Meisel.

Der am 8. September in Wiesbaden eröffnete achtzehnte deutsche Juristentag hat sich in seiner Abteilung für Strafrecht wieder einmal mit der Frage der Zweckmäßigkeit der Schwur- und Schöffengerichte befaßt, und wie nicht anders zu erwarten war, sind die Meinungen geteilt geblieben. Es wird zunächst — vor Besprechung der Frage — geboten sein, die Vorschläge, die dem Juristentage gemacht worden sind, und die Beschlüsse, die er gefaßt hat, zusammenzustellen und dann in eine Kritik derselben einzutreten. Ich glaube mich zu der letztern umsomehr für berechtigt und befugt halten zu dürfen, als ich seit der Einführung der Schöffengerichte durch die Strafprozeßordnung mit kurzen Unterbrechungen teils als Staats- (Amts-) Anwalt, teils als Vorsitzender mit Schöffengerichten in Stadt und Land gearbeitet und in ersterer Eigenschaft auch die Schwurgerichte, wenn auch nicht so gründlich, aus eigner Erfahrung kennen gelernt habe.

Der Referent des Juristentages, Oberamtsrichter Süpfle in Heidelberg, ein alter Praktiker — in Baden waren die Schöffengerichte schon vor 1879 eingeführt —, schlug folgende Thesen vor: „1. Die Schöffengerichte haben sich im allgemeinen in der Praxis bewährt. 2. Eine Verbesserung der Strafrechtspflege ist durch Aufhebung der Schwurgerichte und Ersatz derselben durch große Schöffengerichte zu erwarten. 3. Bei einem völligen Geständnisse des Angeklagten kann mit Zustimmung desselben, beziehentlich seines Verteidigers und der Staatsanwaltschaft, die Zuziehung von Schöffen bei der Aburteilung unterbleiben.“ Dagegen schlug der Reichsanwalt Stenglein, der seinem eignen Geständnisse nach niemals Schöffenrichter gewesen ist, folgende Beschlüsse vor: „Der deutsche Juristentag spricht seine Ansicht dahin aus: 1. die Mitwirkung von Laien bei der Aburteilung von Strafsachen vor den Gerichten niederster

Ordnung (Amtsgerichten) als Schöffen hat sich nicht bewährt; 2. dagegen ist diese Mitwirkung einzuführen bei den Gerichten mittlerer Ordnung (den Landgerichten); 3. von den hierbei gemachten Erfahrungen ist es abhängig zu machen, ob die Schwurgerichte durch höhere Schöffengerichte zu ersetzen seien." Landgerichtsdirektor Olshausen endlich machte folgende Vorschläge: „1. Der deutsche Juristentag erklärt: Die Schöffengerichte haben sich im allgemeinen in der Praxis bewährt. 2. Die Geschwornengerichte verdienen nicht das ihnen entgegengebrachte Vertrauen. 3. Die geeignetste Form der Hinzuziehung des Laienelements in Strafsachen sind die Schöffengerichte." Diese Olshausenschen Anträge gelangten schließlich mit geringer Mehrheit in der Abteilung zur Annahme. Zugleich wurde beschlossen, die Angelegenheit der andern Tags stattfindenden Plenarversammlung zur nochmaligen Beschlußfassung zu unterbreiten.

Ich habe diesen Beschluß nicht abgewartet, hielt ihn auch, er mochte ausfallen, wie er wollte, für ganz bedeutungslos, denn die Verhandlungen in der Abteilung, also unter den eigentlichen Fachmännern, haben gezeigt, daß trotz des nahezu siebenjährigen Bestehens der Schöffengerichte die Ansichten über dieselben noch sehr auseinandergehen, daß der alte Kampf über die Frage, ob und inwieweit das Laienelement in die Strafrechtspflege einzuführen sei, immer noch tobt, und daß nur in einer Richtung die Anhänger der Einführung Fortschritte gemacht haben, insofern nämlich die Zulassung der Laien an sich nicht mehr so heftig, wie früher, bestritten und nur noch die Frage in Betracht gezogen wird, inwieweit und in welcher Form diese Zulassung erfolgen soll. Interessant ist in dieser Beziehung ein Rückblick auf frühere Verhandlungen und Beschlüsse des Juristentages. In der Sitzung der Abteilung für Strafsachen vom 30. August 1872, in der die Einführung der Schöffengerichte in die Strafprozeßordnung zur Verhandlung stand, sprachen sich der damalige Rechtsanwalt Stenglein aus München als Referent, der alte Fürsprecher des Schwurgerichts Professor Gneist aus Berlin, der Oberstaatsanwalt Lauhn aus Halberstadt, der Oberappellationsgerichtsrat Becker aus Oldenburg und der Rechtsanwalt Bekh aus Lindau in warmer und beredter Weise zu Gunsten des Schwurgerichts aus. Dr. Stubo aus Berlin meinte, daß Wissenschaft und Praxis zur Entscheidung der Frage noch nicht hinreichende Ergebnisse geliefert hätten, und verlangte Übergang zur Tagesordnung. Generalstaatsanwalt Schwarze, der beredte Verteidiger der Schöffengerichte, dem sie ihre Einführung in die Strafprozeßordnung verdanken, sprach die Hoffnung aus, es werde die Zeit kommen, in welcher die Herren des Juristentages sagen würden: „Dr. Schwarze hat uns ein Kind produzirt und vorgestellt, das eine Berechtigung hat aufs Leben"; die Entwicklung werde zeigen, daß wir in diesem Institut (dem Schöffengerichte) in der That eine Verbesserung unsrer Strafrechtspflege erhalten würden. Aber der Juristentag hat damals nicht bloß, wie der Referent vorschlug, erklärt, daß es zur Zeit nicht angemessen sei, an die Stelle der

Schwurgerichte die Schöffengerichte treten zu lassen, sondern er hat mit Mehrheit, dem Vorschlage des Oberstaatsanwalts Lauhn folgend, die Überzeugung ausgesprochen, daß kein Bedürfnis vorhanden sei, die Schwurgerichte aufzuheben und an ihrer Stelle Schöffengerichte einzuführen. Das war vor vierzehn Jahren. Heute, nach der Einführung der Schöffengerichte, hat sich die Ansicht der Juristen, die ja die Heranziehung der Laien zur Rechtspflege immer mit einem gewissen Mißtrauen betrachten, so weit geändert, daß sich eine, wenn auch geringe Mehrheit derselben Körperschaft, die sich früher ablehnend verhielt, für die Schöffengerichte ausspricht. Und in der That, nach den seitherigen Erfahrungen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Schöffengerichte sich durchaus bewährt haben und daß die Ausdehnung ihrer Zuständigkeit eine Frage ist, die, wenn man überhaupt jetzt schon eine Änderung unsrer kaum eingeführten Strafprozeßordnung in Aussicht nehmen will, in ernsteste Erwägung zu ziehen ist. Charakteristisch war in dieser Beziehung, daß bei den letzten Verhandlungen des Juristentages die Praktiker, die mit den Schöffengerichten gearbeitet haben, wie der Oberamtsrichter Süpfle und der Landrichter Kronecker, sich übereinstimmend zu ihren Gunsten aussprachen, während die Gegner — abgesehen von dem deutsch-freisinnigen Rechtsanwalt Munkel, der ja nach der Gewohnheit seiner Partei alles Bestehende, also auch die ganze Strafprozeßordnung, schlecht fand — lediglich aus Theoretikern — wenigstens Theoretikern in dieser Frage — bestanden.

Bevor ich indessen die Richtigkeit meiner Ansicht des Näheren nachzuweisen versuche, möchte ich einige Bemerkungen über die technisch-juristische Seite der Frage machen, die zwar nicht neu, aber immerhin erforderlich sind, um den Nichtjuristen über das, um was es sich handelt, einigermaßen aufzuklären.

Im Mutterlande des jetzigen Schwurgerichts, in England, faßt der vorsitzende Richter nach beendigter Verhandlung das Parteivorbringen und die Beweisergebnisse zusammen. Hierauf erklärt er den Geschwornen die in Frage stehenden Rechtssätze und belehrt sie endlich über die (in England) noch geltenden Beweisregeln. Nicht selten sprechen die Richter bei dieser Gelegenheit ihre Meinung über den Fall aus und fordern die Geschwornen zu einer Freisprechung auf. Die englische Rechtssitte findet darin nichts anstößiges, denn the judge is the counsel of the prisoner, lautet ein englisches Rechtssprichwort. Wenn der Richter mit seinem Vortrage zu Ende ist, so fordert er die Geschwornen auf, sich zurückzuziehen und ihren Wahrspruch zu finden. In England werden keine Fragen gestellt, sondern die Geschwornen haben sich an die Anklageschrift zu halten und lediglich zu erklären, ob sie den Angeklagten im Sinne dieser Schrift für schuldig erachten oder nicht. Die englischen Geschwornen haben also nicht bloß Thatsachen festzustellen, sondern sie haben die Schuldfrage zu lösen, d. h. sie sollen feststellen, ob die von der Anklage behaupteten Thatsachen vorgekommen sind und ob durch dieselben die dem Angeklagten vorgeworfene Schuld begründet

wird. Bei dieſer Feſtſtellung kommen mehrfach Rechtsſätze in Anwendung, und wenn die Geſchwornen über deren Bedeutung und Anwendung im Einzelfalle im Zweifel ſind, ſo können ſie ein ſogenanntes Spezialverdikt abgeben, d. h. ſie können ſtatt der in der Anklageſchrift enthaltenen Rechtsbegriffe das ihnen bewieſen ſcheinende thatſächliche Material angeben und die Beantwortung der Frage, ob auf dieſes Material der Rechtsbegriff anwendbar ſei, den Juriſten überlaſſen. Wird der Angeklagte für nichtſchuldig erklärt, ſo wird er vom Richter ſofort losgelaſſen. Haben ihn dagegen die Geſchwornen ſchuldig geſprochen, ſo wird die Strafe entweder von dem vorſitzenden Richter (Beiſitzer giebt es nicht) beſtimmt oder in zweifelhaften Fällen die Entſcheidung eines königlichen Gerichtshofs (Kingsbench, lauter Juriſten) veranlaßt.

Die engliſche Einrichtung leidet an dem Mangel, daß ſie an die Geſchwornen zu große Anforderungen ſtellt. Allerdings werden die Geſchwornen, wie ſchon erwähnt, von dem Richter in eingehender Weiſe über ihre Aufgabe belehrt. Das thatſächliche Material wird ihnen zergliedert; die in Anwendung zu bringenden Rechtsſätze werden ihnen erklärt. Allein bei der Beratung haben ſie als Anhaltepunkte nur die ziemlich umſtändliche Anklageſchrift, und es muß dem Laien häufig ſchwer fallen, das Weſentliche herauszufinden. Die engliſche Einrichtung macht es ſodann teils unmöglich, teils ſchwierig, der durch die Beweiserhebung in der Hauptverhandlung ſich erſt ergebenden Veränderung der Sachlage hinreichende Berückſichtigung bei der Findung des Wahrſpruches zu verſchaffen. Wenn ſich in der Hauptverhandlung herausſtellt, daß der wegen Körperverletzung angeklagte die Abſicht zu töten gehabt hat, ſo könnte eine Verurteilung wegen Totſchlages oder Mordes ſelbſt dann nicht erfolgen, wenn die Sache ſofort klar wäre und der Angeklagte in die Berückſichtigung des neu hervorgetretenen Umſtandes beim Wahrſpruch einwilligte. Wenn ſich aus der Verhandlung ergiebt, daß der Angeklagte nicht, wie die Anklage annahm, eines vollendeten, ſondern nur eines verſuchten Verbrechens ſchuldig iſt, nicht einen Mord, ſondern eine fahrläſſige Tötung begangen hat u. ſ. w., ſo können zwar die Geſchwornen dieſe Veränderung der Sachlage im Wahrſpruch zur Geltung bringen, aber ſie haben dann als Anhaltepunkte für ihren Wahrſpruch nur die mündliche Belehrung des Richters.

Um die erwähnten Mängel zu beſeitigen, hat die franzöſiſche Geſetzgebung und die auf dieſem Gebiete ihr folgende deutſche die Frageſtellung eingeführt. Darnach wird der thatſächliche Stoff, wie er ſich aus dem Eröffnungsbeſchluß und der Hauptverhandlung ergiebt, in eine oder mehrere Fragen zuſammengefaßt. Die Geſchwornen haben dann einfach ja oder nein zu ſagen; ſie dürfen unter gewiſſen Vorausſetzungen teilweiſe bejahen, teilweiſe verneinen, und es iſt ihnen ſogar geſtattet, poſitive Zuſätze zu machen, z. B. daß mildernde Umſtände vorhanden ſeien.

Die Frageſtellung gehört für die Geſetzgebung und für die Geſetzesanwendung zu den ſchwierigſten Teilen des Prozeßrechtes. Das Was? das Wer? und das

Wie? bei der Frageſtellung ſind in der Theorie immer noch beſtritten, wenn auch die Geſetzgebung ſich bemüht hat, für die Abgrenzung des Urteilsgeſchäftes feſte Formen zu finden. Die Feſtſtellung der Thatſachen, die Beantwortung der Thatfrage, hat man gemeint, ſei Sache der Laien, dagegen die Beſtimmung der rechtlichen Bedeutung dieſer Thatſachen, die Löſung der Rechtsfrage, ſei die Aufgabe des Juriſten. Da man bei der Durchführung dieſes Teilungsprinzips auf Schwierigkeiten ſtieß, ſo kam man darauf, den Urteilsſtoff in die Schuld- und Straffrage abzugrenzen, die Geſchwornen ſollten die Schuld, die rechtsgelehrten Richter die Strafe beſtimmen. Derartige Formeln treffen nur in der Hauptſache zu. Sie reichen nicht aus, zur Grundlage der Entſcheidung für die einzelnen Fälle zu dienen. Um ſich klar zu werden, welche Thätigkeit die Urteilsfindung von den Urteilern verlangt, muß man ſie in ihre einzelnen Beſtandteile zerlegen.

Jedes Strafurteil enthält: 1. eine Feſtſtellung darüber, ob der zum Gegenſtande der Verhandlung gemachte verletzende Erfolg eingetreten iſt oder nicht (im Juriſtendeutſch die Feſtſtellung des objektiven Thatbeſtandes). Sodann iſt 2. im Urteil feſtzuſtellen die Thäterſchaft, d. h. daß der Angeklagte es war, der den Erfolg durch ſeine Thätigkeit verurſacht habe; 3. die Zurechenbarkeit der That oder die Schuld des Angeklagten, d. h. es muß feſtgeſtellt werden, daß das Ereignis von dem Angeklagten vorſätzlich oder fahrläſſigerweiſe herbeigeführt wurde. (Die Thätigkeit unter 2 und 3 nennt der deutſche Juriſt auch Feſtſtellung des ſubjektiven Thatbeſtandes.) 4. Das Urteil hat feſtzuſtellen die ſtrafrechtliche Verantwortlichkeit. Dieſelbe iſt gewöhnlich mit der Zurechenbarkeit entſchieden. Es iſt indeſſen möglich, daß beſondre Umſtände — Strafausſchließungsgründe — die gewollte Verletzung als ſtraflos erſcheinen laſſen, Umſtände, die den Thäter zur Verletzung der Rechtsnorm berechtigen oder ſogar verpflichten, z. B. Notwehr, Notſtand. 5. Steht der Thatbeſtand in objektiver und ſubjektiver Beziehung feſt und liegt auch kein Strafausſchließungsgrund vor, dann iſt die ſogenannte juriſtiſche Qualifikation vorzunehmen, d. h. es iſt zu beſtimmen, welches geſetzliche Gebot oder Verbot durch die vorgeworfene That übertreten wurde, ob Mord, Totſchlag, Diebſtahl oder Raub u. ſ. w. Sodann iſt 6. die Strafe zu beſtimmen, ſowohl der Art, als auch, wenn nicht eine ſogenannte abſolute Strafe in Frage kommt, dem Maße nach. Iſt endlich 7. ein Strafaufhebungsgrund geltend gemacht worden, z. B. Verjährung, Mangel des Antrags, ſo iſt auch hierüber eine Feſtſtellung nötig.

Es iſt klar und wird auch dem Nichtjuriſten einleuchten, daß eine derartige Trennung in einzelne Teile das Geſchäft der Urteilsfindung nicht einfacher geſtaltet. Und trotzdem iſt ſie durch die Geſetzgebung, ſoweit die vor die Schwurgerichte gehörigen Strafthaten in Betracht kommen, eingeführt. Man hat die Feſtſtellung der unter 1 bis 4 aufgeführten Umſtände den Laien, die rechtliche Qualifikation der feſtgeſtellten That, die Strafzumeſſung u. ſ. w. den

Rechtsgelehrten übertragen. Warum man diese Trennung vorgenommen hat, ist nicht recht einzusehen, es läßt sich nur dadurch erklären, daß man in diesem Teil der Strafrechtspflege nicht von rein sachlichen Erwägungen ausging, sondern die politischen Rücksichten auf das Schwurgericht walten ließ. Denn es ist doch keinem Zweifel unterworfen, daß die den Geschwornen übertragene Feststellung der Schuld und der strafrechtlichen Verantwortlichkeit und das Urteil hierüber die Entscheidung über zahlreiche rechtliche Momente in sich schließt. Man denke an die Frage der Zurechnungsfähigkeit, an den Einwand des Irrtums, die Notwehr u. s. w. Das Gesetz kann sodann nicht vermeiden, bei seinen Geboten und Verboten Ausdrücke zu gebrauchen, die eine technisch-juristische Bedeutung haben. Das Gesetz spricht von einem gegenwärtigen rechtswidrigen Begriffe als Voraussetzung rechter Notwehr; es spricht von widerrechtlichem Einsperren, von rechtswidriger Zueignung. Die Ausdrücke: Rechtswidrigkeit und Widerrechtlichkeit werden in diesen, wie in zahlreichen andern Beziehungen gebraucht, ohne daß uns der Gesetzgeber sagt, was darunter zu verstehen sei. Die Begriffe: umschlossener Raum, Einbruch, Einsteigen, Waffen sind stehende Ausdrücke in den Bestimmungen über den Diebstahl. Die Ausdrücke Unbescholtenheit, Unzucht, Gewerbsmäßigkeit werden ohne Erläuterung gebraucht. Der Gesetzgeber greift mit solchen Ausdrücken eine Mehrheit von Willensvorgängen, Zuständen, Eigenschaften oder äußern Erscheinungen auf einmal. Es ist das kein Fehler des Gesetzes, denn der Gesetzgeber kann sich unmöglich auf eine Umschreibung und Erläuterung aller von ihm gebrauchten Begriffe einlassen. Er würde sonst in eine schwerfällige, seinem Willen doch nicht genau Ausdruck gebende Sprachweise verfallen, die sich bald als zu eng, bald als zu weit erweist. Zeuge dafür sind die deutschen Strafgesetzbücher aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, von welchen sich unser neues deutsches Strafgesetzbuch durch seine kurze und bündige Sprache, welche Definitionen fast gänzlich vermeidet, äußerst vorteilhaft unterscheidet. Wie aber der Gesetzgeber den Gebrauch von juristisch-technischen Ausdrücken nicht entbehren kann, ebenso ist es den Parteien und dem Gerichte unmöglich, sie in der Fragestellung zu vermeiden. Die Fragen, welche auf die Feststellung des gesetzlichen Thatbestandes abzielen, würden sonst an denselben Fehlern leiden, an denen die früheren Gesetzbücher krankten. Sie würden zu umfangreich und schwerfällig werden. Die deutsche Strafprozeßordnung verlangt denn auch im § 293, daß die gestellte Frage die dem Angeklagten zur Last gelegte That nach ihren gesetzlichen Merkmalen und unter Hervorhebung der zu ihrer Unterscheidung erforderlichen Umstände bezeichnen müsse. Und mit Recht, denn wenn in andern deutschen Gesetzgebungen vorgeschrieben war, daß Rechtsbegriffe möglichst vermieden und auf das entsprechende thatsächliche Verhältnis zurückgeführt werden sollten, so bergen solche Umschreibungen die Gefahr in sich, daß dem gesetzlichen Begriffe Merkmale untergelegt werden, welche ihn nicht decken.

Digitized by Google

Nach dem Gesagten ist es unvermeidlich, die Geschwornen mit der Lösung eines Teils der Rechtsfrage zu betrauen. Dies und die im Schwurgerichte überhaupt nötige Teilung des Urteilsgeschäfts giebt zu den schwersten Bedenken Anlaß. Warum werden denn eigentlich in der Strafrechtspflege den Juristen Laien beigesellt? Doch damit neben dem Juristenrecht auch das Rechtsbewußtsein des Volkes zur Geltung komme. Das ist aber bei den Schwurgerichten nicht der Fall. Dort urteilt lediglich das Volk, die Geschwornen. Es urteilt ohne jegliche Kontrole und fast ohne Anleitung auch über die schwierigsten Rechtsfragen, und während im deutschen Reiche niemand das Gewerbe eines Hufschmiedes ausüben darf, ohne seine Befähigung nachgewiesen zu haben, ist es gesetzlich vorgeschrieben, daß in schwierigen Rechtsfragen, welche Ehre, Freiheit und Leben des Mitbürgers betreffen, geurteilt wird von Männern, welche die besten Absichten haben mögen, welche aber nicht in der Lage sind und nicht in der Lage sein können, die ihnen zur Beurteilung vorgelegten Fragen immer vollständig zu erfassen und zu entscheiden. Das führt denn zu jenen Entscheidungen, verurteilenden wie freisprechenden, die das Kopfschütteln nicht der Juristen allein, sondern aller Ruhigerdenkenden erregen. Es wird nach dem Gefühle, nach der Stimmung, nach der öffentlichen Meinung, nicht nach dem Gesetze geurteilt. Daß unter solchen Eindrücken nicht bloß Freisprechungen, sondern auch nicht selten Verurteilungen erfolgen, weiß jeder, der mit dem Schwurgerichte zu thun gehabt hat. Noch mißlicher ist aber die Teilung der Urteilsthätigkeit, zumal da sie in vielen Fällen nur der Form nach besteht. Denn wer weiß nicht, daß die Geschwornen garnicht selten sich nicht auf die Beurteilung der That beschränken, sondern daß sie bei dieser Beurteilung auf die Strafe Rücksicht nehmen und damit in das Gebiet der Juristen übergreifen? Nicht selten wird man im Plaidoyer den Verteidiger die Geschwornen auf die den Angeklagten im Falle einer Verurteilung treffende Strafe hinweisen hören. Ja, hört man dann manchen Geschwornen nach der Verhandlung sagen, ich hielt ja den Angeklagten für schuldig, aber ich wollte nicht, daß er zu Zuchthausstrafe verurteilt würde, und deshalb habe ich für nichtschuldig gestimmt. Und so sind die Juristen im Schwurgerichte — natürlich abgesehen von Verteidiger und Staatsanwalt — nur Dekoration; die Thätigkeit des Gerichts als solchen ist im Verhältnis zu der Thätigkeit der Geschwornen eine verschwindend kleine, eine fast lediglich geschäftsleitende und ausführende. Es ist das auch ganz natürlich. Die zur Aburteilung kommende That ist eins, und so muß auch das Urteil eins sein. Führt das Gesetz eine Trennung künstlich ein, so wird doch die Natur der Sache zur thunlichsten Herstellung der Einheit zwingen. Wenn die Anhänger des Schwurgerichts folgerichtig dächten, dann müßten sie auch die rechtliche Qualifikation der That und die Strafzumessung den Männern aus dem Volke überlassen und ausgesprochene Volksgerichte herstellen. Aber sie fühlen selbst, daß sie mit solchen Forderungen kein Glück haben, und darum verteidigen sie

das jetzige Schwurgericht, das als nichts andres als ein Kunstprodukt bezeichnet werden kann.

Ein großer Teil der eben berührten Mißstände wird vermieden im Schöffengerichte. Hier kommen Juristenrecht und Rechtsbewußtsein des Volkes in der richtigen Weise zusammen. Die Laien sprechen nicht ein Urteil ohne Rücksicht auf die Gesetze und überlassen es dann den Juristen, wie sie das Urteil ausführen wollen, sondern von vornherein wirken Juristen und Laien zusammen und fällen, in ihren Ansichten sich ergänzend, ein Urteil, das, ohne das Rechtsbewußtsein des Volkes außer Acht zu lassen, doch dem Gesetze in jeder Beziehung Rechnung trägt. Auch der selbständigste Jurist wird nicht selten unter den Schöffen Männer finden, die ihm ganz schlicht und einfach neue Gesichtspunkte eröffnen, welche ihn im Beratungszimmer veranlassen, die vielleicht schon in der Hauptverhandlung gefaßte Ansicht zu ändern. Freilich muß der Schöffenrichter, um das zu erzielen, sein Amt dem Geiste des Gesetzes gemäß auffassen; er muß die Schöffen zu Worte kommen lassen, und er darf nicht von vornherein vielleicht in brüsker Weise seine Ansicht als die unumstößliche hinstellen. Es ist ja von den Gegnern der Schöffengerichte viel davon geredet worden, daß in diesen Gerichten eigentlich nur die Juristen zu Worte kämen und die Laien ganz zurückträten; es ist behauptet worden, in den jetzigen Schöffengerichten mache eigentlich der Vorsitzende allein die ganze Sache. Ist dem wirklich so — aus meiner eignen Erfahrung muß ich widersprechen —, so ist zuvörderst darauf zu bemerken, daß dann nicht die Laien daran schuld sind, sondern die Juristen, die, indem sie alles besser wissen wollen als jene, die klaren Bestimmungen des Gesetzes mißachten und einen Mißbrauch damit treiben, der ihnen, als den berufenen Gesetzeswächtern, am wenigsten zukäme. Ein gewisser Einfluß der Juristen im Schöffengerichte auf das Laienelement ist aber gewollt, denn man hält ja gerade deshalb die Schwurgerichte für ungeeignet zur Erfüllung ihrer Aufgabe, weil sie zu wenig unter dem Einflusse der Juristen stehen. Und wenn wirklich auch ein größerer Einfluß der Juristen, des Vorsitzenden, sich bemerkbar macht, als zulässig ist, ist denn das so schlimm? Ist denn nicht der Vorsitzende auch ein Richter, welcher der That unparteiisch gegenübersteht? Ist dieser Einfluß nicht tausendmal weniger gefährlich als der, den die Sophismen eines gewandten Verteidigers oder die einseitige Beurteilung der That durch eine parteiische Presse — womöglich schon vor der Verhandlung — auf die unerfahrenen Geschwornen ausüben? Wenn durch die gleichzeitige Findung des Urteils durch Juristen und Laien solche Einflüsse ferngehalten werden, dann ist der Gewinn so groß, daß alle etwa vorhandenen Bedenken gegen die Schöffengerichte schwinden müssen.

Nach diesen Ausführungen glaube ich mit dem Referenten des Juristentages, Herrn Oberamtsrichter Süpfle, daß in der That mit der Einführung der Schöffengerichte auch an den Landgerichten eine wesentliche Verbesserung

unſrer Strafrechtspflege eintreten wird. Der jetzige Zuſtand, der nur als ein Kompromißzuſtand bezeichnet werden kann und der in dem Geſetze jeder Anſicht ein wenig Rechnung trägt, indem er Schwurgerichte, Schöffengerichte und Juriſtengerichte einführt, iſt auf die Dauer unhaltbar. Die Geſetzgebung muß ſich entſcheiden für Juriſtengerichte oder für Volksgerichte oder — und das wird ſie vorausſichtlich thun — für die harmoniſche Vereinigung beider, für die Schöffengerichte. Immerhin möchte ich, wenn es überhaupt nötig ſein ſollte, warnen vor allzugroßem Drängen nach Änderung der jetzigen Geſetzgebung. Noch ſind die Schöffengerichte nicht lange in Wirkſamkeit, noch ſind die heutigen Juriſten nicht gewohnt, mit ihnen zu arbeiten. Zur vollen Geltung werden ſie erſt kommen, wenn eine jüngere Generation herangewachſen ſein wird, die ſie als etwas Beſtehendes ſelbſtverſtändlich hinnimmt und ihnen ohne Mißtrauen entgegentritt. Dann erſt wird die Frage der Ausdehnung der Schöffengerichte auf die Gerichte aller Ordnungen zur Entſcheidung reif ſein, und dann erſt wird man auch in der Lage ſein, ihnen auf Grund gemachter Erfahrungen diejenige Geſtaltung zu geben, die ſie am beſten zur Erfüllung ihrer Aufgabe geeignet machen.

Germaniſche Altertümer

aus den Bauerdörfern Nordungarns.

Von Karl Rhamm.

I. Durch ſlowakiſches Land nach Deutſch-Praben.

(Schluß.)

Von hier an, überhaupt in Nordungarn, iſt der Reiſende, wenn er auf die Dörfer geht, auf Gnade und Barmherzigkeit den jüdiſchen Wirten preisgegeben, die, wie mir ſcheint, das Gaſtwirtsgewerbe nicht mit chriſtlicher Fürſorge betreiben, ſondern dasſelbe mehr als Aushängeſchild benutzen, um mit Hilfe beſonders des Schnapſes auf den Bauernfang auszugehen. Man ſitzt ohnehin nur mit Verdruß in dieſen Kneipen, da man das Gefühl nicht los werden kann, daß dieſer kurze, fette, verdroſſen ausſehende Burſche, der mit untergeſchlagenen Armen in der Stube ſpaziert, ſich von dem Schweiße der armen Bauern mäſtet, die ſich bei der dürftigſten Nahrung, nur mit Hemd und Leinenhoſe bekleidet, von früh bis ſpät auf ihren ſteilen und unfruchtbaren Feldern abmühen. Indes der jüdiſche Wirt, den ich hier vor ſeinem Hauſe traf, wie er einige Münichwieſer Bauern überwachte, die auf einem Tiſche einige Schafe für ihn ſchoren,

machte eine sehr bemerkenswerte Ausnahme. Schon äußerlich von mehr germanischem Aussehen, hager und blond, empfing er mich freundlich und geleitete mich hinein, wo er mir einen Wein kredenzte und mich bat, einen echten Borovička zu kosten, den er selbst gebraut hatte, wie auf seiner Karte zu lesen war: „Philipp Singer, Erzeuger von echtem Borovička und Slivovitz, Vrieko, Thurócz.“ Der Wachholder, denn das ist der Borovička, war vorzüglich, nicht das, was man bei uns mit diesem Namen tauft, ein Korn mit etwas Wachholdergeruch, nein, ein unverfälschter Wachholdergeist, wie jener, der von einem Bauer in geheimnisvoller Abgeschiedenheit der Krainer Berge gebraut, von mir mühsam erstanden und zu Hause triumphirend meinen Freunden vorgesetzt wurde. Aber die Freunde spuckten, husteten und schimpften auf das teuflische Terpentingebräu, das Kehle und Magen verpiche. Zugegeben, daß man über den Wohlgeschmack dieses Berggeistes streiten kann, so ist er unbestritten von unübertrefflicher Wirkung bei allen menschlichen Unbequemlichkeiten, Schwachheiten und Gebrechen. Singer läßt die Beeren auf den benachbarten Bergen sammeln und „erzeugt“ den Geist in einem kleinen Apparate, den er mir zeigte, ohne jeden Zusatz; es wird, wie ich unter Brüdern bemerke, das Liter etwa zu 40 bis 50 Kreuzer loco verkauft.

Wie ich von Singer erfuhr, bestand auch in Münichwies früher die Hausgenossenschaft, ist aber teils infolge der Gesetzgebung 1847—1848, welche die bis dahin verbotene Teilung des Grundbesitzes aufhob, teils infolge der zunehmenden Unverträglichkeit verschwunden, und auch die alten großen Geschlechtshäuser, wie man sie nicht unpassend nennen kann, sind meist schon abgebrochen. Münichwies führt bei den Slowaken den Namen Vriezko (ez = z, es = sch) und ist in sechzehn „Gründe“ geteilt, welche nicht etwa, wie die deutsche Wanneneinteilung, landwirtschaftlichen Zwecken dient und bloß die Feldmark umfaßt, sondern die gesamte Dorflage, Dorf und Feld abteilt. Von diesen Gründen führen einige ausschließlich slawische Namen, z. B. djevnar, temešinko žiäk, kostoleek. Ähnliche Verhältnisse machen die Annahme des gelehrten Archivars Krischko in Kremnitz wahrscheinlich, daß diese Dörfer, zumal soweit sie besondre slawische Benennungen tragen (was nicht bei allen der Fall ist, z. B. nicht bei Berg, Blofuß, Kuneschhau), früher von Slowaken bewohnt waren, durch den Mongolensturm verödeten und dann von Deutschen neu besetzt wurden. Wie schon hieraus hervorgeht, kann von einer deutschen Bevölkerung, die auf germanische Reste der Völkerwanderungszeit zurückginge, keine Rede sein. Das wird auch durch die Anlage der Orte bestätigt, die, soweit ich sie gesehen habe, keine Urdörfer sind, sondern, nach der von Meitzen (Die Ausbreitung der Deutschen; Jena, 1879) näher geschilderten Art der mittelalterlichen Siedeldörfer angelegt, nur eine lange Gasse bilden, die bei der über zweitausend Seelen ansteigenden Bevölkerung derselben eine stundenlange Ausdehnung erreicht, ein für den nach dem Wirtshause ausschauenden Touristen höchst verdrießlicher Umstand, der

zwar eine erste Übersicht insofern erleichtert, als man nur geradeaus zu gehen hat, um alles wie an der Schnur aufgereiht zu sehen, der aber jede eingehendere Untersuchung durch das fortwährende Hin- und Wiederlaufen sehr zeitraubend macht. Die Länderei schließt sich unmittelbar an den Hof an, von einer Einteilung in Gewanne scheint keine Spur zu sein, indes konnte ich bei meinem gemessenen Aufenthalte dieser Seite nicht die verdiente Berücksichtigung schenken.

Münichwies war das erste Dorf, in dem ich Gelegenheit fand, leider nicht die schon erstorbene Hausgenossenschaft, aber doch noch eines der alten Geschlechtshäuser kennen zu lernen, die mit ihren Hünengestalten dastehen als Zeugen einer uns heutige Deutsche fast vorsintflutlich anmutenden Gesellschaftsordnung. Erst vor zwei Jahren war ein solches Haus „gewälzt" worden, das in seinen Räumen fünfzig, nach Singer sogar siebzig Bewohner geborgen hatte; allerdings war das Zusammenleben schon in letzter Zeit ein mehr äußerliches gewesen: jede Familie hatte schon ihren besondern Platz am Herde, ja es kamen wohl zu diesem Behufe in einer Stube zwei Öfen mit Herd vor.

Noch zehn Minuten Feldweges, und ich gelangte an die ersten Häuser des in schluchtartigem Einschnitt zwischen zwei hochansteigenden Berglehnen lang ausgezogenen Dorfes, eines der ärmsten unter den Haudörfern, dessen Felder so abschüssig liegen, daß sie nur mit der Haue bearbeitet werden können. Bei der ungenügenden Beschaffenheit der Länderei ist die Hofbildung verkümmert, Scheunen, Ställe sieht man, vielleicht auch in Folge der neuerlichen Zersplitterung, wenig, Haus reiht sich an Haus an beiden Seiten des seichten Baches, lauter kleine, einstöckige, aus vollen Balken offenbar neu gezimmerte Häuschen, ganz schmuck im frischen Holzglanz, eins genau wie das andre, die Thür mitten in der Längsseite, auf einer Seite der Flur die Stube, auf der andern ein oder zwei Kämmerchen, auf die einfachsten Bedürfnisse einer Familie berechnet, das Ergebnis der Aufteilung, vielleicht vier bis fünf an Stelle des alten „gewälzten" Geschlechtshauses. Dann aber fällt der Blick auf ein Gebäude ganz andrer Art, das sich über die andern Zwerge reckt, „wie der Hirsch über dem Hasen steht," fast noch einmal so lang und hoch, einsam steht es heute da, ehrwürdig und mächtig schaut es herab auf die entartete Nachkommenschaft; diese tiefgebräunten Balken, rußgeschwärzt über dem Rauchloch am Dache, haben Jahrhunderte gesehen. Auf den ersten Blick leuchtet es ein, daß dies Haus niemals für eine einzige Familie hergestellt sein konnte, am wenigsten in jener alten Zeit, es war von Anfang an bestimmt, ein ganzes Geschlecht aufzunehmen.

Als ich staunend vor dem Hause stand, trat ein junger Bursche herzu: einer von denen — ein glücklicher Zufall wollte es —, die ich vor dem Wirtshause gesehen hatte, und zeigte sich bereit, mich in dem Hause, dem er selbst angehörte, herumzuführen. Das Haus Nr. 7 führt den Hausnamen Elschler, slowakisch Zabojnik; obgleich es im ganzen die alte Einrichtung bewahrt hat,

iſt es doch infolge der ſchon ſeit längerer Zeit durchgeführten Realteilung der Räume unter die Familien nicht überall möglich, die älteſte Benutzungsweiſe zu erkunden, und einige Kammern, die den Brüdern meines Führers gehörten, blieben mir verſchloſſen.

Auch hier liegt der Eingang wie bei den kleinen Häuſern, welche offenbar ihre Vorgänger nur kopirt haben, ziemlich inmitten der Längsſeite; durch die Hausthür, die früher in einfachſter Weiſe ohne Thürſtock in die abgeſchnittenen Wandbalken eingelaſſen war, führte ein durchgehendes, geräumiges Vorhaus — „Haus“ ſchlechthin — deſſen Flur den Namen „Ärn“ führt. Den ganzen rechten Teil des Gebäudes nimmt die weitläuftige, etwa ſieben Meter im Geviert haltende Stube ein, früher der gemeinſchaftliche, regelmäßige Aufenthalt der Hausgenoſſen, wo man kochte, aß, arbeitete und wohl auch ſchlief. Aber die Stube in Münichwies unterſcheidet ſich von den Stuben in allen andern mir bekannten deutſchen Dörfern dadurch, daß ſie weſentlich nach ſlowakiſcher Art eingerichtet war, Backofen und Herd wie in Vadinčov zu einem Ganzen verbunden enthielt, nur in weit größerem Maßſtabe. Der ungefähr zwei Meter hohe, zweiundeinhalb Meter nach jeder Seite meſſende viereckige Ofen iſt ebenſo in die Ecke hineingebaut; vor dem großen, nach der Stube gähnenden Ofenloch, das zwanzig Brote faſſen kann, legt ſich wie eine Stufe etwa ſiebzig Centimeter hoch der nicht viel über Bankbreite haltende Herd. An der andern freien Seite des Ofens befindet ſich eine Bank; den Raum daneben bis zur Stubenthür nimmt eine Leinſtampfe ein. Die Ecke an der andern Seite der Thür war früher einer Ölſtampfe zugewieſen, an den übrigen Wänden laufen feſte Bänke ringsum. In den von dieſen Bänken, nämlich der die ganze Giebelſeite des Hauſes einnehmenden Langbank, unter deren Mitte ſich ein Hühnerkaſten befindet, und zwei kürzeren Bänken längs den anſtoßenden Seiten gebildeten zwei Ecken ſtehen zwei auffallend kleine Tiſche, deren vier Füße dicht über der Erde durch einen Bretterboden verbunden ſind, der die „Kant,“ eine Waſſerkanne, trägt. Fügen wir noch einige elende Stühle oder Schemel hinzu, ſo haben wir die ganze Ausſtattung der Wohnſtube erſchöpft; der Mittelraum derſelben bleibt für die Geſchäfte des Tages und das Nachtlager verfügbar. Heute iſt die Abteilung der Stube ſo durchgeführt, daß meinem Führer durch eine Luftlinie, welche den einen Tiſch durchſchneidet, eine Strecke an der Längswand zugewieſen iſt, aber er klagte, im Gegenſatz zu der früheren Verträglichkeit bezeichnend genug, bitter und faſt leidenſchaftlich über die rückſichtsloſe Härte, mit welcher ſein anſcheinend in ſeinem Erwerb beſſer geſtellter Bruder, der ſich doch ſchon ein beſondres Häuschen gebaut hatte, ihm und ſeiner Familie entgegentrete.

Ungefähr einen Meter unter der Stubendecke laufen von einer Längswand des Hauſes zur andern vier runde Balken, „Träme,“ einer in der Mitte, einer dicht an der Giebelwand, zwei dicht an der Wand des Vorhauſes, letztere zum

Auflegen des Brennholzes dienend. An dieſen Trämen ſind einige Schwebereche, „Stängel," zum Kleidertrocknen angebracht. Ich bemerke gleich hier, daß anderwärts, z. B. in Gaidel und Krickerhäu, wenigſtens in den größeren Gebäuden zu den „Trämen" noch ein andrer Hauptbalken hinzukommt, der Roſt, der die Stube in der Richtung von Giebel zu Giebel durchzieht und auf dem die Träme ruhen. Durch fünf Fenſter von etwa einem halben Quadratmeter mit kleinen, aber nicht runden Scheiben wird die Stube zur Genüge erleuchtet.

In die andre Hälfte des Hauſes teilen ſich zwei Kammern, von denen ich jedoch nur die meinem Führer gehörige beſichtigen konnte; ſie enthielt zwei Betten, das eine, wohl das Ehebett, faſt quadratiſch, eine kurze Bank, einen Schrein, einen Kaſten, ein Faß und in einer Ecke einen niedrigen Bretterverſchlag, um allerlei hinauszulegen; zwei Holzſtänder ſtützten die bei dem alten Hauſe ſchon baufällige Decke.

Von dem „Hauſe" führt eine in ihrer Einfachheit merkwürdige Treppe in den obern Stock. Ihre elf Stufen ſind nichts andres als einfache, durch die Länge der Benutzung in der Mitte tief ausgetretene Baumabſchnitte, welche auf zwei von oben nach unten in ſchräger Richtung herablaufenden Ansbäumen (altes oberdeutſches Wort für Tragbaum), ein jeder vermittelſt zweier ſenkrecht eingefügten, fingerlang herausſtehenden Stöcke, feſtgehalten werden. Die obere Einteilung des Hauſes ſcheint auf den erſten Blick genau die untere zu wiederholen. Über dem Vorhauſe ein Mittelraum, rechts die „Oberſtoben" über der Wohnſtube, links zwei durch nackte Balkenwände abgeſchlagene Kammern mit Thüröffnung, aber ohne Thür. Dazu ſind offenbar ſpäter für neue Bedürfniſſe von dem Mittelraume zwei weitere Gelaſſe abgeteilt. Indeſſen iſt dieſe Übereinſtimmung nur Schein. In Wirklichkeit iſt die „Oberſtobe" nur ein kahler Bodenraum, wie denn auch der Dachboden über der obern Kammer denſelben Namen „obere Stobe" trägt. Dagegen bietet die andre Hälfte des Gebäudes mit den obern Kammern und dem Mittelraume einen wirklichen, wenn auch niedrigen Mittelſtock, der aber nur inwendig eingelegt iſt und in der äußern Anſicht des Hauſes höchſtens dadurch angedeutet wird, daß die gleichmäßig ohne Unterbrechung durch überſchießende Balkenköpfe einer Zwiſchenlage hinauf geſchichteten Wandbalken auf der Kammerſeite etwa einen halben Meter höher anſteigen als auf der Seite der Stube, ohne daß indes, ſoviel ich ſah, der gleichmäßige Verlauf des Daches und Firſtes beeinträchtigt wäre. Der Zwiſchenſtock wird außer der Erhöhung der Wand auf dieſer Seite dadurch gewonnen, daß den untern Kammern im Verhältnis zur Stube eine ſehr geringe Höhe gegeben iſt. Da, wo die beiden Wandhälften am Dache zuſammenſtehen, zeigt ſich eine Lücke, welche dem Abzuge des Rauches zu ſtatten kommt und ſamt ihrer Umgebung rußgeſchwärzt erſcheint; Kamin und Schornſtein kennt das Münichwieſer Haus ebenſowenig wie der alte Bau der andern deutſchen Dörfer und der Slowaken. Das ziemlich hohe Dach beſteht im obern Teile aus Stroh,

an das sich unten einige Schindellagen anschließen. Das Äußere des Gebäudes fällt außer durch die hochreichende Wandfläche auf durch das merkwürdige Aussehen der Giebelseite. Der sonst nur mit senkrechten Brettern verschlagene Giebel hat nämlich einen nur etwa einen Meter langen Walmansatz, das schon von Schröer in seiner Beschreibung des Gaidler Hauses bemerkte „Thürmel," das wohl den Zweck haben soll, die untern Bretter zu schirmen. Den gleichen Zweck strebt ein kurzes, vorspringendes Schutzdach an, welches diese Giebelbretter von den unten anstoßenden Wandbalken der Giebelseite trennt, ein Vordach, das ich mich erinnere auch in den slowakischen Dörfern bei Sillein gesehen zu haben.

Ich habe bei der Beschreibung dieses Münichwieser Hauses etwas verweilt, weil es das erste Geschlechtshaus war, das ich sah, zugleich eines der ältesten und nebenbei das einzige, welches ich Gelegenheit fand so genau zu besichtigen. Das Haus ist indes noch aus einem besondern Grunde merkwürdig. Es unterscheidet sich von dem Bau in allen andern deutschen Dörfern durch die Annäherung an slowakische Art, einmal in der Einrichtung der „schwarzen Stube" mit Herd und „Rauchofen," eine Benennung, die sie mit demselben Rechte führt wie die tschornaja izba der Russen, und vielleicht in der Einstöckigkeit, denn in allen andern Haudörfern, die ich gesehen, haben die Häuser regelmäßig zwei volle Stock. Indes darf man nicht vergessen, daß ich in Münichwies nur dies eine alte Haus gesehen habe und daher nicht dafür einstehen kann, daß es in allen Stücken den ortsüblichen Typus wiedergiebt. Da ich späterhin auch in Krickerhäu ähnliche einstöckige Häuser bemerkte, ist es wahrscheinlicher, daß diese Abart eine durch Armut der Besitzer bedingte Verkümmerung darstellt oder daß sie als der letzte Rest einer frühern einfachern Bauweise, eine Übergangsform aus dem einstöckigen Bau anzusehen ist.

Die Nachmittagsstunde war schon vorgerückt, als ich den im Westen des Ortes ansteigenden Berg auf einem Fußpfade überschritt und unten wieder auf die neue Straße traf, die in zweiundeinhalb Stunden von Singers Wirtshaus durch stilles Waldgelände nach Gaidel führt. Der kühlere Hauch des Abends machte sich wohlthuend bemerklich, als ich die ersten Häuser erreicht hatte und die lange Zeile des Dorfes aufmerksam nach beiden Seiten spähend abzuschreiten begann, wobei mir vor allem auffiel, daß in Gaidel noch überall die alten Häuser erhalten waren. Vorn im Dorfe traf ich einen alten Bauer vor seinem Hause stehen, dessen ganze Erscheinung meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Eine milde, fast kindliche Freundlichkeit sprach aus seinen offenen Zügen und seinen klaren, hellblauen Augen, während die grauen, auf den Rock fallenden Locken und die schön geschwungene Nase seinem Gesicht einen Ausdruck von Würde, ja fast von Adel gaben, den man bei unsern Bauern selten findet und der in auffallendem Gegensatze stand zu seiner mehr als dürftigen Kleidung. Er trug das gewöhnliche Arbeitsgewand der deutschen Bauern, eine bequeme weiße Linnenhose, die um den Leib geschnürt wird, und ein nicht über, sondern

höchstens auf die Hose fallendes Hemde von gleichem Stoff, so kurz, daß der Bauer beim Bücken der lieben Sonne einen guten Abschnitt seines Rückens entblößt, eine Reverenz, über die sie mit einem indianerroten Siegel quittirt. Auch in Gaidel sind die alten Hausgenossenschaften schon in Trümmer gegangen. Der Greis erinnerte sich noch wohl der Zeit, da alle an demselben Tische gegessen hatten, auch er beklagte das Aufhören der gemeinsamen Wirtschaft, die sich nicht mehr halten könne, „weil sie sich nicht mehr vertrügen," und er behauptete, daß seitdem das Dorf in Verfall gerate. Indem ich noch mit dem Alten sprach, kam eine junge Frau aus dem Hause und begrüßte mich, als sie einen Fremden dort stehen sah, mit den Worten: „Nun, wo gehst hin, Vetter?" eine vertrauliche Anrede, die mich in ihrer Schlichtheit ebenso angenehm berührte, wie das Du, welches man in den Gebirgen von Tirol und Kärnten noch oft genug zu hören bekommt. Weniger anmutend war es mir — ich gestehe es offen —, wenn ich mich schlechtweg als species homo klassifiziren hörte, wie z. B.: „Guten Tag, Mensch" oder „Wer ist der Mensch?" Die gewöhnliche Anrede der älteren Leute ist in Gaidel „Vetterla" und „Miemela" (von Muhme), „Mieme," Miemela bezeichnet jedes verheiratete Frauenzimmer, während alle Jungfern, ob alt oder jung, „Mädela" heißen; in Krickerhäu sagt man statt „Vetter" lieber „Schwager" oder „Bruder." In der That sind die Leute in den Hauerdörfern durch die fortwährenden Zwischenheiraten — aus dem Orte wird sogut wie nie geheiratet — fast alle miteinander irgendwie verwandt, wie auch die Zahl der vorkommenden Familiennamen, z. B. in Krickerhäu, verhältnismäßig gering ist. Ähnliche Gewohnheiten finden sich übrigens auch bei uns; in Norddeutschland z. B. entspricht dem obigen Ausdrucke durchaus „Vadder" (für Gevatter) und „Wäsche," Base, Bäschen, Benennungen, womit sich die erwachsenen Einwohner desselben Dorfes oder auch der Nachbardörfer anreden.

Das Dorf Gaidel, am Südabhange des Berges Klak an einem Quellbach der Neutra gelegen, zeigt einen von Münichwies sehr verschiednen Anblick. Seine jetzige Lage — ursprünglich soll es tiefer in den Bergen angelegt gewesen sein — ist ebener, günstiger, und die durch einen Flechtzaun geschlossenen, zum Teil umfangreichen Höfe deuten auf eine mehr bäuerliche Beschäftigung; aber, was umsomehr verwundern muß, während in dem ärmeren Münichwies die alten Geschlechtshäuser schon meist verschwunden sind, stehen sie hier noch mit ihrer düster gebeizten Balkenfronte eins nach dem andern hinter dem Hofzaune die Straße hinab. Denn — im auffallenden Gegensatz zu alter deutscher Bauernsitte in allen Gegenden Mitteldeutschlands, wo der sehr unpassend sogenannte fränkische Hofbau mit getrennten Gebäuden herrscht — das Wohngebäude kehrt seine Längsseite der Straße zu. Es steht meist vorwärts im Hofe, um dessen andre Seite Scheune, Ställe und der Erdäpfelkeller sich gruppiren; indes vermißt man eine rechte Gleichmäßigkeit der Anlage, und das Ganze hat fast mehr Ähnlichkeit mit dem ordnungslosen Streubau des norwegischen

Gaard als mit der festen Gliederung des altdeutschen Hofes. Ebenso auffallend ist der Umstand, daß in allen Haudörfern das Hauptgebäude, das Geschlechtshaus, niemals Stallungen enthält, im vollsten Gegensatz zu dem deutschen Hofbau vom Chiemsee bis hinauf nach Braunschweig, der in seiner älteren und ursprünglicheren Gestalt — ein Punkt, in dem ich den Ausführungen Hennings in seinem verdienstvollen Buche über das deutsche Haus aufs entschiedenste widersprechen muß — regelmäßig mindestens das Hauptvieh, die Ackertiere, Pferde oder Ochsen, einschließt. Der deutsche Bauer hielt es von jeher für notwendig, sein wertvollstes Vieh stets unter Augen zu haben, eine wirtschaftliche Grundanschauung, die ihn allein schon von den Skandinaviern und den in die Gebirge von Südtirol, Kärnten, Steiermark geflüchteten Reste der ostgermanischen Gothen und Rugen scheidet, bei denen dergleichen nie vorkommt. In einem andern Stück hingegen gleicht die Einrichtung des Gaidler Hauses wieder der deutschen, darin, daß der Herd nicht, wie bei der alten kärntisch-steirischen „Rauchstube" (vergleiche die nordische rögstue) in der Stube steht, sondern in einem besondern Herdraume.

Das Wohnhaus in Gaidel (die Abbildung bei Schröer, das Bauernhaus auf der Ausstellung, giebt kein vollständig zutreffendes Bild, die Kammerseite ist zu kurz geraten) ist immer zweistöckig; die vorspringenden, geschnitzten Schrotköpfe tragen zuweilen einen Umgang, manchmal bloß ein Brett; immer ist hier der untern Hausthür entsprechend eine obere Thür, auch dann, wenn man in Ermangelung selbst eines Brettes davor sie garnicht benutzen kann. Das „Thürmel" kann durchaus nicht als regelmäßig gelten, oft ist das Giebeldach bis tief hinab gewalmt. Auch in Gaidel führt die Thür in der Mitte der langen Seite in das „Haus," in dessen Hintergrunde die Küche abgeteilt ist, der niedrige Herd an einer Seite ist nischenartig in ein Mauerwerk eingewölbt, wie ein Kamin, aber auch hier ohne Rauchfang, der Rauch entweicht durch die obere Hälfte der hintern Hausthür, einer altdeutschen Doppelthür, die zu diesem Zwecke stets offen gelassen wird, und giebt dem ganzen darüber gelegenen Balkenwerke einen fast verkohlten Anstrich. Hinter dem Herde erblickt man in der Wand das Ofenloch, von dem der weit in die auch hier diese ganze Hälfte des Hauses einnehmende Stube hineinragende Kachelofen beschickt wird. An der andern Seite der Stubenthür sieht man den „Kolofen," eine an der Wand angebrachte Pfanne, auf der zur Winterszeit zur Erleuchtung zerhackter Kien u. dergl. gebrannt wird; eine darüber befestigte Art von Hut, von etwa einem Fuß Durchmesser, sammelt den Rauch und setzt sich in einen Schlauch fort, welcher denselben durch die Wand auf das Vorhaus abführt. Die ganze Vorrichtung findet sich wieder in dem allerdings ziemlich dreimal so großen „Lēinhuet" des Egerlandes und der angrenzenden Pfalz, sowie in der leva der Slowenen, einem Worte, das, vielleicht früher auch bei den böhmischen Slawen gebräuchlich, dem aus dem deutschen Sprachstoffe unerklärlichen Lēinhuet zu

Grunde liegen mag. Überhaupt ſcheint die ganze Einrichtung ſlawiſchen Urſprunges, in rein deutſchen Gegenden brennt man lieber den Langſpan. Hier in der Stube, wo es wärmer iſt, wurde mir geſagt, ſchliefen die Kinder und alten Leute, vielleicht eben aus dieſem Grunde ohne eigentliche Betten, während jedes Ehepaar oben im Hauſe ſeine Schlafkammer hatte.

Mittlerweile, während ich vorwärts ſchritt, bald an einem Zaune ſtehen bleibend, um einen angelehnten Pflug zu muſtern, bald verſuchend, in ein Haus einzudringen, verfolgt von den mißtrauiſchen Blicken der Bauern, war ich zu der Mitte des Dorfes gelangt, wo die Gaſſe in einem kleinen Platze Raſt machte, der jedoch ſein Gepräge nicht in der Kirche fand, ſondern in einem langen, ſteinernen, weißen Gebäude, das ſchon den anheimelnden Eindruck eines leiſtungsfähigen Wirtshauſes erwecken konnte. „Was iſt das?“ fragte ich einen daſtehenden Bauer. „Das iſt der Jude,“ lautete die Antwort, denn ſo bezeichnet der gemeine Mann, der noch wenig von Europens übertünchter Höflichkeit weiß, ſchlecht und recht ſeinen Generalgewaltigen. Ich redete noch ein paar Worte mit dem Bauer, wobei ich, zu ſeinem Faſſungsvermögen herabſteigend, mich derſelben nach unſrer Anſchauung nicht ſehr reſpektirlichen Ausdrucksweiſe bediente, als ich bei einer Wendung unangenehm überraſcht hinter mir einen kleinen, dicken Kerl erblickte, ohne Zweifel — ſo flüſterte mein ſchuldbewußtes Gewiſſen — „der Jude“ ſelbſt, der offenbar alles gehört hatte. Ich that, als ſähe ich ihn nicht, und ſchritt auf das „Gewölbe“ zu, um an einem Tiſche vor der Thür mich niederzuſetzen und einen Wein zu verlangen. Der Firnewein wurde gebracht, und ich fragte nun den Juden, der mittlerweile neben mir Platz genommen hatte, ob er ein Nachtlager für mich hätte. Er gab eine verneinende Antwort. Übrigens, fuhr er fort, können Sie unten im Dorfe bei dem Lehrer bleiben — der Pfarrer war abweſend —, und im Notfalle iſt die Stadt Deutſch-Praben nur noch eine gute halbe Stunde entfernt. Die Zeit drängte, die Dunkelheit brach ſchnell herein, und ſo nahm ich meinen Weg wieder auf die ſchier endloſe Gaſſe hinab, bis ich zuletzt am Ende des Dorfes hinter der Kirche vor einem kleinen Häuschen einen jungen Mann entdeckte, der mit einer Pfeife im Munde in ſeinem Gärtchen auf- und abſpazierte. Es konnte nur der Lehrer ſein; ich ſprach ihn an, erkannte aber an den erſten geradebrechten Worten, daß ich es mit einem Slowaken zu thun hatte, und zog es vor, auf die mir angebotene Gaſtfreundſchaft zu verzichten und noch nach Deutſch-Praben hineinzumarſchiren.

Es war ſchon ziemlich Nacht, als ich den „freundlichen Markt von ſtädtiſchem Ausſehen,“ wie Schwicker ſich ausdrückt, erreichte. Eine kurze Gaſſe führte mich auf einen Raum, der die Weite eines Marktplatzes und die Ausdehnung einer Straße hatte und nur kümmerlich durch einige zwinkernde Laternen erleuchtet waren. Ich ſtolperte über den unebenen Boden dahin; der ganze Ort war, wie es ſchien, ausgeſtorben, bis ich endlich einen Nachtwandler auffing, der mich nach

einer dunkeln Ecke wies. Ich lenkte meine Schritte auf ein hohes, schmales, altertümlich aussehendes Steinhaus zu, an dessen gewölbtem Thorweg der Schatten eines Mannes saß, und fragte nach dem Gasthof. Es war der Wirt selbst, Braumeister Anton Rotter, ein freundlicher Mann, der mich sogleich hineinführte. Endlich also zu Hause, im ersten Gasthof der „Stadt"! Ein gewerbsmäßiger Skeptiker freilich hätte Zweifel erheben können, ob das Gemach, in welches der Wirt mich geführt hatte, als eine Gaststube oder ein Privatzimmer, wo nicht eine Schlafkammer anzusehen sei. Für das erste sprach der lange Tisch in der Mitte mit der Ampel an der Decke darüber; das Bett an der Wand hingegen sprach für das zweite, und zwar mit sehr vernehmlicher Stimme, als es die zwei Kinder des wackern Rotter aufgenommen hatte, was bald geschah. Denn alles muß seine Ordnung haben, und Kinder müssen früh zu Bette gehen. Allein die Entscheidung gab, wenigstens für mich, die frohe Botschaft, daß ich einen Gulasch bekommen könnte, wenn auch einen aufgewärmten, und dazu ein Glas selbstgebrautes Bier. Der mit Kartoffelscheiben gedämpfte Gulasch erschien und war vortrefflich, das ziemlich fade Dünubier mundete dem ausgetrockneten Gaumen herrlich! Dann verlangte ich, um die Ruhe der Familie, die offenbar auf überkneipende Gäste nicht eingerichtet war, nicht zu stören, nach meinem Nachtlager. Ich wurde eine steile Wendeltreppe, wie man sie etwa in alten Burgen findet, hinaufgeschleift und fand mich auf einem kahlen, einfenstrigen Zimmer ohne verdächtige Ahnenbilder, vor einem saubern deutschen Bett, das den Landsmann kameradschaftlich aufnahm.

Für den andern Morgen hatte Rotter eine Frau beschafft, die mir Gelegenheit geben sollte, einige alte Trachtstücke der Gegend kennen zu lernen, vor allem das „Pendelhemb," zwar das unscheinbarste, aber für mich von besonderm Interesse. Wenn mich Felix Dahn bei Abfassung seiner „Romane aus der Völkerwanderung" zum Garderobier der altdeutschen Kostümtruhe ernannt hätte, würde ich seiner Urschwäbin, der Bissula, das „Pendelhemb" gereicht haben, zumal für ihre Vorstellungen in der hohen Kletterschule. Denn das „Pendelhemb" ist ein vorzüglicher Sportanzug, unübertrefflich für das „Nehmen" von altdeutschen riesigen Eichbäumen, da es, aus grober Sackleinewand verfertigt, um mit dem Bajuvaren zu reden, „gar nie" reißt und somit selbst als Fallschirm Dienste leisten kann. Ist doch das Pendelhemb, im Ernst gesprochen, der gerade Abkömmling des weiblich-germanischen Urhemdes, das ja bekanntlich keine Ärmel besaß. Es ist, wie gesagt, ein Sack von grober Leinewand, der oben, wo er enger wird, gerade über die Brust geht und durch ein „Pendel," Bändel, eine Binneke, über der linken Achsel befestigt wird; zwei auf dem Rücken in der Mitte des obern Saumes vernähte Bändchen werden über die Achsel genommen und vorn durch ein entsprechend angebrachtes Loch verknotet. Darüber trägt man das „Miederla," kein Mieder im gewöhnlichen Sinne, sondern eine Art Oberhemd: die Hauptstücke desselben, die weiten Ärmel, sind hinten durch einen handbreiten Streifen

verbunden, der faltig und krauſenartig über den Nacken fällt, vorn iſt es bis auf einen zwei Finger breiten Saum tief und weit eingeſchlitzt. Das „Miederla“ und ſeine Sippe iſt heute in Deutſchland ſelten geworden, läßt ſich aber noch immer von dem „Schalk“ Tirols, dem „Buſenpfad“ Kärntens bis zum „Yſdēl“ (Oberteil) der ſchwediſchen Dalkarle nachweiſen. Die übrigen, auch bei Schröer (Bauernhaus u. ſ. w.) aufgeführten Gewandſtücke, die weniger alt ſind und erſt einem ſpäteren Mittelalter angehören, wie Kittel, Bruſtfleck ꝛc. übergehe ich.

Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich auch, daß in den umliegenden Dörfern, ja bis vor kurzem in Deutſch-Praben ſelbſt, die alte Totenklage noch lebendig war. Die Weiber umſtehen dabei die Leiche und ergehen ſich dabei laut jammernd in Wendungen und Redensarten wie der folgenden, die ich mit Mühe einer alten Frau entlockte: „Ach du mein, du haſt mi gelaſſen, was ſoll i jetz anfange, was mit ſoviel Kinder, ich ha di ja genug gepflegt, das hat nicht geholfen.“ Bei den Slowaken wird die Totenklage ſingend abgeleiert, bei den Deutſchen geſprochen. (Weitere Beiſpiele ſ. bei Schröer.)

Da ich noch an demſelben Tage nach Znyó zurückkehrte, unterwegs aber in Gaidel und Münichwies eine Nachleſe halten wollte, mußte ich mich zeitig auf den Weg machen. In Münichwies traf ich den Pfarrer, einen ſchönen, kräftigen Slowaken, den ich unter anderm nach einigen Angaben Schröers befragte, welcher den Münichwieſern eine vollſtändige ſittliche Verwilderung in die Schuhe ſchiebt; indes der geiſtliche Herr wollte von dergleichen nichts wiſſen, ſtellte überhaupt ſeinen Pflegebefohlenen ein günſtiges Zeugnis aus: ſie ſeien nüchterner als die Slowaken, auch nicht ſo „keck“ (wohl lärmend und zänkiſch). Wie mir Singer ſagte, ſollen ſich die Münichwieſer eines übermäßigen Kinderreichtums erfreuen, eines Segens, welchen die Nachbarn, ohne Zweifel beſſer berichtet als Schröer, dem Waſſer des Ortes zuſchreiben, alſo einem Kinderbrunnen, der dereinſt gefaßt, etikettirt und verſandt den Münichwieſern ungezählte Schätze eintragen wird. Am Abend war ich wieder in meinem einfachen, aber behaglichen Wirtshaus in Znyó, das ich jedem meiner Landsleute, der in dieſe Gegenden verſchlagen werden ſollte, nur empfehlen kann. Folgenden Morgens beſtieg ich die Bahn, die den Reiſenden in einer kleinen Stunde auf die Waſſerſcheide zwiſchen Waag und Eipel (Station Berg) trägt, von wo man in wenigen weiteren Minuten nach der Station Kremnitz hinabrollt.

Alexander von Roberts.

Zu den sympathischsten Gestalten der jüngsten Literatur gehört Baron von Roberts, der im Verlaufe weniger Jahre zu einem beliebten Modeschriftsteller geworden ist, um dessen Mitarbeiterschaft sich die üppige Konkurrenz der Familienblätter mit und ohne Illustration bemüht. Dieser Erfolg innerhalb von vier Jahren — Roberts trat durch die Gewinnung des ersten Preises bei der Feuilletonpreisausschreibung der Wiener Allgemeinen Zeitung im Frühjahr 1882 zuerst in der literarischen Öffentlichkeit hervor — erklärt sich aus der Eigenart des Mannes und seiner Schriften.

Roberts ist einer der seltenen Menschen, die zufrieden sind mit ihrer Zeit. Das ist seine Stärke und seine Schwäche. Eine edle, grundgütige und harmonische Natur, kontemplativ zu behaglichem Genusse des Daseins angelegt, hält er sich mit Vorliebe an die guten Seiten der Menschen und seiner Zeit. Um seinen Standpunkt klar auszusprechen, schrieb er die Skizze „Die gute alte Zeit" als Einleitung zu seiner ersten Novellensammlung „Es und Anderes" (dritte Auflage, Dresden, Minden, 1884). Charakteristisch für die Liebenswürdigkeit seines Naturells, hat er hier den Spott über die Kopfhänger und Schimpfer in die Form der Selbstironie gekleidet. Er träumt sich in das Jahr 1923, wo er längst Großvater geworden, im Sorgenstuhl sinnend dasitzt. Zu dieser Zeit ist der Luftballon schon lenkbar gemacht worden, das elektrische Licht wird zum Befördern des Rebenwuchses benutzt, und dergleichen mehr. Trotzdem sehnt er, der Alte von Anno 1883, sich nach der „guten alten Zeit" zurück, muß sich aber von seinem frühreifen Enkelknaben über seine Irrtümer aufklären lassen. Und er kommt zu folgender abschließenden Erkenntnis: „Man muß tüchtig sein und stark in seiner Zeit, nicht vor-, nicht rückschauen. Modern sein, das ist das Beste!... Man wird sich des Guten, das man genießt, nicht immer so bewußt; das Böse kann man meist greifen, und da mag es vorkommen, daß man jenes völlig übersieht. Man ist auch undankbar, manche giebt es, die wollen das Gute, in dem sie leben und atmen, nicht anerkennen. Jetzt ist es eine Mode geworden, eine ganz nichtswürdige Mode, alles schlecht und erbärmlich zu finden. Die Regierungen taugen nichts, die Regierten ebenso wenig, so geht das Geschrei. Die Pietät ist dahin, der Unglaube frißt an den Seelen, Hochmut und Halbbildung beherrschen den großen Markt u. s. w. Ach, was haben sie meine Zeit verlästert! So schlimm sei es noch nie gewesen — die Welt ginge aus den

Fugen! Die Dichter aber, die sich doch die Lehrer der Menschheit nennen, fanden es sehr bequem, ihre Phantasien in entlegnen, mumienhaft duftenden Zeiten und in völlig unkontrolirbaren Dämmerkulten spazieren zu führen. Das stand ihnen äußerst gelehrt, und der große Haufe staunte — ich versichere dir, es ist viel schwieriger, das Labyrinth der Gegenwart mit festem Auge zu durchdringen und seine unendlich wechselnden Gestaltungen im geläuterten Bilde zu fassen." Man kann sich nach diesem Bekenntnis keinen größeren Gegensatz denken als den, welchen die naturalistische Richtung, die im jüngsten Deutschland sich geräuschvoll breit macht, zu Roberts' Novellistik bildet. Auch der Gegensatz zu einem andern in den Grenzboten vor einiger Zeit charakterisirten neuen Autor drängt sich auf, der zu Gustav Schwarzkopf, dem galligen Satiriker des modernen Wiener Lebens.

In jener Novelle „Es," mit welcher Roberts zuerst erfolgreich in die Literatur eintrat, hat er nach jeder Richtung, in Stoff und Form, den Ton angeschlagen, der ihm der natürlichste zu sein scheint. Da wurde die Geschichte eines jungen Paares erzählt, das in seiner durch den Willen der Eltern, mit Rücksicht auf die beiderseitigen Vermögen geschlossenen Ehe ohne Liebe dahinlebt, bis die gemeinsame Liebe zu einem angenommenen fremden Kinde sie auch einander näher bringt; aus der kalten Vernunftehe entsteht endlich ein Liebesverhältnis. Die Anmut, der diskrete Humor, die zarte Empfindung, mit welcher diese Geschichte vorgetragen wird, haben mit Recht einstimmigen Beifall gefunden. Und die gleichen Vorzüge bewährt Roberts in einer Reihe ähnlicher Geschichten, die das Glück oder das heitere Unglück junger Ehe- oder Brautpaare mit Humor schildern. Der Cyklus „Aus der Chronik des Glücks" in demselben Bande enthält die anmutigsten Szenen aus den Honigwochen eines solchen Paares: ein schelmisches Weibchen, ein dienstfertiger Ehemann, der noch mit Überwindung seiner Junggesellengewohnheiten zu kämpfen hat. Diese Skizzen halten den Vergleich mit denen Salvatore Farinas in „Mein Sohn" füglich aus. „Freigesprochen" (in „Unmusikalisch und Anderes," Dresden, Minden, 1886) schildert die drollige Eifersucht einer Braut auf die Klientin ihres Verlobten, eines hoffnungsvollen Rechtsanwaltes. Sein juristischer Feuereifer für den interessanten Fall der Verteidigung einer Ehebrecherin, die das junge Mädchen natürlich in heller Entrüstung verabscheut, erregt ihren Argwohn, ihren Zorn, bis sie von ihrem Unrecht überzeugt wird. „Unmusikalisch" führt in launiger Weise die Leiden eines unmusikalischen Bräutigams vor, der aber durch einen glücklichen Zufall im Verkehr mit einem genialen Musiker Sinn für das verhaßte Klavierspiel und damit die Möglichkeit eines ungetrübten Eheglücks gewinnt. Kurz: das Glück des Familienlebens, das Glück der jungen Liebe liebt Roberts zu verherrlichen.

Schön vertieft erscheint dieses Streben in der besten seiner Novellen, in der „Pensionärin" (Dresden, 1884). An einen kleinen Bankbeamten, der bei

einem Gehalte von 2400 Franks, weit draußen in einem ſtillen Vororte von Paris, ſeine Familie ſchlecht und recht, in glücklicher Genügſamkeit ernährt, tritt einmal die Verſuchung in ſeltſamer Weiſe heran. Sein Nachbar, ein einſiedleriſcher, kränklicher Greis, will ihn zum Erben ſeines ganzen großen Vermögens im Betrage von 800 000 Franks einſetzen. Zwar hat der Alte ſelbſt Kinder, doch hat er keine Freude an ihnen erlebt, er will ihnen kein Geld hinterlaſſen. „Das Geld macht nicht glücklich, ſagt der Greis. Ihr Glück iſt echt und ſtark, und es wird ſich doch von dem bischen Mammon nicht unterdrücken laſſen, nicht wahr?“ Nur eine Bedingung ſtellt der Greis an das große Geſchenk: eine Schildkröte, an der er mit abergläubiſcher Liebe hängt, ſoll nach ſeinem Tode ſo gut gehalten werden, wie ſie es bisher bei ihm ſelbſt gehabt habe. Der glückliche Familienvater geht natürlich mit Freuden auf dieſe lächerliche Bedingung ein. Durch eine inzwiſchen nötig gewordene Reiſe des Alten wird der für die Giltigkeit des Teſtaments nötige Notariatsakt jedoch verſchoben bis zu ſeiner Rückkehr; unterdeſſen ſoll die Schildkröte in der Obhut des zukünftigen Erben bleiben. Der Alte will ſich vor ſeinem Tode vergewiſſern, daß der Beamte die Schildkröte in Wahrheit gut halten werde; darum die Reiſe. Nun entwickelt ſich das Schickſal der kleinen Familie in Geſtalt dieſer Schildkröte. Die Probezeit giebt eine Reihe der drolligſten Auftritte und Verwicklungen. Welche Mühe koſtet es dem Beamten, bei Weib und Kindern zunächſt überhaupt einige Rückſicht auf das dumme Tier zu erringen! Und dann hat er Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß von der Exiſtenz dieſer Penſionärin der Beſitz von achtmalhunderttauſend Franks abhänge, welche die beſcheidnen, in ihrer Genügſamkeit zufriedenen und glücklichen Weſen anfänglich garnicht zu würdigen wiſſen. Als ihm jedoch dies alles gelungen iſt, da muß er mit ſeinen Kindern die koſtbare Penſionärin aus tiefſter Seele verwünſchen; denn ſie iſt ihnen zum Haustyrann geworden, und an Stelle der glücklichen Zufriedenheit mit ihren beſcheidenen Verhältniſſen iſt der Neid und die Habgier getreten. Die Sorgfalt aller konzentrirt ſich auf die abſcheuliche Penſionärin, die ſie durch allerlei Tücken neckt und ängſtigt, ſie vor der Welt lächerlich macht und alle ihre Beziehungen zu zerſtören droht. Oft ſtellt ſie ſich tot und erſchreckt ſie; aber einmal wird ſie wirklich tot, die höchſte Wiſſenſchaft kann ſie nicht lebendig machen und der Beamte gerät in Verzweiflung. Nun fällt ihm ein, ſich durch Unterſchiebung eines neuen Tieres den Beſitz des Erbes zu ſichern; er werde — meint er — in dem großen Paris eine genau gleiche Schildkröte doch wohl auftreiben können. Es gelingt ihm dies auch in der That. Sophiſtiſch ſucht er ſich zu überreden, daß der ſeltſame Alte ſo ſehr an ſeiner Schildkröte hänge, daß er den Verluſt derſelben kaum überleben werde, daß es alſo eine ſehr fromme Lüge, eine That rechten Mitleids ſei, wenn er ihm den Tod des übergebenen Tieres verheimliche. Allein im letzten Augenblick ſiegt doch das gute Gewiſſen in ihm; zwar giebt er dem heimgekehrten Greis die neue lebendige

Schildkröte und verheimlicht den Tod der andern, aber gleichzeitig verzichtet er auf das in Aussicht gestellte Erbe, das ihn bisher schon in der Phantasie so um jede Ruhe gebracht und gequält hat. Er zieht es vor, mit den Seinigen arm zu bleiben.

Man begreift leicht, warum Roberts, der das Familienleben so anmutig verherrlicht und auch sonst konservativ ist, so schnell ein Liebling der Familienjournale werden konnte. Zu seiner ungewöhnlich eleganten Form, die er sich wohl in französischer Schule erworben hat, bringt er eine dem deutschen Bürgertume sympathische Gesinnung mit. Was speziell den Reiz der „Pensionärin“ erhöht, ist die vornehm schlichte Erzählungsweise. Auch war es ein sehr glücklicher Griff, die ganze Handlung nach Paris zu verlegen, das für solche halb märchenhafte Goldgeschichten der deutschen Phantasie noch immer als der rechte Hintergrund erscheint.

Roberts ist der geborne Erzähler, der erfindungsreiche Fabulist von Haus aus. Er verfolgt keinerlei Tendenz, die Satire liegt ihm fern, auch ist es nicht seine Art, originelle Charaktere in ihrer Absonderlichkeit aufzustellen, die schweren innern Konflikte meidet er. Er will nichts als heiter unterhalten, und dies gelingt ihm in ausnehmender Weise. Dadurch unterscheidet er sich wesentlich von seinem literarischen Altersgenossen Schwarzkopf, auf den oben hingedeutet wurde. Dieser geht ganz in der Charakteristik auf, reiht eine feine Beobachtung an die andre; Roberts hat nur Sinn für die Handlung, die er hübsch spannend komponirt.

Roberts war früher Soldat, Offizier in der deutschen Armee; die ersten literarischen Erfolge veranlaßten ihn, den militärischen Dienst zu verlassen und sich ganz dem der Muse zu widmen. Allein die Erinnerungen aus dem Militärleben regten ihn zu einer Reihe heiterer und ernster Geschichten an, in denen der militärische Ton zu erzählen besonders glücklich nachgeahmt wurde. Es gehören dahin „Scharfgeladen,“ „Die Puppen,“ „Aus der Art,“ „Der Tambourmajor“ und die ausgezeichneten Geschichten aus den Erlebnissen des Majors Marsa: „Ein Kuß“ und „Das Herz des Oberleutnants.“ Aus dem „Kuß“ mag hier eine Stelle zur Veranschaulichung seines Stils Platz finden. Der Major Marsa sitzt am Stammtische im Kreise seiner Kollegen; ein stets bereiter Erzähler, läßt er sich auch heute nicht lange bitten, und erzählt ein Abenteuer, welches ihm als jungem Leutnant einmal bei einer Rückfahrt in seine Garnison begegnet ist. Vorher hatte er noch einen Abschied von den Husaren bei schwerem Wein gefeiert. „Was kann man auf der Eisenbahn besseres thun als schlafen, oder wie ein guter Bekannter von mir sich ausdrückte: die innere Gegend rekognosziren. Zumal, wenn einem solche charmante Burschе wie die S.schen grünen Husaren mit dem deliziösesten Getränk von der Welt das Blut versetzt haben. Lag also bequem in einer Ecke und duselte, hatte dem Schaffner anbefohlen, mich in Derbitz, meiner Garnison, zu wecken, beileibe

nicht eher, da wäre das Billet. Auf die Passagiere, die schon im Wagen saßen, hatte ich beim Einsteigen keine Acht gehabt, und ich will denn auch gestehen, es lag mir von dem Liebesmahl her wie ein Spinneweb über den Augen. Jedenfalls hatte da drüben ein Herr mit einer roten Nase gesessen, die wie eine Signallaterne leuchtete. Ferner eine Dame, welche Zahnschmerzen hatte und ein Hündchen unter der Mantille verborgen hielt, das fortwährend winselte. Auch stolperte ein junger Mann herein, der ein sehr erstauntes Gesicht auf einer blauen Kravatte trug und in einen falschen Zug geraten war. Derselbe stürzte auf der nächsten Station wieder heraus und trat dem Herrn mit der Funkelnase auf die Füße, worauf dieser ein paarmal »Pardon« sagte, was ich nicht recht begreifen konnte. Ich halte mich mit diesen Details auf, um Ihnen zu beweisen, daß ich durchaus nicht fest geschlafen, sondern so zwischen Träumen und Wachen stets noch au fait geblieben war. Darauf wars eine Weile dunkel, und da mochte ich denn wirklich eingeschlafen sein. Als ich aufwachte, war über uns eine Lampe angezündet, welche sehr matt leuchtete, dafür aber umso toller klapperte. Über uns, sage ich. Wer saß denn mir gegenüber? Nun, eine Dame — nicht jene mit den Zahnschmerzen, die war mit der Funkelnase jedenfalls verschwunden; nein, eine einsame, junge Dame. Potz Wetter! dachte ich. Jung, hübsch, reizend, elegant, jedenfalls etwas Exquisites! Saß da in ihrer Ecke mir gegenüber und sah mich an — bei Gott, sah mich stramm an ohne zu zucken. Bannte mich förmlich mit ihren großen, flammenden Augen. Warum rüttelte ich mich nicht empor? Wahrhaftig, die ganze hübsche Anrede, die ich vom Stapel lassen wollte, blieb mir wie gefroren auf der Zunge kleben.... Und sie, das wunderbare Weib, immer mit ihren Augen auf mich loszielend.... Da hält plötzlich der Zug, ich höre noch draußen eine Station ausrufen, und da geschiehts! Nun, was denn? Was glaubt Ihr denn? Haltet Ihrs für möglich? — Neben mir, dicht vor mir steht ihre elegante Gestalt, steht da und beugt sich zu mir nieder. Und da fühle ich, wie ein warmer, zarter, duftender Hauch über mein Antlitz weht und gleich darauf — Mohren und Wetter! — pressen sich zwei heiße Lippen auf die meinen, zwei heiße, schwellende Lippen — haften einen Augenblick auf meinem Munde — einen Himmel von einem Augenblicke, meine Herren, und fort sind sie!" Den weitern Verlauf der Geschichte, die mit diesem Vorfalle erst ihren Anfang nimmt, mag der Leser im Original verfolgen.

Noch sind zwei Bände von Roberts zu erwähnen: die Novellensammlung „Kohinor, Mal' Occhio, Die Trovatella, Die Holzhauer" (zweite Auflage, Dresden, 1886) und der Roman „Lou" (dritte Auflage, ebenda, 1887). Hier lernen wir einen neuen Stoffkreis seiner Phantasie kennen; die Novellen spielen in Italien, die Motive sind dem italienischen Volksleben entnommen. Der Roman „Lou" spielt in Paris, sein Motiv ist wohl eines der bizarrsten, welche gewählt werden können. Lou ist der Name eines Negersklaven, der durch den

Selbstmord seines Herrn, eines Pariser Lebemannes, um seine Stellung gekommen ist und herrenlos im Lande herumirrt. Halb verhungert hat Lou das Glück, endlich als „wilder Mann“ in einer wandernden Menagerie angestellt zu werden. Roberts entfaltet hier eine große Kunst in der Schilderung des Treibens der Jahrmarktshelden; eine ganz besonders gelungene Figur ist die des Tierbändigers. Lou hält es indes in der Menagerie auch nicht lange aus, kommt wieder bettelnd nach Paris, trifft dort eine Jugendfreundin, eine kokette Pariserin, die inzwischen eine berühmte Operettensängerin geworden ist, und findet bei ihr Aufnahme. Allein das Interesse der Diva für ihn erregt die Eifersucht ihres Grafen, Lou wird daher wieder aus dem Hause gebracht, und endlich stirbt er im Spital. Man sieht schon aus diesen flüchtigen Andeutungen, daß sich Roberts hier in der Nachahmung des Pariser Romans gefällt. Man kann diese seine anempfindende Unselbständigkeit nur bedauern; so glänzend einzelne Schilderungen in „Lou“ sind, so unbefriedigend ist der Roman als Ganzes, weil es Roberts nicht gelungen ist, klar die Idee auszugestalten, die ihm mit der Schilderung des Schicksals seines unschuldsvollen, gutmütigen und doch so unglücklichen Lou im Gegensatze zu den klug berechneten Geschäftsmenschen der Zivilisation vorgeschwebt hat. Auch die italienischen Novellen muten uns als Anempfindung an Paul Heyse u. a. an. Damit berühren wir die Grenzen seines Talents.

Im ganzen hat Roberts sich bisher als ein gewandter, anmutvoller, erfinderischer Erzähler bewiesen. Aber seine geistige Physiognomie ist noch im Schwanken, er hat sich offenbar noch nicht selbst gefunden. Wir wünschen ihm, der so viel von den Franzosen zu lernen gewußt hat, nunmehr auch die Fähigkeit, sie zu überwinden und ganz ins deutsche Leben einzukehren; denn schließlich wurzelt nur hier seine Stärke.

Wien. Moritz Necker.

Aus der Chronik derer von Riffelshauſen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Fortſetzung.)

Achtzehntes Kapitel.

Die Sonne hatte ſengend vom wolkenloſen Himmel geſchienen. Es lag noch ſchwere Hitze in der Luft, und man wagte kaum die Augen zu öffnen, ſolch ein Flimmern und Glänzen zeigte der Junitag. Aber jetzt zog eine ſchwarze Wolke von Weſten herauf, eine zweite und dritte, und ſie ballten ſich zuſammen.

Im Dorfe war es ſtill wie zur Nachtzeit. Menſch und Tier ſcheuten ermattet die geringſte Bewegung, nur der Staub ſtieg plötzlich auf, jagte über den Weg, ſtieg höher und ſank, in der Luft ſich verteilend, zurück.

Die Geſellſchaft des Herrenhauſes hatte ſich in die kühlen Zimmer geflüchtet, mehr zur Ruhe geneigt als zur Unterhaltung. Selbſt der Gaſt aus Moosdorf war heute nicht in geſelliger Stimmung.

Mademoiſelle Adeline ſaß mit einer feinen Arbeit, ohne die Finger zu rühren. Die Roſen, mit denen ſie Haar und Kleid geſchmückt hatte, waren voll erblüht, faſt ſchon im Welken, aber ſie dufteten ſtark und ſüß.

Adeline bemerkte lächelnd, daß der Hofmarſchall über ſeiner Lektüre eingeſchlafen war. Es war freilich gar zu heiß! Sie wehte ſich mit der Hand Kühlung zu. Dann wandte ſie den Kopf nach der Fenſterniſche, in welcher Daïda mit gekreuzten Armen lehnte, die Augen nach dem Himmel gerichtet, an dem das Gewitter hing.

Schon neigten ſich die Bäume in jenem plötzlichen Winde, der dem Gewitterregen vorauszugehen pflegt. Das Waſſer des Wallgrabens bewegte ſich in leiſen Wellen, ein Vogel flog darüber hin, ſo dicht, daß ſeine Schwingen faſt die feuchte Fläche berührten.

Das junge Mädchen erhob sich leise und durchschritt unhörbar den Saal. Als der Graf sich nach ihr umsah, winkte sie ihm mit den Augen und schloß vorsichtig die Thür hinter sich. Einige Minuten später verließ auch Daïda den Saal.

Wo wollen Sie hin, Herr Nachbar? redete ihn Cäcilie an, der er im Flur begegnete.

Die Kinder sind noch im Freien, sagte er, wir werden in wenig Minuten ein starkes Gewitter haben.

Mademoiselle ging ja eben hinunter. Die wird die Bande schon ins Haus befördern.

Ich bitte um Verzeihung, erwiederte er, die kleine Adeline beabsichtigte in den untern Gemächern die Fenster zu schließen.

Cäcilie war zufriedengestellt und wanderte ruhig mit Kaffeeserviette und Zuckerdose nach dem Saale, Daïda aber die breite Treppe hinunter. Einen Augenblick sann er nach, wohin sich zunächst zu wenden; dann schritt er durch den weiten Hausflur nach Georgs Zimmer, zu dem ein paar Stufen hinaufführten. Der Hofmarschall benutzte dies Zimmer jetzt zu den Konferenzen mit Beamten und Bauern. Aber obwohl es darum gut in Ordnung gehalten wurde, ließ sich die modrige Luft, die in jedem unbewohnten Winkel des Erdgeschosses herrschte, nicht ganz verbannen.

Wie Daïda erwartet hatte, traf er daselbst Adeline. Sie war damit beschäftigt, den widerwilligen Riegel vor das verquollene Fenster zu schieben, und kehrte der Thür den Rücken. Daïda schloß hinter sich ab und steckte den Schlüssel zu sich. Dann trat er zu ihr, löste sanft ihre Hände von dem eigensinnigen Riegel und hielt sie fest.

Ich habe heute ernste Worte mit dir zu sprechen, mon ange, sagte er; unsre Chancen stehen schlecht; komm, setze dich zu mir auf das alte Sofa und höre mit Fassung, was ich sagen muß.

Sie gehorchte schweigend. Ihre Rehaugen verrieten Schrecken und Angst.

Noch ist nichts passirt, Kind, tröstete er; aber die Hofmarschallin ist unserm entente cordiale auf der Spur. Sie thut so sanft, ist aber bei alledem mir gegenüber ziemlich deutlich geworden. Und das ist darum schlimm, weil es mich zwingt, dich fürs nächste zu meiden.

Du wolltest mich verlassen? O, nur das nicht! Ich könnte es nicht ertragen!

Aber gerade deinetwegen muß es geschehen, meine Puppe. Glaubst du, daß ich mich um die Meinung dieser Pedanten kümmere? Du lieber Himmel! Meinethalben könnten sie mich in jeder Tonart verdammen. Aber du, du!

Adeline schüttelte den Kopf. Ich glaube, du bist meiner schon überdrüssig.

Adeline! Wie ungerecht du sein kannst! Warum bin ich denn überhaupt hier? Etwa um mit dem galligen Hofmarschall über die Dummheit seiner Bauern

zu wettern, oder um der vortrefflichen Damen Moralpredigten anzuhören? Du zweifelſt an meiner Liebe, Adeline? Sieh mich doch an! Lügen meine Augen? Fühle doch meine Hand, wie ſie glüht! Und du wirfſt mir Kälte vor!

Aber das Mädchen ſenkte den Kopf und weinte.

Adeline! Ich muß gehen; aber wir ſehen uns wieder. Jetzt bin ich mit hundert Ketten gefeſſelt; aber die Zeit kommt ſicherlich, wo ich mich frei machen kann, und dann —

Ein leuchtender Blitz zuckte durch die Dunkelheit; lärmend goſſen Regenſtröme gegen das Fenſter. Daïda haßte die Gewitter. Der finſter rollende Donner machte ihn nervös. Jetzt hatte er das Mädchen in die Arme geſchloſſen, ſtärker erregt, als er ſelbſt es meinte.

Laß mich! laß mich! O Himmel, ich werde gerufen! Man kommt! Ach — ich bin verloren!

Er ſprang auf und händigte ihr den Stubenſchlüſſel ein. Hier, öffne und zeige dich ganz ruhig. Es iſt niemand hier geweſen.

Noch einmal küßte er ſie und verſchwand dann im anſtoßenden Zimmer.

Bereits wurde aber vom Flur aus an der Thür geriſſen und gelärmt. Mit geſchicktem Handgriffe ſtrich ſie über ihre etwas in Unordnung geratene Toilette und ſchloß auf. Ungeſtüm wurde die Thür aufgeriſſen, und vor ihr ſtand der Hofmarſchall. Seine blauen Augen blitzten wie blanker Stahl. Was geht hier vor? rief er zornig.

Mais, mon Dien, monsieur, qne vous me faites peur! Ich zittere ja noch an allen Gliedern von dem ſchrecklichen Donnerſchlage! Da, ſehen Sie doch.

Sie hielt ihm die kleine zitternde Hand hin, die er ergriff und mit eiſernem Drucke umklammerte.

Warum bei verſchloſſener Thür?

Mais, monsieur! Sie ſah wirklich empört aus. Ein kleines Derangement der Toilette — aber das iſt ja ein Verhör!

Er ließ ſich nicht beirren. Es war noch jemand hier, ſagte er mit zurückgehaltener Heftigkeit.

Mein Himmel, wer denn? Das iſt doch zu arg. Laſſen Sie meine Hand los! Es war niemand hier.

Das werden wir ſehen.

Mit einem finſtern Blicke überflog er ihre Geſtalt; dann ſah er ſich forſchend in dem Zimmer um. Der Regen peitſchte gegen die Scheiben; die Dunkelheit, verbunden mit der drückenden Gewitterluft, wirkte beängſtigend. Der Hofmarſchall durchſpähte die Winkel und öffnete den Wandſchrank; dann ſchloß er die nach dem Flur führende Thür ab und ging in das Nebenzimmer. Dies, Georgs Schlafzimmer, welches keinen beſondern Ausgang hatte, wurde ebenfalls durchſucht, aber auch erfolglos.

Adeline wußte, daß er nur hier ſein konnte, hier ſein mußte, da er keinen

Ausweg hatte, und doch war er nicht da. Sie sah nach dem Fenster; aber dies führte von beträchtlicher Höhe nach dem Wallgraben. Der jetzt mit Hagel vermischte Regen wühlte den Grund des Grabens auf, daß das Wasser in schmutzigen, dunkeln Wellen gegen die alte Steinwand stieß. Auf einmal bemerkte sie, daß das Fenster, welches sie sorgfältig geschlossen hatte, nur anlehnte; es schien mit Anstrengung von außen angezogen zu werden. Ihr schwindelte. Wenn er diesen Ausweg genommen hat, dachte sie, dann war es sein Tod! Mit leisem Stöhnen sank sie in die Kniee und lehnte den Kopf an die Wand. Der Hofmarschall, der einen Blick auf sie warf, bemerkte einen Gegenstand unter dem Fenster am Boden liegen. Es war ein feiner Herrenhandschuh.

Neunzehntes Kapitel.

Jakob, der Kutscher des Grafen Daïda, stand leise fluchend in dem Stalle des Gutshofes, der durch einige Fensterlöcher unter der Decke sein spärliches Licht empfing.

Sie sollten einmal einen neuen bauen, diese schäbigen Siebenhofer, brummte er und klopfte den großen Braunen auf den glänzenden Hals. Da vernahm er ein heftiges Pochen an der niedrigen Thür nach der Straßenseite — wie, war das nicht der Herr? — Mache auf, du Esel! tönte es durch das Rauschen des Regens. Ja, das war schon der Graf. Aber um aller Heiligen willen (Jakob war, wie sein Herr, Katholik), gnädigster Herr Graf! rief er bestürzt, als dieser triefend und schlammbedeckt wirklich eintrat.

Schweig! Meinen Mantel her. So, nun spann augenblicklich ein, ich muß mit dem nächsten Zuge fort — nach Berlin. Ist der Hegel hier.

Der ist hier, Herr Graf, ich will ihn sofort rufen.

Aber sei gescheit, Alter, daß du kein Aufsehen machst. Und eil dich! Eil dich, sag' ich dir, du schläfriges Flußpferd!

Daïda hüllte sich schaudernd in seinen Mantel und setzte sich auf ein Bündel Stroh in dem dunkeln Stalle. Dort wartete er ungeduldig, den eilenden Kutscher noch antreibend. Der wollte kaum Augen und Ohren trauen, wagte aber keine Entgegnung. Nur mit stillem Kummer bedachte er, daß ein derartiger Gewittersturm nicht zum besten im Jagdwagen auf offener Landstraße abzuwarten sei. Dennoch spannte er mit dem herbeigeholten Hegel in möglichster Hast die Pferde vor.

Nu, rappelts bei euch? schrie der Großknecht, der aus der Thür des Gesindehauses schaute.

Was gehts denn euch an? Wir haben Nachrichten, und mein Herr muß nach Berlin.

So dumm! brummte der Großknecht und schlug die Thür zu.

Einige Minuten später durchflog der Wagen das Dorf, während Hegel besseres Wetter erwartete, um sich mit seiner Botschaft nach dem Herrenhause zu begeben.

Man war halbwegs bis Rummelshausen, als der Kutscher Jakob sich umdrehte. Befehlen? Es schien, als habe der Graf gesprochen.

Du mußt umwenden. Über den grauen Hund nach Moosdorf fahren. Ich bin krank.

Jakob konnte sich das bald denken; er war recht besorgt für seinen Herrn und ermahnte die Pferde, sich diesmal zu „repräsentiren."

Das Moosdorfer Schloß war zweifellos unter den umliegenden Edelsitzen der schönste. Im Rokokostil erbaut, war es doch nicht mit Schnörkeln überladen. Die Front sah nach dem großartig angelegten, jetzt freilich verwilderten Park. Die Einfahrt befand sich auf der Rückseite, wo stattliche Seitenflügel einen schönen Hof einfaßten. Dort stand ein großer Steinbrunnen, dessen Muschelbecken und wasserspeiende Delphine von einem schilfbekränzten Triton überragt wurden. Der Brunnen hatte wirklichen Kunstwert. Das Schloß selbst war groß und weitläufig, war aber durch längeres Unbewohntsein etwas in Verfall geraten. Sonst hatten die Besitzer mit ihren Familien jahraus jahrein hier gehaust, auch Eustach Daïda, der jetzige Schloßherr, hatte seine Kindheit hier zugebracht. Seit er aber eine verwöhnte Hofdame geheiratet hatte, die von Thüringen sprach wie von einem Verbannungsort und Moosdorf nie mit Augen gesehen hatte, war auch er nur selten da erschienen.

Moosdorf diente ihm als Zufluchtsort. Wenn eins seiner galanten Abenteuer anfing, ihm unbequem zu werden, liebte er es, hier im Verborgenen abzuwarten, daß alles sich ebne. Diesmal hatte er sich mehr als sonst fesseln lassen und war sogar darauf verfallen, einmal wieder Landwirtschaft zu treiben.

In Moosdorf lebte er still und einfach. Eine hübsche, noch junge Haushälterin bemühte sich redlich, dem armen Einsiedler das Leben behaglich zu machen.

Auch die Moosdorfer Bauern legten ihrem Gutsherrn keine Steine in den Weg. Es war ein ganz andrer Menschenschlag als die Siebenhofer und in der Kultur zurück, da ihr Dorf weitab von der großen Heerstraße lag. Was dem Grafen beliebte, zu thun, hießen die Leute von vornherein gut.

Als Daïdas Wagen am Schloßportale hielt, schüttelte den Grafen das Fieber dermaßen, daß er nur mühsam noch sein Zimmer erreichte.

Das Gewitter war fortgezogen, aber ein zweites kam herauf, und der Regen fiel ungemindert.

Fräulein Flora, die Haushälterin, besann sich nicht lange, sondern sandte schleunigst die geschlossene Kutsche mit ein paar frischen Pferden nach Rummelshausen, um Doktor Petri zu holen. Dann setzte sie sich mit der Uhr in der Hand zu dem Kranken, den man in das urtümliche Himmelbett gelegt hatte, und wartete.

Der ausgesandte Wagen kam auch pünktlich zurück, aber ohne den Arzt. Doktor Petri war, wie gewöhnlich, nicht zu Hause gewesen.

Seine Leute wollen ihn schicken, sobald er kommt, meldete der Ignaz.

Der unausstehliche Mensch! schalt die Haushälterin, wozu ist er Doktor, wenn man ihn nicht zu rechter Zeit erlangen kann!

Daïda lachte sie aus. Er fühlte sich jetzt wohler und hatte Lust, zu schlafen, doch dürfe sie ihn nicht allein lassen.

So nahm Fräulein Flora ihren Platz geduldig wieder ein.

Daïda schlief unruhig und nur auf Minuten. Es dunkelte bereits, und Doktor Petri kam noch nicht. Endlich, es mochte gegen neun Uhr sein, rollte ein Wagen in den Hof. Ignaz erschien in der Thür und meldete mit gedämpfter Stimme: Der Herr —

Nur herein! herein! unterbrach ihn Fräulein Flora, es ist hohe Zeit.

Der Ignaz ging, und sie beugte sich über den Kranken, um zu sehen, ob er schliefe. Es schien nicht so. Er bewegte die Hand. Als sie wieder aufsah, entfuhr ihr ein leiser Schrei; denn vor ihr stand nicht Doktor Petri, sondern Freiherr von Riffelshausen.

Ich habe ein paar Worte mit dem Grafen zu reden, sagte er mit einer höflichen Verbeugung, darum muß ich Sie bitten, mich zu entschuldigen.

Aber mein Herr Baron, das ist unmöglich! Sehen Sie denn nicht, in welchem Zustande der Graf sich befindet?

Daïda, der bei des Hofmarschalls Stimme zusammengefahren war, hatte sich aufgerichtet und sagte jetzt ruhig: Gehen Sie, Fräulein Flora, ich wünsche es ebenfalls.

Sie schlang die Enden ihres schwarzen Kopftuchs in einander und ging; allerdings nur bis in das Nebenzimmer.

Der Hofmarschall setzte sich auf den Stuhl, der neben dem Bett stand, und kreuzte die Arme auf der Lehne. Ich bringe Ihnen etwas, das Sie in Siebenhofen haben liegen lassen, sagte er mit Ruhe, unter der man den Zorn kochen fühlte. Er warf den Handschuh auf das Bett.

Der Graf beachtete den verräterischen Gegenstand wenig. Bei diesem schrecklichen Wetter! sagte er, wahrlich zu viel Güte und eine ganz unnötige Mühe.

Nicht unnötig, da Sie sonst vielleicht auf den Gedanken gekommen wären, ihn selbst zu holen, und ich nicht wünsche — der Hofmarschall erhob die Stimme —, daß Sie je wieder mein Haus betreten. Ja, Daïda, gegen dieses Haus, das Sie mit Freundschaft und Vertrauen aufnahm, haben Sie gehandelt wie ein Schurke!

Wozu der Lärm? Da Sie sich einen Gegenbesuch verbitten, werde ich mir erlauben, einen Freund zu schicken.

Diese Gelassenheit brachte Riffelshausen um den Rest seiner Fassung. Er sprang auf; seine Augen flammten, seine Hände ballten sich krampfhaft.

Ruhe, Ruhe! rief der im rechten Augenblicke eintretende Doktor Petri und ergriff den Arm des Hofmarſchalls; ſehen Sie denn nicht, verehrter Herr, daß Sie es mit einem Kranken zu thun haben?

Zwanzigſtes Kapitel.

Himmelſchreiend! himmelſchreiend! Iſt das der Dank für erwieſene Gaſtfreundſchaft? Geht es ſo zu in einem Hauſe von ehrbaren Chriſten!

Fräulein Cäcilie warf funkelnde Blicke um ſich, Herr Trakelberg ſeufzte nur, und die Kinder ſchlichen ſcheu umher. Es ging ſo ſeltſam zu im Hauſe!

Mademoiſelle Adeline war abgereiſt, nachdem ſie die letzten Tage in beſtändigem Weinen verbracht hatte. Sie erklärte nicht die Urſachen ihres Kummers, ſo eifrig auch die Kinder ſie darum befragten, und wollte ſich nicht tröſten laſſen.

Vor ihrer Abreiſe noch hatte man eines Abends den Hofmarſchall ſchwer krank ins Haus getragen. Der Nachbar Schefflingen von Trübenſee und Doktor Petri hatten geheimnisvoll mit den Damen geredet, und nun lag der Hausherr ſchon vierzehn Tage zu Bett, mitten in der Erntezeit!

Cäcilie eiferte eigentlich gegen die Wände. Sie konnte weder Trakelberg noch die Kinder als Zuhörer erkieſen; aber ausſprechen mußte ſie ſich, um nicht am Ärger zu erſticken.

Er iſt an allem ſchuld! ſagte ſie hundertmal, ohne ihn zu nennen; als aber Julie einmal fragte, warum der Graf von Moosdorf gar nicht mehr komme, erhielt ſie eine Ohrfeige. Das war belehrend.

Die ſchlechte Laune der Tante war diesmal ſo anhaltend, daß die Kinder ihr möglichſt aus dem Wege gingen. Die Mutter kam nur ſelten aus dem Krankenzimmer hervor, und dann meiſt mit ſo traurigem Geſicht, daß die Jugend ſich gedrückt fühlte.

Thereſe war geneigt, alle Schuld für das Geſchehene auf ſich zu nehmen. Wenn ſie des Kranken unruhigen Schlaf überwachte, hatte ſie Zeit genug, ſich Vorwürfe zu machen über das, was ſie gethan und geſagt, oder nicht gethan und nicht geſagt hatte. Dieſer beunruhigende Kreislauf ihrer Gedanken brachte ſie oft bis zum Fieber. Dann ſtand ſie auf und verſuchte, ſich ſelbſt Vernunft zu predigen. Sie hatte doch jederzeit das Beſte gewollt, darnach geſtrebt in mancher ſchweren Stunde. Es hatte nicht in ihrer Macht gelegen, das jetzt Geſchehene zu verhindern. Nein, aber ein andrer hätte es gekonnt! Und daß der nicht hier geblieben, wo er ſo nötig war, daran trug wieder ſie die Schuld! Dann ſeufzte ſie und griff nach der brennenden Stirn, es war ihr manchmal, als müſſe ihr der Kopf zerſpringen.

Einmal brachte Cäcilie einen Brief. Du wirſt ihn durchſehen müſſen, Thereſe, ob er etwas enthält, das Beantwortung fordert. Das Schreiben war an Bohemund gerichtet.

Willſt du nicht lieber —

Aber Cäcilie ſchüttelte ungeduldig den Kopf; ſie hatte mehr zu thun.

Thereſe hielt den Brief in der Hand und betrachtete lange die gerade, ordentliche Schrift. Sie gewann dieſe Buchſtaben ordentlich lieb und fand, daß ſie ganz beſonders vertrauenerweckend ausſähen. Dann las ſie. Bohemund hatte ihr nie Georgs Briefe mitgeteilt. Sie wußte nicht, daß es möglich war, ſo viel Güte und Teilnahme, ſo zart ausgedrückte Beſorgnis in eine Reihe Buchſtaben zu legen. Sie lächelte, und Thränen traten ihr in die Augen. Sie las alle die Rückſicht heraus, mit der Georg, ohne zu verletzen, ſagte, was er ſagen mußte.

Er ſchien aus der Ferne zu ſehen, was in Siebenhofen vorging: daß der neue Inſpektor nichts taugte, daß der Hofmarſchall ſich verleiten ließ, in ſeinen Unternehmungen bedenklich weitläufig zu werden, und daß er Männer herbeizog, an deren Tüchtigkeit man zweifeln mußte. Auch Bohemunds Hoffnung auf die Nieder-Tettenheimer Zuckerfabrik teilte Georg nicht.

Ich möchte bei euch ſein, ſchloß er, in Gedanken mache ich mir Sorge um euch, um dich und deine Frau. Mir iſts, als ob eure Bilder blaſſer würden und blaſſer. Im Traume greife ich darnach, und ſie zerrinnen, ſodaß mich Angſt aufweckt. Ich kann mich nicht mit Augen überzeugen, wie thöricht ſolche Angſt iſt. Verſprich mir, lieber Bruder, auf dich zu achten und auf ſie.

Bohemund nahm alle dieſe Beſorgnis nicht ſchwer, als er ſpäter den Brief ſelbſt las. Er war kein fügſamer Patient, zu früh aufgeſtanden, zu bald an die Geſchäfte gegangen, wie Petri ärgerlich ſagte, aber Riffelshauſen hatte keine Ruhe mehr, ſobald er imſtande war, ſich aufrecht zu halten.

Die Vermeſſungen nahmen ihren Verlauf, die Berechnungen ſahen ihrem Ende entgegen. Die Einfahrt der Ernte beſchäftigte den neuen Inſpektor vollauf, und der Hofmarſchall hielt es für unumgänglich nötig, die von ihm ins Werk geſetzte Regulirung des Flußbettes perſönlich zu leiten. Aber er war ſo ganz von Kräften gekommen, daß ihn die geringſte Anſtrengung wieder aufs Bett warf. Dabei quälte er ſich und andre in dem Bemühen, ſeine Kraftloſigkeit zu verbergen, und verlangte, daß niemand es bemerkte, wenn er ermattet auf irgend einem Sofa lag.

Nur keine Aufregung, verehrter Herr Hofmarſchall! mahnte Doktor Petri. Da ſtürzte Cäcilie ins Zimmer.

Herr Gott, Bohemund! Weißt du's denn ſchon? Die Tettenheimer Fabrik hat fallirt! Der Nichtswürdige zahlt ſeinen Gläubigern mit Zucker! Zucker! Als ob wir von dem leben könnten!

Ein paar Tage nach dieſem Vorfalle befand ſich der Hofmarſchall in

seinem Zimmer, als nebenan im Saale Fräulein Cäcilie den Besuch des Herrn Oberförsters empfing, und konnte nicht umhin, deren Gespräch mit anzuhören.

Die Dame klagte dem alten Bekannten ihr bitteres Leid.

Was soll nur noch aus uns werden, Bester? Wir gehen dem Abgrunde zu! Ist das eine Wirtschaft für ein ehrsames Haus? Sind das Zustände? Ich bitte Sie! Seit der abscheulichen Geschichte mit dem niederträchtigen Daïda ist mein Bruder geradezu unerträglich. Sagen Sie selbst, ist das nichtsnutzige, französische Frauenzimmer es wert, daß man darum einen friedlichen Hausstand zu Grunde richtet? Aber es ist noch etwas andres dahinter gewesen.

Andres? Dusele zwinkerte mit den Augen und zog die Schultern in die Höhe. Nun ja, auf dieser Welt ist nichts unmöglich. Aber was können Sie meinen, verehrtestes Fräulein?

Ich denke mir, er wäre nicht so furchtbar aufgebracht auf den Moosdorfer, wenn ihn nicht im Grunde die Eifersucht ein wenig plagte. Der Erztaugenichts hat meiner Schwägerin doch sehr schön gethan.

Eifersüchtig auf den? rief Dusele mit hellem Auflachen, ei, das nenne ich nur Verschwendung, meine Beste, Verschwendung. Wenn der Herr Hofmarschall eifersüchtig sein will, so sollte er sich näher umsehen. Näher — und weiter; verstehen Sie mich?

Nein.

I, da sieht man 'mal wieder, daß man draußen merken kann, was im Hause niemand ahnt.

Unsinn! rief Cäcilie.

Und Unsinn! wiederholte der Hofmarschall. Aber der Tropfen Gift, den er wider Willen aufgenommen hatte, fand in seinem kranken Gemüt dankbaren Boden und fraß weiter. (Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Der Philosoph von Sanssouci. Eine der interessantesten von den zahlreichen Schriften, welche der 17. August d. J. hervorgerufen hat, erblicken wir in E. Zellers „Friedrich der Große als Philosoph" (Berlin, Weidmann), denn dem großen Könige, der an jenem Tage vor hundert Jahren aus dem Leben schied, stand die Philosophie im Mittelpunkte seines Bewußtseins, und so weit auch in ihm der Herrscher den Forscher überragt, hat jene Wissenschaft doch dem Jünglinge wie dem Greise sehr wesentliche Dienste geleistet. Gleichwohl ist der Gegenstand bisher noch nicht erschöpfend behandelt worden, und wir freuen uns daher doppelt, daß ein Gelehrter von Zellers Bedeutung sich dieser Aufgabe unterzogen hat. Im Folgenden teilen wir kurz die Resultate mit, zu denen er gelangt. Friedrich hat die Notwendigkeit der Beschäftigung mit philosophischen Fragen, obwohl ihn als Regenten die anstrengendsten Pflichten und Sorgen fast unausgesetzt in Anspruch nahmen und er seiner ganzen Natur nach auf praktische Ziele gerichtet war, tief und lebhaft empfunden. Der leitende Gedanke wird ihm, je mehr die Religion bei

ihm an Ansehen verliert, desto klarer und zwingender die Pflichterfüllung auf dem Grunde vernunftgemäßer Ueberzeugung. Zu dieser sollte ihm die Philosophie verhelfen. Für die logische Schulung seines Denkens erscheinen ihm zwei Männer als geeignetste Lehrer: Christian Wolff und Pierre Bayle, von denen ersterer ihm der Urheber der vollkommensten logischen Theorie, letzterer dagegen das Vorbild eines streng logischen Denkers ist. Mit andern Worten: Wolff hat in dem Satze vom zureichenden Grunde das Prinzip aufgestellt, in welchem Friedrich die Richtschnur alles richtigen Denkens erblickt, Bayle hat als Kritiker mustergiltig gezeigt, wie man verfahren muß, um nichts ohne zureichenden Grund anzunehmen. Der Moralphilosoph bedarf neben der moralischen Theorie selbst auch der Klarheit über gewisse metaphysische Fragen, welche auf seine Ansicht vom sittlichen Vermögen und von der Bestimmung des Menschen und dadurch auf sein Handeln Einfluß haben, und dies sind die Fragen, welche das Dasein Gottes, seine Einwirkung auf die Welt, die Willensfreiheit und die Unsterblichkeit betreffen. Der Gegensatz des psychologischen Spiritualismus und Materialismus interessirt den Philosophen von Sanssouci nur deshalb, weil er mit der Frage über die Unsterblichkeit zusammenhängt, und Wolffs Lehre von den einfachen Wesen zog ihn nur darum eine Weile an, weil sich mit ihr, wie es schien, der Unsterblichkeitsglaube begründen ließ. Er eignet sich von der Metaphysik lediglich das an, was auf den Menschen und namentlich auf dessen sittliches Leben Bezug hat, und in jener Wissenschaft nahm er zuerst Wolff zum Führer, dann teils Bayle, teils Locke; seine Maxime ist jetzt Beschränkung auf die Erfahrung und das, was sich aus ihr ableiten läßt, und Mißtrauen gegen jede Spekulation über sie hinaus. Doch greift diese Aenderung in seine Weltanschauung nicht sehr tief ein: er verzichtet zwar auf die Leibniz-Wolffsche Metaphysik als auf die Lehre von dem einfachen Wesen, hält aber alle Bestimmungen derselben, die er als Unterlagen für sein praktisches Denken braucht, also den ganzen naturalistischen Deismus fest, in welchem sich Locke und Voltaire mit der Leibnitz-Wolffschen Theorie berührten. Nur die Frage über die Willensfreiheit beantwortete er später anders als im Anschlusse an Wolff und Locke. Daß er sich bei alledem an die Unsicherheit unsers Erkennens erinnerte (wie Cicero), hatte bei ihm nicht viel zu bedeuten. Wo man, so sagte er sich, auf volle Sicherheit, das Wahre vor sich zu haben, verzichten muß, tritt das Wahrscheinliche an dessen Stelle und leistet für das praktische Verhalten die gleichen Dienste wie jenes.

Friedrichs theoretische Philosophie war weder selbständig noch einheitlich, sie war Eklektizismus. Anders aber steht es mit seinen auf das menschliche Leben bezüglichen Gedanken. Allerdings mag sich auch auf diesem Gebiete die Stärke des Pflichtgefühls, mit der er bei seinen moralischen und politischen Betrachtungen alle andern Zwecke und Motive denen der Pflicht unterordnet, an Schriften von Stoikern genährt haben, aber daß er gerade diese Moral sich aneignete und die epikureischen Einflüsse, für die er von Hause aus nicht unempfänglich war, immer vollständiger zurückdrängte, war sein eignes Werk und Verdienst, und diese seine Selbständigkeit wird umso klarer erkannt und umsomehr gewürdigt werden, wenn man den Ernst seiner vom Pflichtbegriffe getragenen Lebensansicht mit der Weichlichkeit, der Selbstzufriedenheit und den andern schwächlichen Zügen vergleicht, welche die Verdienste der gleichzeitigen Aufklärungsphilosophie um die Humanität und die Toleranz schmälern, oder wenn man die Strenge seiner Grundsätze mit dem oberflächlichen utilitarischen Eudämonismus zusammenhält, welchem unter seinen Vorgängern Thomasius, der Hauptvertreter des Lockeschen Empirismus im damaligen Deutschland, huldigte. Der einzige unter den Wortführern der Aufklärungs-

philosophie, dessen Tugendlehre sich mit derjenigen Friedrichs vergleichen läßt, ist Lessing, indem auch er das Gute bloß um seiner selbst willen gethan wissen will und trotz seines Glaubens an die persönliche Fortdauer nach dem Tode gegen den Eigennutz des Menschenherzens eifert, welcher die Aussicht auf künftige Belohnung als Beweggrund unsers Handelns nicht zu entbehren vermag. In der strengen Fassung des Pflichtbegriffs kommt aber auch Lessing dem philosophischen Könige nicht völlig gleich, sondern nur Kant. Allerdings würde dieser es nicht gebilligt haben, wenn Friedrich die Moral durch die Selbstliebe begründet. Die Tugend, so läßt er sich in der betreffenden Abhandlung einwenden, fordere vollkommene Uneigennützigkeit, und wie könne man da zu dieser durch die Rücksicht auf den eignen Vorteil hingeführt werden? Seine Antwort lautet: Die Selbstliebe bestehe nicht bloß in dem Verlangen nach Besitz und Ehrenbezeugungen, sondern es gehöre dazu auch die Furcht vor Schande, der Sinn für Ruhm und Ehre, die Leidenschaft für alles, was man vorteilhaft finde, und diese Beweggründe seien auch bei den uneigennützigsten Handlungen mit im Spiele. Die Aufopferung der beiden Decier lasse sich nur damit erklären, daß sie ihren Ruhm höher schätzten als ihr Leben, die Großmut Scipios damit, daß er dachte, ein edelmütiges Benehmen würde ihm mehr Ehre machen als die Befriedigung seiner Lust. Der Mensch selbst sei immer der geheime Gegenstand des Guten, das er thue, und man brauche die Selbstliebe nur richtig zu lenken, um aus ihr den wirksamsten Hebel zur Tugend zu machen. Diese Antwort kann deshalb nicht ganz befriedigen, weil sie die Tugend doch nur als ein Mittel für einen außer ihr liegenden Zweck, nur als etwas erscheinen läßt, dessen Wert nicht in ihm selbst liegt, sondern erst in den Wirkungen, die es hervorbringt, das daher auch nur um deretwillen, nicht unmittelbar aus Freude und Gefallen an ihm selbst zu üben ist. Friedrichs Theorie ist also von Lücken und Unklarheiten nicht völlig frei und kann mit der Forderung einer vollkommen uneigennützigen Handlungsweise nur durch eine tiefer dringende Analyse des menschlichen Wesens vermittelt werden. An sich selbst aber ist der Gedanke, den der König in jener Abhandlung verfolgt, berechtigt, und gerade Kants formalistische Fassung und aprioristische Ableitung des Moralprinzips bedarf einer derartigen Ergänzung.

Auf die Philosophie seiner Zeit haben Friedrichs Schriften viel weniger Einfluß geübt als seine Thaten. Was er schrieb, war mehr für ihn selbst als für andre bestimmt und wurde, abgesehen vom Antimachiavell, erst nach seinem Tode größeren Kreisen bekannt. Was er that, wirkte auf das geistige Leben der Deutschen wie befruchtender Regen auf dürren Boden. Goethe sagt in „Wahrheit und Dichtung," indem er dabei vorzüglich an Lessings „Minna von Barnhelm" denkt: „Der erste wahre und höhere Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie." Läßt sich nicht das gleiche von unsrer Philosophie behaupten, so gebührt doch, wie Zeller nachweist, dem großen Könige ein vierfaches Verdienst um sie. „Der Philosoph auf dem Throne hat durch seinen Vorgang den Namen der Philosophie in den weitesten Kreisen zu Ehren gebracht und den Sinn für sie belebt; er hat durch den Schutz, welchen er der Lehr- und Denkfreiheit gewährte, sich um den wissenschaftlichen Fortschritt in unschätzbarem Grade verdient gemacht; er hat durch die Größe seiner Thaten und den Glanz seiner Erfolge dem Geiste unsers Volkes einen Schwung gegeben, der auf alle Lebensgebiete, auch auf das philosophische, zurückwirken, allenthalben den Sinn aufs Große lenken und den Mut zum Wagen stärken mußte; er hat endlich als Herrscher ein Beispiel der Pflichterfüllung aufgestellt und seine

Unterthanen an eine Strenge der Pflichterfüllung gewöhnt, welche für Kants Reform der Moral den Boden bereitete. Wenn die Philosophie seinen Geist gebildet, sein Denken geschult, seinem innern Leben einen Halt gewährt, wenn sie ihn zu seinem Herrscheramte ausgerüstet und gestärkt hat, so hat er ihr durch seine Führung dieses Amtes seinen Dank bezahlt."

Wir bemerken noch, daß ein nicht geringer Teil des Wertes unsrer Schrift in den reichlichen Anmerkungen besteht, die ihr am Schlusse beigegeben sind. Sie erleichtern durch genaue Nachweisung der Quellen dem Leser die selbständige Prüfung der Darstellung des Verfassers, und sie dienen, was vielen noch willkommener sein wird, zur Ergänzung dessen, was der Text bringt, indem sie charakteristische Aussprüche in ihrem Wortlaute mitteilen und solche Einzelheiten beifügen, die sich dort nicht wohl anbringen ließen, aber dem ganzen Bilde mehr Leben und eine individuellere Farbe zu geben geeignet waren. Sehr interessant sind hier u. a. die Zitate S. 240, 241 und 248, in denen Friedrich über Fürsten spricht, desgleichen die S. 255 ff., wo er sich über das Christentum und die Religion überhaupt ausläßt.

Literatur.

Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. Zweite Serie. Wien, Karl Gräser, 1886.

Diese vortrefflichen, gegen die herrschende vermeintliche „Bildung," welche in tausend Fällen roheste Unbildung ist, gerichteten Hefte könnten zwar überall in Deutschland erscheinen. Dennoch ist es nicht zufällig, daß sie gerade in Wien herauskommen, in der Hauptstadt, in welcher die Presse noch ausschließlicher unter der Herrschaft und im Solde einer Anschauung steht, welche jeden krankhaften Auswuchs, jede wüste Begehrlichkeit, jeden Ungeschmack und jede Albernheit als Fortschritt oder Zeitgeist preist und verehrt. Die Grundtendenz dieser kleinen Humoresken, Vorträge und Abhandlungen ist eine durchaus löbliche, sie treten ungescheut dem zeitgemäßen Vorurteil und dem Bildungsschwindel gegenüber; selbst wo sie, wie im „Vorrecht der Frau," über die Schnur hauen, sind sie noch von einem gesunden Grundgedanken und einer berechtigten Empfindung eingegeben. Das prächtigste und überzeugendste Stück der zweiten Serie ist die gegen die moderne Lustspielmacherei und die hirnlose Bühnenpraxis gerichtete Satire „Nach der Schablone." Dann folgen „Das Vorrecht der Frau," „Die gebildete Welt," „Unsre Künstler und die Gesellschaft," „Die Lektüre des Volkes," „Der Schutz der bürgerlichen Ehre," sämtlich geeignet, in Köpfen, deren Bildung und Eindrucksfähigkeit noch nicht ganz von ihrem Dutzend Tagesblätter beeinflußt sind, einiges Nachdenken über gerühmte Herrlichkeiten und geduldete Bräuche der Gegenwart zu erwecken.

Zur Beachtung.

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 4. Quartal ihres 45. Jahrganges, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist. Preis für das Quartal 9 Mark. Wir bitten um schleunige Aufgabe des neuen Abonnements.

Leipzig, im September 1886. **Die Verlagshandlung.**

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Princeton University Library
32101 064095084

This Book is Due

08 2008